

Z
107a

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 1.

Düsseldorf, 4. Januar

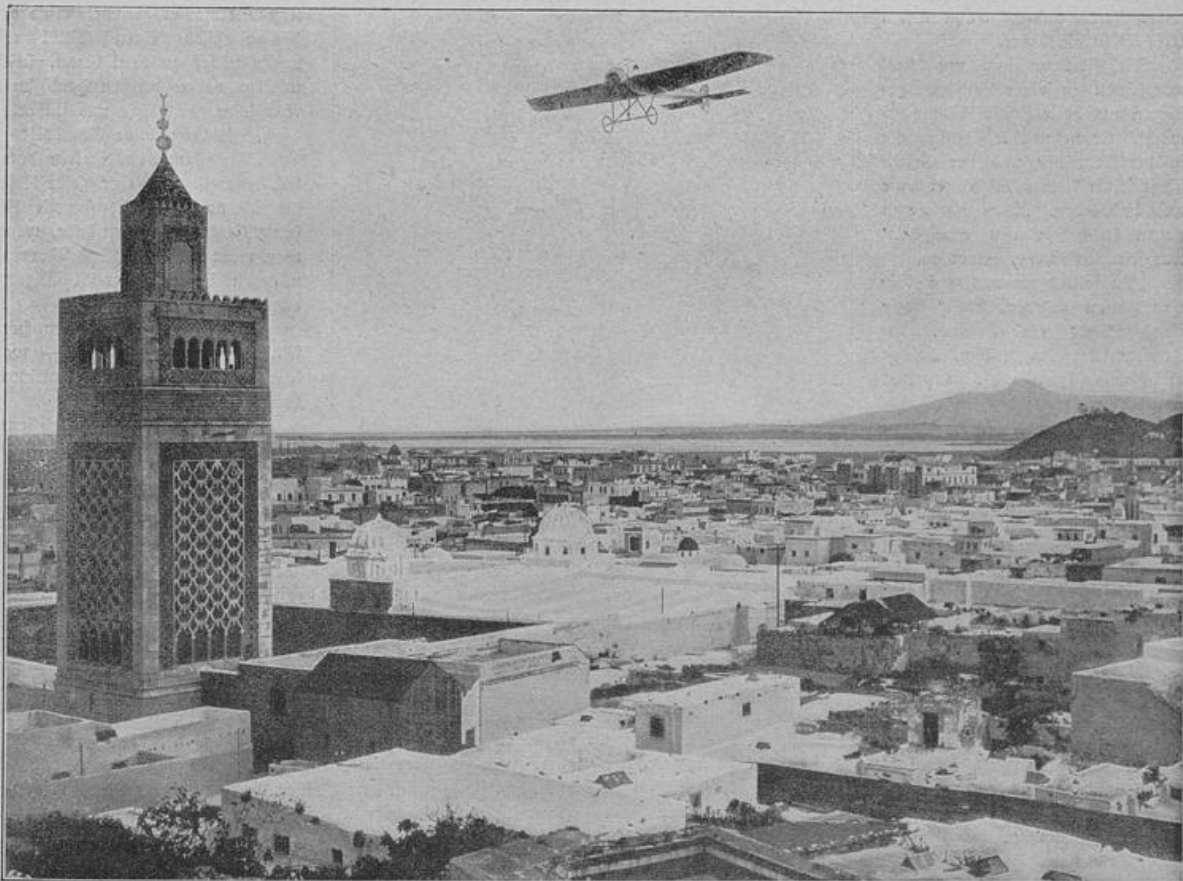
1915.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK

Von Tunis nach Rom im Flugzeug.

Der französische Flieger Garros unternahm am 18. Dezember den seit langem vorbereiteten Distanzflug von Tunis über das Mittelmeer nach Sizilien und der apenninischen Halbinsel. Um 8 Uhr früh stieg er unter den stürmischen Jubelrufen einer begeisterten Menge vom Hippodrom in Tunis auf und flog in nordwestlicher Richtung davon. Nach wenigen Stunden hatte der Flieger die Straße von Sizilien erreicht und schon um $\frac{1}{2}$ Uhr traf er in Marsala an der Westspitze der Insel Sizilien ein. Nach Einnahme eines kleinen früh-

stücks machte er sich an die Untersuchung seines Apparates und füllte den Ölbehälter neu auf. Kurz darauf trat er die Weiterfahrt in nördlicher Richtung an. Nachdem er Trapani am Monte San Giuliano passiert hatte, mußte er niedergehen, da der Motor unregelmäßig arbeitete. Am 21. Dezember früh um 7 Uhr 45 Minuten stieg er von Trapani wieder auf, kam um $\frac{1}{2}$ Uhr in Sicht von Palermo, überflog die Stadt, dann das Meer und landete in Vizzò Calabria, wo er Aufenthalt nahm; dann flog er über Neapel nach Rom.



Der Flieger Garros über der Stadt Tunis.

Phot. M. Rol, Paris.

Die gelbe Rose.

Humoreske aus dem Norwegischen von Hans G. Günther.

Es geht wunderbar in der Welt zu; manche Menschen kämpfen und quälen sich und sind „auf dem Flay“ bei jeder möglichen Gelegen-
heit. Und was haben sie davon? Gar nichts.

Anderer dagegen sehen die Sache mit Ruhe an, nehmen täglich ihre drei Mahlzeiten, trinken mindestens zu zweien ihr Bier, rauchen täglich für fünfzig Pfennig Zigarren und kleiden sich gut, ohne darüber nachzudenken, woher ihre guten Speisen und ihre guten Anzüge kommen. Und das Glüd bleibt ihnen treu, so daß sie bald, ohne recht zu wissen wie, angesehene, wohlhabende Bürger sind, mit allen möglichen Ehrenämtern und Auszeichnungen.

Das ist es, was man gewöhnlich „Schweineglüd“ nennt.

Karl hatte solch ein „Schweineglüd“ im höchsten Grade. Er war nie geneigt gewesen, sich irgendwelche Sorgen zu machen. Sein Vater war Schmiedemeister und wollte seinem Sohn sein Handwerk lehren, doch er starb an einem Brustleiden, ehe sein Sohn noch das erste Hufeisen geschmiedet hatte. Karl war ganz toll danach, in einem Laden hinter dem Tisch zu stehen und zu verkaufen, und es dauerte gar nicht lange, da kam ein guter Freund seines Vaters und nahm ihn in sein Geschäft in die Lehre.

Die Zeit verging, und Karl war schnell in seiner Laufbahn gestiegen und hatte sich selbständig gemacht. Er nahm eine Stellung ein in der Gemeinde und der Gesellschaft seiner kleinen Stadt, er lebte und ließ leben. „Darf ich Sie zu einem Glas Portwein einladen?“ war sein Wahlspruch geworden.

„Du solltest dir mal ein bißchen Ferien nehmen, Karl,“ sagte eines Tages ein Freund, der Feuerwehrlapitän, zu ihm, „solltest mal hinüberfahren in die Hauptstadt und dich amüsieren.“

„Meinst du wirklich? Ja, du kannst recht haben.“

Und bald war die Reisbeschlossen, und nach drei Tagen dampfte er ab. Bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof ließ er seine Sachen in das Hotel „Stadt Hamburg“ tragen, wofür er sich selbst ein wenig in der Stadt orientieren wollte. An einer Ecke kaufte er von einer Blumenhändlerin eine gelbe Rose für sein Knopfloch, und dann sprang er auf eine Straßenbahn, um so einen Überblick über die Stadt zu bekommen. Auf einer Brücke stieg er endlich ab und betrat einen dicht danebenliegenden Kirchhof. Er fühlte sich plötzlich als Großeuropäer und nicht mehr als bescheidener Kaufmann des kleinstädtischen N.

Kaum hatte er den Garten der Toten betreten, als ihm eine elegante Dame mittleren Alters mit hübschem Gesicht und üppiger Gestalt entgegenschwebte; mit gelenktem Blick und geröteten Wangen grüßte sie freundlich, aber würdig, etwa wie die Königin von Saba den König Salomon.

„Mein Herr,“ sagte die Dame, und ihre Augenwimpern flogen in die Höhe wie eine rasch aufgezoogene Markise und enthüllten ein Paar unbeschreiblich blaue, freundliche Augen, „mein Herr, schwören

Sie mir, daß Sie nicht schlecht von mir denken, sonst verschwinde ich augenblicklich.“

„Aber ich bitte Sie, was könnte ich von Ihnen wohl anderes als Gutes denken!“

Da hob sie wiederum die Wimpern, lächelte und sagte schelmisch: „Danke!“

„Mein Name ist Margarete Piper, geborene Schulz, ich bin seit zwei Jahren Witwe, mein Mann war Klempnermeister.“

„Und mein Name ist Karl Müller, Kaufmann in N., Mitglied der Steuer- und der Baukommission. Darf ich Sie vielleicht zu einem Glas Portwein einladen?“

Sie nahm dankend an, und sie schritten dem nächsten Café zu. Doch als sie den Kirchhof verließen, stand an einem Grabstein ein anderer Herr, der auch eine gelbe Rose im Knopfloch trug und dessen Gesicht Enttäuschung und Erbitterung ausdrückte.

Karl Müller leerte das erste Glas auf das Wohl seines schönen Gegenüber, das zweite widmete er den schönen Frauen im allgemeinen, das dritte der herrlichen Hauptstadt, das vierte dem Andenken des Klempnermeisters Piper. Und die Witwe schob ihren Stuhl ein wenig näher zu Karl heran, strich mit der vollen weißen Hand sanft über seine gelbe Rose und flüsterte:

„Das liebe kleine Symbol!“

„Verzeihung, das ist kein Symbol, das ist nur eine gelbe Rose, die ich an einer Straßenecke für fünf Pfennig erstanden habe, wenn man mehr kauft, läßt das Blumenmädchen sie gewiß noch billiger,“ erwiderte Karl.

„Aber sagen Sie mir nun, Herr Müller — doch aufrichtig — was denken Sie eigentlich von meinem dreisten Schritt?“

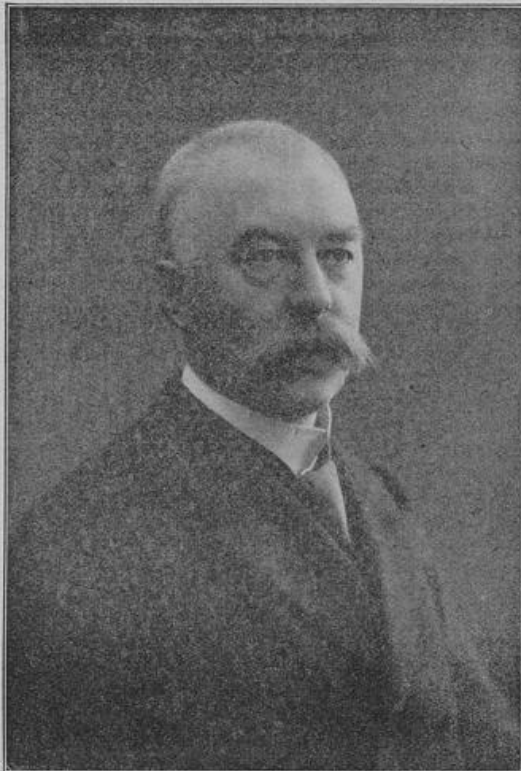
„Ich bin entzückt, einfach entzückt, liebe Frau Piper! Darf ich Ihnen noch ein Glas einschenken? Profit!“

„Nun, ich will nicht leugnen, daß Sie mir, soweit ich bisher beurteilen kann, sehr gut gefallen, aber bei einer so wichtigen Sache müssen wir uns doch wohl genauer übereinander orientieren. Wollen Sie mich in meine Wohnung begleiten?“

„Gern, vielen Dank. Ich hatte sonst beabsichtigt, in 'Stadt Hamburg' zu wohnen.“

Während sie nach Frau Margaretens Haus wanderten, überlegte Karl, was wohl das Ende dieser Geschichte sein werde. Bei all seinen bisherigen Damenbekanntschaften war es noch nie einer eingefallen, sich über ihn „orientieren“ zu wollen. Ach, dachte er schließlich, sie will mir gewiß einen Rest von dem Lager des seligen Piper für mein Geschäft in N. verkaufen. Als sie daher in das Esszimmer mit frischen Blumen und einem Rußbaumbüfett traten, nahm er die Hand der jungen Witwe und sagte freundlich:

„Ja, liebe Frau Piper, wollen Sie mir nun die Fabrikate Ihres seligen Mannes zeigen? Ob ich sie gebrauchen kann, wird sich ausweisen.“



P. Karl Klingemann, der neue General-Superintendent der Rheinprovinz, bisher Superintendent in Essen.

Steller Fleischhauer, Essen.



Der Kaiser

Prinzregent Ludwig

Der König von Sachsen

Ill.-Photoverlag, Berlin.

Von der Beisetzungs des Prinzregenten Luitpold von Bayern.



Die Gugelmänner beim Leichenbegängnis des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Ill.-Photoverlag, Berlin.

Nach einem alten Brauch schreiten im Trauerzug bei Beisetzungen der Wittelsbacher Herrscher sogenannte Gugelmänner. Diese Sitte läßt sich auf mehrere hundert Jahre zurückverfolgen. So waren es beim Leichenbegängnis Herzog Albrecht IV., das im Jahre 1509 stattfand, 50 Gugelmänner, die aus den Kreisen der ärmsten Bevölkerung genommen wurden. Sie gingen paarweise in langen schwarzen Röcken in der Gugelhaube, jeder ein schweres Wachslicht in der Hand. Der Name Gugel — Verhüllung des ganzen Kopfes mit schwarzem Zeug — stammt aus dem lateinischen cucullus (Kapuze), französisch capuchon. Bei dem Trauerzug am 19. Dez. 1912 waren 25 Gugelmänner beteiligt, die das königliche Wappen und zwei über der Brust gekreuzte Kerzen trugen.

Da wurde sie dunkelrot über das ganze Gesicht und sagte mit milbem Vorwurf:

„Was sagen Sie da, Herr Müller!“ Doch in diesem Augenblick guckte ein halbwüchsiges Mädchen zur Tür herein, und sie rief: „Komm nur her, und bring' auch Kurt und Emil mit!“

Und drei schmutz gelleidete Kinder traten ein. Frau Margarete legte die Hand aufs Herz, und ihre Augen wurden feucht, als sie die Kinder und Karl ansah und bewegte sagte:

„Herr Müller, da sehen Sie meine Kleinen ...“

„Ach, wie allerliebste, Sie müssen wissen, ich liebe Kinder so sehr!“

„Gott sei Dank! Das ist eine große Freude für mich ...“

Dann wurde eine neue Flasche Portwein herein gebracht, und Frau Margarete meinte, daß sie nun aber von „dem geschäftlichen Teil“ reden wollten.

Karl verbeugte sich stumm, er wußte je länger desto weniger, was er denken sollte. Doch die Witwe holte aus dem Schlafzimmer ein Paket Papiere, die sie vor ihrem erstaunten Gast ausbreitete.

„Sie sehen, das Haus gehört mir. Es ist auf 45 000 Mark taxiert und mit einer ersten Hypothek von 20 000 Mark belastet. Hier ist die Versicherungspolice. Mein Mobilien ist mit 4000 Mark versichert. Und hier die Abschrift des Testaments meines seligen Mannes und die Bescheinigung, daß die Kinder ihren Anteil bekommen haben, so daß mir das alles gehört.“

„Aber liebe Frau Piper, Sie sind ja eine wohlhabende Frau!“ tief Karl aus.

„Ja, dafür hatte ich mich ja vorher verbürgt.“

Verbürgt! Verbürgt! ... In Karls Kopf ging es wie ein Mühlrad herum. Aber er beschloß, durch keinerlei voreilige Frage den

natürlichen Lauf der Sache zu zerstoren. Doch — der Mensch denkt und Gott lenkt! In diesem Augenblick wurde eine kleine Hand vorgestreckt, um die Dokumente zu sammeln, und daran schloß sich ein weißes, rundes, volles Handgelenk — da glitt ein rosiges Schimmer über Karls Augen, er vergaß seinen Vorsatz und zog Hand, Arm und alles, was dazu gehörte auf seinen Schoß herab und drückte Frau

Margarete an sein ehrliches Herz, mit solcher Festigkeit, daß der festige Piper, der in Kabinettsformat an der Wand über ihnen hing, im Begriff schien, die Augenbrauen zu runzeln.

Aber schnell stieg die Witwe aus den himmlischen Regionen der Erotik zu den kühlen Tatsachen der Wirklichkeit hernieder, ordnete ihr etwas derangiertes Haar, glättete ihren Rock, legte sich auf einen Stuhl für sich und fragte mit zärtlichem Blick, doch mit ernster Stimme:

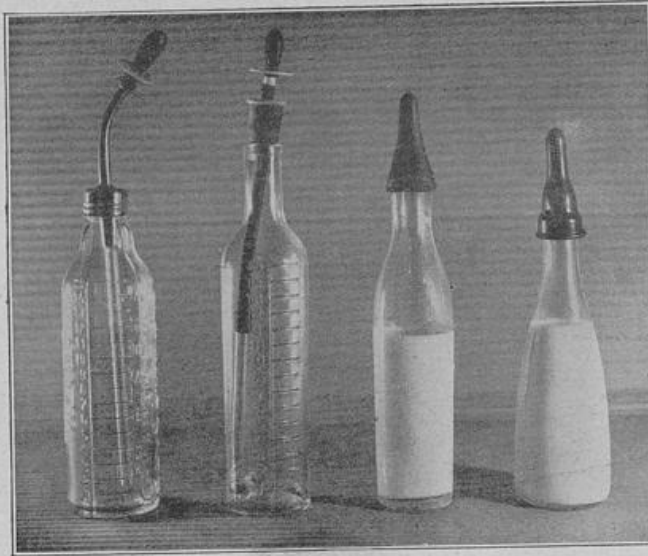
„Und wie ist deine ökonomische Lage, lieber Karl?“

„Ja ...“ hm ... ich habe nur eine Steuerquittung über das letzte Quartal bei mir. Daraus kannst du ersehen, mein Engel, daß ich auf 6000 Mark Einkommen eingeschätzt bin.“

„Acht, lieber Karl, wer kann sich nach der Steuereinschätzung in einem Provinznest richten? Ein Mann, der heute 10 000 Mark versteuern muß, kann morgen fallit sein. Nein, du mußt erlauben, daß ich an den Handelsverein in N. telegraphiere.“

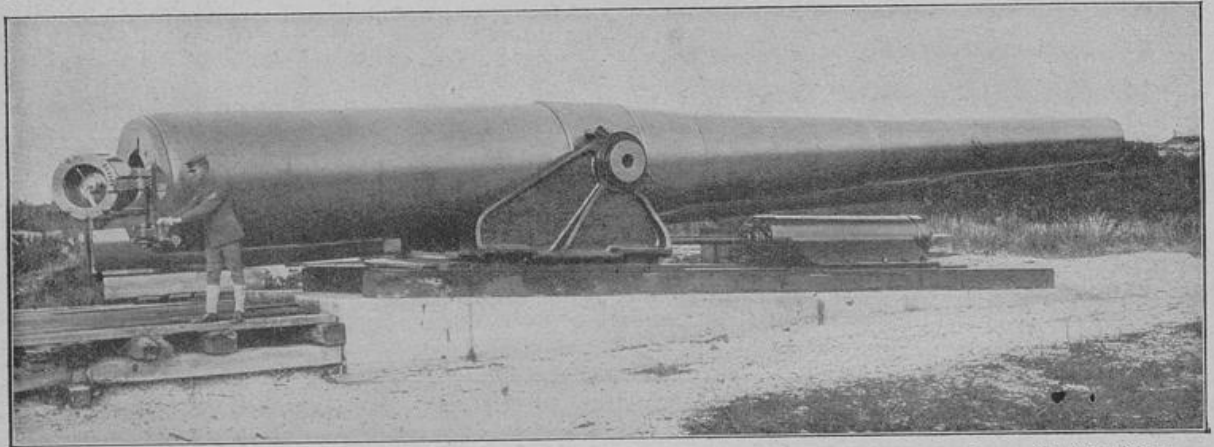
Karl erlaubte es, Margarete depeßierte, der Handelsverein antwortete, und als Karl seine Liebste nochmals umarmen wollte, und zwar gerade in dem Moment, da das Dienstmädchen mit der Depesche zur Tür hereinkam, sagte sie mit einer schüchtern abwehrenden Bewegung:

„Laß uns erst lesen.“



Kinderflaschen, wie sie sein und wie sie nicht sein sollen.

Die beiden Flaschen mit den Glas- und Gummiröhren sind jetzt durch Gesetz verboten worden, weil durch diese Systeme leicht Bleivergiftungen hervorgerufen wurden. Die Flaschen sollen innen vollkommen glatte Flächen aufweisen, keinen erhöhten Boden besitzen, auch die Stala darf nur nach der Außenseite hin gepreßt sein, damit sich keine Uneinlichkeiten ansetzen können. Photo-Union P. Kamm.



Küstengeschütz zur Verteidigung des Panamakanals.

Photo-Union, Berlin.

Diese Rieskanone ist die erste einer ganzen Serie gleicher Waffen, welche zur Verteidigung der Vereinigten Staaten bestimmt sind. Die ganze Länge beträgt 15,85 m bei einem Durchmesser von 1,83 m, bei der Mündung ist der Durchmesser 85,5 cm. Die Pulverkammer ist 2,28 m lang. Rauchloses Pulver wird für einen Schuß 576 Pfund verbraucht, an altem Pulver sind jedoch 1176 Pfund notwendig. Die Schußweite beträgt 55 km. Das Gewicht dieses Monstrums ist 2600 Zentner.

Und sie las: „Fein — fein, solide, mindestens 40 000 Mark wert.“ Und nun war plötzlich ihr Herz von einer unwiderstehlichen Herzlichkeit erfüllt, sie öffnete ihre weichen Arme und flüsterte:

„Oh, Karl, wie ich dich liebe!“

Und das Glück der beiden schien lüdenlos. —

Doch nein, nicht auf Karls Seite, denn ihn gab der Gedanke nicht frei, wie er eigentlich zu diesem Glück gekommen sein möchte. Margarete zu fragen schien ihm zu gewagt.

Da machten sie eines Tages, nachdem sie soeben ihre Ringe bekommen hatten, einen Spaziergang und kamen schließlich auf den Kirchhof, auf dem sie

sich zuerst getroffen hatten. Und plötzlich stand vor ihnen ein Mann mit traurigem Gesicht und mit dem bitteren Zug um den Mund, der das Merkmal unfreiwillig feiernder Schauspieler, Stellung

suchender Seminaristen und Kunden verbender Agenten zu sein pflegt, und sagte: „Mein Herr!“

Mit einer Entschuldigung ließ Karl den Arm seiner Braut los und wandte sich an den Fremden. „Sie wünschen?“

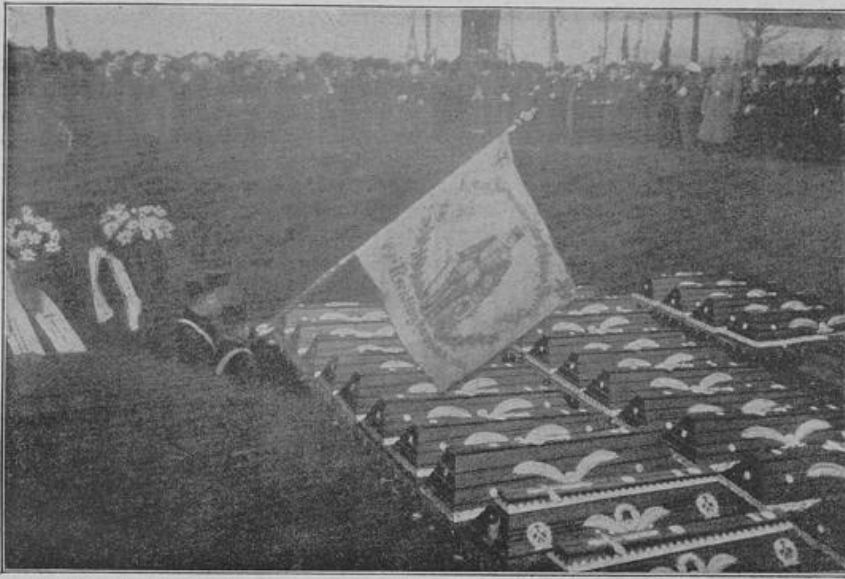
„Mein Herr — er zitterte vor Erregung — Sie haben mir meine Zukunft gestohlen. Sie haben sich zwischen mich und Ihre jetzige Verlobte gedrängt, gerade in dem Augenblick, da ich auf ihre Anzeige und ihren Brief hin mit dem Erkennungszeichen an der Brust zu einer Begegnung mit ihr geeilt war.“

„Und dieses Zeichen war?“

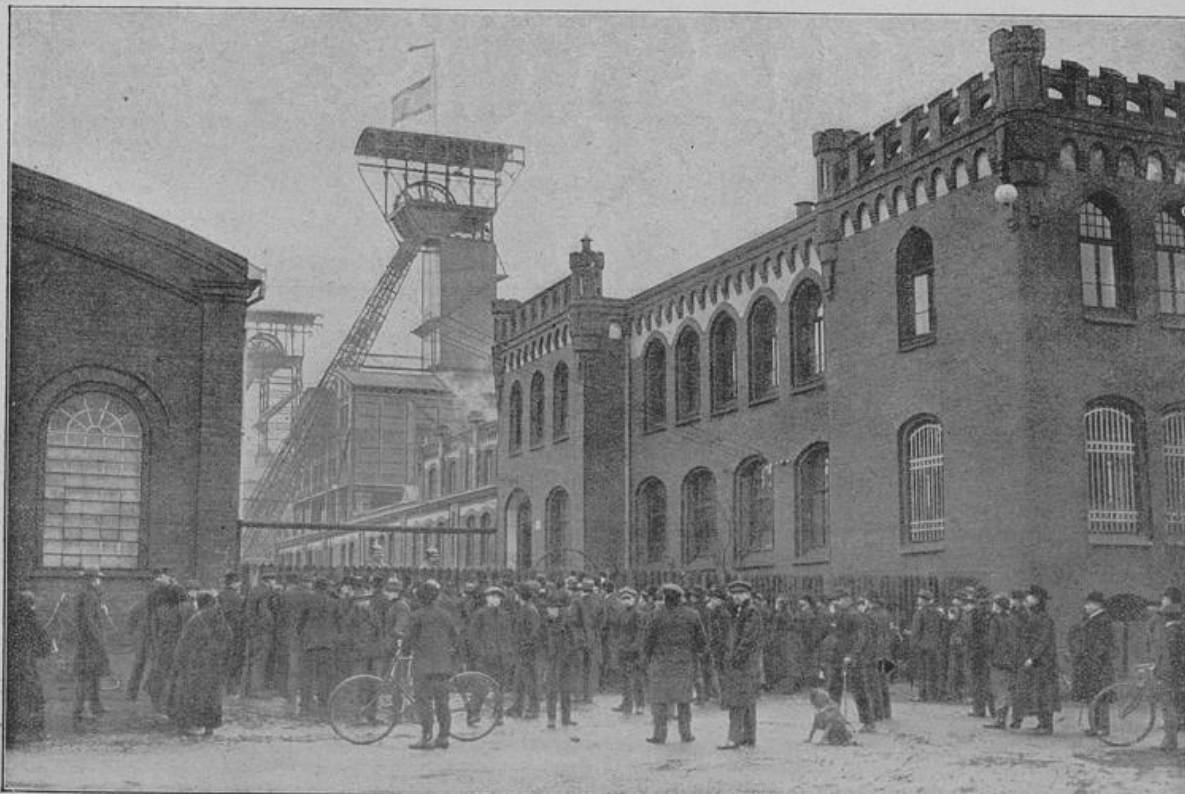
„Eine gelbe Rose.“

„Teufel noch mal! Entschuldigen Sie, aber ich bin unschuldig. Darf ich Sie zu einem Glas Portwein einladen?“

□ □ □



Zur Schlagwetterkatastrophe auf der Zeche „Minister Achenbach“ bei Dortmund. Die letzte Ehrung der Opfer: Knappen senken die Fahne über die Särge. C. E. Krüger, Dortmund.



Vor der Zeche „Minister Achenbach“ in Erwartung neuer Nachrichten über die Folgen der Katastrophe. Photo-Union, Berlin.



Der Riß.

Skizze von Guido Kreuzer.



Zuerst gab es nicht den geringsten Zweifel: den Brief ignorieren, mit einem Achselzucken abtun, ihn vielleicht sogar Walter zeigen.

Dann aber folgten drei Tage, in denen die anfängliche Empörung wich, um ganz andern, seltsamen Empfindungen Platz zu machen. Und jetzt war sie doch gekommen; stand mitten auf dem schmalen Fußpfad am Rande des Gehölzes, wohin er sie bestellt hatte; hielt den Kopf beiseite gewandt und sah starr zu den Dächern des Städtchens hinüber, die sich wie grellrote Farbenleuze aus dem wirren Gewoge der Flieder- und Ginsterbüsche herausarbeiteten.

Der Baron Breddin lehnte ein paar Schritte abseits an einem Stamme. Seine Augen umlauerten unverwandt die ranke schlanke

er eine halbe Bewegung nach rückwärts, wo die Kreischaufee sich wie ein weißer Strich durch den Hochwald zog.

„Ich kam nicht mit der Bahn, sondern mit meinem Auto; da drüben an der Kreuzung steht es ... für Sie bereit, gnädige Frau! Klammern Sie sich doch nicht mehr an das Fiasco einer verfehlten Ehe, sondern denken Sie lieber daran, daß wir ... brillante Straßen und eine voraussichtlich trodne Nacht haben werden!“

„Sie sind — wahnsinnig!“

„Kaum; aber ich muß morgen rechtzeitig wieder in Berlin sein, um mitanzusehen, wie sich mein „Almanzor“ den Hoppegartener „Silbernen Schild“ holt.“



Semlin (magyarisch Zimony, serbisch Zemun)

Karl Seebald, Wien.

an der Mündung der Save in die Donau gegenüber Belgrad, mit dem es durch die Eisenbahnbrücke der Bahnlinie Budapest—Belgrad verbunden ist. Die etwas über 15000 Einwohner zählende Stadt ist der äußerste Berührungspunkt Oesterreichs mit Serbien, der im Kriegsfalle als erster ins Treffen käme.

Schönheit der Frau von Lescheede. Er sprach vorsichtig, verhalten, mit hingeworfenen Worten.

„Und das soll ich Ihnen glauben, gnädige Frau? Das muten Sie mir zu?“

„Ja.“

„Ich tue es aber nicht. Denn wenn Sie mich verachteten, stände statt Ihrer jetzt Ihr Gatte vor mir. Sie aber kamen, weil Sie ganz genau wissen, daß ich der einzige bin, der Ihnen Erlösung zu bringen vermag. Seit wir uns vor zwei Monaten auf dem Gartenfest bei Erzellens Gattorf kennen lernten und miteinander sprachen — seit dieser Zeit rangen Sie ja im stillen und warteten auf diese Stunde und verzehrten sich in Sehnsucht nach der großen Welt, die draußen hinter den Bergen liegt und von der Sie hier in diesem westpreussischen Nest nichts wissen. Und nun wollen Sie mich glauben machen, daß mein Brief...“

Er brach ab; sie hatte ihm jäh das blutleere Gesicht zugewandt.

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie zwischen den Zähnen. Der Baron Breddin regte sich nicht; nur mit dem Kopf machte

Ein scharfer Flachlandwind hatte sich aufgemacht, kam stoßweise über das Blachfeld und presste Rut Lescheede die Kleider gegen den Körper.

Sie hielt den Kopf gesenkt, um der unvermittelt einsetzenden Wucht zu begegnen. So antwortete sie auch, der Sturm zerriß die Worte, schleuberte sie ihm zerfetzt hinüber.

„Machen wir der Zwecklosigkeit dieser Zusammenkunft ein Ende! Ihr Wunsch, mich noch einmal zu sprechen, ist erfüllt. Hiermit aber sind unsere Beziehungen auch gelöst; für immer und alle Zeit.“

„Gnädige Frau!“

Sie sah ihn mit harten Augen an.

„Ich leugne nicht — nach Ihrer plötzlichen Abreise gab es wirklich Stunden, in denen ich mich unglücklich fühlte. Darin unterlag ich nur einer Willensschwäche, deren ich längst Herrin geworden bin. Jetzt ist es wieder klar in mir und um mich. Sie sind der Baron Breddin und ich bin die Frau des Rittmeisters von Lescheede; und keine Verbindung besteht zwischen uns, als nur die zufällig gleiche Gesellschaftsphäre, der wir angehören.“

Aber noch, während sie ihre Stimme hörte, empfand sie schrecklich klar: er glaubt dir ja nicht; er ist doch Frauenkenner bis in die feinsten Nervenstränge und weiß, daß das nur leere Worte sind, um die heimliche Angst zu betäuben. Der im Autodress hatte sich von seinem Platz gelöst und war ihr wie unabsichtlich einen Schritt näher getreten. Er hielt die Hände tief in den Manteltaschen verfenkt; unter dem breiten Rand seiner Mütze geisterte ein böses Lächeln um die bartlosen Lippen.

„Betrügen Sie sich doch nicht selbst gnädige Frau. Ich habe Sie damals studiert und habe Sie heute studiert und kenne Sie. Treten Sie vor den Spiegel und sehen Sie sich in das überreizte, nervöse Gesicht, in die großen, flackernden Augen. Darin ist eine Sehnsucht, die Ihnen nicht Ihr Gatte und dieses lächerliche Alterstüchchen und nicht das ganze Dragonerregiment Erzherzogin' stillen kann.“

Und das alles war nur Willensschwäche, die Sie überwunden haben? Nein — in Ihnen ist etwas geweckt und treibt Sie zu mir. Und all Ihre grübelnden Sophismen können dagegen nicht ankommen.“

Eine kampfmüde, schlaffe Resignation überfiel sie jählings. Sie fühlte sich so wehrlos und bewegte doch leise verneinend den Kopf.

„Was hilft alles Grübeln? Ich habe meinem Mann am Altar Treue geschworen, und er liebt mich.“

„Sie nicht ihn...!“ ein Welterleuchten zerriff

die straffen Linien des durchtrainierten Gesichts... „Seine Liebe aber hat Ihnen eine Atmosphäre geschaffen, in der Sie langsam ersticken. Ihr Gatte ist pekuniär unabhängig. Deshalb — wenn er sieht, wie sehr Sie unter diesen engen Verhältnissen leiden — weshalb nimmt er nicht seinen Abschied und ermöglicht Ihnen eine Umgebung, in der Sie aufatmen, in der Sie sich entspannen können?!“

Nur ein Wort war in Rut Leschebe haften geblieben.

„Abschied!“ murmelte sie tonlos und zog unwillkürlich fröstelnd die Schultern zusammen. „Sie sind nicht Soldat. Sie wissen

nicht, was es heißt, die Uniform ausziehen zu müssen. Er würde es nicht ertragen.“

„Und läßt Sie darum eher zugrunde gehen! Deut stehen Sie in der Mitte der zwanziger Jahre und haben schon abgeschlossen. Das ist Feigheit, meine Gnädige; das ist systematischer Selbstmord. Man opfert sich nicht dem Egoismus eines Mannes, dem sein Dienst höher steht als das Glück seiner Ehe!... Glauben Sie wirklich, die

Welt ist so überreich an schönen Frauen, daß sie eine der schönsten ohne weiteres entbehren könnte?!“

Sie sah wieder zu den Dächern der Stadt hinüber, als wolle sie der Wucht seiner Worte ausweichen. Sie atmete schwer. Sie dachte an all die langen, langen Jahre tatenlosen Hindämmerns, aus denen der da draußen sie jetzt so brutal herausgerissen hatte. Keine ernsthaften Pflichten, kein Kind, kein Ziel, keine Hoffnung, aber eine qualende, unflache, verworrene Sehnsucht nach Niegekanntem, Niegesehenem, das sich lächelnd und lodend vor ihr auftrat.

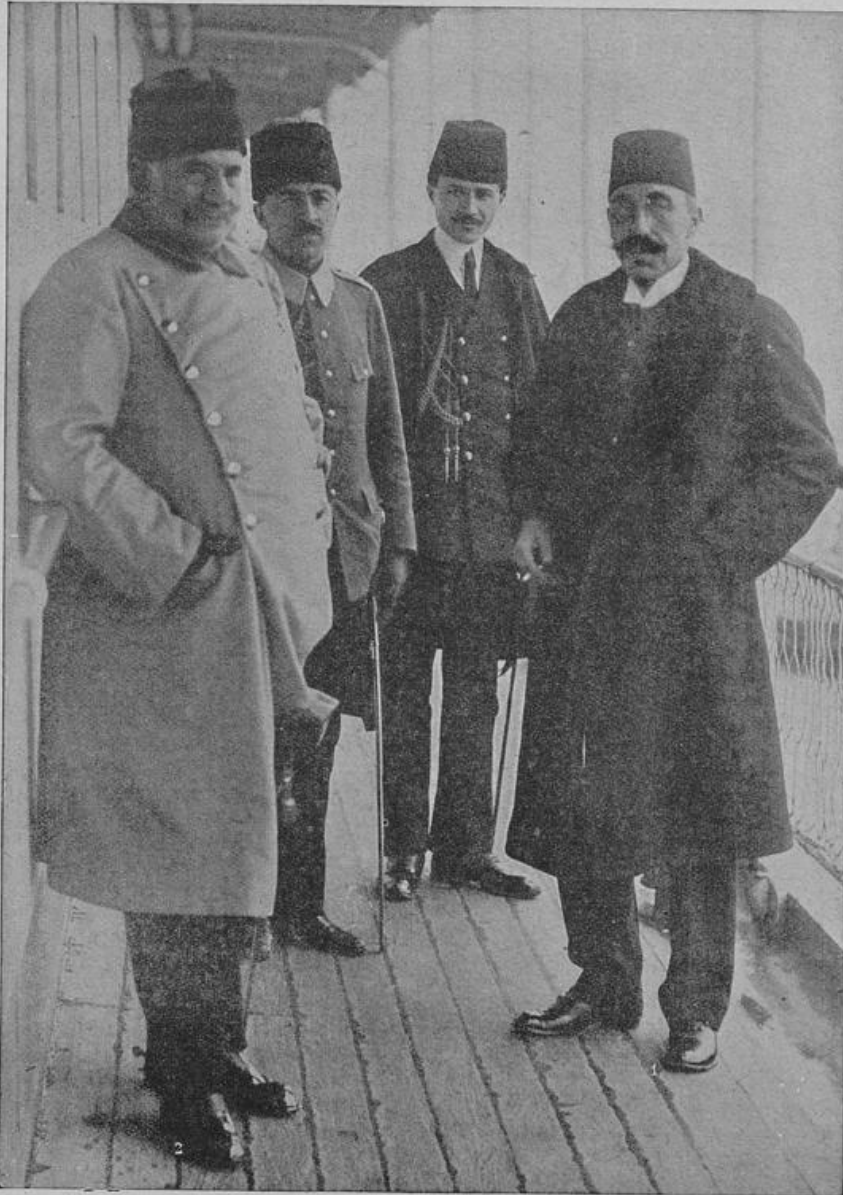
Nur jetzt weit die Arme öffnen... es an sich pressen... und leben... leben... wo der brausende Strom rauschte und Licht und Luft und Lachen war!

Der Baron Brebbin aber setzte seine letzten Reserven ein.

„Morgen früh sind wir in Berlin; übermorgen hat Ihr Gatte meinen Brief in Händen. Die Regulierung der ganzen Affäre

wird lediglich zwischen ihm und mir liegen. Sie persönlich schalten aus. Sie werden ihn nie wieder begegnen. Ihn fesselt sein Dienst hierher — wir werden in Berlin leben. Nach wenigen Monaten sind Sie frei; dann werden Sie mir den Vorzug geben, Sie um Ihre Hand bitten zu dürfen.“

Rudhaft wandte er sich ab, ging quer durch den Wald zur Chaufsee; Rut Leschebe wollte fliehen; aber sie konnte nicht, mußte ihm folgen... Schritt um Schritt... Sie hätte weinen mögen; sie war wie in dumpfer Betäubung, wie in wachem Traum. Sie sann nicht



Saliq Pascha (1) bei seiner Abreise zur Friedenskonferenz in London im Gespräch mit dem türkischen Kriegsminister Rasim Pascha (2). Central News, London.

mehr über die Vergangenheit, an der sie doch keinen Halt gefunden; sie dachte nicht an die Zukunft, von der er gesprochen — das alles lag so dunkel ... so dunkel!

Betracht all die Sehnsüchte und Wünsche; verklungen, vergessen die wirren Stimmen des Herzens ... nur der seltsame, unheimliche Zwang, in der Nähe dieses hageren, fast überschulterten Menschen zu bleiben, dessen hellerer Mantel sich so spukhaft scharf von dem schwarzen Hintergrund der Tannen abhob. Wozu nur dieses bange Rätsel? ... Wozu brachte der eine Mann in sie solche jagende Unruhe hinein, daß jetzt ein anderer sie füllen mußte?! ... — — —

Leise schütternd stand der lange, gelblackerte Kraftwagen zwischen den Kirchbäumen der Chaussee.

Sie vertauschte den Hut mit einer Mütze, nahm einen Umhang, einen dichten Schleier. Dann sank sie kraftlos in das knisternde Leder.

Der Baron schloß den Schlag hinter sich. Ein Griff am Lenker — schnarrend sprang der Wagen mitten an den Schotter der Chaussee.

Als er nach rechts auf schmalen Waldweg abbog, fuhr die schöne junge Frau wild auf.

„Müssen wir durch die Stadt?“

„Ja; anders geht's nicht; aber der Schleier schützt unbedingt.“

Sie wurde fahl bis in die Schläfen.

„Mein Gott!“ ...

„Nanu Lescheede, läuft man so an seinen besten Freunden vorüber? Was machen Sie denn überhaupt für ein Gesicht? Haben Sie das große Los gewonnen oder ein Regiment bekommen?“

Der Dragoner war verblüfft stehen geblieben und starrte dem Justizrat Poggelow ins Gesicht.

„Guten Tag. Also entschuldigen Sie schon; ich hab Sie effektiv nicht gesehen. Ich habe im Moment reinweg für gar nichts Sinn; ich muß bloß pleine carrière nach Hause.“

„Machen Sie keine schlechten Wipe, Mittemeister! Ist ein Unglück passiert?“

Walter von Lescheede lachte ihm ins Gesicht. „Ne, aber ein Glück, Verehrtester; ein ganz unverdächtigtes Glück! Sagen Sie mal, Poggelow, erinnern Sie sich noch an unser Gespräch auf dem Fastnachtball vom vorletzten Winter?“

„Sie erzählten mir, daß Ihre Gottin sich hier in unserm Nest und unter diesen kleinen Verhältnissen so unglücklich fühlt ... natürlich erinnere ich mich ... Damals waren Sie sehr niedergeschlagen.“

Der Dragoner stieß klirrend den Degen auf das Pflaster. Er war übermütig wie ein Junge. Sein ganzes gutmütiges Gesicht strahlte.

„Aber heut nicht mehr. Nämlich im letzten Herbst bei den Manövern hob ich den Dösel gehabt, mit meiner Schwadron eine Attade zu reiten, durch die unsere unterbrochenen Relais wieder hergestellt werden konnten. Es war 'ne infame Geschichte. Ich will sie Ihnen nicht weiter auseinandersetzen; interessiert Sie ja auch nicht.“

Nur soviel: seit der Zeit hatte ich bei unserm Kommandeur natürlich 'n mächtigen Stein im Brett. Und da steckte ich mich hinter ihn, um meine Verlegung nach Berlin durchzubrüden. Ganz heimlich natürlich, meine Frau wußte kein Sterbenswörtchen, sonst wär' doch die Ueberraschung nicht so fein gelungen!“

„Wie denn, Lescheede? Haben Sie's jetzt tatsächlich erreicht?“

„Aber ja; zum Herbst; dritte Garbedragonier! Eben komme ich vom Oberst; der erzählte es mir; vorerst natürlich privat; die Verlegungsorder gibt's erst in einigen Wochen.“

„Schade, daß wir Sie verlieren. Trotzdem — meinen herzlichsten Glückwunsch. Verdenken kann ich's Ihnen nicht. Donnerwetter, das wird aber eine Freude für die Gnädige.“

„Nicht wahr, famos?! Ich hab', ehrlich gestanden, schon gar nicht mehr darauf gehofft. Berlin liegt ja für uns Provinztulis aus der Welt!“

Sie schwiegen. Ein langer gelber Kraftwagen, schmal wie ein Torpedo gebaut, kam in rasendem Tempo die stille Willenstraße herauf ... brauste vorüber ... war schon hinten bei den letzten Häusern ... verschwand in quirlenden Sonnenebeln ...

„Unverschämt, hier mit vierter Geschwindigkeit zu fahren!“ brummte der Justizrat, der was von dem Kram verstand. „Und haben Sie gesehen, wie sich das Frauenzimmer vorbeugte und zu uns zurück sah?“

„Lassen Sie doch den Leutchen ihr Vergnügen; sind vielleicht gerade auf der Hochzeitsreise; da hat man's immer eilig!“ ... der Mittemeister von Lescheede hätte heut die ganze Welt umarmen können ... „Apropos Hochzeitsreise — für uns wird das auch so 'ne Art Hochzeitsreise, wenn wir in zwei Monaten definitiv nach Berlin abschwimmen!“

Ein Schatten lief um seine Augen.

„Erfischt, Poggelow — insgeheim hab ich um meine Ehe in letzter Zeit schon machmal Angst gehabt. Diese latente Verstimmung meiner Frau — mitunter sah ich auch verweinte Augen bei ihr ... Schließlich ist's ja wohl zu begreifen — solch tötendes Einerlei untergräbt die aufrichtigste Liebe! Wir Männer haben ja unsern Dienst, der uns ausfüllt. Aber wenn man so schön und noch so jung ist, wie meine Frau, und dann nichts hört als Dienstbotenklam und Familientratsch ...“

„Recht haben Sie, lieber Mittemeister; na, das wird ja jetzt anders werden.“

„Und ob! Dömel nochmal, soll meine kleine Frau blanke Augen kriegen! Berlin — da ist alles, was sie braucht ... Theater, Konzerte, geistige Anregung jeder Art, Geselligkeit in großem Stile, die vielgestaltigen Interessen der Weltstadt ... wird die Frau Augen machen; wird die Frau Augen machen! — Adieu Poggelow; verzeihen Sie, aber höchste Zeit. Sonst immer gern zu Ihrer Verfügung; bloß jetzt nicht; erst muß ich mal Ordnung zu Haus schaffen. Lachen möcht ich sie mal wieder hören und mit ihr so ausgelassen sein als in den ersten Jahren unser Ehe ... Aber morgen abend kommen Sie zu der kalten Ente ... ja? Abgemacht? Schön! ...“

Wir müssen die Choje doch begießen. Also auf Wiedersehen!“

Der Dragoner ließ sich kaum Zeit zu einem Händedruck, hatte den Säbel eingehakt, damit er ihm nicht hinderlich war. Er lief fast. Jetzt um die Ecke herum — da lag sein Haus halbversteckt im Grünen. Eine der typischen einstöckigen Offiziersvillen mit kleinem Altan und den entseßlich geschmacklosen Stuckpilastern.

Schon, als er das Gitter des Vorgartens aufstieß, zog er die Schlüssel heraus. Er mochte nicht erst warten, bis der Burste ober das Stubenmädchen öffnete. Selbst ist der Mann! Die ungeduldige Freude brannte ihm im Blut.

Nur lag natürlich wieder im halbverdunkelten Zimmer auf dem Ruhebett und träumte von der großen Welt.

Jetzt kam der Märchenprinz ... hallo! ... der Märchenprinz! Er stürmte durch die Wohnung. Alle Räume leer. Nun wußte er, wo er sie fand!

Vor dem Boudoir blieb er eine Sekunde tiefatmend stehen. Dann riß er die Tür auf. — — —



Dominikanerpater Anno Neumann,

ein eifriger Vorkämpfer der Abstinenzbewegung, starb zu Heerdt am 19. Dezember im 56. Jahre.

Benque & Kindermann, Düsseldorf.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 2.

Düsseldorf, 11. Januar

1915.

Zur Friedenskonferenz in London.

Delegierte der Balkanstaaten, in der Mitte der Führer der bulgarischen Bevollmächtigten, Danew (X), vergnügen sich auf der Jagd in Burford Bridge in Erwartung der Antwort der türkischen Abgesandten, die um neue Instruktionen in Konstantinopel gebeten haben.



Phot. Chusseau-Slavens, Paris.



Die 57. Division.

Novelle von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)



Als die Gräfin Ruth Langreen die eisenvergitterte Glastür des Fahrstuhls hinter sich gezogen hatte, wollte noch einmal eine Schwäche über sie kommen. Aber sie preßte die Zähne aneinander und legte den Kopf in den Nacken. Ihre Hand berührte den Emailleknopf — der List schwebte nach oben. Starr sah sie auf die kleine rotglühende Marmilampe, als fände sie daran einen Halt. So stand sie reglos und wartete, bis der Fahrstuhl die zweite Etage erreicht hatte und hielt.

Schnell verließ sie ihn, trat quer über den teppichbelegten Vorraum zu einer Tür und zog an dem Divengriff der Klingel, über der ein kleines Messingschild befestigt war. Während sie wartend im Treppenhaus stand, streiften ihre Augen immer wieder dieses Schild, darauf jener Name stand, der für sie eine Welt von Haß und Verachtung in sich schloß.

Dann wurde die Tür von einem jungen Menschen in blauer Sakienklörree geöffnet... und jählings hatte das seine Gesicht wieder den kalten verschlossenen Hochmut.

„Ist Herr von Rienart zu sprechen?“

„Wen darf ich melden?“

„Persönlich. Sollte Herr von Rienart ohne direkte Anmeldung nicht empfangen, so sagen Sie... eine Angelegenheit der 57. Division!“

Anderes fiel ihr im Moment nicht ein; das aber mußte er verstehen! Und vielleicht drängte sie ihn schon durch diese Erwähnung auf unsicheren Boden.

„Sehr wohl; wenn gnädige Frau eintreten wollen...“

Er schloß die Tür hinter ihr und verschwand. Sie wartete auf der Diele; unbewußt prüfend musterte sie ihr Bild in dem großen Es-Spiegel, der rechts und links von weißen Bambusmöbeln flankiert war.

Eine Minute später betrat sie den Parlour room, halb Salon, halb Arbeitszimmer. Schwarze flämische Einrichtung mit schweren gedrehten Säulen und wuchtigen Verzierungen; viel Teppiche auf Fußboden und Wänden; auf dem Kamin Sims eine Pendule, Sportbilder, Photographien, wertvolle Kopien alter Meister; rechts drüben über dem Sattelpfod, worauf Reitdecke und Hekpelische hingen, ein wundervoller Holzschnitt nach Quinten Massys „Pieta“... seine ganze verworfene Art, über die Heinz damals nie genug hatte spötteln können! Am Plafond eine kostbare Kerzenkrone; nur zwei Lichter brannten; gaben dem großen Raum etwas Düsteres.

Und in diesem zerflatternden Halbdämmer wurden die Portieren vom Nebenzimmer auseinandergeschlagen — der Hausherr, schon im Smoking, blond, überschlan, das Einglas wie festgewachsen im bartlos kantigen Gesicht.

Einen Moment stupte er, verfärbte sich, dann trat er hinter einen Klubstessel. Seine Verneigung war militärisch knapp.

„Gnädigste Gräfin!“

Sinüber und herüber zuckten die Augen. Und Ruth Langreen dachte daran, wie oft in all den Monaten sie diesen Augenblick sich im Geiste zurechtgelegt, wie sie die einleitenden Worte förmlich auswendig gelernt hatte! Jetzt schienen sie ihr plötzlich unmöglich.

Denn der Mann drüben mit dieser ruhigen, fast aufreizenden Gelassenheit... da schoß ihr jäh der Haß zum Herzen, daß die Stimme heiser klang.

„Herr von Rienart — ich komme soeben vom Kirchhof... Heute vor drei Jahren haben wir meinen Bruder begraben, den Sie — der von Ihnen...“

„... im Duell erschossen wurde!“ ergänzte er, als die aufbrandende Erregung ihr den Atem verschlug.

„Ich habe diesen Tag nicht vergessen; und, Gräfin Langreen, ich wußte sogar, daß Sie heute zu mir kommen würden. Denn sonst — es ist bereits neun Uhr — um diese Zeit pflege ich zum Abendessen nach der Stadt hereinzufahren... heute aber wartete ich auf Sie!“

Sie schwieg; sie starrte ihn wortlos an. Er aber schob süffisant die Schultern hoch.

„Bitterung... Instinkt... vielleicht auch nur Aberglaube — es ist ja schon sozusagen eine Banernregel geworden, daß problematische Existenzen stets von so mancherlei innerlichen Intuitionen abhängig sind.“

„Apropos“... er machte eine halbe Handbewegung nach einem Stessel hin.

Die schöne junge Frau jedoch trat einen Schritt auf ihn zu. In dem schmalen Gesicht arbeitete es. Der Atem ging rudweise. Die Worte überhasteten sich förmlich.

„Lassen Sie doch Ihren Zynismus... mich täuschen Sie nicht damit. Sie wissen ja ganz genau, daß meine Anwesenheit in Ihrer Wohnung etwas Ungeheuerliches ist!“

Damals, nach dem Duell, erkielten Sie zwei Jahre Festung — seit sieben Monaten sind Sie wieder in Berlin — haben Ihre alte Lebensführung wieder aufgenommen, als sei nichts vorher geschehen, als laste nicht ein Menschenleben auf Ihren Schultern — machen die Nacht zum Tage — leben vom Spiel — höhnen der Gesellschaft mit Ihrer Existenz ins Gesicht!

Ich aber ringe seit einem halben Jahre verzweifelt mit mir — weil ich Ihnen noch einmal Auge in Auge gegenübersehen mußte... Jetzt endlich hab ich mich soweit überwunden, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen... ganz heimlich; niemand ahnt etwas davon... wo denn sonst sollte ich Sie treffen?... Bars, Nachtlokale und Spielklubs kann ich doch nicht betreten... sprechen aber mußte ich Sie!!“

„Und darf ich nach dem Grunde dieses Besuches fragen, Frau Gräfin?“ — Da glitt ein dunkles Feuer über ihre Augen.



Staatssekretär des Auswärtigen v. Hinderlen-Wächter ist auf seinem Weihnachtsurlaub in Stuttgart an Herzlähmung gestorben.

„Weshalb haben Sie — damals — meinen Bruder — erschossen?“
 Als er ihr aber nur schweigend und unverwandt ins Gesicht
 starrte, hob sie die Hände gegen ihn.

„Herr von
 Nienartt, ich . . .
 bitte Sie! Nicht
 dieses furchtbare
 Schweigen, wenn
 noch ein Funken
 von Menschlichkeit
 in Ihnen ist! Ich
 habe doch ein Recht
 zu fragen — ich
 bin doch nicht die
 erste Beste — ich
 war doch seine
 Schwester — und
 hab einen Vater,
 der über diesem
 Duell zu einem
 vergrämten alten
 Mann geworden
 ist . . . Mich
 aber quälten tau-
 send Fragen und
 Zweifel; denn ich
 fühle — es gab
 da Rätsel . . .“

Der Herr von
 Nienartt war sehr
 blaß geworden.
 In dem mitter-
 nacht-fahlen Ge-
 sicht zuckte es.
 Die Rechte tastete an der Seitenlehne des Klubsessels entlang —
 immer auf und nieder.

Dann kam ein entschlossenes Aufatmen.

„Sie fragen, Gräfin Langreen; und ich werde antworten.“

„Ich habe ihn mit Absicht erschossen! Noch mehr — ich
 provozierte das Kentontre! Denn Heinz von Ensis, Ihr
 Bruder, mußte sterben; es war Zeit!“ Sie wich in wortlosem Ent-
 setzen bis zum
 Kamin zurück;
 gegen den lehnte
 sie schweratmend.

Der Desperado
 da drüben aber
 sprach weiter:
 immer mit der-
 selben mono-
 tonen, knarren-
 den Kasernenhof-
 stimme.

„Mit dem, was
 ich jetzt sage, be-
 schmutze ich Ihnen
 ein Andenken.
 Aber Sie wollen
 Wahrheit; und
 die gebe ich
 Ihnen. Vielleicht
 wäre es besser ge-
 wesen, zu schwei-
 gen wie bisher.
 Vielleicht jedoch
 liegt mir auch
 daran, gerade
 mit Ihnen ein
 Geheimnis zu
 teilen, das bis
 dahin nur mir
 gehörte.“

Darin lag ein verhaltener Unterton, daß Ruth Langreen jäh
 aufhorchte. Die Schwäche war fort, war wie weggewischt; und an
 ihrer Stelle wieder der Haß — und das sinnlose Verlangen, die
 Hesperische vom Sattelpflock unter dem Christusbilde zu reißen



Die Nagelung 18 neuer Fahnen fand anlässlich der Paroleausgabe am Neujahrstage in
 Berlin statt. Das Bild zeigt das Defilieren der neuen Fahnen vor dem Kaiser. Berl. Ill.-Ztg.



Von der Paroleausgabe durch den Kaiser am Neujahrstage.

Berliner Ill.-Ztg.

Von links nach rechts: Der Kaiser, der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich, Prinz Adalbert, Prinz August Wilhelm, Prinz Oskar und Prinz Joachim begeben
 sich zur Paroleausgabe nach dem Zeughaus.



Oberst Ernst von Blumenstein,

Kommandeur des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39 in Düsseldorf, geboren am 18. Juli 1839, ist unerwartet an Herzlähmung gestorben. Phot. Conrad Holweg, Düsseldorf.

und dem Mann da drüben in das sahle gelbliche Spieler-
gesicht zu schlagen.

„Ihr Bruder gehörte den 41. Großherzogin-Mulan
an . . . demselben Regiment, bei dem ich vor vier Jahren
als Oberleutnant meinen Abschied nehmen mußte.“

„Wegen nicht eingelöster Ehrenscheine!“ kam die
schneidende Ergänzung. Sie hatte ihre Beherrschung verloren;
aber sie konnte nicht anders. Er neigte bestätigend den Kopf.

„Thats it! — Sie besitzen ein beneidenswertes Ge-
bächtnis, Gräfin.“

„Wie sollte ich nicht?! Das ganze Offiziercorps —
auch mein Bruder — hat damals unter der — Schande, die
ihm eines seiner Mitglieder angetan, schwer genug gelitten!“

Der Herr von Mienart jedoch schien unverwundbar zu sein.

„Ich war ein Jahr vom Regiment fort — hatte meinen
Wohnsitz längst nach dem gesegneten Sündenbabel an der
Spree verlegt . . . als Ihr Bruder hierher auf Turnanstalt
kommandiert wurde.“

Eines Nachts traf ich ihn im Boulevard-Klub; meinem
Klub — einem Kränzchen, wo sich ab elf Uhr immer recht
betriebsame Elemente zusammenzufinden pflegen. Reichlich
heißer Boden für so Herrchen aus den Grenzgarnisonen.
Und gerade unter die berüchtigsten Hyänen mußte ihn der
Teufel faren!

Zuerst natürlich markierte er „weiße Weste“; baute
zwischen uns den berühmten Strohalm auf, über den ich
seinerzeit gestolpert war; machte seine Sache sehr hübsch
— alles, was recht ist! Nachher . . . und da ich keine Anstalten
traf, mich seiner zu entsinnen . . . wurde er frieblich; gnädige
Ansprache; Händedruck. Lieber Gott, warum auch nicht?!
Solche Umgebung nivelliert; und schließlich saß ich doch sozu-
sagen mit im Vorstand des Vergnügungscomitees!“

Die Gräfin Langreen hatte sich hoch aufgeredt. Ihre
Augen flammten verächtlich.

„Sie — lügen! Mein Bruder hätte Ihnen die Hand . . .? — Er
war ein Ehrenmann bis in die Fingerspitzen!“

Eine Sekunde schien es doch, als wolle der ehemalige Großherzogin-
Mulan aufbegehren. Aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt; machte
eine verbindliche Handbewegung. „Möglich, Gräfin; und dann lag es viel-
leicht nur daran, daß ich im Lauf der Zeit das Unterscheidungsvermögen
verloren hab — aus Mangel an Objekten!“

Na also abgesehen davon . . . Heinz von Ensis gehörte bald zum
eisernen Bestand des Boulevardklubs. Er war eine verlorene Zeitrafe.
Muß viel Glück bei den Frauen gehabt haben; denn die Karten schlugen
regelmäßig gegen ihn. Vermögen — Verzeihung, Gräfin Langreen —
bejaß er nicht; wenigstens nicht nennenswert; dabei fast alljährlich die
recht beträchtlichen Verluste . . . schließlich pointierte er wie ein Unsiniger
— wohl aus Verzweiflung.

Eines Nachts . . . er machte mit einer unserer schärfsten Hyänen ein
teures Ecarté . . . kam's zum Klappen.“

Kaufe. Im Kronleuchter flackerte ein Licht. Der Hausherr sah
nach oben; lange Zeit; es schien ihn zu interessieren. Dazu hafete
der Silberschlag der Pendule eifertig vorwärts.

„Wenn man im „Corriger la Fortune“ nicht langjährige Routine
besitzt, soll man um Gottes willen die Finger von derartigen Scherzen lassen,
höchstens eine leichte Volte riskieren. Aber so . . . natürlich hatte er
den klaren Blick verloren, weil ihm der Satan im Nacken saß — und am
Spieltisch verfallt man manchmal auf Dinge, die einem sonst nicht im
heiligsten Fieber passieren könnten . . . also Ihr Bruder vor einen König
aus dem Spiel und präsentierte ihn frisch fröhlich als Stout! . . . Heinz
von Ensis, Oberleutnant der 41. Großherzogin-Mulan, hatte falsch gespielt!“

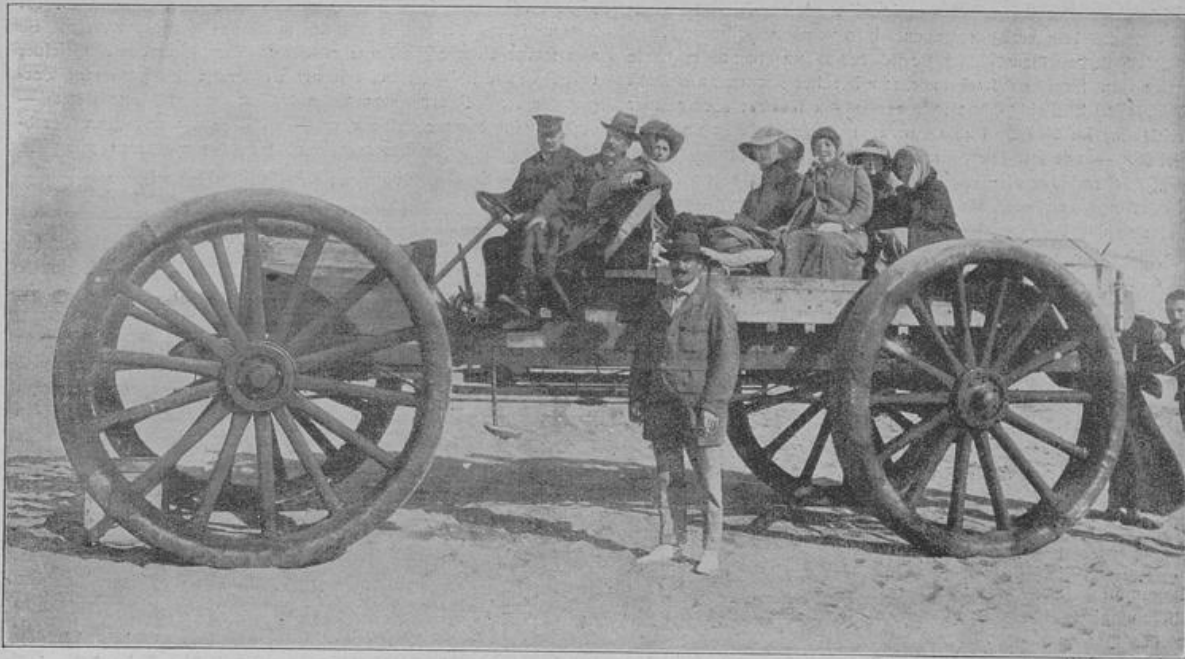
Die schöne junge Frau schwankte; aber sie hielt sich aufrecht.

„Den Skandal jener Nacht werde ich nicht vergessen. War natürlich eine
böse Geschichte; denn der Partner Ihres Bruders hatte die nettsche kleine
Escapade gemerkt und war keineswegs entzückt, daß ihm solch Provinz-
tierchen da ins Handwerk pfeuschen wollte. Diese Sorte von Zeitgenossen
ist ja nur Gentleman, wenn sich's rentiert; vor allen Dingen lassen sie keine
Konkurrenz aufkommen. Man sagt doch nicht selbst den Ast ab, auf dem man
mit Mühe und Not balanciert!“ Er wandte sich jetzt etwas zur Seite, daß
er an der Rückwand des Klubsessels lehnte. Gegen die Fensterfront zeichnete



Otto Boyer,

Düsseldorfer Maler und Schriftsteller, starb plötzlich in der Nacht zum 30. Dezember.
Das Bild zeigt ihn auf einer Studienreise in Granada.



Ein Automobil für Wüstenfahrten.

Keser & Co., München.

Der in Kairo ansässige Engländer Hoobrew-Sallan hat ein Wüstenauto konstruiert, das bisher in der Umgebung der Pyramiden von Gizeh als brauchbar erprobt wurde. Das Interessanteste an der neuen Erfindung sind die für den lockeren Wüstenand berechneten Räder, die sehr groß sind und zum Schutz einen Ueberzug von stärkstem Büffelleder tragen.



Schiffbruch an der Küste von Cornwall.

Gebr. Haackel, Berlin.

Der Dampfer „Crispstantia“ aus Genua strandete jüngst bei Porthleven an der Südküste von Cornwall.

ich sein ediges Profil scharf ab — wie mit wuchtigen Hieben herausgemeißelt aus dem verbäumernden Hintergrund des Zimmers.

„Noch in derselben Nacht setzte sich der Mann hin und erstattete Anzeige beim Regimentskommandeur; mit voller Namensunterschrift und Adresse. Vielleicht hätte ich's verhindern können; aber er war zweifelsohne im Recht. Und wenn man Professional ist und vom Spiel lebt — wie wir alle da oben. . .“ ein Achselzucken.

„Ich aber suchte vierundzwanzig Stunden später in den Abendzeitungen nach der Notiz, daß sich der Leutnant Heinz von Ensis aus unbekanntem Gründen erschossen habe. Nichts! Und da begriff ich: Freigabe! Und faßte meinen Entschluß; kaufte mir ein Auto und klapperte Nachtlokal für Nachtlokal ab, bis ich ihn endlich in der Great Queen-Bar fand. Aus grauem Glend die typische wilde Dige der Selbsttötung: zwei Kofotten, eine Eskabron leerer Sektflaschen; der unvermeidliche Zigeunerprimas tanzte vor dem Tisch seine schönsten Walzer. Und mitten im Fiebeln der Weigen trat ich zu Ihrem Bruder und schlug ihn ins Gesicht. Nicht etwa wegen des „irrtümlichen“ Akout, das mich gar nichts anging, sondern . . . na, und so weiter.“

Er lachte kurz auf. Tief in den Augenwinkeln zitterte ein gefährliches Leuchten, als erlebe er das alles erst jetzt.

„Natürlich verhält man sich mit Nullkommanichts aus der Bar an die frische Luft. Aber meinen Zweck erreichte ich doch — am nächsten Morgen waren seine beiden Zeugen bei mir; hier in diesem Zimmer. Und drei Tage später standen wir uns im Morgenrauen gegenüber; auf einer kleinen Wiese am Schlachtensee. Seine Kugel war minimum zwei Meter zu hoch; denn die Hand flatterte erbärmlich.

Ich aber legte ihn mit Blattschuß auf die grüne Decke. Als ich dann am andern Tage vor den hochwohlgeborenen Herren von der Kommandantur stand, hatte ich Mühe, „die Würde der Situation“ zu wahren. Denn seit meinem unfreiwilligen Abschied war's wieder das erste befreite Aufatmen. Und vielleicht — wenn ich's recht überlege — vielleicht hätte ich auch gewußt, worauf es mir ankam und hat sich gar nicht erst geweht!“

Wieder lastete die verstörte Stille über dem großen Raum, der jetzt in halbe Nacht versank; denn die eine Kerze war lautlos erloschen. Nur die andere brannte noch — gerade über das Christusbild huschten fliehende Reflektoren, daß es schien, als wolle der Getreuzigte noch einmal die Augen aufschlagen.

Ruth Langreen war auf ein Taburett gesunken, das neben dem Kamin stand. Eine läbliche Schwäche überfiel sie — ein schmerzhaftes Sämmern war in den Schläfen.

Wie sie ihn haßte — wie sie ihn haßte!
Und doch mußte sie weiter fragen.

„Jetzt, Herr von Rienart . . . sagen Sie mir nur noch eins: — weshalb . . . um Gottes willen . . . weshalb taten Sie das?“

Er antwortete nicht gleich; er sah sie auch nicht an. Sein Blick verlor sich ins Unbestimmte, als schürfte er halbverblassten Erinnerungen nach. „Sehen Sie, Gräfin — damals, als ich noch aktiv war, kannte ich doch Ihren Herrn Vater; er war ja unser Divisionskommandeur.

Kannte ihn zuerst dienstlich, dann auch persönlich; schließlich als der Freund Ihres Bruders durfte ich in seinem Hause verkehren. Es war meine schönste Zeit, meine allerhöchste; die verdante ich seiner Güte. Eigentlich gab's bei mir nie rechten Respekt für meine Vorgesetzten. . . Ihren Herrn Vater hab ich verehrt! Und als ich — auch so eine dumme Erinnerung — als ich ihn nach meiner Verabschiedung mal hier in Berlin traf und er falt an mit vorüberging . . . die Nacht darauf hab ich mich zum ersten Male im Leben sinnlos betrunken!“

Seine fnarrende Stimme sank, besam eine quälende Heiserkeit.

„Eine öffentliche Verhandlung gegen Ihren Bruder hätte auch ihm das Genid gebrochen, und ganz abgesehen davon — ich wußte doch, wie stolz er auf seinen Zungen war. So aber starb Heinz von Ensis, noch ehe die Affäre im Boulevard-Klub richtig ruchbar geworden war. Die Untersuchung wurde sofort niedergeschlagen — selbst Ihr Herr Vater weiß nichts davon. Noch heute führt er die 57. Division; noch heute betrauert er in dem Toten einen Ehrenmann, der von einem verächtlichen Subjekt, einem professionellen Spieler über den Haufen geschossen wurde. Er ist elend geworden, aber sein Name blieb rein. Den Sohn konnte ich ihm nicht retten, die Illusion hab ich ihm bewahrt.

Das ist mein Dank an ihn; wir sind quitt!

Und die 41. Manen brauchen nicht zum zweiten Mal die . . . wie war das doch gleich? . . . ja also — die Schande erleben, durch die schon einmal das Regiment mit Schmutz beworfen wurde. Mein Regiment! . . . Denn wenn Sie auch vielleicht lachen, Gräfin Langreen — die Zeit, wo ich noch die Manta tragen durfte und ein ganzer Kerl war, die hab ich nicht vergessen. So was frist sich ins Blut

und bleibt; auch wenn man die Czapla mit dem Pariser Halbzyllinder vertauschen muß, und auch wenn man statt des Palleich die Spielkarten in die Hand nimmt. . . Man kann doch nicht elf lange stolze Jahre so einfach totschlagen!“

In Ruth Langreen war nur ein Wort haften geblieben.

„Lachen!“ murmelte sie bitter; es klang wie ansbrechendes Weinen, aber sie bändigte es mühsam. „Ich habe doch kein Recht mehr, über Sie die Achseln zu zucken. Wo mein einziger Bruder . . .“

Sie stand auf und nahm die kleine silberne Schuppentische wieder zu sich, die sie vorhin neben sich auf das Taburett hatte fallen lassen.

„Vielleicht hätte ich Ihnen vieles abzubitten — ich habe ja den innern Zusammenhang nicht. . . auch nicht, daß Sie sich um meinen Vater und Ihr Regiment einen Mord auf das Gewissen geladen haben!“

Da schoß jäh eine dunkle Rötze über das ausgemergelte Gesicht. Er trat einen Schritt näher; um Armeslänge nur waren sie noch getrennt.

„Nicht so, Gräfin!“ sagte er zwischen den Zähnen; darin lag ein herrisches Aufbegehren. „Sie sollen nicht anders von mir denken, als bisher. . . So war das vorhin nicht gemeint. . . Sie sollen nicht heruntersteigen — ich will das! Denn sonst fänden wir uns ja gleich zu gleich — und dann . . . hätte ich Ihnen wohl . . . noch mehr — zu sagen!“



Das bis zu 2188 Meter ansteigende Rhodope-Gebirge auf der Grenze von Thrakien im Osten und Makedonien im Westen, wird von mohammedanischen Bulgaren, den Pomaken, bewohnt. Es spielt in den Grenzverhandlungen der Balkanstaaten eine große Rolle.

Sie griff mit der Hand nach dem Herzen. Ein atemloses Lauschen war in ihr. Sie wartete, daß er weiter sprechen sollte. Er aber sah schweigend zu Boden.

Und in ihr wurde ein zitternder Argwohn wach und das unbegreifbare Verlangen, zu ergründen, was sich hinter dieser eisernen Stirn verbarg.

Jetzt ging es nicht um den Bruder, der ihrem Herzen doch je und je fremd geblieben war — nicht um den Vater, dem eine schmutzige Hand Namen und Rang und Ehre gerettet hatte . . . nur eine Erinnerung schwang in ihr.

Wie sie dem Oberleutnant Klaus von Nienort vor langen, langen Jahren zum ersten Male gegenübergestanden hatte . . . und welche bitteren Herzenskämpfe die Monate danach brachten! Die Verlobung lösen — dem im blauen Rod die Hände entgegenstrecken — einen Weg mit ihm gehen . . . vielleicht, daß es damals noch Zeit gewesen

ware, ihn von der abhelfigen Bahn zurückzureißen. Er aber verstand sie nicht. Da erlosch der flüchtige Traum wieder . . . versank, als wäre er nie gewesen. Und erst diese Stunde mußte kommen, um noch einmal mit zögernder Hand an das Gedächtnis des Herzens zu rühren . . .

Die Gräfin Langreen richtete sich entschlossen auf. Ihre Stimme klang weich und gütig.

„Herr von Nienort — Sie verschweigen mir etwas . . . bitte, bitte nicht! —

Seit sieben Mo-

naten wartete ich doch auf diese Aussprache . . . seit sieben Monaten!“

Er warf den Kopf zurück, als habe man ihm ins Gesicht geschlagen.

„Lassen Sie diesen Ton, Gräfin!“ sagte er rau. Wenn es für mich auch wirklich noch einen dritten Grund gab . . . den dürfen Sie nicht hören!“

Ihrer beider Augen freisten sich, glitten ab, versingen sich ineinander.



Alles Bergisches Backsteinhaus in Sittorf. Dr. Erw. Quedensfeld, Düsseldorf.



Ueberschwemmung im Stadtgarten zu Gelsenkirchen.

Photo-Union, Berlin.

„So frage ich Sie auf Ihr Ehrentwort, Herr von Kienartt, und ich weiß — jetzt werden Sie mir antworten!“

„Auf mein . . . Ehrentwort?“

Wie eine mächtige Erschütterung ging es durch die überlange Gestalt. Er wandte sich ab und trat zum Fenster.

Von dort aus sprach er endlich; abgerissen — widerwillig — mit hingeworfenen Worten.

„Damals, als mich Ihr Herr Vater in sein Haus zog, lernte ich doch auch Sie kennen, Gräfin. Deshalb war ja die Zeit für mich so schön! Wie ein Rausch und wie ein Taumel war das; ich fand mich nicht mehr zurecht; ich war wie hilflos geworden, ich habe Sie angebetet, ich hatte mich ganz in Ihnen verloren, und wenn ich Ihnen die Hände küssen durfte, hätte ich immer aufschreien mögen vor Sehnsucht und Seligkeit! Ihr Herz aber wußte nichts von mir. Sie waren die Verlobte des schwedischen Militärattaché Grafen Langreen. Eure Liebe war eure Welt; ich habe es dort mit ansehen müssen all die Monate. Da gab's schließlich Klop noch ein Abbittmittel: jeden dritten Tag ohne Urlaub nach Berlin fahren und am Spieltisch auf'n Kopf hauen, was an Familienvermögen noch übrig war. Für'n paar Stunden halt's schon. Und letzten Endes wußte Nächste so oder so. Dabei ist der ganze Kram so bussemang zum Teufel gegangen; auch die Uniform und . . .“

Er brach ab und wandte sich jäh um. Ein erstüchter Laut war an sein Ohr geschlagen. Scharf spähte er in das Halbdunkel. Aber die Gräfin Langreen stand reglos.

„Ja — und kurz vor der Hochzeit — ich wußte alles, was zu Ihnen in Beziehung stand — passierte die Geschichte im Boulevard-Club. Ich war für Ihr Haus längst ein toter Mensch; aber was ließ sich dagegen tun, daß ich Sie nicht vergessen konnte?“

Ich erkannte Langreen als einen aufrechten Kerl, der Ihrer wert war; ich bin auch nicht rachsüchtig. Aber ich wußte, daß Sie den Mann Ihres Herzens würden aufgeben müssen, wenn man Ihren Bruder aus der Armee stieß. Ihr Vater und mein altes Regiment kamen erst in zweiter Linie . . . vorerst mal gab es eine Frau, die Ruth von Ensis hieß und deren Glück millionenfach wertvoller war als ein unbrauchbar gewordener Mensch.

Und als ich an all den Jammer dachte, da . . . na, da nahm ich mir eben ein Auto und graste die Nachlokale ab.“

„Ich bin Schuld an dem Tode meines Bruders!“ flammelte sie.

„Nein!“ sagte er fest; „sondern meine mitleidige Augen hat ihn auf den Weg geholt, den er allein nicht fand! Ich weiß, er dankt es mir . . . jetzt dankt er's mir!“

Da streifte die Frau langsam den Handschuh von der Rechten und streckte sie ihm entgegen. „Herr von Kienartt!“

Der ehemalige Großherzogin-Mann aber schüttelte den Kopf. Eine Bewegung zerriff die Falten seines verwitterten Gesichts. Es konnte ein Lächeln sein; vielleicht aber war es auch nur Hohn.

„Keine Sentimentalität, Gräfin Langreen. Ein Freundschaftsbienst unter Kameraden — no More! — Ihre Hand aber nehme ich nicht; denn damit würde ich vielleicht den Boden unter den Füßen verlieren, den ich mir mühselig' zusammengescharrt habe. Das darf nicht geschehen! Nämlich — verzeihen Sie! — und wo heute ja doch schon mal der Tag der Bekenntnisse ist . . . also damals vor vier Jahren, als ich den Rock ausziehen mußte, wäre natürlich nach Zug und Recht der Revolver die „Logik letzten Endes“ gewesen. Ich jedoch hab' die ganz bestimmte Erwartung meiner geschätzten Zeitgenossen enttäuscht; ich lebe heute noch. Aber das ist nicht Feigheit, sondern die fanatische Hoffnung, daß doch noch einmal das ganze große Glück zu mir kommt. So zuzugewagt als Ausgleich des Schicksals. Bis dahin zud' ich die Achseln und gebulde mich. — Denn das ist mein letzter Halt! —

Und vielleicht — wenn Sie daran mal einige nachdenkliche Minuten verschwenden — vielleicht verstehen Sie, weshalb es mein letzter Halt ist.“

Er machte eine abgerissene Verbeugung; er ging — die Portieren schlugen hinter ihm zusammen.

Ruth Langreen folgte ihm nicht; sie hielt den Kopf gesenkt. Der Trauring an ihrer Rechten glitzte lädlich wie eine goldene Schlange. Auf den sah sie lange hinab . . . „Und wenn ich Ihnen die Hände küssen durfte, hätte ich aufschreien mögen vor Sehnsucht und Seligkeit!“

Unten schnarrte ein Auto vorüber . . . dann wieder Stille . . . laßendes Schweigen . . . nur der Silberschlag der Pendule hastete . . . die Kerze brannte unruhig . . . schreckhaft auflodernde Messer über dem Christusbild. Vor den Augen aber tanzten stehende Feuerfunken, ein Singen und Klingen in den Ohren, dazu das qualende Empfinden, als ziehe man ihr einen endlosen bunten Seidenfaden durch das Gehirn. nur seltsam — kein Schmerz dabei . . . eine weiche wohlige Müdigkeit.

Dann schoben sich von allen Seiten riesenhafte Wände zusammen. Jemandwo einsetzendes Orgelbrausen. — — — Es wurde dunkel.



Der neue Corona-Leopardus-Schrein,

Int. Ill.-Comp.

der für den Nacher Domschatz hergestellt wurde, ist ein Meisterwerk moderner Goldschmiedekunst. Er dient zur Aufnahme der Reliquien der h. Corona und des h. Leopardus, die im Jahre 996 Kaiser Otto III. von Rom nach Aachen überführte.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

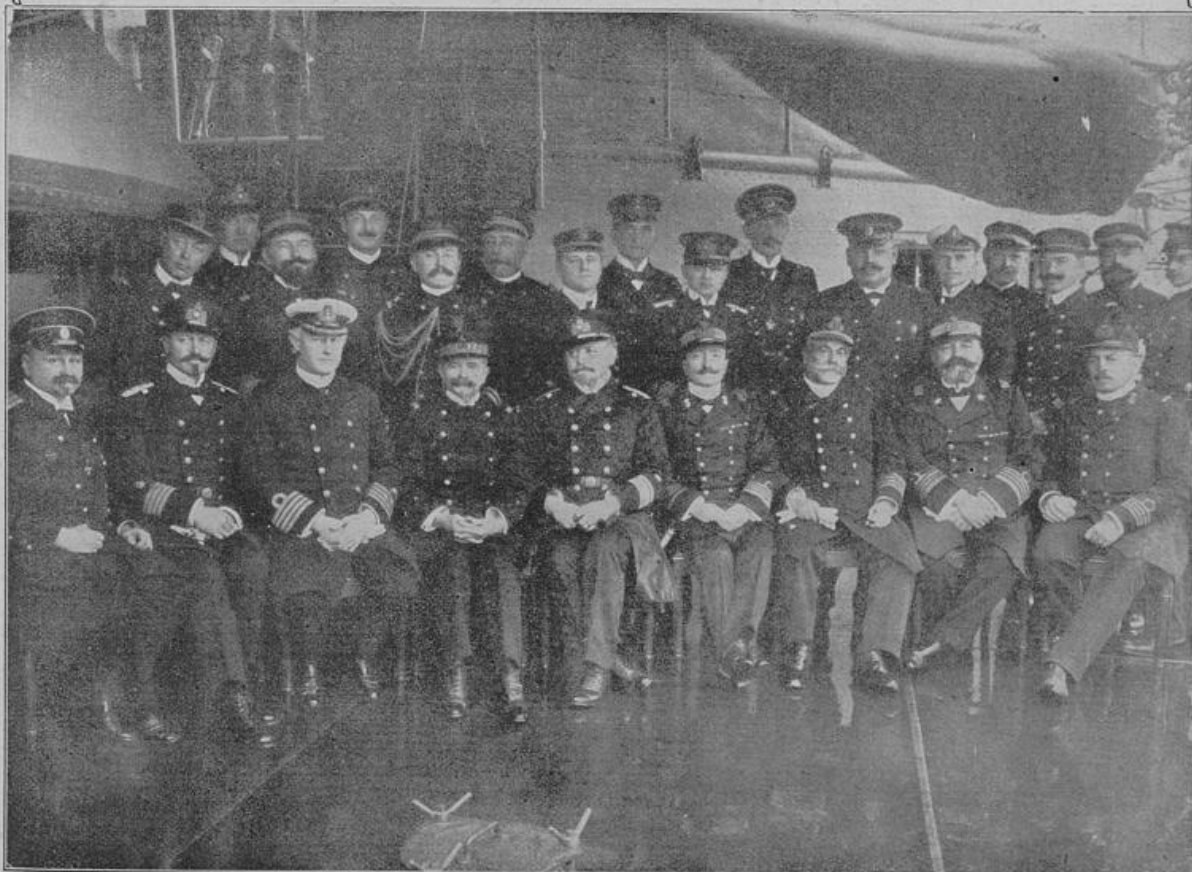
Nr. 5.

Düsseldorf, 18. Januar

1915

Die Kommandanten der Kriegsschiffe vor Konstantinopel,

welche die Mächte dorthin beordert hatten, um Niedermetzungen von Christen zu verhindern. Vorn, sitzend, von links nach rechts: Denissoff, Kommandant des „Kapul“ (Rußland); Kapitän S. Philipp, Kommandant des großen Kreuzers „Goeben“ (23000 Tonnen, 52000 Pferdekkräfte); Kapitän Hunter, Kommandant des „Hampshire“ (England); Kontre-Admiral Dartige de Journet, Kommandant des französischen Geschwaders und Oberstkommandierender der internationalen Seestreitkräfte vor Konstantinopel; Kontre-Admiral Crumpler, Kommandierender des deutschen Geschwaders im Mittelmeer; Kapitän Vesio, Kommandant des „Benedetto Brin“ (Italien); Kapitän Miranda, Kommandant der „Reina Regente“ (Spanien); Kapitän Marino, Kommandant des „Emanuele Filiberto“ (Italien); Kapitän Guépin, Kommandant der „Gelderland“ (Niederlande). Charles Crampus, Paris.



Befehung.

Von Martin Proskauer, Berlin.

Die Baronin von Stara richtete sich in ihrem Bett auf und horchte nach dem Fenster. Ueber den Gutshof her klang das leise Schleifen von Schlittenschuhen und ganz gedämpft ein Schnauben heißgelaufener Pferde; dann war alles wieder still. Sie kannte das Geräusch. Immer wenn der Baron spät nachts oder im fahlen Morgenlicht aus der Stadt kam, schlich er sich leise, wie schuldbewußt, in sein eigenes Haus zurück. Die Baronin lächelte traurig vor sich hin. Sie wußte ja ganz genau, wie er es machte, seit sie ihn damals nichts am Gartenportal erwohlet hatte und plötzlich unvermutet hervortrat. Er war gerade aus dem Schlitten gestiegen und hängte alle Schellen aus dem Wechir und legte sie in den Wagenkasten. Es war sogar ein bißchen komisch gewesen, wie er so da stand, im dicken, schnee-erstaubten Pelz, die Hände voller Schellen, die in der kalten Luft leise klingelten. Das war vor drei Jahren. Er hatte sie damals gebeten und Versetzung versprochen: drei Wochen hatte er es ausgehalten, dann kam die alte Unruhe über ihn. Zur Kreisänderung müßte er, hatte er ihr vorgeredet, und sie hatte es geglaubt, glauben wollen. Zwei Tage später sagte die alte boehafte Gräfin Wessenthin auf Bergshof, dem Nachbargut:

„Wir waren gestern im Zirkus, Baronin, und haben Sie dort sehr vermißt. Der Herr Gemahl war ja da, die eine Schulreiterin schien sehr großes Wohlgefallen zu haben.“

Sie hatte höflich gelächelt und stillhalten müssen. Und noch manch anderer Klatsch war ihr in guter und böser Absicht zugetragen worden.

So war sie langsam immer kühler, immer mißtrauischer gegen den Baron geworden, eine große Fremdheit stand zwischen ihnen, die kein Wunsch, kein Sehnen mehr verschmücken konnte. Jeder ging seinen Weg, im innersten Herzen freudlos.

Jetzt hörte sie den zögernden, vorsichtigen Schritt ihres Mannes die Treppe heraufkommen, da legte sie die Hände vor das Gesicht und weinte. —

Die nächsten Tage vergingen einsam wie immer. Im Winter war wenig Geselligkeit auf den Herrensitzen ringsum, die meisten fuhrten zu Festlichkeiten in die Stadt. Da kam unerwartet ein Besuch für die Baronin, eine alte Freundin, deren Mann als Regimentschef in die nahe Garnison versetzt worden war. Sie war eine kluge, resolute Offiziersfrau mit kühlen, spöttischen Augen, die schon manche wahre und falsche Tragödie des Lebens gesehen hatten.

So fand sie bald heraus, wie es um ihre Freundin stand, und als eines Abends der Baron wieder mit irgendeiner gebrummen Entschuldigung zur Stadt fuhr, brachte sie geradezu das Gespräch darauf. Die Baronin wollte erst mit abweisender Miene leugnen, aber dann brach alles, was solange an Bitterkeit und Zurücksetzung sich in ihr gesammelt hatte, haltlos hervor.

Als sie sich etwas beruhigt hatte, nahm die Freundin ihre Hand: „Liebes Kind, dein Mann ist ein Nilou, das ist wahr! Aber du hast dich auch nicht richtig benommen! Bitte, jetzt hör' mir mal zu! Schau, du hast deinen Mann sozusagen verloren oder er ist dir fortgelaufen. So weit hättest du es gar nicht kommen lassen dürfen. Wie er das erste Mal, hops, einen Seitensprung machte, hätte es dir zeigen sollen, wie er behandelt werden muß. Du weißt doch: weiche Hand bei weichmäuligen Pferden! Entschuldig, es sollte ja kein Vergleich sein!“

„Ich hatte ihm ja alles verziehen,“ schloß die Baronin. „Das war aber nicht genug, Edith! Ich habe es schon lange gefunden: die Männer sind wie die Kinder, immer mit begehrlichen Augen nach dem, was andere haben. Erst wollen sie, solange sie Junggeheilen sind, ein treues Weib, einen eigenen Herd, und was nicht so schöne Sprache mehr sind! Und haben sie's, dann sehen sie auf die vergangene Zeit der Junggeheilenbummelei wie in ein Paradies zurück und benutzen jede Gelegenheit, sich in dieses Paradies zurückzustehlen.“

„Ja, was sollen wir denn machen?“ —

„Uns rar machen sollen wir! Nicht nur uns geben, geben, bis wir mit leeren Händen dastehen! Die Männer sollen sich um uns abstrampeln, täglich, immer wieder, bis sie sehen, daß sie uns gehören und nicht irgendeinem Stammtisch oder einer Balletterse da draußen!“

„Das nützt mir aber doch jezt nichts mehr?“

„Doch, Liebste, du mußt dich nur selber mal aus deiner kühlen Zurückhaltung aufraffen, dann wirst du sehen, daß dein Mann noch gar nicht so weit fort ist — du mußt ihn nur einmal rufen!“

„Ja, wie denn nun?“ sagte die Baronin hilflos.

„Da gibt es so viele Mittel! Das beste bleibt freilich — die Eifersucht. O, die wedt, die hält munter und macht die Augen klar. Soll mein Mann einmal dem Baron von Stara ein paar Leutnants herkommandieren? — Ich scherze ja nur, die Männer sind so dumm, da



Dr. Fildner

Ist von seiner Südpolepedition, wie aus Buenos Aires berichtet wird, zurückgekehrt.



v. Jagow,

der deutsche Botschafter in Rom, wurde zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt.

Das Wappen von Hamborn

der jüngsten deutschen Stadt, zeigt unter einer zinnengekrönten Mauer in seinem oberen Teile die obere Hälfte des Wappens des Herzogtums Cleve, einen goldenen Ellenhäpfel mit silbernem Schild in rotem Felde. (Die Grafen und Herzöge von Cleve sind schon vom 13. Jahrhundert ab bis in die Neuzeit hinein die Landesherren von Hamborn gewesen.) In seinem Mittelteil zeigt es den Rheinstrom und im unteren Teil das Emblem von Bergbau und Industrie, Schlegel und Eisen im grünen Felde. Aus dem Wappen ist für den Heraldikundigen klar zu erkennen, daß Hamborn eine im ehemaligen Herzogtum Cleve am Rheinufer belegene Industriestadt ist. Vorerst ist es von der Stadtverordnetenversammlung angenommen, zu seiner Führung bedarf es jedoch noch der Genehmigung der königlichen Regierung und Festsetzung durch das Heroldamt.



braucht man ja gar keinen lebendigen Leutnant, schon das Gespenst genügt, nun laß uns schlafen gehen, Edith, und überleg' dir, ob ich nicht recht habe!" —

Die Freundin war wieder abgereist, und das eintönige Leben schien seinen Fortgang zu nehmen. Da fing die Baronin an, häufig in die Stadt zu fahren, auch erst in der Abenddämmerung zurückzukommen. Als der Baron einmal zum Abendessen kam, mußte er sogar hören, die gnädige Frau hätte befohlen, ihm allein zu servieren, sie käme erst später. Die ungewohnte Einsamkeit brüdete ihn, er lief unruhig umher, bis die Baronin mit frischem, von der Fahrt belebtem Gesicht heiter und ruhig zurückkehrte. Das geschah nun öfter, und die Baronin sah, wie die stumpfen, gleichmäßigen Augen ihres Gatten langsam unruhig wurden; und bei Tisch fing sie manchmal einen Blick auf, der voller Zweifel über das neue, ungewohnte Treiben war.

Wenn morgens der Diener jetzt die Post brachte, ließ sich die Baronin zuerst die Mappe reichen und suchte oft für sich Briefe heraus. Und auf Fragen des Barons gab sie eine gleichgültige, ausweichende Antwort.

Dabei blieb ihr Wesen wie früher, still, abgeschlossen, und nur das neue unbekannte Gefühl, das in dem Baron aufgewacht war und wie ein Funken glimmte, ließ ihn plötzlich ihre Art mit leisen, mißtrauischem Schmerz empfinden.

Eines Abends kam der Baron in die Wohnung und ging in das Zimmer seiner Frau. Sie saß an ihrem Schreibtisch und las in einem Briefe. Vor ihr lag ein kleines Bündel Briefe, ein rosa Band hing lose über die Tischplatte.

Er stand einen Augenblick still. Das blonde, im Lichtschein flimmernde Haar, das seine schmale Gesicht der lebenden Frau wirkten auf ihn wie eine Erinnerung an etwas Verlorenes, an irgend-einen heiligen, ersehnten Wunsch, dessen Erfüllung man im Traum erlebt. Er fürte in sich Worte aufsteigen, die er lange vergessen hatte und trat hastig näher. Beim Anrücken der Schwelle fuhr die Baronin zusammen, blickte auf und griff nach den Briefen, die sie reich in das Fach zu tun dachte.

Da wurde der Funke in ihm zu einer bösen Flamme, und aus dem unsicheren Gefühl der letzten Tage wurden harte Worte und Verdächtigungen. Er rannte mit großen Schritten im

Zimmer auf und ab. „Ich will wissen, von wem die Briefe sind!“ schrie er. Die Baronin war ruhig sitzengeblieben:

„Du könntest leiser sprechen, Erik! Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig, du hast mich allein gelassen, die ganzen Jahre hindurch. Ich ließ dich deine eigenen Wege gehen und gehe jetzt meine. Aber gut, ich habe nichts zu verbergen, willst du es mit mir wissen?“

Er sah zur Seite. Sie maß ihn mit ruhigem, offenem Blick: „Ich werde dir sogar die Briefe vorlesen. Aber geh', set' dich dort in den Sessel.“

In dumpfer Spannung gehorchte er.

Die Baronin zog einen Brief aus dem Fach und las mit klingender, freier Stimme:

„Meine Inniggeliebte, Du!

Ich schreibe Dir jeden Tag, und immer, wenn der Brief fort ist, fühle ich, daß alles kalt und leer ist, daß ich Dir nie ganz sagen kann, wie ich Dich liebe. Dein süßer Mund...“



Die alte Kapelle in Hülskrath, Sr. Grevenbroich, Bg. Düsseldorf.



Die jüngst eingeweihte, von den Architekten B. und P. Süllensuß in Düsseldorf neu-erbauete Kirche in Hülskrath.

Sie unterbrach sich und sah in die Ecke, wo der Baron auf dem Sessel saß und sie anstarrte.

„Ist dir etwas, Erik? Willst du noch mehr hören?“

Der Baron rührte sich nicht. Sie griff wieder in den Schreibtisch „Hier ist noch ein Brief, du siehst, ich habe keine Geheimnisse vor dir.“

„Du glühend Geliebte, einzige!

Heute früh durfte ich nur Deine Hände küssen, doch morgen wird es...“

Sie las nicht weiter. Mit einem Sprung war der Baron neben ihr und riß ihr das Blatt aus der Hand. Hastig beugte er sich zur Lampe und suchte die Unterschrift. Das Papier zitterte in seiner Hand. Da fuhr er auf, sah die Baronin an, dann wieder den Brief, und rief mit einer Stimme, die ihm selbst fremd klang:

„Du, das ist doch — das sind doch — meine Briefe?“

„Nun ja,“ nickte sie, „wundert dich das so sehr? So hast du mir als Bräutigam geschrieben! Darf ich sie nicht wieder lesen? Es sind ja freilich schon acht Jahre her!“

Der Baron von Stara ging leise, mit hängenden Schultern in die Ecke. Er setzte sich wieder in den Sessel und stützte den Kopf in die Hände. So saß er lange Zeit. Endlich stand er auf. Die Baronin saß noch am Schreibtisch. Er wollte sprechen, suchte nach Worten, die er nicht fand, bis sein Blick die lächelnden, klaren Augen seiner Frau traf.

Da riß er sie in seine Arme und sagte ihr leise ins Ohr:

„Du, verzeih' mir! Ich bin ein schrecklicher Esel gewesen!“

◊ ◻ ◊



Das Leibhufarenregiment bei der Rückkehr vom Exerzieren in Langfuhr-Panitzsch.

Gehr. Haedel, Berlin.

Vorn Prinz Wilhelm, der älteste Sohn des Kronprinzenpaares auf einem Polo-Pony, hinten der Kronprinz mit dem zweitältesten Sohne Prinz Louis Ferdinand.

Der Geburtstag.

Von Dr. Joachim v. Bülow.

Es gehört zu den Dingen, die wir alle gemeinsam haben, soweit wir auf der Erde herumlaufen. Es ist absolut nichts Besonderes daran zu entdecken. Es ist ein reiner Zufall, daß man gerade am 11. Januar nicht am 13. das Licht der Welt erblickt hat, wie es so schön heißt und meist gar nicht zutrifft; denn an solch einem Wintertag pflegt es elend dunkel zu sein, und wenn man nicht gerade in den wenigen Tagesstunden erschienen ist, so war es eine Petroleumlampe, die uns zuerst bestrahlte, wenigstens soweit man meiner Generation angehört. Meist besitt man schon in seiner Geburtsstunde geringes Taktgefühl und stellt sich zu einer Zeit ein, wo andere Leute schlafen wollen. Daß man, wie es höflich wäre, bei den uns doch bis dahin gänzlich fremden Herrschaften zur Besuchszeit sich einfindet, habe ich noch nie gehört.

Dennoch wird dieser unpassende Augenblick unser ganzes Leben nicht vergessen, ja man benutzt ihn sogar, um uns zu feiern. Man gratuliert dazu, daß man geboren ist! Je weiter man sich von diesem Vorfall entfernt, je weniger versteht man es, daß einem die Leute dazu Glück wünschen, und bald empfindet man es wie Hohn, daran erinnert zu werden, daß schon wieder ein Jahr mehr auf unsern Rücken gepackt ist. Das einzig Vernünftige ist noch die Gewohnheit, uns durch Geschenke nachträglich dafür zu entschädigen, daß wir die Leiden

dieser Welt auf uns nehmen mußten. Aber auch das hat seine zwei Seiten. Als Kind wußte ich manche Tante, deren im letzten Augenblick aus einem Winkel zusammengerafftes Geschenk ich gern vermist hätte, denn nun mußte ich ihr einen Bedankemich-Brief schreiben, eine Tätigkeit, die mir bis heute ein Greuel geblieben ist und mich erst zu erfreuen anfängt, seitdem ich eine Sekretärin mein nenne.

Aber sonst war es sehr hübsch, wenn man als Kind in den Festraum trat und da der Tisch stand, auf dem die Lichter um den Kuchen ihren stillen Kampf mit dem Frühlicht ausfochten, und es ein wenig nach warmem Wachs und Süßigkeiten roch. Und auf dem Tisch fand sich so vieles von dem, was man in kluger Vorsorge in Uebersahl gewünscht hatte. Summarisch erfolgte die Musterung, denn die Schule rief uns. Nie habe ich diese Institution so verflucht, wie an meinem Geburtstage. Sie war das kalte rauhe Leben, das sich um Gefühle gar nicht kümmerte, und nicht jeder Lehrer war feinsinnig genug, zu wissen, welcher Junge gerade seinen Festtag hatte, um ihn ungeschoren zu lassen. Aber ich glaube, der wahre Erzieher, der es mit dem Herzen treibt, muß es seinen Schülern an den Augen ansehen, denn sagen wird es wohl keiner ungefragt, aber in ihm jubelt es den ganzen Tag: Heute habe ich Geburtstag!

Das gibt sich später, und man fängt sogar an, sich seines Geburtstages zu schämen. Und das mit gutem Grund; denn wenn die Zeit des Beschenktwerdens aufhört, beginnt die des Schenkemüssens. Die Erpressung, die aus Geburtstagsgründen an der Menschheit getrieben wird, ist eine ausgebreitete. Ich erinnere mich aus meinem Aufenthalt in plattdeutschen Ländern der ständig wiederkehrenden Zeitungsannonce: „Wir gratulieren Herrn X. zu seinem Wiegenfeste! Ob bei sich woll wat marlen lett?“ Und dann wurde von Herrn X. erwartet, daß er den Unterzeichnern ein solennes Gelage stifete. Schon als Kind genierte es mich höchlich, bei der Gelegenheit der Gratulationscour der Köchin die schwielige Faust drücken zu müssen, in dem sichern Vorgefühl, daß ich dafür ein erhebliches Stück Kuchen würde opfern müssen. Heute erscheint das ganze Haus mit innigem Augenaufschlag und gibt seine ergebendsten Wünsche her, die deutlich nach Gegendienst schmecken.

Die Geschenke verlieren auch mit den Jahren ihren Reiz; man begnügt sich immer mehr damit, den guten Willen anzuerkennen und ihn vor die Tat oder doch ihr Ergebnis zu setzen, und freut sich als Nichtraucher genau so sehr über die gestickte Zigarettenasche der lieben Nichte wie über den gebrannten Einspruch aus dem Neuen Testament, der in unserer hochmodernen Einrichtung nach van de Velde prächtig aussehen wird. Daneben



General der Infanterie Max von Prittwitz und Gaffron, Kommandierender General des 16. Armeekorps (Meh.), erhielt den Schwarzen Adlerorden. E. Jacobi, Meh.

begrüßt man freudig alte Bekannte, die als zwecklose und nicht immer schöne Gegenstände von der letzten Verlosung her in der Familie sind und nun bis zum nächsten Basar die Munde machen. Bekomme ich aber einmal etwas wirklich Brauchbares, so ist es sicher von dem Gelde angeschafft, das ich selbst zum Haushalt gegeben und mir am Munde abgepart. Und ich fühle mich erfreut im eignen Fett gebraten.

In jüngster Zeit feiert man serienweise Geburtstage, das ist am praktischsten für alle Teile. Wenn die Deffentlichkeit beginnt, uns in alte Register zu schieben, wird ihr dadurch klar gemacht, daß wir eigentlich recht jung sind, so jung, daß unser Geburtstag sich ganz genau nachweisen läßt, und daß man von uns noch viel erwarten kann. Alle andern aber fühlen sich in der erhebenden Lage des Zeitgenossen. Sie haben unsere Nasenspitze irgendwann und irgendwo einmal gesehen und gedenken dessen noch in ihrem höchsten Alter, vorausgesetzt, daß wir wirklich berühmt wurden. Immerhin registrieren sie uns auf alle Fälle. Bei ganz großen Leuten feiert man sogar den Geburtstag noch, wenn sie lange tot sind. Da haben sie vielleicht am meisten davon. Wenigstens bin ich überzeugt, daß der alte Goethe im Olymp herzlich gelacht hat, als bei seinem hundertfünfzigsten Geburtstag eine brave Weimarerin, die selbst nicht weit von hundert war, fragte: „Ach Gott, ist er denn noch halbwege uffem Dämmechen?“



Der russische Kriegsminister Suchomlinow begibt sich zur Grundsteinlegung der russischen Gedächtniskirche auf dem Schlachtfelde von Leipzig, wo 22 000 Russen den Tod fanden. Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Lila.

Von L. vom Vogelsberg.

Sinüber und herüber ging das Schießen. Die da drüben im Dorf würden so leicht nicht davonlaufen, das versicherte der Sergeant ter Maar dem Kapitän jetzt zum drittenmal.

„Ich weiß, ich weiß!“ sagte Kapitän van Meulen wütend, und der Born stand ihm dabei auf dem mißfarbigen Gesicht.

„Hab's ja gleich gelagt!“ beharrte ter Maar. „Wir hätten das auch in Güte machen können! Zo Padang ist keiner, der davonläuft, ist ganz anders als die andern Sultane!“

hatte recht: es wäre besser gewesen, in Güte zu verhandeln. So war auch seine Instruktion. Aber es wäre das erstemal gewesen, daß Herr van Meulen nach dieser Instruktion gehandelt hätte. Zo Padang, der Sultan, hatte sein Recht verlangt; das genügte, um ihn mit Brand und Kugel zu befehren.

Es war eine entsetzliche Hitze. Zwanzig Schritt weiter ging der Fluß; daneben lag ein toter Arm, voller Krokodile und voller Miasmen. Man glaubte den bradigen üblen Geruch bis herüber zu spüren, ver-



Sahnenkampf in Spanien. Zeichnung von Otto Boyer. 7.

Eine Kugel riß knatternd einen Zweig über ihm herunter, und die beiden sprangen rasch hinter die Bäume. Drüben aus dem üppigen mannshohen Gras guckten die goldbraunen Hütten des Javanerdorfes. Ab und zu kräuselte ein leichter Rauch aus ihnen auf, und eine Kugel kam pfeifend herüber. Manchmal warf sie einen Mann zu Boden, zumeist aber ging sie fehl.

van Meulens Leute schossen, daß es klang wie eine schnell gedrehte Kaffeemühle. Aber die braunen Hütten wollten kein Feuer fangen, und ob die braungelben Menschen sich verminderten, sah man auch nicht. All das machte van Meulen nur noch wütender. Freilich, ter Maar

meinte das Klappen der Kinnladen der fürchterlichen Eseln unter den Bäumen zu hören.

Kapitän van Meulen lächelte grimmig. Er wollte den Hunger der Tiere stillen, nachher. Und so von ungefähr schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: wenn er heute das Spiel verlor . . .

Er wußte, wie er angegriffen stand bei Zo Padang und andern, überhaupt auf der ganzen Insel. Er hatte sich selbst manchmal im stillen gewundert, daß er bis jetzt dem Kris entgangen war. Besser hatten sie wohl keinen im Land als ihn. Zo Padang war der erste, der ihm die Zähne zeigte. Es war zwar kein Vergnügen, die Steuern zweimal

zu zahlen, von Meulen brauchte aber Geld, und wenn Jo Badang es nicht gab, dann mußte er sich die Folgen schon selbst zuschreiben.

Man hatte ihn zwar gewarnt, der Malaienfürst habe großen Anhang im Lande. Es könnte eine große Sache geben, und dem Orang-Korlandah (Holländer) möchte schlimm dabei zumute werden. Kapitän van Meulen hatte aber nur ein Lachen für die Warnung. Er hatte schon ein Duzend auffällige Malaienjultane zur Nase gebracht, warum also nicht Jo Badang.

Eine Kugel bohrte sich knirschend neben ihm in den Stamm und trieb ihm einen Sprühregen von Splitteln ins Gesicht. Das wurde bleich vor Horn. „ter Maar!...“

„Ja, Kapitän!“

„Kein Pardon nachher! Nur für die Frauen vorläufig!“



Sturmflut bei Portsmouth: Von den Wogen herausgerissene Mauerstücke am alten Hafen von Portsmouth.

Charles Trampus, Paris.

ter Maar nicht gleichmäßig. Er konnte das von früher her und hatte nichts dagegen.

„In einer Stunde ist es dunkel, Kapitän!“ sagte er nach einer kleinen Weile.

„Ja, — und dann?“

Der Sergeant zuckte die Achseln. Er wußte ganz genau: die Nacht brachte sicheren Untergang.

van Meulen ließ das Feuer verstärken. Blöhlisch wurde es im Dorf still. Und dann krachte eine Salve herüber, bröhnend, prasselnd, mörberisch. Sechs Leute fielen

sofort hängen, ein paar andere heulend getroffen auf. Augen tanzten farbige Ringe.

„Vorwärts, fällt's Bajonett! Marsch, marsch!“

Im Laufschrift rannten sie hinüber. Es war totenstill, nur die eigenen Schritte dröhnten; nicht ein Schuß fiel. Es war der



Der alte Hafen von Portsmouth, der jüngst von einer Sturmflut heimgesucht wurde, die die Mauern stellenweise zertrümmerte und alle Straßen tief unter Wasser setzte.

Phot. Charles Trampus, Paris.

Abschiedsgruß des flüchtenden Volkes gewesen. Das Dorf war leer und verlassen.

„Sucht, sucht!“ schrie van Meulen außer sich. „Für jeden Lebenden zehn Gulden!“ Aber keiner konnte sie verdienen. Selbst kein Tier war mehr in der Siedelung.

Doch. Denn plötzlich gab's ein Jubelgeschrei irgendwo in einer Ecke. van Meulens Augen begannen zu glänzen. Er wußte es, daß seine Leute schon etwas aufspüren würden. Und nun brachten sie ein Mädchen.

Sie war auffallend hell, und das pechschwarze Haar fiel wie auf einen vielfach zerrissenen lichtfarbigen Sarong. Auch ihr Gesicht wich in manchem von dem allgemeinen Typus ab, denn es war ohne Einschränkung schön. Sie mochte höchstens vierzehn Jahre alt sein, war aber völlig entwickelt.

„Wie heißt du?“ fragte van Meulen behaglich.

„Lita!“ sagte sie kurz und sah ihm offen und trotzig ins Gesicht.

„So, so!“ Er lächelte boshaft. „Und weißt du, was dir bevorsteht?“

Sie maß ihn ohne Scheu von oben bis unten. „Ich weiß nur so viel, daß der Drang-Korlandah auch ein Weib nicht schont!“

Der Kapitän bekam einen roten Kopf und biß sich auf die Lippen. „Gut!“ meinte er nach einer Weile, während er das Mädchen gewissermaßen tanzte hatte, „du wirst mich in meinen Kampong (Haus) begleiten, als meine Dienerin, verstanden?“

Lita zuckte die Schultern, die hell aus dem Sarong herausschimmerten. „Wie du willst! Aber erst laß meinen Fuß heil werden!“

Erstaunt sah van Meulen nieder und bemerkte, daß der Fuß des Mädchens mit einem blutigen Lappen umwickelt war. Er rief den Arzt, und der konstatierte einen Schuß in die Ferse. „Ein paar Wochen wird's dauern. Schaden hat sie nicht davon!“ sagte Doktor Vols und sah dem Mädchen freundlich ins Gesicht. Dann verband er die Wunde und ging, während man Lita auf eine rasch gefertigte Bahre legte. Mit einem seltsamen Blick sah Lita ihm nach, während die brennenden Hütten des Dorfes den Rückmarsch der kleinen Truppe beleuchteten.

Seit drei Wochen war Lita im Hause des Kapitäns, und die Wunde begann rasch zu heilen. Ab und zu kam Doktor Vols, sah nach und gab ihr ein freundliches Wort. Sie dankte ihm nicht dafür, aber sie maß ihn immer mit dem gleichen sonderbaren Blick wie damals, bis sie ihn eines Tages ansprach. „Sahib,“ fragte sie, „glaubst du, daß ein Mann durch ein Frauenhaar sterben kann?“

Er lachte hell auf. „Nein, Kind, das glaube ich nicht!“

„Und doch ist es so!“ Das war alles, was sie mit Doktor Vols jemals sprach.

Als ihr Fuß fast geheilt war, mußte Lita in der Küche helfen. Der Koch war krank, und der Kapitän fragte sie, ob sie Reis kochen könne. Dabei kniff er sie in den Arm. Sie wehrte sich nicht, sondern sah ihn nur an, daß er ganz betreten fortging.

Sie war schön geworden in den paar Wochen, seit sie in van Meulens Hause war. Und ganz beiläufig fragte er Vols, wie weit es mit dem Fuß sei. Der meinte, daß es noch ein, zwei Tage höchstens dauern könne.

Als er fort war, ging van Meulen in die Küche und befahl Lita ein Reisgericht für den Abend. Dabei kniff er sie wieder in den Arm. Aber diesmal sah sie nicht auf, auch nicht, als er ihr gebot, das Eisen später auf sein Zimmer zu bringen. Und mit verheißungsvollem Lächeln ging er hinaus. — Da kam's zum erstenmal, daß auch Lita lächelte,

fremdartig und sonderbar. Und mit dem gleichen Lächeln zog sie eins ihrer langen, festen Haare aus, und begann auf dieses ein Reiskorn an das andere zu reihen, so daß es aussah wie eine Perlenkette. Als sie wohl zweihundert Körner nebeneinander geschoben hatte, hielt sie inne und zog eine Schere hervor. Mit dieser schnitt sie die Reiskörner ab, eins nach dem andern, und ließ sie in ein Gefäß fallen. Dann schüttete sie den übrigen Reis hinzu und setzte das Ganze auf's Feuer.

Nachdem das Gericht fertig war, rief sie einen Diener und trug ihm auf, dieses zu van Meulen zu

bringen mit dem Bescheid, daß sie nachher das Geschirr holen werde. Jetzt könne sie nicht, der Fuß tue ihr weh. Und immer noch war das alte Lächeln auf ihrem Gesicht.

Es blieb auch noch, als sie eine Stunde später zu dem Kapitän ging. Der lag mit verzerrtem Gesicht auf dem Boden. Als sie eintrat, schien er sich auf sie stürzen zu wollen, aber der Schmerz zwang ihn nieder. „Scheusal, du hast mich vergiftet!“ stöhnte er.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, das habe ich nicht getan! Aber der Doktor wollte nicht glauben, daß ein Frauenhaar einen Mann töten kann, und nun kannst du ihm ja sagen, daß es wahr ist!“

Wie unter einem grellen Blitzschlag erkannte der am Boden Liegende das Geschehene. Er war dem Tod unrettbar verfallen. . . Gegen die kleinen Härchen in dem gequollenen Reis war jede Kunst hilflos. „Warum hast du das getan, du, du . . .“ heulte der Mann in sinnloser Wut, während ihn der durch die vierhundert Spitzen verursachte Schmerz zerriss.

„So Padang!“ sagte Lita ruhig. Dann zog sie den Sarong fester um die hellen Schultern und eilte in die Nacht hinaus.



Steirische Tanzweifen.

Welt-Press-Photo-Comp., Wien.

Der Verein „Deutsche Heimat“ hat es sich, in dem Bestreben, dem Ueberhandnehmen erotischer Tänze entgegenzuwirken, zur Aufgabe gemacht, steirische Tänze zu fördern. Es gibt da Couren, wie 's Anshahn, 's Stiegelhupfen, 's Fensterln, 's Wildern, 's Hals-n, 's Balzn, 's Busslerdrahn usw. Das Bild zeigt von links nach rechts den dritten Eisenerzer, den ersten Eisenerzer und 's Trahn.

Rhein und Düssel

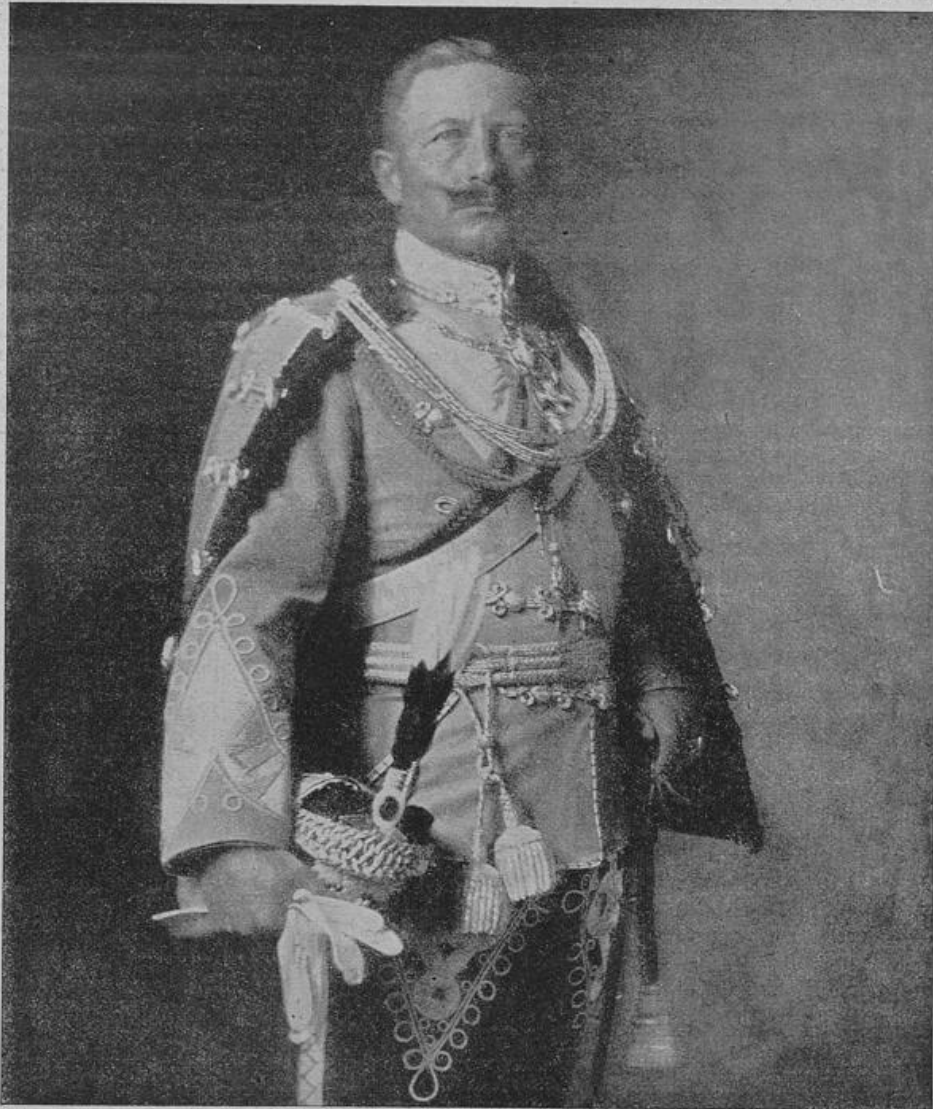
Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 4.

Düsseldorf, 25. Januar

1913.

Zum 54. Geburtstag (27. Januar) des Deutschen Kaisers



Frau Sehnsucht.

Eine Faschingsgeschichte aus St. Moritz von Anny Bothé.

Mit Schellengeklirr war Prinz Karneval auch in dem fashionablen St. Moritz, der Hochburg des Wintersports, eingezogen. Die Hotels strahlten in einem Meer von Licht, und ein Schlitten nach dem andern fauste durch die winterliche Pracht dem hellen Lichtmeer entgegen, das weithin zur Lebensfreude lockte und winkte.

Draußen schimmerten über der weißen Schneedecke die Sterne, und weithin klangen die Gloden durch die abendliche Stille. In den Niesenfällen des Grand Hotels aber flammten Tausende von Glühlampen und venetianischen Lampions auf und strahlten über die Blumengirlanden hin in einem ganz wunderbaren Farbenfeuer.

Ein Märchenfest war es, zu dem man geladen, und alles was an Schönheit, Reichtum und Jugend hier in St. Moritz zum Wintersport zusammengelassen war, das wogte erwartungsfroh durch einander, lächelte einander zu, und jeder Blick und jedes Lächeln sagte:

„Ich will genießen.“

Soeben war ein reizendes Ballett, die „Puppenfee“, getanzt von Damen der Gesellschaft, beendet, und jetzt wogten die Ritter und Tempelherrn, die Puppen, Bajaderen, Nixen und Feen aus dem Tanzsaal in die herrliche, weiträumige Halle, um zu sehen und gesehen zu werden. In dichten Reihen standen die Herren der Schöpfung und ließen die schönen Tänzerinnen, welche langsam die breite Marmortreppe zum Promenoir hinanstiegen, Revue passieren.

Manches Monokel klemmte sich fester ins Auge der schwarzbefraachten Herren, um so viel Schönheit, Jugend und Toilettenreichtum zu bewundern. Es waren verhältnismäßig nur wenige Herren im Kostüm. Der Frack mit hellseidenem Revers war vorherrschend, auch wohl der dunkelrote oder karminfarbige. Die Damen aber strahlten in den kostbarsten, sinnberührendsten Kostümen von wirklich märchenhafter Schönheit.

Etwas abseits von dem bunten Gewirr stand die hohe Gestalt eines Tempelritters an eine Säule gelehnt. Sein dunkles, herrisches Auge blinnte suchend über die Menge, und etwas wie Mißmut breitete sich über das leichtgebräunte bartlose Gesicht, als sein Auge das, was er suchte, nicht zu finden schien. Schon wollte der Rittermann all dem festlichen Gewühl den Rücken kehren, da hörte er eine leise, wie es ihm schien, junge Stimme ihm zur Seite sehr eindringlich sagen: „Frau Sehnsucht ist mit dir gezogen, Graf Tessen, durch den tiefen Schnee des Engadins ist sie dir gefolgt. Aber Meere und Lande,

immer war sie bei dir, immer.“ Mit einem kräftigen Ruck wandte sich die hohe Gestalt des Tempelritters zur Seite. Nur ein Richern klang an sein Ohr, ein verstoßenes Flüstern, aber sein forschender Blick fand niemand, der wohl die seltsamen Worte gesprochen haben konnte.

Halt, was war das? Der Ruck dort in dem kurzen weißen Röckchen, ein Rosenkränzelein in dem goldschimmernden Haar und den zarten Flügeln, von Goldstaub übersät, an den schmalen Schultern, der so schnell entweichen wollte, der mußte es gewesen sein, der ihn angeredet.

Mit einigen schnellen Schritten hatte Graf Udo Tessen den losen kleinen Gefellen, der sich so energisch einen Weg durch die Menge bahnte, erreicht. Fest umspannte die gebräunte Rechte des Grafen das feine Handgelenk des jungen Mädchens, das ihn plötzlich aus tiefblauen Augen ganz entsetzt anstarrte.

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie, und es war als ginge ein Beben durch ihre Stimme. „So lassen Sie mich doch los,“ rief sie gleich darauf schon viel sicherer, hastig, „Sie tun mir ja weh!“

„Das wollte ich nicht, verzeihen Sie, Komtesse. Aber was sagten Sie da drüben von der Sehnsucht zu mir?“

„Ich?“ Die reizende, kleine Püggelgestalt drehte sich jetzt lachend wie ein Wirbel im Kreise, daß ihr der Goldstaub von den Flügeln wehte.

„Bester Graf, Sie phantastieren. Die reizvollen Märchengestalten sind Ihnen wohl zu Kopfe gestiegen. Ich habe ja noch kein Wort zu Ihnen geredet.“

„Komtesse, ich bitte Sie, jetzt keinen Scherz. Nur eine gibt's, die von Frau Sehnsucht zu mir reden kann, nur eine!“

„Und daß ich diese eine nicht bin,“ lachte Komtesse Gisa Hersfeld übermütig auf, „das wissen Sie auch. Adieu, bester Graf, und hüten Sie sich heute vor der Königin Minne. Sie ist Ihnen gefährlich, und ein so nichtsnutziger Gefelle von Puck wie ich kann nicht überall sein, Sie zu warnen. Aber da kommt sie ja selbst. Hallo und gut Geleit, Herr Ritter!“

Fort war die Kleine. Wie süß sie war, und wie die Blauaugen leuchteten! Heute morgen hatte Udo Tessen noch zu seinem jüngern Bruder Arno beim Skilaufen gesagt: „Weiß Gott, Junge, wenn ich so jung und froh wäre wie du, die reizende kleine Komtesse müßte meine Frau werden.“



Geburtsstagsfeier des Kaisers in Deutsch-Südwestafrika: Parademarsch des Kriegervereins in Windhoek, 1625 m über dem Meere. Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Aber der Bruder hatte übermütig dazu gelacht und ihm geantwortet: „Nimm sie doch, wenn sie dir so gut gefällt!“

Er und nehmen! Wie Groll stieg es in Graf Udos Seele auf. War er nicht schon gestorben ohne gelebt zu haben? Was sollte ihm all der hüwe Nummenschanz und das festliche Gewühl. War er nicht ausgezogen, nur um das brennende Gefühl der Sehnsucht zu erliden, das in seiner Brust saß und darin wühlte, als hätten sich tiefe Dornen in sein Herz gegraben? Die Sehnsucht wollte er töten, über die er einst gespöttelt. Aber selbst der tolle Wirbel hier in St. Moritz, das Gewühl des Lebens, in das er sich gestürzt, konnte sie nicht bannen. Nur dann hatte die Sehnsucht geschwiegen, wenn das stolze, herrliche Weib, das jetzt so siegesgewiß und sicher mit seinem Gefolge die breiten Marmorstufen hinanschritt, ihm zugelächelt hatte.

Königin Minne, die schönste Frau, die jetzt nur ihn grüßend vorüberschritt, die Fürstin Gunhild Schwarzenberg, die war es, die sein Sinnen gefesselt hielt. Der kleine Puck hatte das ganz sicher erkannt. Wie peinlich das war! Warum aber konnte doch neben der glutäugigen Minne die Sehnsucht nicht sterben?

Udo Tessen stampfte zornig mit dem Fuße auf, da wandte sich die rotblonde Fürstin und schritt mit ihrem Gefolge — rosegeschmückte Kinder und bekränzte Jünglinge und Mädchen — zurück und gerade auf ihn zu. Sie trug ein mattrosa durchsichtiges Gewand, über welches lichtgrüner Schleiertüll mit glitzernden Perlen, die wie Taupropfen leuchteten, lang herabherabwallte. An einem rosafarbenen Band trug sie eine Laute, und in dem rotblonden Haar flimmerte von Rosen umwunden schimmernd das Königsdiadem.

Die Jünglinge und Mädchen in den schleierartigen, durchsichtigen Gewändern trugen Rosengirlanden und goldene Stäbe

mit flatternden Bändern vor der Königin her, und die Kinder in ihren weißen Kleidchen, Rosentränze im Haar, streuten ihr Rosen zu Füßen.

„Die Königin Minne,“ sagte die schöne Frau mit einem strahlenden, siegesgewissen Lächeln um den tiefroten Mund, „entbietet ihrem getreuen Ritter, Udo Tessen, Gruß und Heil.“ — Der Tempelritter verneigte sich tief, während das Gefolge der Königin etwas zurück-

trat, und sagte mit einem tiefen, warmen Klang in der Stimme: „Ich bin euer Sklave, Frau Königin.“

„Da täuscht Ihr euch, Herr Rittersmann,“ lächelte Frau Minne zurück, und wie ein Drohen blühte es in ihren goldbraunen Augen auf. „Nicht Ihr dient der Minne, sondern die Minne dient euch. Sie führt euch zur Höhe. Habt Ihr es vergessen? Von der höchsten Wonne bis zur tiefsten Erniedrigung kann sie euch führen. Sie ist euer, stets zu eurem Dienst bereit.“ — „Sie ist erbarmungslos, Herrin,“ gab der Graf mit einem bitteren Juden um den Mund zurück. „Die schöne Königin, sie reiht uns in ihren Bann und läßt uns nicht wieder los, wenn sie nicht will. Immer ist sie da und schürt Flammen in unsrer Brust, die lieber nicht brennen sollten, Flammen, die sterben müssen.“ — Die Fürstin lachte.

„Wer kann unsere Gedanken und unser Herz binden, Graf? Königin Minne schwingt ihren Zauberstab und rührt damit an euer Herz. Wie Ihr euch auch wehren möget, mein Herr Rittersmann, Königin Minne hält euch fest und singt euch ein Liebeslied, sie hat ein gar treues Geleit, denn die Leidenschaft geht mit ihrer Königin. Wollt Ihr heute um 12 Uhr ihrer harren?“

„Gern, Frau Königin,“ gab der Tempelritter freudig zurück, doch vergaß bitte nicht: „Minne ist Glück und Leid.“

„Rein, Simmelseligkeit,“ gab die schöne Frau zurück; „und jetzt wollen wir tanzen, tanzen, Herr Ritter und untertauchen in diese Simmelseligkeit bis zum letzten Vergehen.“

Hatte sie wirklich diese Worte gesprochen, die Udo in einen förmlichen Mauth versetzten? Er wußte es selber nicht, Graf Udo Tessen. Er wußte nur, daß er plötzlich im Tanzsaal stand, daß das bezaubernd schöne Weib an seiner Brust lehnte, und daß in dem Augenblick, als er

mit der Fürstin den Tanz beginnen wollte, eine leise Stimme hinter ihm sprach: „Die Gloden rufen um Mitternacht, Die Sehnsucht ist großmächtig aufgewacht Und redet lacht.“

Was war das? Wie Eiseskälte rann es plötzlich durch seine Glieder, trotzdem das schönste Weib der Erde schweratmend an seiner Brust lag



Das neue Realgymnasium zu Opladen, dessen Einweihung am 1. Februar stattfand.
E. Vitzel, Opladen.



Der letzte Pferdeomnibus in Paris
auf seiner letzten Fahrt St. Sulpice—La Villette am 11. Januar 1913. Der Kutscher stand 36 Jahre im Dienste der Gesellschaft.
M. Rol, Paris.

und ihre brennenden Augen heiß in die seinen tauchten. Hatte er Visionen? Wer hatte die seltsamen Worte zu ihm gesprochen, Worte, die einst ein Mund zu ihm gesagt, der lange, der vielleicht auf ewig verstummt war? Und gerade jetzt, jetzt in der Stunde, wo er, das fühlte er, am Ziel all seiner Wünsche stand?

Warum jauchzte seine Seele nicht auf, daß Gunhild so hingebungsvoll in seinen Armen ruhte, warum erstarrten seine Glieder zu Eis an ihrem Herzen? War es eine Stimme aus dem Jenseits, die zu ihm in dieser tollen Faschingsnacht sprach, oder war es die Stimme einer Lebenden, die zu ihm so ernst und warnend kam? Woß dunkle Augen irrten, während er im Tanze mit der Fürstin durch das bunte Gewühl slog, suchend durch den Saal. An der Stelle, wo er vorhin gestanden, glitt langsam eine in lange, orange Schleier gehüllte Gestalt vorüber. Was war das?

Nur sie konnte vorhin zu ihm geredet haben, wenn sein eignes Gewissen nicht plötzlich hatte die Worte aufleben lassen, die einst ein so süßer, geliebter Mund zu ihm gesprochen, Lippen, die nun kalt und tot. —

Und warum stieg nun plötzlich hier in dem tollen Treiben des Karnevals die heiße, verzehrende Sehnsucht nach der einen auf, die für immer von ihm ging?

„Sie tanzen schlecht, Herr Rittersmann,“ schmolte die Fürstin. „Hoheit verzeihen, die Hitze im Saale ist unerträglich.“ Ein diabolisches Lächeln zuckte in den goldigen Augen Frau Minnes auf.

„Armer Fant,“ stand darin zu lesen. „Du verbrennst dir ja rettungslos die Flügel. Aber sie lächelte gütig dem Tempel-

ritter zu und sagte, den Tanz schnell unterbrechend, mit einer hoheitsvollen Gebärde leicht das stimmende Haupt neigend:

„Die Königin Minne erwartet ihren getreuen Vasallen um 12 Uhr im Wintergarten.“

Und ganz leise flüsterete sie noch mit ganz heißen Atem an seinem Ohr: „Heute ist heut!“

Nun stand er mitten im Saal allein, und er sah andre Ritter sich vor der schönen Königin Minne neigen. Aber nicht wie sonst zuckte sein

Herz in raschen, eifersüchtigen Schlägen, nein, er atmete wie befreit auf, als er jetzt langsam durch die Reihe der Säle schritt, ein stilles Zimmer zu gewinnen, um einige Minuten nachzudenken. Er trat in den Lesesaal, der heute ganz verödet war. Hier schwang Prinz Karneval nicht sein lustiges Szepter. Noch ganz benommen von dem soeben Durchleben, warf er sich in die Ecke eines Sofas und sann, das Haupt in die Hand gestützt, vergangenen Zeiten nach. (Schluß folgt.)



Dur Mobilisierung des rumänischen Heeres: Patrouille auf Rekognoszierung gegenüber der bulgarischen Grenzstadt Silistria. Charles Trampus, Paris.



Rumänische Offiziere.

Chuffeau-Flaviens, Paris.

Die Erbschaft.

Novelle von Paul Iznard, Offizier der Akademie, Paris.
Autorisierte Uebersetzung von H. Hesse.

Vater Prudhon sah vor dem Fäßchen und sah zu, wie die letzten Tropfen mit einem leichten Geräusch in die Flasche tropften... Von Zeit zu Zeit füllte er sein Gläschen, ließ den Trank in der Sonne funkeln und kostete ihn schweigend — den Blick auf die Balken der Decke geheftet. „Welch ein Weinchen! Welch ein Weinchen!“ murmelte der alte Winzer selbstgefällig bei jedem Zuge.

Und er dachte, daß nicht weniger als fünfzig Fäßchen mit diesem Nektar in einer Reihe in seinem Keller lagen — es war ein kleiner Reichtum. Und wenn das nächste Jahr die erhoffte Ernte brächte und er seinen Wein in klingende Taler verwandelt haben würde, könnte er seinen Herzenswunsch erfüllen und die Kabaude kaufen — das brachliegende Grundstück, das an sein Besitztum stieß, und wo der Wein wuchs wie im Paradiese....

„n Tag, Vater Prudhon. Eine gute Ernte, was?“

Das volle kupferfarbene Gesicht des Briefträgers und die zwinfernden Augen ließen nur zu gut erkennen, daß es ihm auf seinem Botengange nicht an Gelegenheit gemangelt, sich eine gegründete Meinung über die Qualität des Weines zu bilden. Er trat näher und griff in seinen Ranzen: „Ein Brief.... ist für Klaudia... Fräulein Klaudia Castel bei Herrn Prudhon in Mercurey... kommt von einem Notar.“

„Gut,“ sagte Vater Prudhon gleichgültig und nahm ihm den Brief ab. Und er reichte dem Postboten ein Gläschen „von dem Guten“, das der geplagte Mensch in einem Zuge leerte. Dann grüßte er militärisch und ging hinaus. Vater Prudhon aber hielt den Brief in Händen und besah ihn von allen Seiten.

„Richard, Notar in Dijon,“ buchstabierte er langsam. „Was mag er denn nur von unserer Klaudia wollen, dieser Richard?“

Doch er fuhr bestürzt zusammen.

„Ah.... ich hoffe doch, man wird sie uns nicht wegnehmen!“

Vor Jahren hatte die Armenverwaltung die damals zweijährige Klaudia der Prudhonschen Familie anvertraut, die sie mit ihren

andern Kindern großgezogen. Die kleine Klaudia besaß eine edle angeborene Bornehmheit, so daß man sie für eine kleine Prinzessin hätte halten mögen, die sich als Schäfermädchen verkleidet. Aber trotz dieser Bornehmheit und ihres sanften, liebevollen Wesens war sie doch schnell die rechte Hand ihrer Adoptivmutter geworden — sie wusch die Wäsche, kochte die Suppe, hütete die Kühe, nähte und stülte und beschäftigte sich mit allem — immer heiter und fröhlich, als sei ihr die Arbeit nur ein Spiel.

Aus dem Waisenkind war jetzt ein junges Mädchen geworden. Ihr helles Lachen war der Sonnenschein des ganzen Hauses, und

die wadern Eltern hatten schon seit einiger Zeit davon geträumt, dieses fleißige Kind mit ihrem Benedikt zu vereinen, der soeben von den Soldaten wiedergekommen. „Wir sie nehmen!“ wiederholte Vater Prudhon. „Nein, nein, daraus wird nichts! Nicht für Gold und Silber!“

„Geda, Vater.... wo stehst du denn?“ rief plötzlich eine frische Stimme. Und Klaudia trat in das Kellerhaus. „Komm schnell, Vater, die Suppe ist schon aufgetragen.... Du schläfst doch wohl nicht unter dem Faß?“ fragte sie mit schelmischem Lächeln.

Als die Mahlzeit beendet war, hatte Klaudia den Brief mindestens zehnmal vorlesen müssen.

„Lies doch noch einmal, Klaudichen!“ bat Mutter Prudhon, deren Stimme vor Rührung zitterte. Und die gute Klaudia willigte ein und begann abermals:

Mein Fräulein!

Es ist mir eine Ehre und Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß einer meiner Klienten, dessen Namen ich jedoch nicht nennen

darf, kürzlich gestorben ist und Ihnen durch ein Testament, das sich in meinem Besitz befindet, sein ganzes Verdmögen vermacht hat, das nach Abzug der Unkosten noch 27 387 Franken beträgt.

Ich erwarte, daß Sie sich der Mühe unterziehen, in meinem Bureau vorzusprechen, um diese Summe in Empfang zu nehmen — sie steht schon jetzt zur ihrer Verfügung.

In der angenehmen Erwartung Ihres Besuches zeichne
Hochachtungsvoll

Richard, Notar, Dijon, 132, Chabotstraße.

Klaudia hob die Augen — Mutter Prudhon weinte vor Freude, Vater Prudhon strich sich den Schnauzbart, und Anna, die Magd,



Königin Elisabeth von Rumänien, Chusseau-Flaviens, Paris,
als Dichterin unter dem Pseudonym Carmen Sylvia bekannt.

lachte mit dem ganzen Gesicht. Nur Benedikt saß da, als sei ihm ein großes Unglück geschehen, und suchte seine Verlegenheit zu verbergen, indem er sein Taschentuch auf- und wieder zusammenfaltete.

„27 387 Franken!“ brach Vater Prudhon endlich das Schweigen. „Na, Mädchen, jetzt bist du aller Sorgen ledig bis ans Ende deiner Tage Komm, Kind, laß dich umarmen!“

Klaudia gab ihm den Kuß wieder, doch antwortete sie nicht — ihre großen schwarzen Augen blickten träumerisch ins Leere

„27 387 Franken!“ wiederholte Mutter Prudhon. „Das ist fast nicht zu glauben. Immerhin — dieser Herr, der seinen Namen so ängstlich geheim hält, hätte besser daran getan, sich ein wenig früher um die Kleine zu kümmern und ein Fräulein aus ihr zu machen.“

„Ach geh du mir doch mit deinem Fräulein!“ antwortete Vater Prudhon mürrisch. „Klaudia hat ein gutes Schulzeugnis — kann sie doch lateinisch zählen und sogar singen! Hat sie ein schönes Kleid an und Geld in dem Handtäschchen, so ist sie ebenjogut ein Fräulein wie jede andre. Was meinst du, Benedikt?“

„Da hast du recht, Vater,“ antwortete Benedikt kurz. Und er ging hinaus — doch nicht ohne den schalkhaften Blick zu werfen, den Klaudia ihm nachsah.

„Nun,“ begann Mutter Prudhon jetzt nach kurzem Schweigen, „das Geld sie muß es wohl selbst holen?“

„Selbstverständlich,“ antwortete der Vater, „und zwar so bald wie möglich. Heute abend noch packt

Klaudia ihre Sachen und fährt morgen früh mit der Post zum Bahnhof. Unser Cousin Matthias in Dijon ist ein Schlaupop und wird ihr schon behilflich sein, die Angelegenheit ins reine zu bringen.“

„Schon gleich morgen?“ fragte die Mutter ein wenig bedrückt. „Ja, siehst du, Frau, Geldangelegenheiten darf man nicht aufschieben. Man weiß ja nicht und dann sagt ja auch schon das Sprichwort: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

Als am nächsten Abend die Dämmerung herabsank, saß Vater Prudhon wie gewöhnlich nach beendetem Tagewerk auf der Türschwelle und rauchte behaglich sein Pfeifchen. Der brave Alte war fröhlich bei dem Gedanken, daß sein liebes Klaudindchen jetzt

reich sei und sich nicht mehr ihr Lebenlang für ein Stück Brot abzuradern brauche.

„In diesem Augenblick,“ sagte er zu seiner Frau, indem er kleine Rauchwölkchen zu den Sternen emporpuffte, „in diesem Augenblick ist Klaudia bei unserm Cousin Martin ... Morgen gehn sie sicher beide zu dem Notar. Es müßte wahrhaftig mit dem Teufel zugehen, wenn sie trotz der Schreibereien nicht spätestens Sonntag wieder hier sein sollte.“

Da trat Peter Bony, der Nachbar, plötzlich um die Ecke und streckte die Hand aus. „Ach es gibt ja was Neues es ist

also wahr, was man sich im Dorfe erzählt?“ Und als Vater Prudhon ihn fragend ansah, fuhr er fort: „Ja gewiß, die Klaudine! Wie's scheint, hat ihr Vater ... Na, nur keine Geheimnisträmerie, Vater Prudhon das ganze Dorf weiß es ja schon!“

Zu der Tat — das ganze Dorf wußte schon um das Geheimnis. Die Anna hatte den Mund nicht halten können. Und die Nachbarn kamen, einer nach dem andern und gaben ihrer ein wenig neugierigen Freude Ausdruck. Und wie es gar nicht anders sein konnte — von Mund zu Mund war die Erbschaft größer geworden. Es waren jetzt schon mehr als hunderttausend Franken, die Klaudia erhalten würde, und als ob sie von der beabsichtigten Heirat nichts wußte, fügte die letzte Schwatze hinzu:

„Jetzt wäre das so eine Partie für euren Sohn.“

Doch je vertrauter die geflüsterten Reden

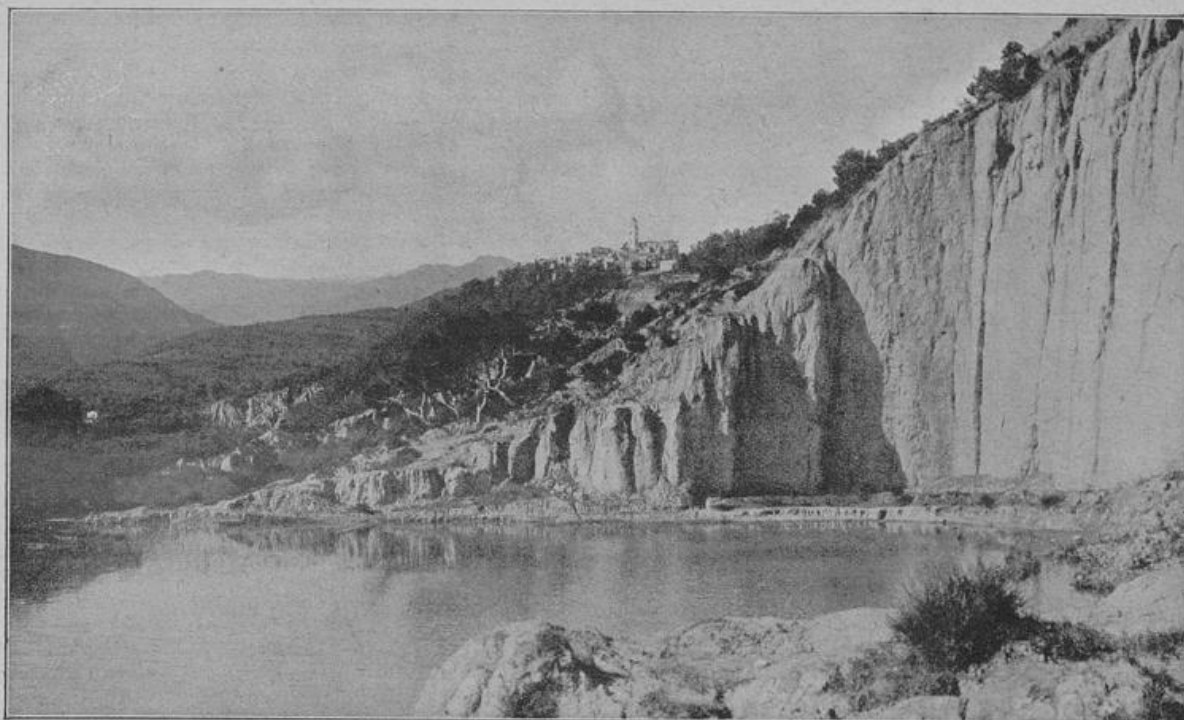
wurden, desto finsterner blickte Vater Prudhon drein. Und bei diesen letzten Worten erhob er sich und klopfte die Asche seiner Pfeife aus.

„Laßt uns ins Haus gehen, Frau!“ sagte er barsch.

In ihrer Kammer verfluchten sie das Gespräch fortzusetzen. Doch ihre ganze Freude war dahin. Sie süßten sich zufrieden in dem Glück, das ihrem Kinde, wie sie Klaudia nannten, so plötzlich in den Schoß gefallen. Aber sie hatten nicht daran gedacht, daß eben dieses Glück sie ihnen für immer nehmen könnte. War Klaudia als reiches Mädchen denn nicht immer noch ihr Klaudindchen, das sie großgezogen und die sie geliebt wie ihr eigen Fleisch und Blut? Und nicht im entferntesten war ihnen der Gedanke gekommen, daß dieses unverhoffte Vermögen die Verbindung unmöglich machen



Inneres aus der Kirche der vom Erdbeben zerstörten Ortschaft Bussana Vecchia bei San Remo. Auf dem Fußboden wie auf der Galerie macht sich bereits Vegetation breit. Kester & Co., Mäandern.

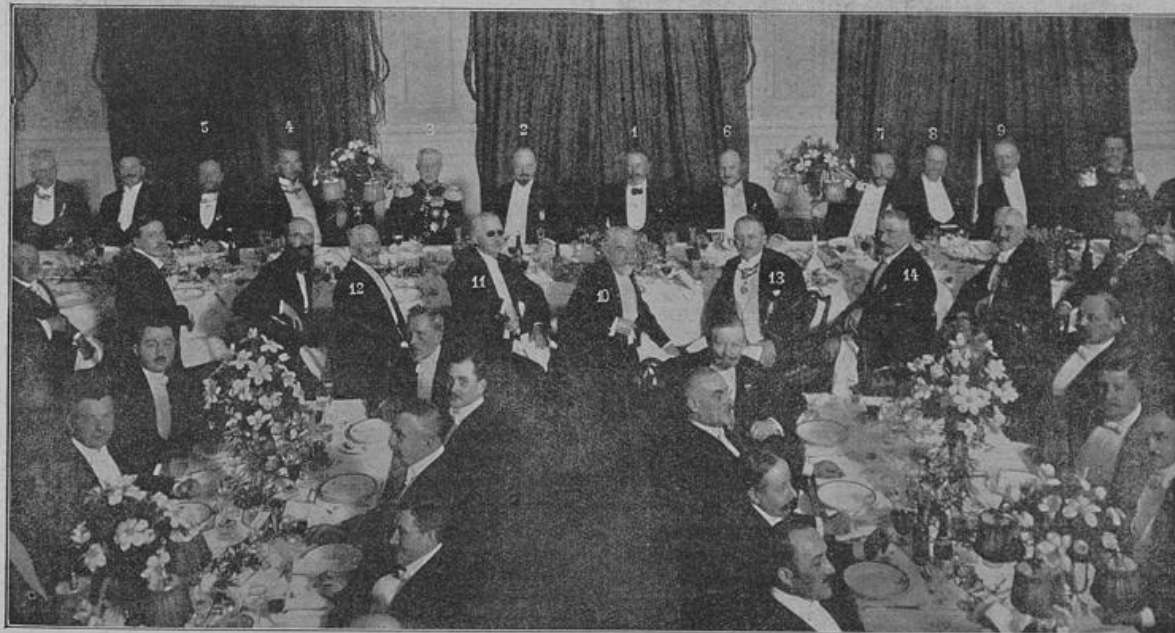


See bei der vom Erdbeben vollständig zerstörten Ortschaft Bussana Vecchia bei San Remo, die auf der Höhe sichtbar ist. Kasper & Co.

könnte, die sie erträumt — jetzt nach den Worten der alten Nachbarin aber ging ihnen das Licht der Erkenntnis auf, und ohne ein Wort zu sagen, blickten sie sich an und schämten sich über einen schlechten Gedanken, den sie nicht zu verjagen vermochten

Die folgenden Tage waren still und traurig. Klaudia hatte noch nicht geschrieben. Nur der Entel teilte kurz mit, es ginge alles gut.

Mutter Frudhon schaltete und waltete allein im Hause — liebevoller zu dem alten Vater, der sich sichtlich grämte, und mütterlicher zu Benedikt, der seit Klaudias Fortreise verfürzt dreinsah und kaum die Kraft zu haben schien, sich an seine Arbeit zu machen. Klaudia war ja nicht mehr da . . . es schien, als schwebte eine dunkle Wolke über dem Hause. Wie mehr hörte man den Vater singen, wenn er bei sinkender



Festbankett des Vereins deutscher Motorfahrzeug-Industrieller am 19. Januar 1913 im Hotel „Kaiserhof“ zu Berlin.

- 1) Prinz Heinrich von Preußen, 2) Kommerzienrat Meyer, 3) General der Infanterie Freih. von Lyncker, 4) Ministerialdirektor Dr. Kewald, 5) Präsident Delbrück, 6) Direktor Tischbein, 7) Generalleutnant von Rabe, 8) Geh. Oberregierungsrat Dr. Cull, 9) Direktor Giedke, 10) Herzog von Ratibor, 11) Direktor Goffi, 12) Generalleutnant z. D. Nief von Scheunischloß, 13) Kommerzienrat W. Opel, 14) Graf Sieckorff. Gebr. Havel, Berlin.

Dämmerung vom Felde heimkehrte — den Tragkorb auf dem Rücken und die Hade auf der Schulter. Und verstummt war auch Benedikts kraftvolles Lachen, das man sonst allabendlich hörte, wenn er die kleine Fee auf der Schwelle der Tür sah, von der er tagsüber bei der Arbeit träumte ...

Der Sonntag verging und auch der folgende Sonntag, und doch lehrte Klaudia nicht zurück. Ein kurzer Brief — das war alles. In der Furcht vor neugierigen Fragen verbarrikadierten sie die Tür schon am frühen Abend. Es war jetzt nicht mehr die Angst, so ohne Nachrichten zu sein — sie fühlten, daß sie dieses Kind für immer verloren hatten dieses Kind, an dessen Anhänglichkeit sie doch so fest geglaubt Sie hätten weinen mögen über sich selbst und über die Bärtlichkeit, die sie vergebens verschwendet, und über den schönen Traum, den ein Häufchen elendes Gold zuschanden gemacht. — Noch andere Widerwärtigkeiten stellten sich ein. Als er eines

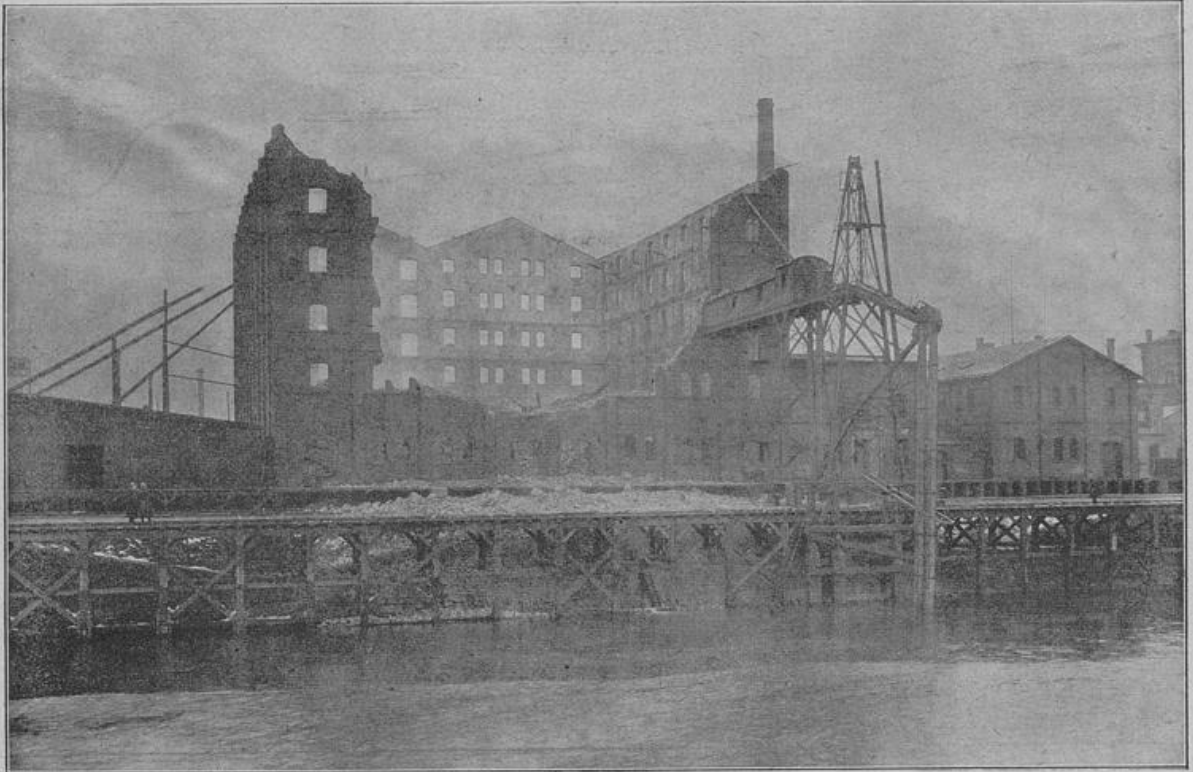
weinte vor Freude, der Vater wirft sich ihr in die Arme und Benedikt grüßt linksch und verlegen und reicht ihr die zitternde Hand

O wie die Suppe mit einem Male schmeckt! Wie saftig ist doch der Sped! Im Nu sind Teller und Schüsseln leer — die kleine Fee ist ja zurückgekehrt. Alles ist vergessen. Denn sie ist wieder da, sie redet und erzählt ihre Erlebnisse o diese ewigen Schreibereien ... und rühmt die Gutheit des Cousins Matthias, der sie stets begleitet hat (Dijon ist so groß — sie würde sich sicher verlaufen haben) und freut sich, endlich wieder daheim zu sein

Eine Flasche Wein einer alten Marke steht auf dem Tisch — es ist ja Festtag heute!

Pföpflich aber zeigt Klaudia eine ernste Miene und steht auf — sie zieht ein Blatt Papier aus der Tasche und reicht es dem Vater..

„Dies doch einmal!“ Er blickt hin, liest und traut seinen Augen nicht — er sieht nicht mehr, er begreift nicht mehr



Großener im Duisburger Hafen.

A. Gerling, Duisburg.

In der Nacht zum 15. Januar brannte der Getreidespeicher der Firma Lehntering & Co., A.-G., in Duisburg nieder; an 100000 Zentner Getreide verbrannten.

Morgens aufs Feld ging, erfuhr Vater Prudhon zu seinem Schrecken, die Ravaude, auf die er so lange gehofft, sei nun doch verlaufen worden. Dann auch bekam Benedikt Fieber und mußte das Bett hüten — dieser hünenhafte Bursche mit den breiten Schultern und den eisernen Muskeln rührte sich nicht mehr und sah starr vor sich hin. Mit Klaudia schien alles geslohen zu sein — alle Freude an der Arbeit und dem schönen Wetter. Und alles Glück

Die Suppe dampft auf dem Tisch neben einem großen Teller, auf dem ein bides Stück rosiges Sped bebt. Doch niemand hat Appetit. Klaudine ist nicht mehr da und kommt nie wieder — ihr Platz ist leer. Da wird plötzlich angelockt. Ohne Zweifel ein Nachbar. Mißmutig öffnet Mutter Prudhon die Tür. Doch mit einem lauten Schrei weicht sie zurück: „Klaudine!“

Ja, Klaudine, Klaudine selbst! Doch nicht in seidener Robe und mit einem Federhut auf dem Kopf, sondern die wirkliche Klaudia mit dem weißen Häubchen und der leinenen Schürze. Mutter Prudhon

„Die Ravaude ...“ flammelt er. „Was soll denn das bedeuten?“

Doch Klaudine zeigte ihre weißen Zähne und lacht so heiter und schelmisch wie sonst — sie nimmt den weißen Kopf des Alten in ihre beiden Hände und gibt ihm einen herzhaften Kuß.

„Ja gewiß, Vater, die Ravaude! ... Ich habe sie gekauft, sie gehört dir — ich schenke sie dir an meinem Hochzeitstage.“

Und sie wurde wieder ernst und wendete sich an Benedikt. „Benedikt, du wolltest mich immer heiraten. Heute aber frage ich dich: soll ich deine Frau werden?“

Doch der arme Bursche hatte keine Antwort — er ergriff ihre Hand und küßte sie unter Tränen ...

Berichtigung. Die Unterschrift zu dem Bilde „Kinderflaschen, wie sie sein sollen und wie sie nicht sein sollen“ in Nr. 1 ist dahin zu berichtigen, daß die Flaschen mit den Glas- und Gummiröhren bisher noch nicht durch Gesetz verboten sind, sondern daß ein solches Gesetz erst in Vorbereitung ist.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

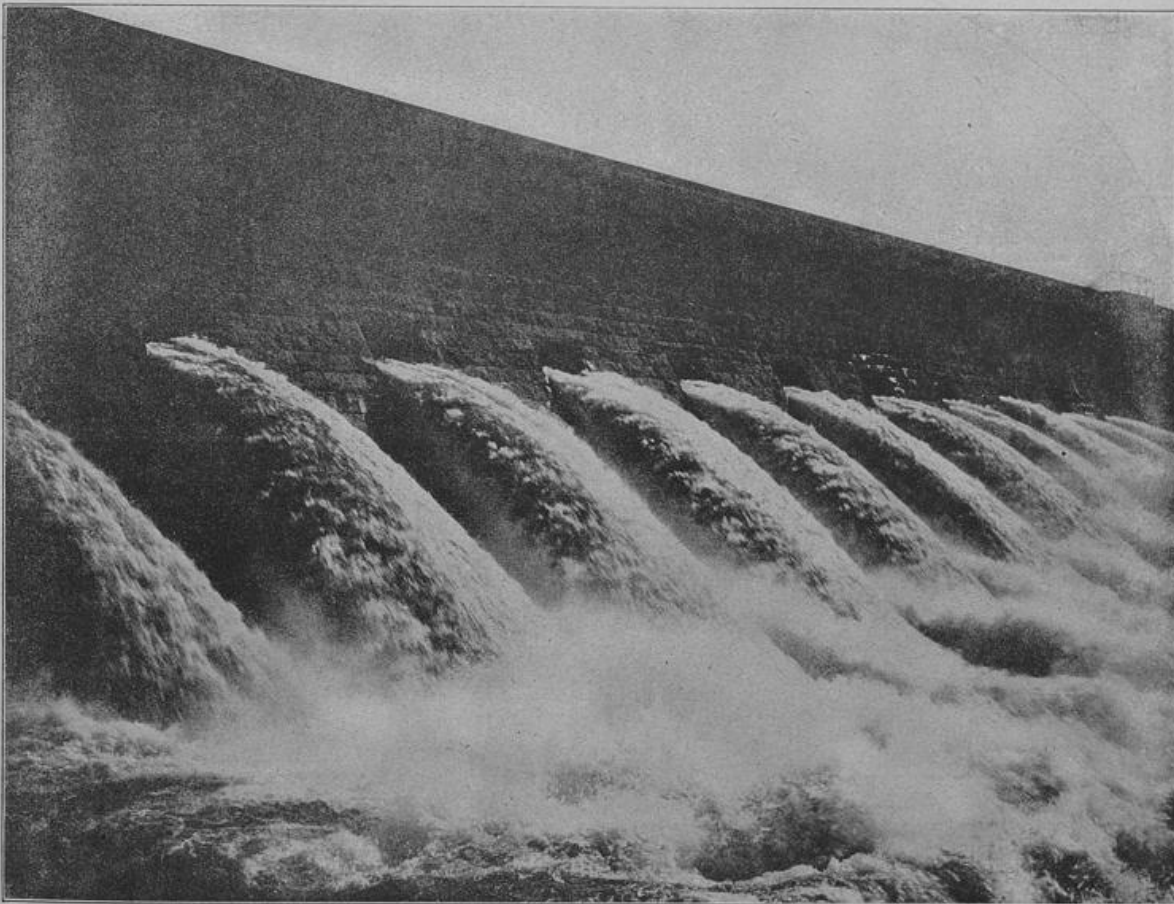
Nr. 5.

Düsseldorf, 1. Februar

1913.

Die geöffneten Schleusen des Nil-Staudammes zu Assuan in Aegypten.

Der im Jahre 1902 beendete, 1907 bis 1912 aber um 7 Meter erhöhte und um 5 Meter verbreiterte Staudamm ist dieser Tage in Gegenwart des Vizekönigs Abbas II. Hilmi und des britischen diplomatischen Agenten und Generalkonsuls Lord Kitchener of Khartoum sowie zahlreicher anderer ägyptischer und englischer Würdenträger feierlichst eröffnet worden. Die Kosten der von dem englischen Ingenieur Sir William Willcocks durchgeführten Vergrößerung des Stauwerks beliefen sich auf 1 500 000 Pfund Sterling. Früher saßte das Staufassin 1000 Millionen Kubikmeter Wasser, jetzt aber 2500 Millionen Kubikmeter. Man kann wohl sagen, ohne Widerspruch gewärtigen zu müssen, daß das moderne Staufassin von Assuan mit seinem Damm wohl ein ebenso gigantisches Werk ist als die Pyramiden, die die Pharaonen des ältesten Reiches Aegypten Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung errichtet haben.



Frau Sehnsucht.

Eine Faschingsgeschichte aus St. Moritz von Anny Wolke.
(Schluß.)

Die Berse Alberta von Puttkamers, der schönen Frau mit den Sammetaugen dort unten an der Grenze des Reiches, hatten einst Jutta, sein junges Weib, so seltsam erschüttert, als sie ihm die Berse kurz nach ihrer Vermählung vorlas, daß ihr darob die Tränen kamen. Er hatte versucht, mit einem Scherzwort die Bewegung zu bannen, aber Jutta hatte ihm ernst geantwortet und gesagt:

„Nur wer selbst die Sehnsucht kennt, kann sie so schildern, die Sehnsucht, das Süße, das Allendste in unserm Leben.“

„Aber laß doch die Sehnsucht, Schatz, wir haben uns in unserm Glück,“ hatte er geantwortet. „Was schert uns die Sehnsucht, dieses graue, blaße, schemenhafte Wesen? Laß sie laufen, die Sehnsucht! Sie ist eine krankhafte Schwester der Liebe.“

„Nein,“ hatte Jutta ihm ernst geantwortet. „Sie ist der Liebe immer beigefellt. Sieh,“ fuhr sie, die schönen nachtschwarzen Augen leuchtend zu ihm aufschlagend, fort, „ich möchte nicht leben ohne die Sehnsucht, wie ich auch ohne deine Liebe nicht leben möchte. Die Sehnsucht ist härter als die Liebe. Wenn ich jemals deine Liebe verlieren würde, Udo, meine Sehnsucht würde doch mit dir ziehen. Immer würde sie dich geleiten, immer würde sie bei dir sein.“

Warum kamen ihm nur gerade heute in der Fastnacht diese Gedanken? Und leise murmelte er das Lied von der Sehnsucht vor

sich hin, an das er nicht hatte denken wollen, und an das er doch immer wieder gedacht:

„Sie wandert in Nächten und ruht am Tag —
Ihr Herz hat einen fiebernden Schlag,
Daß ich tief erschraf.“

„Nein, nein!“ schrie Graf Udo plötzlich ganz laut und barg erschauernd sein Antlitz in beide Hände. „Sie soll nicht mehr kommen die Erinnerung, ich will nichts mehr wissen von der Frau Sehnsucht, die mich zu Tode martert, die mich peinigt, selbst heute am Tage der Lust, an dem Tage, wo neue Liebe, wo neues Glück meinem Herzen winkt. Und wider Willen stieg das Sehnsuchtslied wieder vor ihm auf:

„Sie ist ein irrgewandertes Kind —
Um die Stirne trägt sie ein Dornengewind
Und schluchzt und sinn.“

War es nicht zum Wahnsinnigwerden? Konnte er wirklich nicht vergessen? Wie schnell war ihm der kurze Glückstraum, der ihn an Jutta fesselte, verflogen?

Vor vier Jahren, da hatte er sie zum letzten Male am Rosenmontag in dem „hülligen Cöln“ gesehen, wo sie lebten. Er hatte, in übermütiger Narrenlust mit lustigen Gefährten ausziehend, gerade ein reizendes blondes Kind im Schellenkleid an seine Brust gedrückt



Das Palais d'Élysée,

Chusséau-Flaviens, Paris.

Residenz der Präsidenten der französischen Republik. 1718 für den Grafen Coreux von Moleet errichtet, wurde der Bau unter Ludwig XV. von der Marquise von Pompadour, 1786 von der Herzogin von Bourbon (daher der Name Élysée-Bourbon), später von Napoleon I. bewohnt. Vom 1. bis 5. März 1871 war hier das Hauptquartier des Generals von Kameke, Kommandeurs der in Paris eingerückten deutschen Truppen.

und die Freunde hatten dann gelauscht und gelacht, da hatten plötzlich seine Augen in den ganz entsetzten seiner Frau geruht, die den Mummenschanz nicht mitmachte und gerade auf dem Wege zur Kirche war. Juttas Anblick hatte ihn vollständig ernüchtert. Umsonst versuchte er ihr zu erklären, seine übermütige, tolle Laune zu schildern. Sie nickte nur ganz gleichmütig mit tränenlosen Augen dazu und hörte nicht, was er sagte.

Er bat, er flehte, er beschwor sie bei ihrer Liebe, sie aber sagte ganz ruhig: „Es bedarf gar keiner Entschuldigung, Udo. Niemand kann mehr geben, als er zu vergeben hat. Ich habe dich eben zu sehr geliebt. Schon lange empfand ich mit heißer, brennender Sehnsucht, daß ich deine Liebe verloren, die sich nicht erzwingen läßt. Ein Narrenleid war sie, das man abstreift, um dann in Sad und Asche zu trauern.“

An der Schwelle des Domes blieb sie stehen, und als er ihr hineinfolgen wollte in die Reihe der Väter, da wies sie ihn mit einer so hoheitvollen, ernstesten Gebärde zurück, daß er es nicht wagte, in seinem Narrenleid die heilige Schwelle zu überschreiten.

mich nie finden. Möge eine andere dir alles das geben, was ich dir nicht geben konnte mit meinem schweren Sinn. Die Sehnsucht aber, die graue Frau, die schon lange mir zur Seite schritt, die wird mich geleiten, die Sehnsucht, die du nicht kennst. Lebe wohl.

Immer deine Jutta.“

Da hatte er verzweifelt aufgeschrien. Auf den Knien war er zusammengebrochen. Er wollte nicht leben, wenn sie ihm verloren war.

„Nun ward so ruhelos mein Herd,
Da sie um Mitternacht eingelehrt
Und mich weinen gelehrt.“

Wie ein Schauer war es durch seine Seele geslogen. Frau Sehnsucht, die entsetzliche graue Frau, schlug wild ihre Krallen in sein Herz. Die halbe Welt durchforschte er ruhelos nach seinem Weibe. Nie erreichte ihn eine Kunde, nie hörte er, ob sie noch lebte, ob sie seiner gedachte. Nur einmal, damals, als er zum ersten Male der Fürstin gegenüberstand, da hatte er plötzlich die Empfindung gehabt, Jutta sei gestorben. Hatte er die Empfindung, weil er es wünschte?



Central-Photos.

Raymond Poincaré, der neugewählte Präsident der französischen Republik, und seine Gattin.

H. Mannel, Paris.

Stundenlang sah er sie bei dem Schein der heiligen Kerzen auf den Knien liegen und inbrünstig beten. Als sich Jutta wieder erhob, da leuchtete ein stiller Frieden auf ihrem Antlitz.

Und wieder wollte er sich beim Verlassen der Kirche seinem jungen Weibe nahen, aber sie deutete nur still auf den Weg, der abwärts von den ihren führte.

Da lachte er gellend auf und lief davon. Die ganze Nacht und den Faschingsdienstag kam er nicht nach Hause. Er wollte Jutta strafen, daß sie alles so schwer nahm, daß sie keinen Scherz verstand und aller Lebensfreude abhold war.

Und als nach all der strahlenden Faschingslust grau und trübe der Aschermittwoch anbrach und er mit müden Gliedern und wüstem Kopf heimkehrte in sein Haus, da lag es still, unheimlich still und verschlossen. Jutta hatte es für immer verlassen.

„Ich kann nicht leben ohne deine Liebe,“ hatte sie ihm geschrieben, „und deine Liebe habe ich verloren. Ich gehe, um nie wiederzukehren. Ich will tot für dich, tot für die Welt sein. Suche mich nicht, du wirst

Der Graf schauerte entsetzt zusammen.

Nein, die Sehnsucht, die brennende Sehnsucht nach der Frau, die ihn um ein Nichts verlassen, die tot für ihn war, die hatte ihn ja noch keine Stunde verlassen, trotz der goldenen Augen der Königin Minne, die so begehrend in die seinen brannten.

„Jutta, Jutta,“ stöhnte er auf, die Hände von dem nervös zuckenden Antlitz hebend und verstört um sich schauend.

Was war denn das? Rechte ihn ein Traum? Vor ihm stand unbeweglich eine hohe, schlanke, in dünne graue Schleier gehüllte Gestalt. Um das Haupt, von dem ein langer grauer Schleier über das Antlitz herabwallte, schlang sich eine Dornenkrone und ein Dornenreis trug sie in der weißen Hand. —

Sie stand unbeweglich und sah ihn an, und dann war sie wie ein Schatten verschwunden.

Udo sprang ganz entsetzt auf. „Frau Sehnsucht!“ Iam es wie ein Schrei von seinen Lippen, und dann stürzte er wie ein Wahnsinniger hinaus in das Gewühl des Ballsaales. Er sah nicht die



Ein phototelegraphiertes Bildnis.

Fürstin, nicht den lustigen kleinen Puck, der sich zu ihm drängte, er floh förmlich vor allen. Überall fragte und forschte er.

„Hat niemand Frau Sehnsucht gesehen? Sie trägt ein Dornenreis und eine Dornenkrone?“

Man lachte über ihn und schüttelte den Kopf über den seltsamen Tempelherrn, der voll verzweifelter Hast Frau Sehnsucht suchte.

Da endlich, in dem dichtesten Gewühl glaubte er die graue Schleiergestalt zu erspähen. Er stürzte hin, aber wieder war sie verschwunden. —

Wie ein Rasender stürmte er durch die Säle, die breiten Treppen, die Korridore entlang, in den Wintergarten, wo betäubender Blumen-duft ihn umfing.

„Mitternacht,“ sagte da plötzlich eine Stimme.

Hast entsetzt fuhr er zurück.

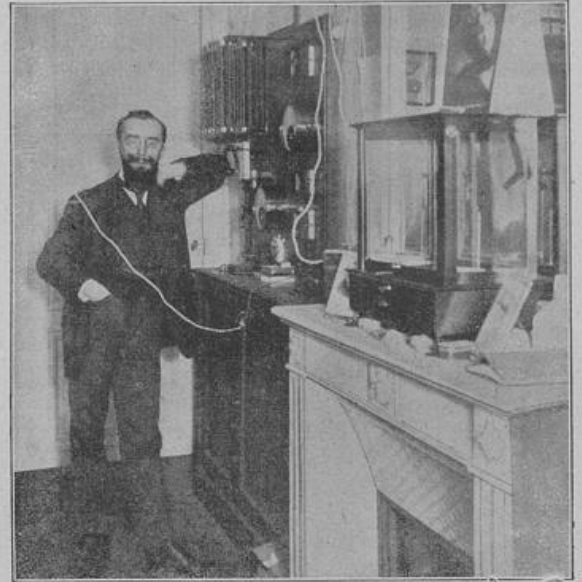
Um Mitternacht wollte ihn ja Frau Minne erwarten.

„Nein, Frau Sehnsucht suche ich,“ rang es sich fast wie ein Schrei von seinen Lippen. Hastig schritt er zurück. Nie, nie wieder wollte er sich der Königin Minne, der treulosen Verführerin nahen, die Sehnsucht war nun auch in ihm „großäugig“ aufgewacht. Sie „rebeite sacht“ von vergangenen Tagen, von vergangenen Seligkeiten, und unwillkürlich presste er beide Hände gegen die heftig arbeitende Brust. Was sollte all der Taumel, in den er sich gestürzt? Er konnte ja doch die Sehnsucht nach der Einziggeliebten, auf ewig Verlorenen nicht bannen.

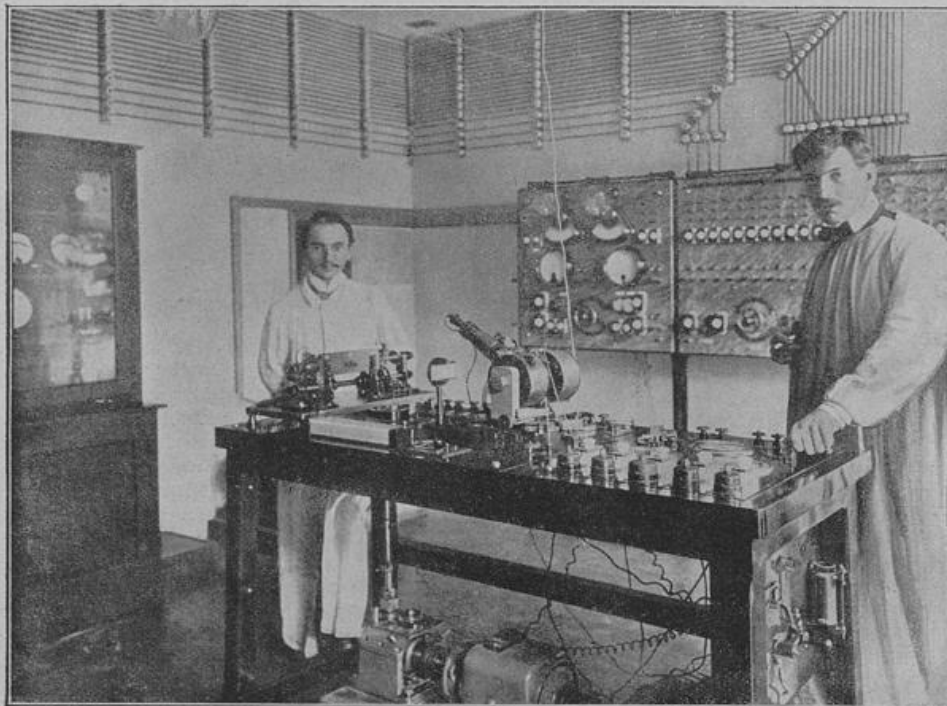
Der kleine Puck flatterte soeben rosenbekränzt vorüber.

Ein neuer Phototelegraph in Paris.

In Paris hat man mit dem neuen Phototelegraph, welchen auch die Zeitungsberichterfasser benutzen, einen Versuch gemacht, und zwar zwischen Paris und Bordeaux. Das Resultat war überraschend. Auf der nebenstehenden Walze sieht man das Negativ eines Damenporträts; die dunklen Partien sind weiß, die in Wirklichkeit weißen, wie der Reiherkopfsputz, schwarz. Die phototelegraphische Aufnahme dieses Bildes zwischen Bordeaux und Paris erfolgte in 4 Minuten. — Die untenstehenden Bilder zeigen den Erfinder M. Bellin und das phototelegraphische Laboratorium.



M. Bellin, Erfinder eines neuen phototelegraphischen Apparates.



Bellins phototelegraphisches Laboratorium.

III. Verlag H. Groß.

„Halt!“ rief Udo Gisa Herzfeld zu, ihr brüst den Weg vertretend. „Was wissen Sie von Tutta?“

„Lassen Sie mich doch los,“ schmollte die Kleine. „Was geht mich Tutta an. Ich weiß nichts von ihr.“

„Das ist nicht wahr — ich weiß, daß Sie die einzige waren, der sie zuweilen schrieb, sie ist doch Ihre Kusine.“

„Ja, und sogar bald meine Schwägerin, denn ich habe mich soeben mit ihrem Bruder verlobt.“

In einem andern Augenblick hätte Udo dieses Geständnis, das so sehr seinen Wünschen entsprach, sehr bewegt und beglückt, jetzt aber sagte er barsch:

„Lassen Sie doch die Klauen, Komtesse, und antworten Sie. Waren Sie es, die mir vorhin von der Sehnsucht sprachen?“

„Unfinn!“ lachte der Puck auf. „Da ist Frau Sehnsucht ja selbst.“ Fort flatterte die Kleine und die Goldstaubflügel wippten an den zarten Schultern.

Wie verfeinert stand Graf Udo plötzlich vor der grauen Schleierfrau. Ein tiefer Atemzug entrang sich seiner Brust.

„Willst du mit mir tanzen, schönste Frau?“ fragte er leise, und es war wie ein Beben in seiner Stimme.

Die „Graue“ schüttelte still das Haupt.

„Es ziemt der Sehnsucht nicht, leichtfertig im Tanze dahinzufliegen,“ antwortete sie mit tiefer Stimme. „Sie schlägt zu tiefe Wunden — ihr Weg ist ein anderer, als der zu Lust und Scherz.“

„Was sucht denn hier Frau Sehnsucht an der Stätte der Lust, im Faschingsstummel?“

„Sie ist ausgezogen, um zu sehen, ob ein Herz, das sie einst sehr geliebt, um das sie viel gelitten, noch die Sehnsucht kennt. Ein Freund, ein lieber kleiner Puck schrieb mir, daß dieses Herz in Gefahr sei, von einer herzlosen Kofette zerbrochen, in den Staub getreten zu werden; da zerbrach auch ich meinen Stolz und kam noch einmal zu ihm im Sehnsuchtskleide, im Faschingsstrubel ihn zurückzureißen von dem Rand des Verderbens.“

Mit weitgeöffneten, starren Augen sah der Tempelritter auf die graue Gestalt.

„Jutta,“ schrie er dann auf, „Jutta, meine Sehnsucht, mein so lange gesuchtes verlorenes Glück!“

Langsam hob die graue Frau den Schleier zurück, und unter der

Dornenkrone sah ein blaßes, schönes, leidvolles Antlitz mit dunklen Augen strahlend in wehmütiger Lust zu ihm auf.

„Jutta!“ bebte es noch einmal von seinen Lippen.

Und mitten im Gewühl der Tanzenden löste er mit einem glückseligen, schluchzenden Auslachen die Dornen aus ihrem Haar und flüsterte ihr zu:

„Sie löste vom Haupt sich ein Dornenreis
Und drückte es auf mein Herze leis,
Das blutet nun heiß.“

„Soll es weiter bluten, Jutta?“

Sie lächelte ihm glücklich zu, und in allem Faschingsstummel saut sie, die Augen voll Tränen, an seine Brust.

„Ich konnte ja nicht anders,“ flüsterte sie ihm strahlend zu. „Ich konnte dich doch nicht untergehen lassen in den Armen der Frau, die schon mit hundert Männerherzen gespielt.“

„Nur darum, Jutta?“ fragte er, sie in seine Arme ziehend. „Nur darum, Geliebte, Einzige?“

Sie schüttelte still selig das Haupt.

„Nein,“ flüsterte sie wider Willen, von seinen Armen umschlungen durch den Ballsaal fliegend. „Weil ich nicht aufgehört habe, dich zu lieben, weil mein Horn und gekränkte Eitelkeit nicht standhalten wollten, weil mich die Sehnsucht immer wieder zu dir zwang.“

„Und nun wird Frau Sehnsucht immer bei mir bleiben und ich bei ihr?“ Und Frau Sehnsucht neigte demütig das dunkle Haupt.

Ein Glühens- und Blütenwarings- umher, als wäre der Ballsaal mit all seinem tollen Treiben ein großer Blütenhain.

Und dann hatte sich Udo still sein neugewonnenes Glück in seinen Schlitten gerettet, um Jutta heimzugeleiten nach Silva Plana, wo sie still und zurückgezogen schon seit Monaten lebte.

Und plötzlich fielen ihm die letzten Worte der Fürstin ein, die nun vergebens seiner geharrt und die nun auch vergebens seiner harren konnte. Mit einem glückseligen Lächeln dachte Graf Udo, während er Jutta sorglich in die warmen Pelze einhüllte, immer wieder:

„Morgen ist auch ein Tag,
Heute ist heut!“

Morgen, da würden sich die andern Asche aufs Haupt streuen nach dem tollen

ein Tag,
Heute ist heut!“

Morgen, da würden sich die andern Asche aufs Haupt streuen nach dem tollen



Ein argentinischer Dreadnought im Bau.

George Grantman Bain.

Gelage des Faschingsstrubels, er aber würde morgen am Aschermittwoch sein Glück fest in den Armen halten, um es nie wieder zu lassen.

Still fuhren die beiden Glücklichen eng aneinander geschmiegt durch die schweigende Winternacht. Millionen Sterne über ihnen.

Von St. Moritz stimmerten hell die Lichter und dumpf klang zum letzten Male der Faschingsjubil noch einmal herüber.

Prinz Karneval lag in den letzten Pügen.

Frau Sehnsucht aber führte ihr schwer errungenes Glück in das große, herrliche Schweigen der Natur. Da war kein Schellengellingsel einer Fastnacht mehr, da klangen ernst und feierlich die Gloden einem neuen Tage und einem neuen Leben entgegen.

Der Feinschmecker auf Freiersfüßen.

Humoreske von Adolf Thiele.

Teller, Gläser, Affietten — alles, was auf der Tafel zu fünf Personen stand, bewies feinen Geschmack, und zwei Basen mit prächtigen Blumen verschönten das anmutende Bild.

„Wir brauchen uns da nichts vorzumachen,“ sagte die Hausfrau, die Gattin des Kaufmanns Wollin, zu ihren beiden Töchtern, die zum zehnten Male einander vom Spiegel verdrängten, um ihren Liebreiz einer fundamentalen Prüfung zu unterziehen. „Ihr wißt, daß unser Gast ans Heiraten denkt. Er hat wenig Damenbefanntschaften, er ist mit eurem Vater befreundet, und so steht einer von euch eine glänzende Partie offen.“

„Wir hätten auch nichts gegen ihn einzuwenden,“ bemerkte Emmy. „Er ist allerdings kein glänzender Kavaliere, ist sogar etwas langweilig...“ — „Mit seinen volkswirtschaftlichen und sozialen Studien,“ fiel Julie ein.

leicht auf zeitlebens hätte versorgen können. So brachten sie denn das Opfer und begaben sich in die Küche. Das Resultat, das sie hier erzielten, war geeignet, das Mutterherz zu erfreuen, nach einer halben Stunde kehrten die jungen Damen mit hochgeröteten Gesichtern zurück.

„Ihr kommt zu bald,“ sagte jedoch Frau Wollin. „Es dauert noch eine Viertelstunde, bis er kommt, bis dahin werdet ihr wieder blaß.“

Dies leuchtete den Töchtern ein, und mit einer sonst bei ihnen seltenen Folgsamkeit fürzten sie sich nochmals in das Reich des Bratgeruchs.

Punkt ein Uhr erschien Herr Karl Höffermann, Chef der großen Firma Höffermann & Co. Herr und Frau Wollin begrüßten ihn freundlich, jedoch wie es künftigen Schwiegereltern ziemt, nicht allzu freundlich; die Absicht durfte nicht zu deutlich hervortreten.



Von der Weisung des Admirals von Holtmann: In der Mitte des Trauergesolges Großadmiral v. Tirpitz (mit Ordenskette).

Phot. A. Grohs, Berlin.

„Gewöhnlich,“ bemerkte die erfahrene Mutter, „gibt sich ein Mädchen, das einen Mann fesseln will, den Anschein, als interessiere sie sich ungeheuer für seine Mitteilungen.“

„Das kannst du aber hier nicht verlangen,“ rief Emmy, und Julie stimmte zu.

„Er hat nun bekanntlich,“ fuhr die Mutter fort, „noch eine Leidenschaft, die er mit eurem Vater teilt, das gute Essen, er ist ein Feinschmecker. Vielleicht könnt ihr ihn auf dieser Seite fassen. Wir haben noch drei Viertelstunden Zeit, geht also in die Küche, sucht dort mitzuhelfen und versäumt nicht, euer Gesicht recht rot zu machen, damit er denkt, ihr hättet selbst gekocht!“

Seufzend folgten die Töchter dem guten Rat. Im Grunde liebten sie nichts als schöne Kleider, schid, modern, das Bißchen Musik, Malen, Theaterbesuch und Romanlesen nebenbei trieben sie nur, weil es einmal zum guten Ton gehörte.

Beide sahen im Geiste vor sich die prächtigen Stoffe, von der ersten Schneiderin bearbeitet, mit dem sie der reiche Freiersmann

Wie zwei schämige Tulpen fanden die beiden jungen Damen da, ihr rotgeflechtes Antlitz trug eine diplomatische Kühle zur Schau.

Der Gast wechselte zunächst mit dem Hausherrn einige Worte über Vorgänge auf handelspolitischem Gebiete, die ungewollt seine große Kapazität erkennen ließen und von Wollin mit aufrichtiger Bewunderung aufgenommen wurden.

Dann aber überließ sich der Gast seiner Leidenschaft, er musterte mit Kennerblick die Speisefarte.

Das Diner wurde mit einer kalten Pastete von Rotwild eröffnet, die der Gast vorzüglich fand. „Darf man fragen,“ äußerte er in verbindlichem Tone, „welche Künstlerin dieses kleine Meisterwerk geschaffen hat?“

Die Mutter wies mit Stolz auf die schamhaft auf den Teller blickende Emmy. „Mein Kompliment, gnädiges Fräulein! Alle Gewürze, Basilikum, Thymian, in der richtigen Mischung! Wie lange, bitte, haben Sie die Pastete baden lassen?“

Emmy mußte antworten. Sie hatte keine Ahnung und sagte: „Drei Stunden!“

„Wie?“ rief der Gast erstaunt, faßte sich jedoch schnell und fuhr fort: „Sehr schön geraten; auch der Apfel ist köstlich.“ Histermann war, als richtiger Hagestolz, mit der Zeit sehr mißtrauisch geworden, er hatte auf dem Gebiete der „selbstlochenden“ jungen Damen manches erlebt. Eine vorzügliche Königin-Suppe folgte, die auf Juliens Konto gesetzt wurde. Der Examinator fragte, indem er den feinen Geschmack rühmte, so ganz unter der Hand, wie die „Koch-

künstlerin“ denn den feinen süßen Geschmack herausbekommen habe.

„O, das ist nicht schwer,“ flüsterte Julie, „etwas Zucker, natürlich vom besten —“

Die Mutter entsetzte sich über diesen Faupas, und sie machte unter dem Tische einen Paß auf den Fuß der Tochter, die wie vom Blitz gelähmt verstummte.



Die beiden ältesten Söhne des Kronprinzenpaares in Parkenkirchen. Int. Ill.-Verlag.

Rechts auf dem Bild Prinz Wilhelm, links Prinz Louis Ferdinand, der zweitälteste Sohn des Kronprinzenpaares.

Der Gast, der recht wohl wußte, daß der zarte süße Geschmack durch Rahm und Mandeln erzielt wird, schwieg, was die weltkundige Mutter entsetzte.

Nun folgten grillierte Zanderschnitten; damit der Anteil der Töchter an den Kochleistungen nicht so regelmäßig abwechselte wie Schwarz auf Weiß auf dem Damenbrett, schob die Mutter die Zanderschnitten in Juliens Schuhe.

„Ein kompliziertes Verfahren erfordert dieses großartige Gericht,“ äußerte der Chef von Histermann & Co., nachdem er mit einem Gespräch

über einige bedeutendere Literaturscheinungen bei den modellhaften Damen kein Glück gehabt hatte.

„Literatur ist nicht der Geschmack der beiden Engel,“ sagte er sich und forschte nun nach dem Gewicht des verwendeten Zanders.

„Ich weiß wirklich nicht, was er wog,“ flötete Julie.

„Vielleicht acht Pfund?“ fragte Histermann listig.



Eisgang im Hamburger Hafen.

Hans Dreuer, Hamburg.

„Ja, ich glaube, acht Pfund.“ Mit diesen Worten fiel die junge „Kochkünstlerin“ in die gelegte Falle.

„Das muß ja ein wahres Mammut von Zander gewesen sein,“ dachte Histermann, aber er dachte es nicht laut.

Die gefüllten Lammischultern, die nun auf der Tafel erschienen, begeisterten den Hausherrn dertart, daß er, alle Vorsicht vergessend, plötzlich ausrief: „Das hat Therese wieder einmal großartig gemacht!“

Ein jäher Schreden durchzuckte Mutter und Töchter. Doch mit der Energie, mit der eine Löwin um ihr Junges kämpft und eine Mutter ihre Töchter zu verheiraten strebt, sagte sich die Hausfrau schnell und sagte: „Was willst du? Therese hat nur ein bißchen mitgeholfen, gebraten hat es Emmy.“

Histermann & Co. lachte innerlich, was seiner Verdauung sehr förderlich war, und sagte mit verbindlichem Lächeln: „Kein Zweifel nach der prächtigen Pakete von vorhin. Besonders die Farce von Hühnerfleisch ist Ihnen großartig gelungen.“

„D bitte!“ säuselte Emmy.

In der Mutter des Hauses tobte ein furchtbarer Sturm. Die Farce war natürlich von Kalbfleisch, und die Hausfrau, die ja doch einen Dunst vom Kochen hatte, ahnte, daß der Feinschmecker dies wohl wußte; wenn er nun von Hühnerfleisch sprach, so geschah es sicher nur, um die an der Farce total unschuldige Emmy aufs Eis zu führen.

Beignets von Vanillecreme bildeten den Schluß

des Mahls, das Histermann in hohem Maße entzückte. „Diesen erlesenen Genuß,“ bemerkte er mit einem Blicke auf das Backwerk, „haben wir gewiß Ihrer kunstfertigen Hand zu danken, gnädiges Fräulein?“

Julie neigte verschämt lächelnd das kunstvoll frisierte Puppenköpfchen.

„Gestatten Sie mir eine wissenschaftliche Frage,“ fuhr er dann fort. „Wieviel Stangen Vanille haben Sie verwandt?“

„Sechs Stangen,“ erwiderte Julie entschieden.

„Sechs Stangen würden für einen Halbzug Soldaten hinreichen,“ entgegnete Histermann, der Vorsicht halber sprach er diese Entgegnung jedoch nicht laut aus.

Die Mutter des Hauses sah, daß die Schlacht verloren war. Grimme Wut stieg in ihr auf, und diese wandte sich gegen die unschuldige Ursache der Niederlage.

Mit liebenswürdigem Lächeln wandte sie sich an den Gast. „Wir sind sehr erfreut,“ sagte sie sanft, „wenn unsere bescheidene Kochkunst

Ihnen Geschmack abgewonnen hat. Meine Töchter sind leider ein wenig verwirrt gemacht worden durch unsre Köchin, ein ungeschicktes Ding, das nichts versteht und das ich nächstens fortzuschicken muß.“

„Aber erlaube mal!“ wandte der Hausherr ein, der den finstern Plan seiner Gattin nicht gleich durchschaute, und dessen natürliches Gerechtigkeitsgefühl sich plötzlich geltend machte.

„Nun, ist es nicht so?“ fuhr Frau Wollin sanft fort; und nun begriff der Gatte und Schwieg.

Beim Kaffee, der ebenfalls den Gourmet entzückte, versuchte dieser, die Töchter des Hauses auf verschiedene geistige Gebiete hinüberzulockern, aber mit der schönen Konsequenz modebegeisterter Damen schlugen sie seine Versuche siegreich ab.

Einige Tage später, in kühler nüchterner Morgenstunde, hatte Histermann in seinem Privatkontor eine Unterredung mit dem Kommissionsärzter Hindlee, einem ebenso diskreten wie gewandten Manne.

„Ein durchaus anständiges Mädchen,“ sagte dieser, „dabei hübsch.“

„Weiß ich habe sie gesehen,“ bemerkte Histermann.

„Tochter eines früh verstorbenen ehrenwerten Beamten,“ fuhr jener fort, „besuchte sie die Kochschule und bildete sich weiter aus. Zu einem einzelnen Herren will sie jedoch nicht ziehen, sie fühlt sich in ihrer jetzigen Stellung recht wohl, da der Hausherr ihre Kunst und ihren Charakter schätzt, und da sie freischalten kann. Frau und Töchter stören sie absolut nicht.“

„Das habe ich gemerkt,“ erwiderte Histermann.

„Gnädige Frau verzeihen,“ sagte einige Wochen später Fräulein Therese Hermann zu ihrer „Madame“, „ich muß meine Stellung kündigen; ich heirate.“

„So, wen denn?“ fragte die Gnädige mit ungnädiger Miene.

„Mein Bräutigam bittet mich, es noch nicht mitzuteilen.“

„So! Na, da wünsche ich Ihnen viel Glück!“ erwiderte Frau Wollin mit unglückdrohender Stimme.

„Sie Vereidenswerter!“ sagte einige Monate später Herr Wollin zu Histermann & Co. „Haben sich ein solches kulinarisches Genie auf Lebenszeit gesichert; und dabei hat sie, was ich stets an ihr geschätzt habe, Charakter und Feingefühl.“

„Stimmt!“ schmunzelte der Großkaufmann mit glücklicher Erinnerung an sein heutiges Mahl. „Stimmt! Beides hat meine Therese in vollem Maße, wie könnte sie sonst — so vorzüglich kochen?“



Der kleine Karl Hagenbeck, E. Venningshoven, Berlin.
Enkel des Begründers des Tierparks in Hamburg-Stellingen, mit drei jungen Löwen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 6.

Düsseldorf, 8. Februar

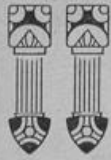
1915.



Großfeuer im Duisburger Hafen.

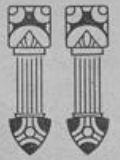
Rich. Gerling, Duisburg.

In der Nacht zum 30. Januar geriet das Getreidelager der Firma Rosenthal & Neumark am Duisburger Hafen aus unbekannter Ursache in Brand, der mit großer Schnelligkeit um sich griff, so daß die Feuerwehren mit ihren 20 Schlauchleitungen, die teils von der Dampfspritze, teils durch das Hafenslöschboot „Neptun“ gespeist wurden, nicht an ein Löschen, sondern nur an ein Lokalisieren des Brandes denken konnten. Letzteres war besonders notwendig, da der Brandherd inmitten einer Reihe von anderen Gebäuden lag, darunter ein weiterer großer Getreidespeicher, eine Oelmühle und ein ausgedehntes Holzlager. Das Innere des Speichers stürzte bald zusammen, durch den Sturz des Elevators wurden die Hafengeleise zermalmt und versperrt. 55 000 Zentner Kornfrucht wurden vernichtet, der Schaden wird auf eine Million Mark geschätzt.



Ein ruhiger Winkel für den armen Bob.

Humoreske von Alfred v. Hedenskierna.



Revisor Strand, ein Junggeselle von fünfundvierzig Jahren, schuldenfrei und ordentlich in jeder Beziehung, war ein freundlicher Mann. Freundlich im Umgang mit Bekannten, freundlich mit Verwandten, schutzvollfreundlich, friedensfreundlich und Mitglied des Vereins der „Freunde kleiner Vögel“. Ja, Tierfreund war er in besonders hohem Grade, das wußte sein verwöhnter Foxterrier Bob am besten, und als sich der Revisor, teils aus Gesundheitsrücksichten, besonders aber, um bei aller Sparsamkeit doch auch einmal die Welt zu sehen, entschloß, seinen sechswochigen Urlaub zu einer Reise nach dem Kontinent zu benutzen, setzte er die folgende Annonce in mehrere Zeitungen der Stadt:

Ein ruhiger Winkel für den armen Bob.

Für einen netten, außerordentlich wohlgezogenen Stubenhund, den treuesten Freund seines Herrn, wird von Mitte Juli ab für die Reisezeit von etwa sechs Wochen ein gutes Heim und sorgsame Pflege gesucht. Nur wahrhaftige Tierfreunde sollen sich melden. Auf den Preis kommt es nicht an, doch sind Empfehlungen erforderlich. Offerten bitte zu adressieren: „Ein ruhiger Winkel für den armen Bob, P. N.“

Er erhielt 37 Antworten. Die Witwe eines Kornetbläfers hatte ihren einzigen Sohn verloren und versprach, möglichst viel von ihrer augenblicklich unverwendbaren Bärtlichkeit an den kleinen Bob zu verschwenden.

Am besten aber gefiel dem Revisor ein feines, kleines Billett mit einer zierlichen Frauenhandschrift und folgendem Inhalt:

Mein Herr!

Wundern Sie sich nicht über die Verlegenheit, in die eine Frau bei der Beantwortung Ihrer Annonce geraten muß. Wohl halte ich selbst mein Heim für gut, und ich glaube, daß mein Herz sehr viel Bärtlichkeit zu hegen vermag. Dennoch ist es natürlich schwer, sich sofort so gut kennen zu lernen, wie es für das große Vertrauen, das hier in Frage steht, erforderlich ist.

Die tägliche Umgebung eines Menschen, sein Heim, enthüllt doch leicht gar vieles von einem zuvor Unbekannten, was Gespräche und Begegnungen am dritten Ort nicht offenbaren. Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, daß Sie mich in meiner Wohnung besuchen, und daß ich auch Sie in Ihrem täglichen Milieu sehen darf, wenn ich, was ich hoffen will, Vertrauen zu ihnen gefaßt habe. Aber verzeihen Sie, wenn ich Ihnen heute noch nicht meinen Namen und meine Adresse nenne, sondern Sie bitte, sich in einem Brief an „Jungegerd, P. N.“ etwas ausführlicher und vertrauensvoller auszusprechen, als das in einer Annonce möglich ist. Hoffen wir, daß es der arme Bob gut haben wird.

Antwort:

Fräulein (?) Jungegerd!

Überzeugt, daß Bob Aussicht zu der besten Freistatt in der Welt hat, brenne ich vor Ungeduld, Ihnen meine Aufwartung machen zu

dürfen, und bitte Sie dringend, mir ohne weiteres Ihre Adresse anzugeben! Wir werden uns wohl einigen. Antworten Sie bitte unter der Adresse der Annonce.

Ihr ergebener „Pflaßucher“.

Revisor Strand erhielt die Adresse, folgte in seiner ersten freien Stunde ihrer Anweisung, drückte in einem netten Treppenhof auf einen elektrischen Knopf und stand in einem hübschen, kleinen Entree einer schmutzen, schüchtern erdöndenden Frau von etwa 30 Jahren gegenüber, die ihn mit fleißiger Verwirrung bat, einzutreten und sich in einen Lehnstuhl zu setzen, wie er ihn so weich und bequem noch nie gesehen hatte. Seine außerordentlich behagliche Stimmung dieser wirklich einnehmenden Dame gegenüber wurde nur ein wenig beeinträchtigt durch zwei dicke, glatte Goldreifen an ihrer linken Hand. Bögernd begann er: „Ist Ihr Mann...“

„Ach, ich habe ihn vor nun zwei Jahren verloren, und seitdem ist es so schrecklich leer und einsam um mich...“

„Ich möchte Ihnen zunächst also herzlich dafür danken, daß Sie die Güte hatten, meine kleine Annonce zu berücksichtigen. Aber... aber... aufrichtig gestanden, erscheint mir Ihr kleines Heim so entzückend nett, zierlich und fein, daß ich fürchte, der arme, heimatlose Bob, der hier Eintritt sucht, könnte womöglich... hm... womöglich hier stören und belästigen.“

„Ach, Herr Revisor, beunruhigen Sie sich deshalb nicht! Svensson rauchte ganz fürchterlich, hatte einen Widerwillen gegen Galoschen rieb sich nie die Stiefelsohlen ab und wollte nachmittags stets auf dem Sofa im Salon schlafen, um... um mir nahe zu sein. In solche Kleinigkeiten findet man sich schon.“

„Und Sie leben hier ganz allein?“

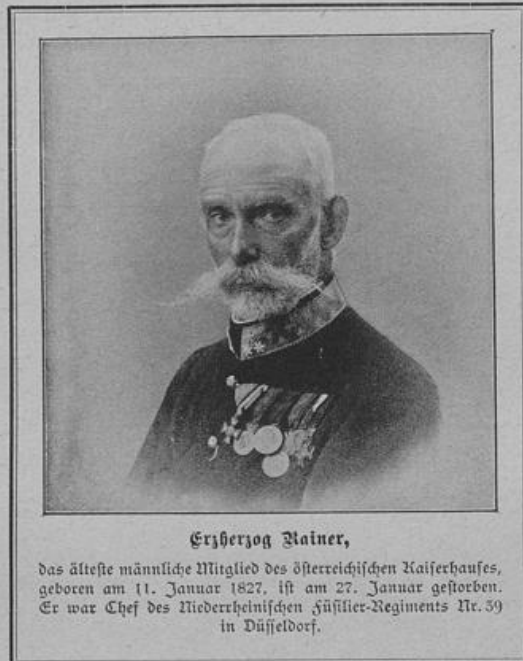
„Ja; man hat mir zwar Stellen angeboten, man hat mir vorgeschlagen, Mieter einzunehmen, und eine Freundin hat mir ihr eigenes Haus angeboten. Da ich aber 20 000 Kronen in Papieren besitze, 12 000 Kronen auf der Sparkasse habe und noch eine Hypothek von 5000 Kronen, wollte ich lieber selbständig bleiben. Meine Pension verliere ich natürlich, wenn ich... ja, Herr Revisor, Sie müssen meine Verlegenheit ganz natürlich finden... aber Lundins juridisches Bureau kann beweisen...“

„Aber nicht doch, Verehrteste; der glückliche Bob, wenn er nur kommen darf!“

Frau Svensson erhob sich und spielte in lieblicher Verwirrung mit den Blättern eines Kattus, indem sie sagte:

„Ich fühle in Ihrer Gegenwart, Herr Revisor, eine so wunderbare Sicherheit, ein so festes Vertrauen, wie ich es früher mit einem mir so ganz unbekanntem Manne einfach nicht für möglich gehalten hätte...“

„Wenn mein lieber, kleiner Foxterrier nun aber auf Ihre feinen Stühle springen, die Sofakissen herabzerren und überall Unordnung machen wird, so wird Ihnen das wohl sehr schmerzhaft sein, nicht wahr, Frau Svensson?“ — Sie lächelte.



Erzherzog Rainer,

das älteste männliche Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, geboren am 11. Januar 1827, ist am 27. Januar gestorben. Er war Chef des Niederösterreichischen Füsilier-Regiments Nr. 59 in Düsseldorf.

„Das ist so echt männlich, immer zuerst an Kleinigkeiten zu denken. Welch echtes Weib, das das Herz auf dem rechten Fleck hat, würde wohl auf solche Vagantellen Rücksicht nehmen!“

„Ich glaube übrigens, daß Sie Freude an ihm haben werden. Sie sehen so gültig und freundlich aus. Sie müssen unbedingt eine Tierfreundin sein, nicht wahr? Und er ist im ganzen und großen wirklich nicht schlecht erzogen. — Er apportiert und wird Sie sicher lieb gewinnen. (Mit einem warmen Blick.) Das kann übrigens niemand schwer werden. Vielleicht... vielleicht ist es schwerer, es zu unterlassen... hm... Mit einem Wort, er ist kein gewöhnlicher Käter, das kann ich Ihnen versichern.“

„Das brauchen Sie gar nicht erst zu versichern, das erkennt man schon an... an... an dem Herrn. Aber Sie sprechen soviel von dem Hunde. Den würde ich... würde ich schon... wenn etwas daraus



Kaisergeburtstag in Paris: Der deutsche Botschafter in Paris Frhr. v. Schoen vor dem im vorigen Herbst eingeweihten Gemeindefhaus der deutsch-evangelischen Gemeinde in der Rue Blande.

Charles Dellus, Paris.

werden sollte... recht gut behandeln. Doch wollen Sie nicht auch ein wenig von sich selbst reden?“

„Von... von mir? Ja, natürlich. Ich kann Ihnen meinen Chef als Referenz angeben. Die Steuer für den Hund ist natürlich bezahlt und sein Halsband in Ordnung. Die Pension wollte ich gern im voraus bezahlen.“

„Die Pen... Pen... Pension?“

„Ja, die Pension für Bob.“

Frau Ovenson erleichte und laut, nicht ohne Anmut, in ihren

Stuhl zurück, das Gesicht in den Händen bergend. Als sie sich wieder erholt hatte — was bei Frauen, die die Ehe gekostet haben, schneller geht als bei andern —, bat sie den Revisor mit erötenden Wangen und zitternder Stimme, sich zu entfernen und nichts Schlechtes von ihr zu denken... Das letztere gedachte er gern in höchstem Grade zu erfüllen, obwohl er unmöglich begreifen konnte, warum in des



Kaisergeburtstag in Berlin: Der Kaiser nimmt die Parade der Ehrenkompagnie des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 vor dem Zeughaus ab.

Int. Ill.-Verst., Berlin.

Herrn Namen er etwas anderes als das Allerbeste und Respektvollste von ihr denken sollte. Aber gehn wollte er nicht.

Er sprach, er fragte, er bewachte, er entschuldigte sich, wurde allmählich freundlicher, herzlich, zärtlich, und als Frau Svensson schließlich in Tränen ausbrach, konnte er sich unmöglich enthalten, die Arme um sie zu schlagen und sie flehentlich zu bitten, sich zu beruhigen.

Ihre Worte balen ihn zwar noch immer, zu gehen, ihre Augen aber widersprachen ihrem Munde. Der Revisor wählte einen Mittelweg und ging — nach zwei Stunden und dem Versprechen,



Kinder aus Tripolis, welche der Eidesleistung der neuen Zapftehs zuschauen.

viel besaßte Annonce:

Da fand er die folgende ausgeschnittene und sichtlich

wiederkommen zu dürfen.

Nun heißt Frau Svensson Frau Strand und ist glücklich.

Der Revisor gab die Kontinentreise auf und ist ebenfalls glücklich.

Auch Bob, der die allerbeste Pflegemutter bekommen hat und furchtbar verwöhnt wird.

Wie das alles wohl zugegangen ist?...

Nach zweijähriger Ehe war Frau Strand ein in Lyseil, und ihr Mann vertrieb sich die Einsamkeit, indem er in den Papieren seiner



Die Stallener in Tripolis.

Charles Trampus, Paris.

Verteilung von Preisen an die Zapftehs-Schüler, aus denen sich die Eingeborenen-Gendarmerie rekrutiert. Während der Eidesleistung der neuen Zapftehs stand in der Mitte General Nagui, Gouverneur von Tripolis, zur Rechten, der Bürgermeister von Tripolis Hassuna-Pascha zur Linken der Vertreter des Sultans Chemseddin-Pascha, noch weiter links, den Burnus auf dem Kopf, das Oberhaupt der mohammedanischen Geistlichkeit in Tripolis.

Ein Beamter in mittleren Jahren, gesund und frisch an Körper und Seele, aber des unruhigen Lebens müde, der das Glück und den Frieden eines eigenen Heims ersehnt, doch wenig Gelegenheit hat, geeignete Damenbekanntschaften zu machen, versucht auf diesem Wege, ein angenehmes, gebildetes und nicht zu junges Mädchen oder eine kinderlose Witwe zu finden, die, ihm vertrauensvoll und aufrichtig entgegenkommend, die Einsamkeit ebenfalls zu schwer findet und gesonnen wäre, ihr Schicksal mit dem eines wohlhabenden und nach dem Urteil seiner Umgebung nicht gerade unangenehmen Mannes zu verbinden. Da der Annoncierende schuldenfrei ist und ein aus-



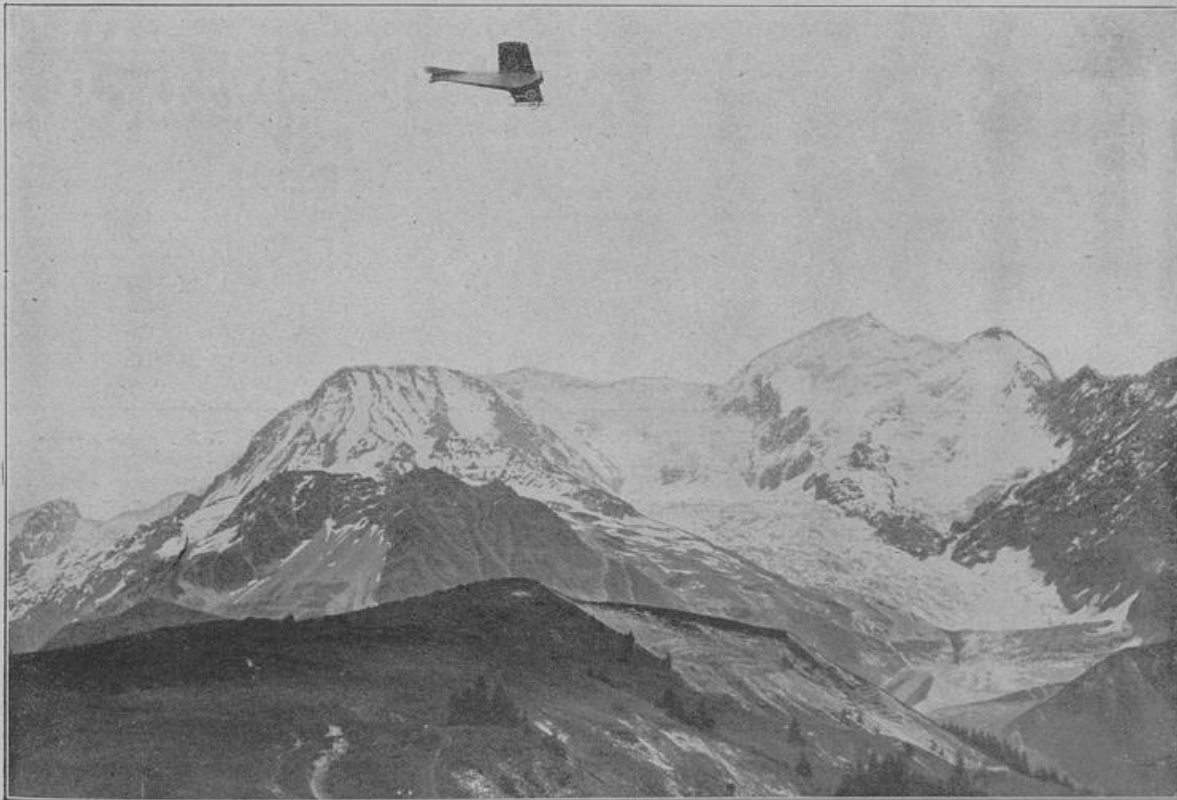
Ein Flug über den Simplon: Bielovucic bei seiner Abfahrt von Brig, am Fuß des Gletschhorn.
M. Kol, Paris.

annonce aufgegebene Adresse! Bin wirklich neugierig, welcher gewünschter Kauz das sein mag, der dieses Mal durch die Verwechslung vor der Falle gerettet worden ist!"

reichendes Einkommen hat, ist Vermögen bei den Reflektanten nicht Bedingung, wird aber doch immer als ein die Zukunft sichernder und hebender Vorteil anzusehen sein. — Nur wirklich ernst gemeinte Antworten sollten vertrauensvoll gesandt werden unter der Adresse: „Ein ruhiger Winkel für den armen Bob, P. R.“

Der Revisor ließ ein verstehendes halb langgezogenes, wehmütiges Pfeifen hören und murmelte:

„Buchstabe für Buchstabe die in meiner Hunde-



Ein Flug über den Simplon.

Int. Ill.-Agentur, Berlin.

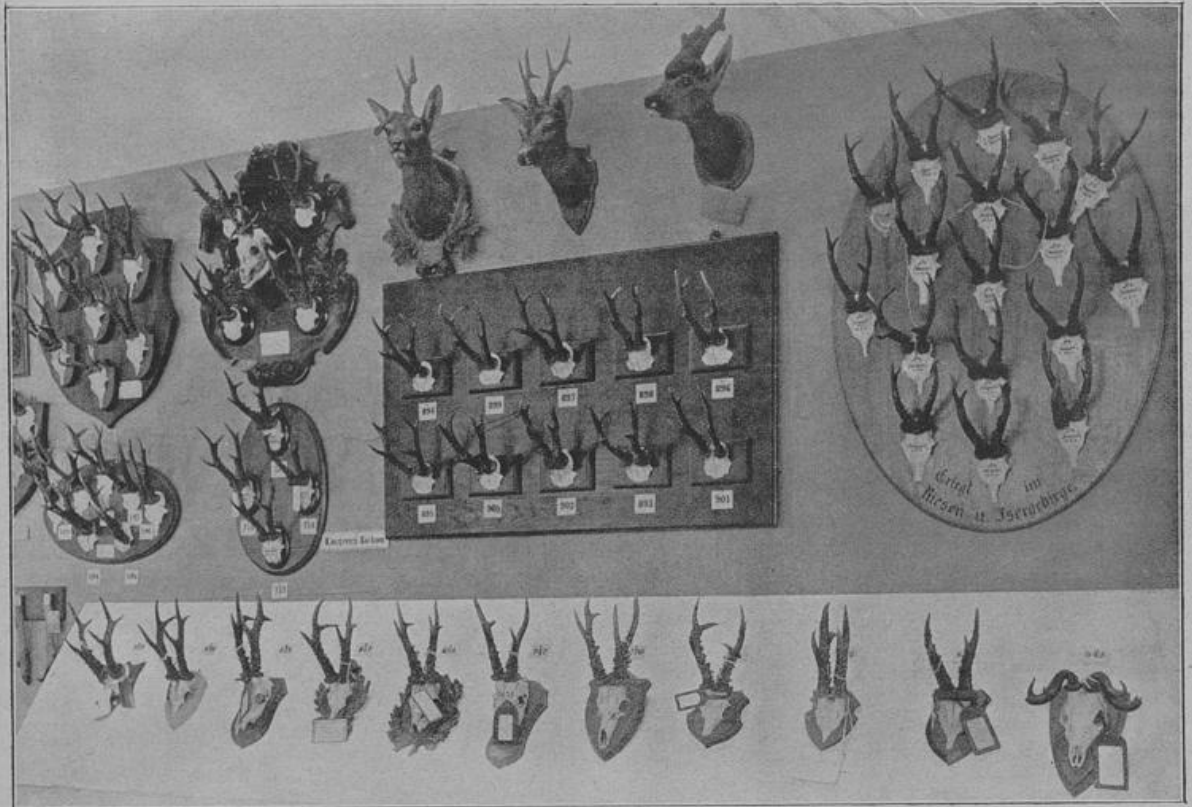
Der Flieger Bielovucic flog am 25. Januar in Belg. auf, überflog den Simplon in einer Höhe von 2500 m in 25 Minuten und landete in Domodossola.

Die Stimme der Schuld.

Skizze von Karl Pauli.

Als Schubert Karle aus der Untersuchungshaft freikam, da waren sie ihm freundlich entgegengekommen — der Herr Pastor hatte ihn besucht und ihm sein Beileid ausgedrückt, daß er so lange unter dem unwürdigen und schrecklichen Verdacht hätte leiden müssen, daß der Herr Baron, der Gutsbesitzer und Polizeivorsteher, der, als er verhaftet wurde, gesagt hatte: „Ich wußte ja immer, daß der Kerl noch einmal am Galgen endet,“ hatte ihn auf der Straße angehalten und, ihm auf die Schulter klopfend, gemeint, er sei immer von seiner Unschuld überzeugt gewesen, aber die Polizei in der Stadt wisse ja alles besser, und seine Kameraden hatten ihm sogar, als er das erste Mal auf dem Tanzboden erschien, ein Hoch ausgebracht.

kein Beweis; und die Blutflecken an seiner Jade rührten vom Nasenbluten her, das hatte er bewiesen; na, und wenn die Herren vom Gericht ihm glaubten, daß er's nicht gewesen wäre, und ihn wieder aus der Untersuchungshaft entließen, ja ihm noch eine Entschädigung versprachen dafür, daß er unschuldig eingesperrt gewesen war, die Herren vom Gericht, die doch tausendmal gescheitert waren als alle Bauern, ja auch als der Herr Pastor, der doch studiert hatte, und der Herr Baron, der doch vom Adel war — da hätten doch die Leute nicht so sein brauchen. Unglück kann jeder haben, und es ist gewiß ein Unglück, so lange eingesperrt zu werden, ohne daß man was getan hat, und vor allem unter dem schmählischen Verdacht zu stehen, ein



Von der 19. Deutschen Geweih-Ausstellung in Berlin.

Illustr. Photoverlag, Berlin.

Auf dem Tisch die elf besten Rehgehörne der Ausstellung; über der Tafel rechts ein Perückenbod.

Mit der Zeit war das aber anders geworden, oder bildete er sich das nur ein, es war ihm, als wichen ihm die Menschen aus, als rückten im Gasthaus die Leute enger zusammen, wenn er sich mit an den Tisch setzte, und als vermieden sie, ihm zu begegnen. Erst hatte er sich nichts daraus gemacht und auch gedacht, die Sache werde sich schon wieder geben, und zuletzt war er nicht ganz sicher gewesen, ob er sich auch nicht täusche, eine besondere Person hatte er im Dorfe nie gespielt, vielleicht, daß er früher nicht anders behandelt worden war, ohne daß er es beachtet hätte, und jetzt fiel es ihm nur auf, weil er darauf acht gebe; dennoch wurmte ihn die Beobachtung, mochte sie nun wahr oder falsch sein, so sehr, daß er beschloß, sie am nächsten Sonntag zur Sprache zu bringen.

Er hatte doch nichts verbrochen! Was konnte er denn dafür, daß sie den Hausierer da draußen toteschlagen hatten, daß er an demselben Tage dort in der Nähe gesehen worden war, das war doch

Mörder zu sein. Er dachte noch an den Tag, wie sie ihn abgeholt hatten draußen hinter dem Pfluge, und er durch das halbe Dorf hatte marschieren müssen, die Hände auf den Rücken gebunden, und die Leute, wie sie alle da gegafft hatten; nein, für so etwas gab's eigentlich keine Entschädigung. Er hätte ja lieber gesehen, es wäre zur Verhandlung gekommen und sie hätten ihn freisprechen müssen; aber der Untersuchungsrichter hatte gemeint, das sei nicht nötig, seine Unschuld sei so klar erwiesen, daß niemand daran zweifeln könne. Und nun schien man hier doch daran zu zweifeln. Oder täuschte er sich? Aber das sollte aufhören, er wollte die Schreier schon stumm machen, und wenn's nicht anders war, mit Gewalt.

So suchte er denn auch am nächsten Sonntag den vollbelegten Tisch aus, um sich daran niederzulassen und breiter wohl, als es dem Kleinnecht zusam, gerade mit Absicht, damit die andern reden sollten.

Was er gewollt, erreichte er auch.

„Na, der kann wohl nicht genug für sich bekommen?“ brummte es um ihn herum, und einer sagte: „Mach' dich nur nicht gar a so breit, du, du hast's nötig!“

Es war Martin Kürschner, ein Häustersohn, mit den andern wenig befreundet, weil er selten in das Wirtshaus kam, seines Vaters Anwesen war nur klein, die Leute hatten Knapp zu leben; erst seit einiger Zeit gab er etwas aus und kam alle Sonntage zum Tanz.

Das Wort, das er mit Abicht gesprochen, wurde als solches aufgefaßt, ja, um so lieber, als es nicht einem aus einer großen Sippe zu widersprechen galt, und wenn's zum Streite kam, vielleicht stand der Gegner ebenfalls allein.

Schubert machte fuhr deshalb auf den Sprecher los.

„Du hast's nötig! Du hast's nötig!“ äffte er ihm nach. „Warum hab' ich's denn gerade nötig, he? Weil ich in Untersuchungshaft



Karneval in Nizza: Der Wagen des Prinzen Karneval. M. Nol, Paris.

Schubert. „So leicht nicht? Was habe ich denn dafür getan? — Ich weiß noch, wie sie ihn gefunden hatten, ich war ebenso erschrocken wie alle andern und ging mit 'naus wo die Leiche in dem Kornfelde lag, hier lag sie, und dort lag der abgetrennte Kopf, alle schrien sie da, und fener konnt' hinsehen, fener; aber uff fenen fiel der Verdacht, nur mich mußten sie einsperren. Nu, warum denn mich?“

gelesen bin? Ja, ja, schüttelt nur den Kopf, ihr andern,“ fuhr er fort, „denkt ihr, ich merke nicht, daß ihr nichts von mir wissen wollt? Ich weiß es recht gut, ich merkt's schon, aber ich mach' mir nichts draus, ne, ne, gar nichts! Aber schön is es nicht, schön nicht von euch, denn was mir gestern passiert ist, kann morgen dem und jenem passieren!“

„Nu ja, ja, ne, ne,“ klang's im Kreise, „ja das is wahr, das kann jedem passieren.“

Nur Kürschner Martin sagte: „Nu ja, so leicht nicht.“

„So leicht aber nicht?“ schrieb Karl



Karneval in Nizza: Der Festwagen „Die Pillen des Teufels“. M. Nol, Paris.

M. Nol, Paris.

„Weil sie dir's halt am ersten zutrauten?“ lachte der Martin frech.

„Das ist nicht wahr!“ schrie Schubert. „Weil an meiner Jade a Tröpfel Blut war, darum — wenn's an einem andern seiner Jade gewesen wäre, hätten sie den genommen, den oder den.“

Er zeigte auf zwei aus dem Kreise, zuletzt auf Martin.

„Mich?“ rief dieser höhrend, während sich die beiden andern Bezeichneten empört ansahen. „Mich? Das wollt' ich keinem raten, mich in so einen Verdacht zu bringen, und wenn's der Gendarm, der Baron selber ist, der sollt' was erleben! Pah, die denken auch gar nicht dran, wenn einer so dasteht wie ich, dann sieht sich die Polizei schon ein bißel vor, ehe sie wagt, einem solchen Verdacht nachzugehen. Ne, mein Lieber, das kann mir nicht passieren.“

„Mit dir werden sie eine Ausnahme machen, du Lapp!“ schrie Schubert wütend. „Wenn der Verdacht auf dich fällt, dann holen sie dich einfach ab. Denkst, die fürchten sich, wenn sie einmal einen im Verdacht haben?“

„Aber sie fürchten sich, den Verdacht zu haben,“ antwortete der andre. „Kannst dich drauf verlassen, ein bloßer Verdacht genügt nicht, die Polizei muß überzeugt sein, daß der, der im Verdacht steht, auch imstande sein würde, die Tat auszuführen. Mer! du dir, ein wirklich anständiger Mensch kommt nicht in Untersuchungshaft, so einer, wie ich wenigstens nicht, so einer wie du, ja wohl, wie du's gesehen hast, und Aufhebung der Untersuchungshaft ist noch kein Freispruch, und Freispruch ist noch kein Beweis, und wenn der wahre Mörder nicht entdeckt wird, hast du gar nicht nötig, dich so aufzuspielen; es sind schon manche aus der Untersuchungshaft entlassen worden, die nachher wieder eingesperrt wurden. Das merk' du dir und denke dran, wenn du dich das nächste Mal an einen Tisch setzen willst, wo lauter unbescholtene Leute sitzen.“

Er stand bei diesen Worten auf und verließ den Tisch.

Schubert sah ihm bestürzt nach. Also das war die Meinung der Leute im Dorfe! Er sah sich im Kreise um, die andern sahen schweigend vor sich nieder, keiner hatte ein freundliches Wort für ihn, aber auf manchem Gesicht sah er ein spöttisches Lächeln.

Beschämt erhob er sich und schlich fort. — — — — —

Seit der Zeit wagte er sich nicht mehr auf die Straße. Ihm war, als lese er in jedes Auge die stumme Frage: Bist du der Mörder oder bist du's nicht? Wenn er nur gewußt hätte, wie er den häßlichen Verdacht von sich abwälzen könnte! — War es denn wahr, sollte man ihn nur verdächtigt haben, weil man ihm die Tat zutraute? Ihm Und warum nicht jedem andern? Warum nicht Kürschner Martin? Ja, wenn sie den einsperren möchten, aus demselben Grunde, und auch dann wieder frei lassen müßten, da würden die Leute sehen, daß es doch jedem passieren könne, und daß er wohl unschuldig sein müßte.

Der Gedanke nahm seine ganze Seele gefangen. Ja, wenn das gesehen konnte — in Martins Verdächtigung würde seine Freisprechung liegen. Aber wer sollte den verdächtigen? Zwar so un-

antastbar war sein Ruf nicht, sein Vater war nur ein kleiner Bauer, und wenn die Leute auch streng rechtlich waren, auch sein Ruf war tadellos gewesen, ehe er des Mordes verdächtig eingezogen worden war. Ja, wer sollte den Verdacht aussprechen? Hm, wer hatte ihn denn verdächtigt? Ein Kind hatte ausgesagt, daß er an dem Tage, an dem der Mord geschah, auf demselben Feldwege, auf dem sie den Ermordeten fanden, gesehen worden wäre. Und das hatte der Polizei genügt, ihn einzusperrn; denn die Blutstrecke auf seiner Jade hatten sie doch viel später erst entdeckt. Ja, wenn er jetzt hinschriebe, daß Kürschner Martin der Mörder wäre, dann würden sie ihn ganz sicher einsperren, und wenn's auch nur ein paar Tage wäre; da sackten sie nicht lange, das wußte er aus Erfahrung. Aber er müßte es dann vertreten, würde vielleicht bestraft werden. — In dem Gedanken stockte er schon, ein Ausweg war ihm eingefallen. Er wollte einen andern Namen unter den Brief setzen, dann konnte ihm nichts geschehen,

den aber sperrten sie ein, und dann konnte er nicht mehr sagen, er solle sich nicht an den Tisch setzen, wo unbescholtene Leute sitzen.

Er kaufte sich beim Krämer einen Briefbogen und schrieb:

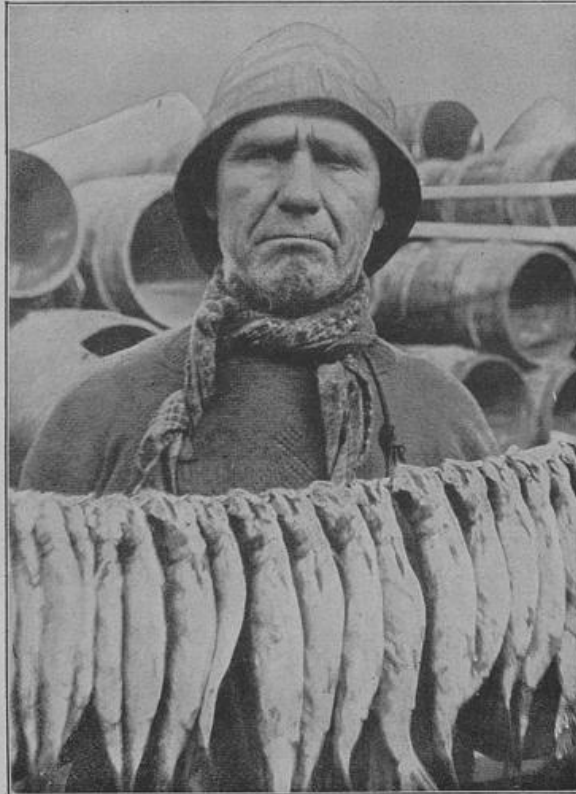
„An das werthe Polizeivorsteheramt in der Kreisstadt L. Wollte zu wissen tun, daß kein anderer den Händler Kuhnert umgebracht hat, als dem Kürschner Adolff sein Martin. Derselbe ist am Tage des Mordes in der Nähe der Mordstelle gesehen worden, hat auch gleich nachher immer viel Geld gehabt und vorher keins. Ein Unschuldiger.“

Mit klopfendem Herzen steckte er den Brief in finstere Nacht in den Briefkasten.

Am andern Tage wartete er, an allen Fajern fiebernd, ob die Polizei wohl kommen werde und den Martin abholen, wie sie es mit ihm getan. Er konnte zwar von dem Gehöft, wo er bedienstet war, das Haus des Adolff Kürschner nicht sehen; aber er war sicher, daß, wenn die Polizei kam, er sofort davon Kunde erhielt. Aber er hörte nichts, und zu fragen traute er sich nicht. Auch am zweiten und dritten Tage erfuhr er nichts, und schon war er überzeugt, daß sein Brief ohne Wirkung bleiben sollte, da er schien auf einmal der Gendarm,

gefolgt von dem Polizeidiener und einem andern Gendarm aus der Nachbarschaft, im Dorfstrug. Sie hielten sich nicht lange auf; nur ein paar Fragen tat der Gendarm an den Wirt, dann gingen sie die Dorfstraße hinauf und verschwanden endlich in dem Hause des Vaters von Martin Kürschner. Gleich darauf kamen sie wieder zurück, den jungen Menschen in ihrer Mitte. Der ging ungesesselt mit erhobener Haupt und lachender Miene zwischen ihnen. Schubert, der den Zug kommen sah, wurde rot vor Schreck. Jetzt kamen sie wohl, um ihn über den Brief zur Rede zu stellen; aber der Zug ging an dem Gehöft, wo er diente, vorbei, zum Dorf hinaus. Auf dem Hügel, hinter dem der Weg nach der Stadt verschwindet, drehte sich der Verhaftete noch einmal um und maß mit langem Blick das Bild der Heimat.

Er hat sie nicht wiedergesehen; vierzehn Tage darauf hatte er die Morbtat eingestanden, und ein Vierteljahr nach dem Tage, da Schubert den Brief geschrieben, fiel das Haupt des Schuldigen unter dem Beile des Henkers.



Fischer aus Scheveningen mit Aiskermittwochsnahrung.

Int. Ill.-Comp., Berlin-Steglitz.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 7.

Düsseldorf, 15. Februar

1915.



Ein Augenblicksbild vom Karneval in München.

Nicolai Muf, München.

Abrechnung.

Von Klara Blüthgen.

Ein reicher Frühstückstisch, wie er sich für einen reichen Haushalt gehört. Dünnes Porzellan und schweres altes Silber auf durchbrochener Leinwand, Eier, kaltes Geflügel, eine Karaffe voll Portwein, eine Glaskhale mit Pfirsichen und Trauben auf grüner Blätterunterlage.

Die Hausfrau wirft einen Blick über das hübsche Stilleben, rückt ein wenig an den zwei Bedenken, ordnet ein wenig an dem dunkeln Herbststrauß. Es ist alles, wie es sein soll.

Müdig setzt sie sich an ihren Platz, stützt die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die überschulanten, blassen Hände.

Das Speisezimmer hat zwei große Fenster, eine Tür führt auf den Balkon. Der ist groß, luftig, mit getöntem Glase überdeckt und mit hübschen Langsüßeln und sehr vielen weichen Kissen wohllich wie ein Vouloir hergerichtet. In einer raschen Laune hat die Frau geküßt die rotblühenden Amaryllis und Geranien auf der Brüstung fortnehmen und durch lauter mattrosa und hellblaue Hortensien ersetzen lassen. In der dichten Gedrängtheit ihrer Blütendolben wirkten sie wie ein schillernder Seidenstoff.

Nun studiert sie ihre Tönung zu den ersten bräunlich gefärbten Zweigen, zu den ersten Herbstnebeln, die wie zarte Schleier hängen. Man weiß noch nicht, was werden will, ob die Sonne sie zerpalten wird, ob sie sich als fehe graue Mauer aufbauen werden. — —

Da ging die Tür, ihr Gatte trat ein.

„Langschläfer!“ sagte sie freundlich, während sie sich von ihm auf die Stirn küssen ließ. „Aber nein, ich wette, daß du schon wieder über deinem greulichen Urnenfundmanuskript gefressen hast. Und das vor dem Kaffee, während ich warte.“

„Verzeih. Ja, du hast recht, so etwas läßt einen nicht los, wenn es einen einmal gepackt hat —“ und mit der Umständlichkeit eines Menschen, dem seine Arbeit eine besondere Freude und Wichtigkeit ist, erzählte er ihr, wie ihm diese Nacht plötzlich ein Licht aufgegangen sei, und wie es ihm nun keine Ruhe gelassen, bis er gleich morgens früh in dem und dem Buche nachgeschlagen und seine Annahme bestätigt gefunden habe. Dabei nannte er ein paar sehr wissenschaftlich klingende Titel.

Sie hörte ihm geduldig zu und bediente ihn dazu. Unter der Last der silbernen Kaffeekanne zitterten ihre zarten Krankenhände.

Draußen zog sich der Nebel nun doch zusammen, die Sonne hatte sich hinter eine schieferfarbige Wand verkrochen. Langsam trock ein unbekanntes Zwielicht in das Zimmer und sog alle Farben in sich hinein.

„Eine höchst ungemütliche Beleuchtung, so mit einem Male. Soll ich das Licht andrehen?“ fragte der Mann.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Wenn das so weiter geht mit diesem frühen Herbst, so lasse ich morgen die Heizung anstellen. Oder wenn dir's lieber ist, schließen wir hier die Villa ab und überfiedeln in unser Berliner Nest.“

„Nicht doch. Man muß sich gewöhnen. Und was würde dort in dem Trubel aus deinem Urnenfunde? Du behauptest ja, dort nicht arbeiten zu können. Ich denke, wir halten's einstweilen noch hier aus. — Aber da ist die Post!“

Die Post, dieses große Ereignis in dem kleinen, halbländlichen Badeort, wo man nun mal, der Himmel mag wissen warum, eine Villa besitzt. „Ist von unserm Jungen nichts dabei?“ Die ewige, erste Frage der Mutter in der Sorge um ihren einzigen.

„Nein. Du weißt ja, diese junge Bante schreibt nur, wenn Geburtstag ist, oder wenn sie Geld gebrauchen.“

„Ja — aber wir haben ihn doch wenigstens, den Schlingel,“ erwiderte sie warm. „Und sonst nichts von Bedeutung?“

„Wie man's nimmt. Hier ist etwas für dich.“

Sie nahm ihm das große feine Kuvert aus der Hand, dabei schlug eine jähe Flamme in ihrem Gesicht auf. „Ach! — Aber willst du nicht selbst aufmachen?“

„Es ist an dich adressiert.“

„Aber ich habe keine Geheimnisse vor dir — —“

„Das weiß ich. Also bitte, lies.“

Nun schnitt sie, um sich zu fassen, pedantisch sorgfältig den Umschlag auf und las. Das Rot auf ihrem Gesicht vertiefte sich, die gesenkten Lider zitterten. Nur wenige Zeilen. Sie reichte sie ihrem Mann.

„Liebe gnädige Frau!“

Heute endlich kann ich eine Bitte aussprechen, die ich mir den ganzen Sommer über, der Überfülle von Geschäften wegen, verjagen mußte: Wollen Sie mir erlauben, am nächsten Sonntag wieder einmal meine Füße unter Ihren gastlichen Tisch zu strecken? Es verlangt mich nach ein paar gemütlichen Plauderstündchen mit Ihnen, gnädige Frau, und Freund Werner. Ich hoffe, Sie setzen meiner Bitte kein Nein entgegen. Ihr ergebener — — —“

und die Unterschrift eines in der politischen Welt recht bekannten Namens.

Der Hausherr gab das Kartenblatt über den Tisch zurück. „Nun?“ „Ich möchte abschreiben, Werner. Wenn es dir recht ist.“ Es klang fast demütig. Die Farbe wich langsam aus ihrem Gesicht.

„Mir recht? Das ist doch eine Sache, die in erster Linie dich angeht. Überlege dir, Liebling, was du tust. Eine Kranke, wie du, soll sich um keine Freude betrügen. Tue nichts, was dir gegen das Gefühl geht.“

„Es wird so das Richtige sein. Ich habe zu schwer gekämpft. Nun möchte ich das Errungene nicht wieder preisgeben.“

„Ist es wirklich so viel, was du errungen hast Geraldine —?“

Sie atmete schwer, stand auf und schritt zu der Balkontür. Das leise Klacken ihres Kleides folgte ihr.

Ihr Mann beobachtete sie, wie sie da stand. Wie mußten diese letzten Monate an ihr gearbeitet haben. Aber immerhin: welche wunderschöne Frau! Diese sehr große Gestalt, mädchenhafter und schlanker, als es sich für ihre Jahre gehörte, dieser prächtig modellierte kleine Kopf auf dem feinen Hals, fast hager in seinem Ansatz, der Mund einer antiken Semele; die Winkel wehnütig vertieft; die weichen braunen Augen. — Das schwarze Haar war in großen natürlichen Wellen von der niederen Stirn zurückgenommen und am Hintertopf zu einem dicken, losen Knoten geschlungen. Hin und wieder mückten sich weiße Fäden hinein. Aber der linken Schläfe hatten sie sich zu einem fingerbreiten Streifen zusammengedreht. Der machte, wie ein silbernes Band, alle die Wellenfalten mit. Sie trug ein seltsames, wie eigens für sie erfundenes Kleid aus weicher, schwarzvioletter Seide, ganz lose, mit gebauschten Ärmeln und kleinem vieredigen Ausschnitt. Die ganze Erscheinung paßte sich wundervoll in den grauen Herbsttag, in den Hintergrund der saftigen Hortensien ein.

„Noch einmal, Liebling: überleg dir, was du tust. Nur kein unnützes Opfer aus einem falschen Pflichtfanatismus. Man soll in unsern Jahren keine Werte mehr aus dem Leben nehmen, wo es so schwer hält, neue hineinzutragen. Sei nicht voreilig, Liebste. Wie ich unsern Freund kenne, vergibt er dir das nie.“

„Um so besser — — ach, du bist so gut, Werner,“ sagte sie zerknirscht und tastete nach seiner Hand. „So viel Güte und dich selbst verdiene ich gar nicht.“

Eine Viertelstunde darauf brachte sie ihm ein Briefblatt:

„Lieber Freund!“

So soll der Herbst uns also noch bringen, was uns der ganze Sommer vorenthalten hat! Seien Sie mir nicht böse, wenn ich dieses späte, allzuspäte Geschenk jetzt zurückweise — Ihnen zuliebe. Eine einsame, in den Herbst eingespinnene Villa, eine trübe Frau, und dazu vielleicht noch eine Herbstsonne, die ihre Sonntagspflicht versäumt und sich hinter Wolken versteckt — das sind nicht die Freuden, die Sie, der Bewöhnte brauchen. Ich bin eitel genug, um es nicht verhindern zu können, Sie möglicherweise enttäuscht und gelangweilt neben mir sitzen zu sehen. Überlassen wir das Wiedersehen dem Zufall — in Berlin oder anderswo. Und nochmals: seien Sie mir nicht böse — —“

Nun drei Tage, einer wie der andere. Und endlich der Sonntag, der vierte in der bleiernen Kette. In einem müßigen Leben gibt es

nichts, was den Sonntag vor den andern Tagen auszeichnete — höchstens, daß die „Sonntagsmelancholie“ ihm den Stempel aufdrückt.

Die vornehme Häuslichkeit in der Villa, mit all ihren hundert ausgewählten Attributen der Behaglichkeit, ist dieselbe geblieben, aber die Atmosphäre der Trübe, des Verzichtens, die schon immer darüber gelegen, hat sich verstärkt. Und das Herbstgrau ringsum ist immer dichter geworden. Überraschend schnell haben sich die roten Blätter gemehrt, einzelne Äste stehen schon kahl wie Gerten da. Die letzten Kurgäste haben ihre Koffer gepackt und sind mit fröhlichen Mienen von dannen gefahren — wieder hinein ins Leben.

Hier aber stagniert alles. Die Stille und die Einsamkeit sind bellemmend. Ein Weilschen vergift man sie, bis plötzlich ein dumpfer, fragender Schlag des Herzens daran erinnert. Man möchte die Arme ausstrecken nach etwas Lebendigem —

In dieser völligen Ode gewinnt das Kleinste Bedeutung: der Ton der Ritzenglocken, ein Fußtritt auf dem Wege jenseits des Rasenplatzes vor der Villa, ein bellender Hund — das Knattern eines Autos.

Der Ton war so ungewohnt, daß sich selbst Geraldine von ihrem Langstuhl aufrichtete, in dem sie gut eingewickelt auf dem Balkon gelegen hatte. Sie warf den Pelztragen von den Schultern und die Pelzdecke von den Füßen und trat an die Brüstung.

Für einen Augenblick setzte ihr Herz aus. Der dort das Gefährt verließ — sah sie auch recht? War das möglich, trotz ihres

Briefes? Hatte sie ihn so wenig gekannt? — Sie versuchte sich zu fassen. Aber die Erschütterung war so mächtig, daß ihr ein Beben von den Schultern bis zu den Füßen niederlief. Die Knie verjaagten. Sie mußte niederstürzen.

Gleich darauf hörte sie die Stimme, die ihr ständig im Ohr lag, und daneben die warme, begrüßende ihres Mannes. Mit dem er immer sprach, es lag ein Herzenston darin, der ihm die Herzen gewann.

Geraldine hatte sich wieder ganz in der Gewalt. Die solange geübte Art der Weltbame verleugnete sich auch in diesem Moment der Erschütterung nicht. „Nun muß ich Sie doch schon willkommen heißen, obgleich mein Brief Sie nicht eben herrief — oder haben Sie diesen Brief nicht bekommen?“ Sie reichte dem Gaste die Hand.

„Da könnte ich nun mit Nein antworten, da Sie mir das Gegenteil doch nicht beweisen können, gnädigste Frau. Aber ich mache nie Ausflüchte. Sie wissen, daß ein kleines Hindernis meinen

Willen erst recht aufreizt. So einfach abwinken lasse ich mir nicht.“

„Dann müssen Sie uns nun schon hinhnehmen, wie wir einmal sind, den Herbst und uns beide.“

„Wenn Sie wüßten, wie oft ich während des ganzen Sommers

versucht habe, mich loszumachen! Aber es kam nie über den Veruch hinaus. Unserer ist ja nie Herr seiner Zeit. Mein Reichstagsmandat, das Pin- und Herreisen in meinem Wahlkreis, dazu die neuen industriellen Unternehmungen, in die ich mich gestürzt habe, das nimmt den ganzen Menschen hin.“

„Sie schrieben mir davon — wenn auch schon vor längerer Zeit.“

„Das ist nicht edel, meine gnädigste Frau, mich an meine Unterlassungsfünden zu erinnern.“

Er küßte ihr die Hand, sie ließ es geschehen, ohne mit der Wimper

zu zuden. „Wollen wir nicht hinübergelien zu mir? Dort ist's gemüthlicher.“ Sie gingen hinüber zu dreien.

Das Zimmer der Hausfrau, aber gar nicht damenhaft mit seinen tiefen Sesseln und den ruhigen, mattgrauen Bezügen. Ein weites



Form Karneval in Mainz, der in diesem Jahre sein 75-jähriges Bestehen feierte: Der Festwagen „Der zufriedene John Bull“.

Gebr. Haedel, Berlin.



Form Rosenmontagszug in Köln: Der von Architekt Brankhi entworfene Vater Rhein mit einer Durst auf seinem Preizack, welche bedeuten soll, ihm sei es Durst, wohin das Bismarck-Nationaldenkmal komme.

Photo-Union P. Kamm.

Zimmer, mit einem schönen Landschaftsbild von dem Erker aus. Aber es schrumpfte zusammen, wurde eng und klein, nachdem die große Gestalt des Gastes hineingetreten war, nachdem seine Stimme, die darauf geübt war, in großen öffentlichen Räumen vor einer Versammlung zu sprechen, es erfüllte. Nicht daß er in seiner Höhe allzuweit über das normale Maß hinausgegangen wäre, aber es lag so viel gedrungene Kraft, so viel wundervolle Männlichkeit in der ganzen Erscheinung, daß sie wie selbstverständlich die ganze Umgebung erdrückte. Des Hausherrn zierliche Gelehrtenfigur wurde klein dagegen, Geralbines schlanke Gestalt schwächlich und überzart.

„Wie behaglich das bei Ihnen ist, gnädigste Frau. Endlich wieder einmal eine Stunde in einer echten Häuslichkeit, die wir Junggesellen innerlich doch schwer vermissen. Und da Sie, gnädige Frau, obenein eine der seltenen Frauen sind, die sogar das Rauchen vertragen —?“ Geralbine nickte ihm während zu, der Gast machte es sich mit der Zigarette in einem molligen Sessel behaglich. „Schade eigentlich, daß diese ausgefuchte Herrlichkeit hier bald ein Ende haben soll. Ich vermute, bei diesem frühen Herbst wird die Überfiedlung nach Berlin bald vor sich gehen? Oder schiebt Freund Werner diesen Zeitpunkt wieder hinaus?“ — „Diesmal ist's meine Frau, die die Kaprixe hat, hier möglichst lange ausbauen zu wollen.“

„Im Ernst, gnädige Frau?“

„Ja. Ich denke es mir reizend, einmal hier ganz einzuwintern.“

„Das ist allerdings die Kaprixe der Kaprixen. Sie können die Welt nicht entbehren und die Welt nicht Sie.“

„Ach — mich entbehrt nichts und niemand, und ich fürchte, ich entbehre auch nichts mehr.“



Bobfleigh-Wetterschaft von Rheinland-Westfalen und Hessen auf dem Winterberg am 2. Febr.: Die siegreiche Mannschaft des „Namenlos“, Lenker Sagedorn-Barmen (2 Min. 3 Sek.).

„Das ist ja ganz unmöglich, gnädige Frau. Ohne Ihrem Taktikum nahe treten zu wollen, so können Sie sich doch unmöglich in einem Städtchen vergraben wollen, wo das Gras in den Straßen wächst und alte Männer mit ihren Pfeifen vor der Haustür sitzen. Sie gehören in die große Welt, einzig und allein dorthin, und Berlin wie Ihr ergebener Freund erwarten bestimmt, daß Sie recht bald Ihre Kaprixe überwinden mögen.“ Es klang fast wie ein Befehl.

„So —?“ Auf dem Tisch stand eine Schale voll Heliotrop. Geralbine zog eine Dolbe heraus und hielt sie gegen ihr Gesicht. „Früher dachte ich, ich bliebe stets dieselbe. Jetzt merke ich doch, wie man sich ändert. Ach, es tut mir fast leid, dieses ewige Fliesen. Nirgend etwas Festes, das halt gibt, weder außer uns, noch in uns.“

„Der Herbstnebel macht Sie zur Philosophin. Doch schauen Sie: dort zerreiht er, ein ganz unwahrscheinlich blauer Himmel gudt plötzlich hindurch. Übrigens, Werner, wie sieht es mit deiner Arbeit?“

„Gut, Georg. Sie macht in dieser Ruhe mächtige Fortschritte. Und wenn Geralbine wirklich hier anhält, so hoffe ich, sie gegen das Frühjahr zum Abschluß zu bringen.“

„Gratuliere. Schade, daß ich selbst zu wenig davon verstehe, um sie würdigen zu können. Die gnädige Frau interessiert sich natürlich riesig dafür, ist womöglich geheime Mitarbeiterin?“

„Leider nein. Ich bin eine schlechte Frau. Vielleicht auch eine dumme. Es fällt mir so schwer, umzulernen.“

Ein eitles Gefühl wallte in ihm auf. Er erinnerte sich, wie selbstverständlich Geralbine für ihn „umgelernt“, sich in die Politik hineingefunden hatte, die ihr bisher ganz fern gelegen. Doch verbarg er seinen Triumph. „Und was macht der Infant, Werner?“



Bobfleigh-Wetterschaft von Rheinland-Westfalen und Hessen auf dem Winterberg am 2. Febr.: Bob „Favorit“, Lenker Walter Dicks-Barmen, der mit 2 Min. 5 Sek. den 2. Platz belegte.

Armin Saal, Bad Wildungen.

„Schulden macht er, natürlich, der Bengel. Aber da sie sich in mäßigen Grenzen halten, werden sie verziehen und bezahlt. Neudings ist es die Mutter, die ihn unglaublich verwöhnt.“

„Warum nicht! Ein junger Korpsstudent von neunzehn Jahren. Laß ihn doch sein bißchen Jugend genießen, Werner.“

Doch wir sprechen immer von uns und unsern kleinen Unwichtigkeiten, anstatt uns von unserm Gast über die hohe Politik berichten zu lassen. Ich freilich muß zu meinem Leidwesen verzichten. Auf Wiedersehen bei Tisch!“ Anmutig den Kopf neigend, verließ die Hausfrau das Zimmer.

Bei Tisch entwickelte sich etwas, das beinahe „Stimmung“ war. Wieder die gewohnten Attribute der Behaglichkeit, dazu ein überschwengliches Blumenarrangement, ein ausdeleener Wein, und zuletzt der unter allen Umständen geübte Ton der guten Gesellschaft.

Ein weiter Rasenplatz umgab die Villa, durch Blumenbeete und eingelassene Douglasfichten belebt, die wie in antiker grünlicher Patina dastanden. Alles war peinlich sauber gehalten, die gärtnerische Kunst triumphierte noch über die Verheerungen des Herbstes. Hier und dort blieben die beiden scheinbar interessiert stehen, um das Neuangelegte zu beschauen.

Der Gärtner begegnete ihnen, sonntäglich zum Ausgehen angeleitet. Geralbine rühmte freundlich sein Werk, und strahlend verließ der Mann das Grundstück. In den Biergarten schloß sich der Obstgarten, in einzelnen Terrassen steigend.

Höher stiegen sie, wo der Ruggarten allmählich in einen Park mit Unterholz, dann in ein wirkliches Wäldchen überging. Vor einer Nische dunkler Tannen war ein Ausblick ausgehauen, eine Bank lud zum Sitzen ein. Geralbine war etwas außer Atem durch das



Die mongolische Mission in Petersburg.

Charles Trompas, Paris.

Von links nach rechts, sitzend: Zeresj Darschy, erster Sekretär der mongolischen Mission; der russische Staatsrat Schuschmariew; der mongolische Minister des Aeußeren Prinz Chando-Derschy; der mongolische Gesandtschaftsrat Prinz Scheruin Dandin, der zweite Sekretär Kaba Derschy. Stehend: in der Mitte der dritte Sekretär, zu beiden Seiten zwei mongolische Dolmetscher. Die Mission kam nach Petersburg, um Geschenke des Chutuchtu von Urga zu überbringen, für die diplomatische Unterstützung bei der Erlangung der Selbständigkeit der Mongolei zu danken sowie Abmachungen finanzieller und militärischer Art zu treffen.

Auf Augenblicke konnte man ganz vergessen, daß etwas nicht so war, wie es hätte sein sollen.

Geralbine erhob sich. Beide Männer küßten ihr die Hand, zuerst der Gastfreund, dann der Ehemann.

„Ich gehe schlafen, der Mittagschlaf ist nun mal mein Tyrann. Meine Frau aber schläft nie. Vielleicht seht ihr euch mal den Garten an, es sind da manche Veränderungen getroffen,“ schlug der Hausherr vor. Geralbine sah fragend zu dem Gast empor.

„Mit tausend Freuden, gnädigste Frau.“

„So kommen Sie. Nein — einen Hut brauche ich nicht. Wir bleiben ja auf eigenem Grund und Boden.“

In der sichern Art der Hausfrau, die dem Gast die Honneurs ihres Besites macht, schritt Geralbine neben dem Abgeordneten, der in einem ungemütlichen Gefühl verstummt war.

steigen. Sie ließ sich nieder und zog ihr violettes Kleid zur Seite — eine stumme Aufforderung für den Gast, sich neben sie zu setzen.

Er beachtete sie nicht. Auf seinem Gesicht, das er beherrscht hatte, solange es irgendein Blick hätte treffen können, brach jetzt der Groll hervor. „Was sollte das heißen? Werner läßt uns ja gerabezu mit Abjicht allein!“

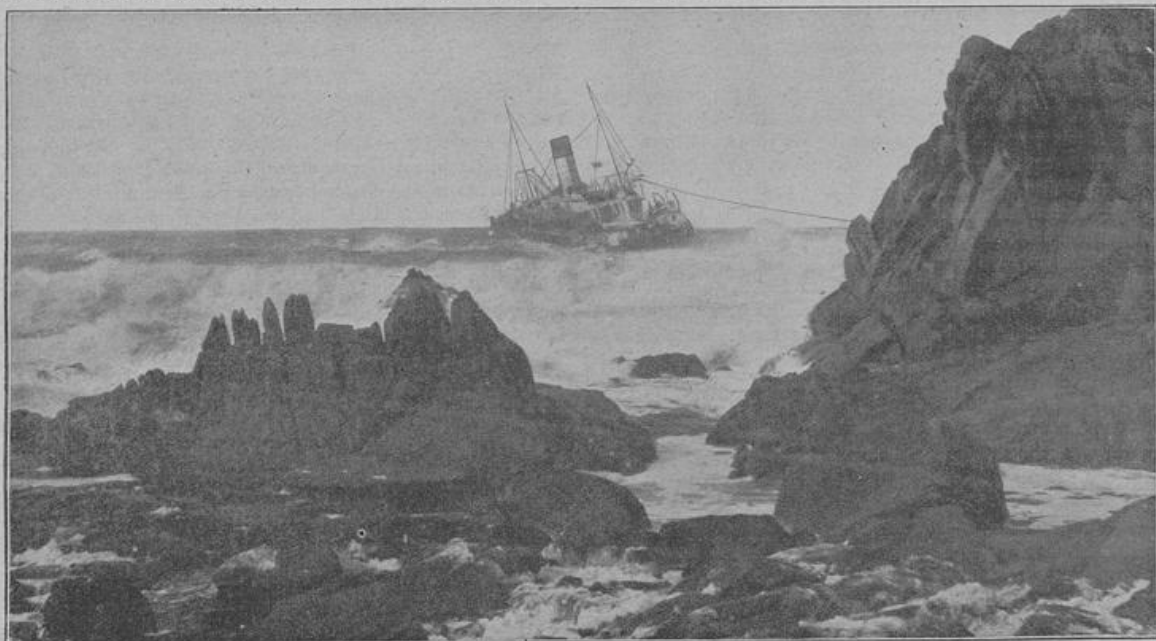
„Sind wir nicht oft hier allein gegangen?“

„Geralbine — sag, kann dein Mann etwas wissen?“

Sie sah zur Seite. „Warum bist du gekommen, Georg? Ich schrieb dir, daß ich dich nicht haben wollte.“

„Aber ich wollte dich haben. Geralbine — du bist meine Königin, aber ich bin dein Herr. Wert! es dir. Spielen lasse ich nicht mit mir.“

„Spielen — ich mit dir?“ Eine empörte, erstaunte Bitterkeit lag in dem Ton. „Ich mit dir? O mein Gott!“ Sie rang die Hände



Der gestrandete Dampfer Peronese.

Erich Benninghoorn, Berlin.

Der der Firma Kampert & Holt in Liverpool gehörige Dampfer Peronese wurde in einem furchterlichen Sturm auf die Klippen von Leizoes bei Oporto geworfen. 43 Personen ertranken.

ineinander, um ihr Bittern zu verbergen. „Ich habe auf dich gewartet, den ganzen Frühling, den ganzen Sommer; fast zugrunde gegangen bin ich an dem Warten.“

„Liebste, meinst du, daß ich mich nicht gesehnt habe? Aber ihr Frauen in eurem müßigen Dasein wißt eben nicht, was ein Mann zu leisten hat. Schau, mein Wahlkreis, in dem ich so sicher zu sitzen glaubte, wurde irritiert — Mißverständnisse, fremde Einflüsse, allerlei Eitelhaftes, was da gegen mich aufstand. Es schien, als wolle mich meine Partei verleugnen. Und ich — Schreibern, Reisen, Versammlungen hier und dort — so begreife doch!“

„Das alles ist mir bekannt — aus den Zeitungen.“

„Du wirfst mir vor, daß ich dir nicht geschrieben habe. Glaubst du, daß ein Mann, dessen ganze politische Existenz und Ehre auf dem Spiele steht, Zeit hat dazu?“ — „Ja, das glaubte ich.“

„Sei nicht kleinlich und empfindlich. Gedacht habe ich trotzdem oft genug an dich.“ — „Ah — wirklich!“

Unwillkürlich war sie ein Stückchen von ihm abgerückt und starrte in die Landschaft. Die Sonne war nun doch hervorgekommen. Ein flüchtig blauer Himmel stand wie hingetuschelt, hell gegen die Landschaft, die metwürdig nah erschien. Unter ihnen lag das Städtchen,



Ein Kleinbahnzug durch den Sturm umgeworfen.

Leipziger Presse-Bureau.

Auf der königlich sächsischen Kleinbahnstrecke von Zittau nach Reichenau wurden am 31. Januar acht Wagen eines Personenzuges vom Sturm umgeworfen. Die Passagiere, etwa 70 an der Zahl, konnten sich durch die Fenster retten. Durch den glühenden Inhalt eines Ofens geriet ein Wagen in Brand.

inmitten die Kirche in schöner alter Ziegelgotik, der Turm von einer Seite sehr stark beleuchtet, oben in seinem neu aufgesetzten Teil rot, nach unten grau abgedönt. Alle Häusergiebel mit Licht gesäumt.

„Daß uns diese seltene Stunde nicht verkümmern. Sie gehört uns und unsrer Liebe, Geraldine.“ Er faßte ihre Hand.

„Unsre Liebe!“ Ein bittres Wort schwebte ihr auf den Lippen, das die Summe dieser Liebe zusammenfaßte: Ich gab — du nimmst! — aber sie schluckte es herunter.

„Heute verleugnest du deinen Ruhm als liebenswürdige Wirtin gänzlich —“

„Verzeih. Ich vergaß. Eine Autofahrt von fast zwei Stunden. Am Ende hast du meinewegen noch ein Diner im Stich gelassen?“

„Geraldine!“

„Nun ja. Immer hast du Verpflichtungen, politische, geschäftliche, gesellschaftliche. Früher kam ich in erster Linie, jetzt in letzter.“

„Die Schuld liegt an dir. Du hättest mich ganz haben können, restlos. Ich bot dir an, was ein Mann einer Frau anbieten kann — nach einer und der andern Richtung hin. Aber du hast nicht gewollt. Du weißt eben nicht, was Leidenschaft ist.“ Er sprach ruhig, dabei scharf und einschneidend. Gerade als ob er im Reichstag irgendeine Pointe herausarbeite.

In der Frau brach die künstliche Beherrschung zusammen. „Ob ich sie kenne! Meine Hand habe ich geküßt, wenn sie nur in deiner gelegen hatte, deine Reden habe ich auswendig gelernt wie ein Schulkind. Wie ich deinen Namen liebte! Deinen Vornamen! Es mag schönere geben, für mich aber war er ein Symbol: Georg, der Große, der Statte,

der jeden Drachen niederzwang. Sieh: hier ist kein Weg, den ich nicht in Gedanken mit dir gegangen bin, keine Bank, auf der ich nicht neben dir gesessen habe. Jedes Kleid, das ich auslägelte, war für dich, jede Blumenvase, jede Fruchtschale, die ich zurecht machte, für dich. Du hättest ja kommen können — nein, du mußtest kommen, weil meine Seele so schmerzlich nach dir schrie: Und dieses Warten auf deine Briefe, Tag für Tag und immer wieder. — Meinem Mann habe ich vor mir verkleinert, um dich zu erhöhen. Unserm Jungen bin ich aus dem Wege gegangen, weil mich's quälte, daß ein anderer neben seinem Vater stand. Alles um dich! Dabei bist du nicht mal der Große, den ich in dir sah, denn Größe ist ohne Güte nicht denkbar. Und du bist nicht gut. Deine Kraft ist Brutalität, du peinigst, was dir ergeben ist. Du hast an mir gesündigt mit tausend kleinen Verbrechen der Nichtachtung, des Vergessens. Warum?

Weil du dich meiner grenzenlosen Liebe allzu sicher wähest.“ All das lang Aufgesammelte schleuderte sie heraus, unaufhaltbar. Sie war aufgesprungen und stand vor ihm, eine Anklägerin.

Und der Mann, der diese Leidenschaft nie an ihr gesehen hatte, staunte sie an wie etwas Neues. Der Ausbruch, obgleich er sich gegen ihn richtete, imponierte ihm — und schmeichelte ihm: seiner Eitelkeit. Aber er weckte auch all die Wärme, die in ihm lag, von neuem. Es war keine Phrase, als er sagte: „Und dennoch liebe ich dich, Geraldine. Schau, die Politik macht hart, sie tötet vieles in uns und verlangt vollkommene Ellbogenfreiheit. Ein Politiker hat weder Zeit noch Gedanken für ewig neue Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise. Aber das, was sie an weichem Gefühl in mir gelassen hat, gehört dir — und es ist nicht wenig.“

„Ich will aus der seelischen Abhängigkeit von dir heraus!“

„Das kannst du nicht, denn du gehörst mir!“

„Ah — das habe ich so recht gefühlt in meiner Krankheit.“

„Du bist krank gewesen? — Ernstlich krank? Und davon habe ich nichts erfahren?“ Ein warmes Mitgefühl klang aus seiner Stimme.

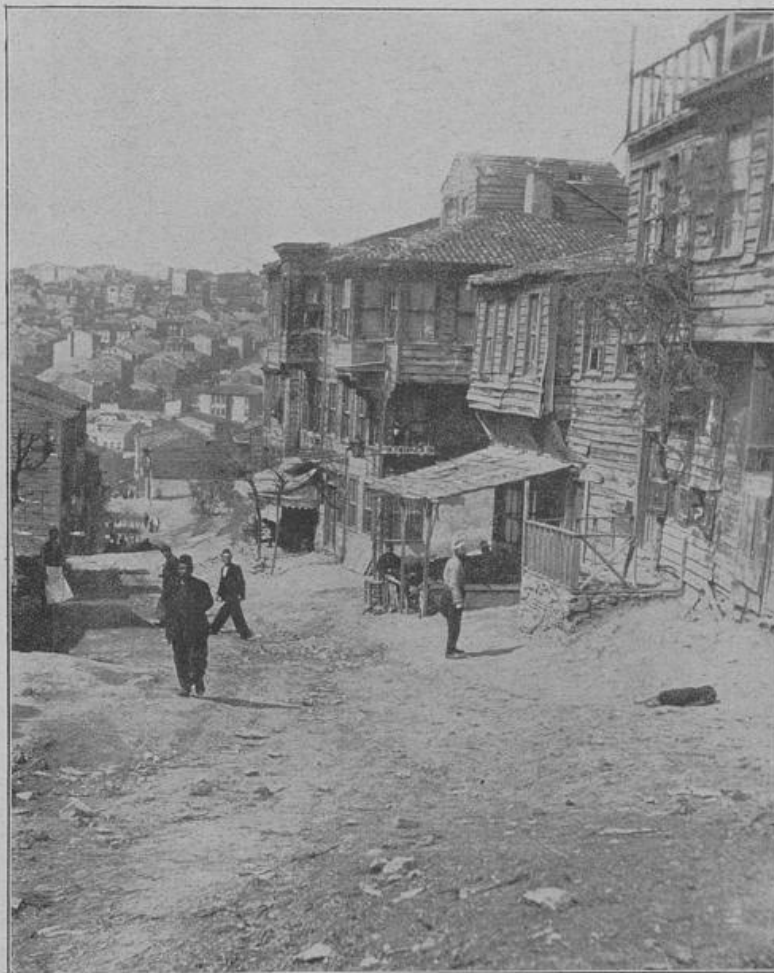
„Auch das hast du mir nicht angesehen! Nun, es war nichts Ernsthaftes, nichts Tödliches. Du siehst es ja, ich lebe. Nur eine große Ermüdung nach all dem Warten. Eine Ermüdung am Leben überhaupt, eine ungeheure Freudlosigkeit. Ich möchte einfach nicht mehr mittun — —“

Die Erregung, die sie geschüttelt, war verflogen. Wie sie so da stand, die Arme schlaff herabhängend, den Kopf geneigt, erschien sie, was sie war: eine müde Frau.

Ein großes Mitleid kam über den Mann. Der große Unbezwing-

liche wurde durch so viel Hilfslosigkeit, die er verschuldet, bezwungen. Ihr hageres Gesicht, das weiße Wellenband in ihrem Haar, das früher nie so deutlich gewesen, klagten ihn an. Bärtlich, fast schächtern nahm er ihre Hand, die wie leblos hing. „Verzeih mir — ich wußte das nicht. Warum hast du mir nicht geschrieben, ich wäre gekommen — nein, widersprich nicht, ich wäre gekommen, was auch gewesen wäre. Aber nun bin ich bei dir, und du raffst dich zusammen und wirkst gesund. denn ich habe dich nötig.“ — „Also darum — —!“

„Herrgott, so verstehe doch! Es ist ja doch das Höchste, wenn ich dir sage, daß ich dich nötig habe. Du hast mich festgehalten und hingehalten, ohne dich mir ganz zu geben, all die Jahre hindurch — immer halb —. Und ich bin allein geblieben, weil ich jede andre mit dir verglich. Ich kann dich nicht entbehren, ich kann nicht arbeiten, meine Gedanken haben nicht den Aufschwung, wenn ich dich nicht



Straße in Adrianopel.

Chasseau-Glaivens, Paris.

in der Nähe weiß. Bist du wieder in Berlin, so ist's, als ob ich frisches Blut in den Adern hätte. Was für ein Gefühl das ist, wenn ich dich da sehe, auf der Tribüne auf der bestimmten Stelle und mir sage: das gehört mir! Das ist nun mein!" Er hatte sie an sich gerissen und küßte sie. Sie ließ es über sich ergehen mit geschlossenen Augen. „Küme hiernach kein andrer Tag!" dachte sie.

„Wir gehören zusammen, du und ich, Gerabine. Mag auf einem andern Stern ein andres Wesen sein, das mehr zu dir paßt — hier gehörst du mir.“

Sie fühlte mit versagenden Sinnen, daß er die Wahrheit sprach, daß alles, was sich in ihr aufgefammelt hatte an Groll, an verletztem Stolz, an Erbitterung, unter diesen Worten schmolz. Faßt bereute sie, was sie getan, um sich für immer von ihm freizumachen.

„Ich wollte dir noch von meiner Krankheit erzählen — und auch von Werner. Sieh, er ist auch einer, der behauptet, mich nötig zu haben. Immer, jeden Augenblick, nicht wie du, nur dann, wenn du bei mir bist. Nein — ich mache dir keine Vorwürfe, du bist, der du bist, und kein Gott wird dich ändern. Aber auch ich bin, wie ich bin, sensibel, empfindlich, ich vertrage keine Vernachlässigung. Man muß mir immer wieder sagen, daß man mich lieb hat. Ich bin müde geworden an Warten und an der Hoffnungslosigkeit. Ich wollte sterben aus Müdigkeit. Und zuletzt — habe ich meinem Manne alles gesagt.“

Der Freund vor ihr starrte sie an, ungläubig. Dann packte er sie an den Händen und schüttelte sie. „Du — du hättest das wirklich getan? Das ist ja der helle Wahnsinn!“

„Ich sagte ihm damit nichts Neues. Er wußte es längst — o, du tust mir weh, du bist brutal.“ Sie rieb die zarten Handgelenke, an denen rote Flecken zeigten, wie er sie angefaßt hatte.

„Gerabine, bist du verrückt? Hast du dir nicht Klar gemacht, daß du damit alles zwischen uns zerschneidest? Ach, ihr Frauen habt ja keine Ahnung von den Ehrbegriffen eines Mannes! Meinst du, ich könnte dich unter den Augen meines Mannes, mit seiner höchsten Bewilligung vielleicht, lieben?“

„Nein,“ sagte sie. „Und das war es eben, was ich wollte. Ich wollte aus der Abhängigkeit von dir heraus oder sterben. Aber da war mein Mann, der wollte mich nicht sterben lassen. Er saß bei mir, die langen Tage und die längern Nächte hindurch und rebete mir gut zu. Er hielt mir die Tasse an den Mund, zwang mich, die aus-

geflügeltten Stärkungsmittel und die Medizinern, die ein Berliner Professor verordnet hatte, zu schlucken. Kein Wort des Vorwurfs für mich oder dich. Er entschuldigte dich immer wieder. Suchte nach ewig neuen Möglichkeiten, die dein Ausbleiben, das Ausbleiben deiner Briefe erklären sollten. Er zwang mich, gegen meinen Willen, gesund zu werden und es wieder mit dem Leben aufzunehmen. Siehst du, ich bin eine Kaufmannstochter, und ich rechne nicht, was ich dir schulde oder was du mir schuldest, aber was du für mich getan hast, und was er. Und obgleich ich dich liebe, schnellte deine Schale zur Höhe. Ja, ich liebe dich, aber ich gehöre von jetzt an meinem Mann. Ich will einen Grund für mein Leben, der du nicht bist. Ich will es versuchen, für meinen Mann zu leben, unsern Jungen. Ich will mich für meines Mannes Arbeit interessieren, mich an den kleinen Freuden des Lebens wirklich freuen, unsern Pferden, meinem Hund, an einer Blume, die ich selbst gezogen — —“

Sie versuchte es, sich an ihren eignen Worten, an dem Lebensprogramm, das sie aufstellte, zu festigen — aber plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und brach ausschließend auf der Bank nieder.

Ihr Freund hatte ihr aufmerksam zugehört. Jetzt bückte er sich zu ihr nieder, ohne sie zu berühren.

„Danach bleibt mir nichts andres übrig, als dir Adieu zu sagen. Bestelle Werner meine Abschiedsgrüße; es hat ja keinen Sinn, ihm jetzt unter die Augen zu treten, im übrigen weiß er, wo ich zu finden bin. Wie er über das alberne Wort Genugtuung denkt, hat er gezeigt. Doch nun zu dir. Deine Rechnung stimmt großartig, Gerabine, nur mit einem hast du nicht gerechnet: deiner Sehnsucht. Sag mir noch das eine: möchtest du die letzten Jahre anders gelebt haben?“

Sie antwortete nicht, senkte nur den Kopf tiefer.

„Du bist mir verfallen wie ich dir,“ sagte er triumphierend, „und wenn du auch Verge der erhabenen Vorsätze zwischen uns aufstürmst, du gehörst doch mir!“

Da richtete sie sich auf. „Niemals mehr!“ Es sollte feierlich wie ein Schwur klingen, aber die Stimme brach. Eine müde Frau. Sie horchte seinen Füßen nach, die elastisch den Berg herniederstiegen. Eine Weile Stille, dann ein Fauchen, ein Knattern. Auf der Straße unter sich sah sie ein Auto vorüberfahren. Sie breitete die Arme aus und brückte sie dann aufs Herz, das mit einem Male so schmerzhaft klopfte. Hatte er recht gehabt? War sie jetzt schon da, die Sehnsucht?



Leichenbegängnis des früheren Ministerpräsidenten und Führers der spanischen Liberalen Moret in Madrid. Das Bild zeigt den Leichenwagen vor der Deputiertenkammer.

Charles Trampus, Paris.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 8.

Düsseldorf, 22. Februar

1915.



Von der Aufführung der „Wunderkur“ von Herbert Eulenberg in Leipzig.

Stehend von links nach rechts: die Herren Leibelt (1), Viehweg (2), Sturm (3), der Dichter Dr. Eulenberg (4), Keffler (5).
Sitzend von links nach rechts: Frau Keffler-Michaelis (6), Frau Dr. Eulenberg (7), Frau Winterberg (8).
Phot. König, Leipzig.



Die Hauptarmee.

Ein Abenteuer aus Venezuela. Von Karl Pauli.



Das hatte ich ja gut getroffen, deshalb mußte ich meine gute Stellung in New York aufgeben, um zum Ausbruch des Bürgerkriegs in Venezuela zurechtzukommen. Piritu war das Ziel meiner Reise. Piritu, eine Stadt von 3000 Einwohnern, ist die Departementshauptstadt des Staates Bermudez in Venezuela; sie liegt am Fuße des Morre de Piritu, eines ziemlich hohen Berges, etwa dreiviertel Meilen vom Meere entfernt. In dieser Stadt hatte ich, um mich im Spanischen zu vervollkommen, eine Stellung an der Bank von Bermudez angenommen; freilich war zu der Zeit, da ich mich um den Posten bewarb, der Bürgerkrieg noch nicht ausgebrochen. Dies Ereignis trat erst ein, als ich mich zu Schiff auf der Reise befand.

Eine Revolution in den südamerikanischen Republiken ist an und für sich gar nicht so recht gefährlich, aber für Bankhäuser doch immer eine kritische Sache, das mochte Sennor Eurigno Catanzarro de la Senadas, der Chef der Bank von Bermudez, auch eingesehen und deshalb sein Bankhaus zur rechten Zeit geschlossen haben. Das war ihm allerdings nicht zu verdenken, aber für mich recht fatal, denn als ich ankam, fand ich geschlossene Türen. Was tun? Zuerst begab ich mich auf das Landgut des Bankiers. Er war verreist, niemand wußte, wohin. Dann ging ich zum Advokaten, er war geflüchtet, darauf zu einem Advokaten, der mir riet, sobald wie möglich wieder abzureisen, die Stadt sei in den Händen der Aufständischen. Ehe nicht wieder Ruhe und Ordnung geschaffen worden wäre, sei von Recht und Gericht keine Rede. Für diese Aufklärung verlangte er mir 10 Bolivars, etwa 8 Mark, ab. Sein Rat war gut. Leider konnte ich ihn nicht befolgen, da mein Geld nicht ausreichte, um die Rückreise zu bezahlen, und als ich mir Geld per Draht anweisen lassen wollte, sagte mir der Postmeister sehr kühl, das hätte gar keinen Zweck, die Aufständischen hätten alle Kassen mit Beschlagnahme belegt, es sei kein Centimo zum Auszahlen da. Gelddriefe aber befördere die Post wegen der Unsicherheit nicht. Das waren ja recht tröstliche Aussichten; mein Geld mochte bei den eben nicht niedrigen Preisen vielleicht noch acht Tage reichen, was dann? Ein Zufall sollte mir Rettung bringen.

Eines Tages begegnete ich zufällig dem Kommodore der in der Stadt liegenden Truppen. Ich wäre wahrscheinlich achtlos an ihm vorbeigeschritten, wenn seine Erscheinung nicht meine Aufmerksamkeit in hohem Maße erregt hätte. Der Mann trug nämlich gelbe Stiefel, rote Hosen, einen grünen Rock und ein orangefarbenes Käppi, dessen Federbusch ich sofort als einen alten, aber noch wohlerhaltenen Staubwedel erkannte. Obwohl ich klug genug war, ein Lächeln zu unterdrücken, starrte ich den Mann doch so verwundert an, daß auch seine Aufmerksamkeit geweckt wurde, er mich näher ins Auge faßte.

Ich wollte sofort weitergehen, er aber vertat mir den Weg, legte beide Hände auf meine Schultern und rief: „Mensch! Junge! Du hier, hier in Piritu? Wo kommst du her?“

Erstarrt starrte ich ihm ins Gesicht — endlich — endlich kam mir die Erinnerung, das war ja Schaarberg, der frühere Jägerleutnant, den ich als Polizeioffizier kennen gelernt hatte, jawohl, der tolle Schaarberg, mit dem ich so manche Nacht durchgegangen war.

Das war wirklich ein freudiges Wiedersehen, welches sofort mit einer Flasche gefeiert werden mußte. Wir erzählten uns unsere Erlebnisse. Als ich auf meine Lage zu sprechen kam, rief er lustig: „Laß den Kopf nicht hängen, du schreibst nach einem Jahrchein nach New York,

denn Geld kann ich dir weder geben noch dir raten, welches schicken zu lassen, und bis der Jahrchein da ist, trittst du in die Armee. Du bist doch Soldat gewesen? Na, also! Ich werde dich schon in das richtige Licht setzen, jawohl, du trittst in die Armee, dabei bleibst's. Du wirst mein Adjutant. Ich habe zwar schon zwei, allein, wenn sich die reguläre Armee bei einer Stärke von 6500 Mann 450 Generale und 627 Obersten leisten kann, werde ich mir doch drei Adjutanten anschaffen können.“

Ich überlegte nicht lange, sondern schlug ein, zuletzt konnte ich froh sein, ein Unterkommen gefunden zu haben. Ich sollte auch sofort eingekleidet werden, da aber eine Uniform nicht zur Stelle war, erhielt ich einstweilen nur zwei große, goldene Epauletten und einen Schleppefabel. „Später bekommst du dann eine ganz ähnliche Uniform, wie ich sie trage,“ tröstete mich Schaarberg und fuhr auf meinen energischen Protest hin fort:

„Aber lieber Freund, das ist hier notwendig, glaubst du, mir macht es Vergnügen, wie ein Papagei umherzulaufen? Aber,

was meinst du, wie würde es hier ohne meinen grünen Rock und meine rote Hose aussehen, und nun gar mein Federbusch. Mensch, ich weiß, du hast ihn als frühern Staubwedel erkannt, aber ich sage dir, er wirkt Wunder, glaube mir, keine zehn Mann könnte ich ohne den Federbusch zusammenhalten!“

Am nächsten Tage begann auch mein Dienst, der darin bestand, den Kommodore in Cafés und Schenken zu begleiten, wo er jedem erzählte, daß die sich deutsche Regierung gegen den fluchwürdigen Verräter Castro erklärt habe, was ich ihm bestätigen konnte, da ich einzig zu diesem Zwecke nach Piritu gekommen sei, um ihm, dem Kommodore, die Willensmeinung der deutschen Regierung mitzuteilen. Man kann sich denken, wie die guten Einwohner von Piritu die Ehren spiketen, und welche Person ich in ihren Augen darstellte.

Ob sich Schaarberg übrigens als Prophet erwies, oder ob er die Nachricht von Mißheiligkeiten, die zwischen Deutschland und Venezuela entstanden waren, aus einer Zeitung wußte, dahinter



Zur Verlobung der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: Das Residenzschloß in Braunschweig, das künftige Heim des Brautpaares. (Verl. Wagner-Gesellschaft.)

bin ich nie gekommen, da ich den Zeitpunkt nicht kannte, an welchem die Differenzen ausgebrochen waren.

Am nächsten Tage wurde ich in die Kaserne eingeführt. Alle Wetter, war das eine Sorte von Militär! Ich hatte zwar in der Stadt schon die Posten und Patrouillen bewundert, aber so in geschlossenen Massen wirkten sie noch grotesker, und ich wäre beinahe in lautes Gelächter ausgebrochen, so komisch war der Anblick der buntschneidigen Schar, die da in zwei Gliedern längs der Straße aufgestellt war. Es waren etwa 400 Exemplare aller Menschenrassen, die sich mir da präsentierten. Indianer bildeten die Mehrzahl, demnächst waren die Mulatten am stärksten vertreten. Zwischen diesen olivenbraunen und schwarzen Gesichtern schimmerten weiße, gelbe, braune, rote Visagen hervor. Gleich bunt war die Kleidung, von Uniform keine

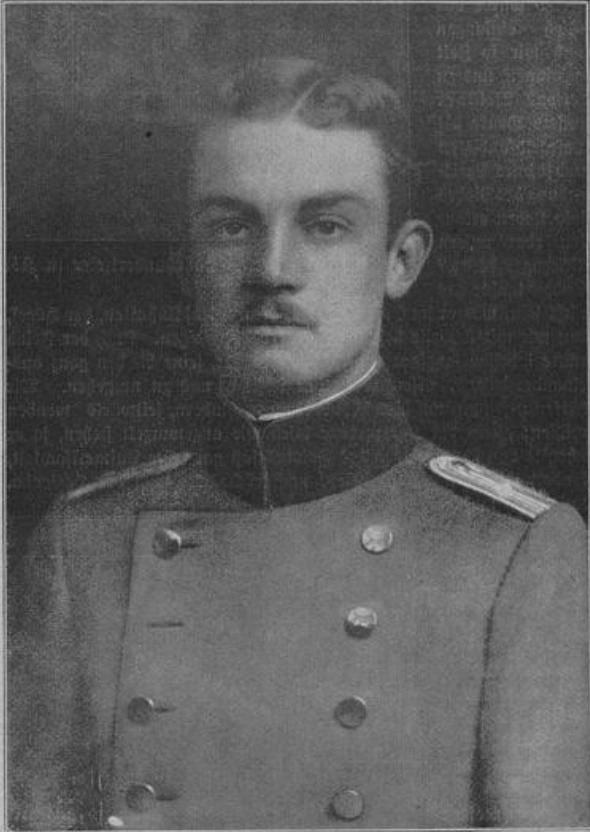
davon. Das ist praktisch, einfach und bequem. Allzu bequem sollten wir es übrigens diesmal nicht haben; weil nämlich die Gegend in der Runde von 10 Meilen schon ausgeraubt — Plunder — ausgeplündert war, mußten wir einen weiten Marsch ausführen, um ergiebigere Gegenden zu finden. Aber wir hatten Glück; der Landstrich, in den wir geraten, war gut, und wir hatten in verhältnismäßig kurzer Zeit wohl an die 3000 Stück Vieh auf einer Hazienda, die wir zum Hauptquartier gewählt, zusammengetrieben, so daß wir uns bereits zum Abmarsch rüsteten, als ein Ereignis unsern Heldentaten ein jähes Ende bereiten sollte. Eines Morgens nämlich, als wir wieder ausgerückt waren, stießen wir auf eine größere Abteilung des Feindes.

Es war ein Teil der regulären Armee, die, wie ich später erfuhr, nicht etwa in die Gegend gekommen war, um sie vom Feinde zu säubern,

Zur Verlobung im Kaiserhause.



Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.
Hofphot. Erich Seidl, Berlin.



Prinz Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.
Hofphot. Gebr. Kugel, München.

Nede, jeder trug die Kleider, die er sonst getragen, die meisten nur Hemd und Hosen, allein jeder hatte einen Strohhut auf und jeder eine gute Henri-Martini-Wüchse auf der Schulter. Stiefel schienen nicht Mode zu sein, wenigstens gingen dreiviertel der Mannschaft barfuß. So war die Truppe beschaffen, deren Adjutant ich war. Erhebend war der Gedanke eben nicht.

Na, die Zeit ging wohl vorüber.

Wenn ich mir übrigens eingebildet hatte, ein Faulenzersleben führen zu können, so sollte ich mich bitter getäuscht haben; schon am dritten Tage kam die Oeder zum Ausrücken zwecks Furagierens. Wie das Furagieren in andern Ländern gehandhabt wird, weiß ich nicht; in Venezuela wurde sehr einfach verfahren: man marschierte vor die nächste Hazienda, nahm das Vieh weg, lud alle Dinge, die zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörten, auf einen Wogen und fuhr

sondern aus keinem andern Grunde, als um ebenfalls daselbst Beute zu machen.

Der Schreck der beiden Heldenscharen, die sich hier so unvermutet trafen, war beiderseitig nicht gering. Der Feind sah sich zuerst, weil er der Stärkere war, und zog sich geordnet zurück, während unsere Leute einfach davonliefen. Mit Mühe wurden sie zum Stehen gebracht. Aber was nun? Den Feind angreifen, war unmöglich, er war wenigstens fünfmal stärker als wir. Zurückziehen konnten wir uns aber auch nicht, denn der Feind wäre uns sicher gefolgt, und dann abien unser mühsam zusammengestohlenen Vieh, ganz abgesehen davon, daß wir wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten wären; ein fataler Umstand für mich, da die regulären Truppen alle gefangenen Offiziere fremder Herkunft zu erschließen pfliegen. Die Situation war eine verzweifelte, und ich fing schon an, mit meinem Leben

abzuschließen. Da rettete uns ein kühner Gedanke Scharbergs aus der höchsten Not. Dieser hatte kaum die Situation überblickt und ein wenig nachgedacht, als er plötzlich seinem ersten und seinem zweiten Adjutanten einen Befehl gab, sie sollten, was die Pferde laufen konnten, nach der Hacienda zurückjagen, um alles Vieh in einer so breit wie möglich ausgebreiteten Front hierher zu treiben. Ich glaubte nicht recht zu hören. Wollte er den Feind von den Ochsen überrennen lassen? Glaubte er, der Feind würde das Vieh einfangen und wir so Zeit gewinnen, uns zu retten? Wollte er unsere Beute als Lösegeld anbieten und so durch Preisgebung des Viehes sein Leben erkaufen oder unsern Rückzug bedenken? Anders mußte das

nicht sein, was er im Schilde führte, denn er traf Anstalten, den Hügel, den wir mittlerweile besetzt hatten, zu verteidigen. Auch der Feind rückte indessen langsam und vorsichtig näher, seine Reihen ganz einanderziehend, offenbar in der Absicht, uns zu umgehen. Wir hätten uns nun, um dies Manöver zu verhindern, seitwärts wenden müssen; allein der Kommodore blieb wie angewurzelt stehen, ja er schenkte den Bewegungen des Feindes fast gar keine Aufmerksamkeit, sondern blickte fast unausgesetzt nach rückwärts, nach der Hacienda. Keiner wußte, was werden sollte. Da zieht der Kommodore plötzlich sein Taschentuch aus der Tasche, bindet es an einen Ladestock, und reißt, diese weiße Fahne schwenkend, langsam auf den Feind zu.

Ich in meiner Eigenschaft als dritter Adjutant folgte ihm. Der Kommandeur der feindlichen Truppen, der wohl glauben mochte, wir wollten uns ergeben, gab sofort Befehl zum Einstellen weiterer Operationen, und ritt, gefolgt von seinen Offizieren, auf uns zu. Er war ein schöner Mann, in einer prächtigen Uniform, blauen Hosen, rotem, goldgesticktem Rock, hohen Lackstiefeln und mit einem Hut mit einem Federbusch, dreimal so groß wie Scharbergs Federwedel; überhaupt sah der General viel schöner aus als wir. Nur die Mannschaften glichen den unsern aufs Haar

Auf Hörweite einander näher gekommen, begrüßten sich die beiden Heerführer mit feierlicher Würde, was von seiten des feindlichen Kommandeurs mit unnachahmlichen Grandezza ausgeführt wurde. Dann ergriff Scharberg das Wort und sagte: „Helden!

Das Kriegsglück hat sich gegen euch gewendet. Das Unglück unterbricht eure Siegeslaufbahn, aber es endet sie nicht, tragen Sie Ihre Schidial mit Fassung. Ich bin vom General-Kommando aufgefordert, um Ihren Degen zu bitten!“

Ich habe selten ein dümmeres Gesicht gesehen als das des Generals bei dieser Aufforderung.

„Aber — aber,“ stotterte er; allein Scharberg ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern rief heftig:

„Um Gottes Willen! Herr General! Keine Zeit verloren! Sehen Sie dahin, dort rückt die Hauptarmee unserer Truppenmacht im Laufschrift heran, Sie und alle die Ihrigen sind verloren, wenn Sie einen Augenblick zögern!“ Er zeigte dabei mit höchst ausdrucksvoller Gebärde nach rückwärts, wo mächtige Staubwolken allerdings das Herannahen einer bedeutenden beweglichen Masse verkündeten.

Der General blickte bestürzt und verlegen in die Staubmassen, auf seine Offiziere, auf uns — er wußte augenscheinlich nicht, was er tun sollte. Scharberg ließ ihm keine Zeit zum Ueberlegen. „Ihren Degen!“ rief er, „und lassen Sie zum Sammeln blasen!“ — Der General gehorchte mechanisch.

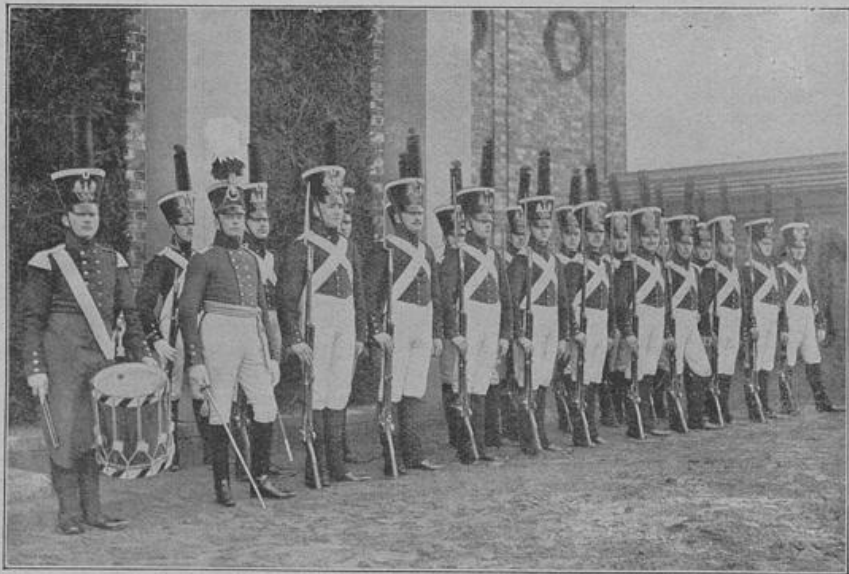
Im Eilschritt kamen die Truppen herbei. „Unglückliche!“ rief Scharberg ihnen zu. „Unglückliche, ergebt euch! Werft die Waffen von euch! Jeder, der mit einer Waffe in der Hand gefangen wird, stirbt durch Standrecht! — Dort kommt die Hauptarmee angerückt, um schreckliches Strafgericht

zu halten. — Die Waffen nieder, wenn sein Leben lieb ist!“ — Bestürzt und erschreckt warfen die Soldaten, die den Degen ihres Generals bereits in den Händen des kühnen Sprechers sahen, die Gewehre weg, die von unsern Mannschaften schnell aufgenommen und beiseite getragen wurden. Kaum hatten sich die beschriebenen Vorgänge vollzogen, da



Jahrhundertfeier in Königsberg: Die Ehrenpforte.

Ill. Grohs, Berlin.



Jahrhundertfeier in Königsberg: Die Ehrenwache in ihrer historischen Uniform. Ill. Photoverlag.

kam unter großem Ruh und Bäh die Hauptarmee — Kinder, Ziegen und Schafe — angetrückt; sie hätte aber keinen Moment früher kommen dürfen, sonst hätte sie uns die ganze Kapitulation vereitelt; jetzt aber, wie sie zu rechter Zeit kam, war der Moment zum Malen; die dummen Gesichter des Feindes und seine ohnmächtige Wut hatten etwas Komisches. Der General schrie über Verrat

und Betrug; er verlangte einen Revolver, um sich zu erschießen; er beschimpfte Schaarberg, aber der blieb gelassen und sagte nur:

„Es war kein Betrug, sondern nur Kriegslist, Herr General! Sie konnten ja die Hauptarmee erwarten; ein tüchtiger Offizier unterscheidet auch, ob der Staub durch Tritte von Menschen oder Tieren erregt wird — ja, der schönere Federbusch allein genügt nicht;



Von der Jahrhundertfeier in Königsberg am 5. Februar: Die von dem Hund Pascha gezogene Pauke des 3. Grenadierregiments.

H. Grohs, Berlin.

behauptete, dieser amtliche Brief enthalte meine Abberufung, und fand bei allen Militär- und Zivilbehörden Glauben, und so schied ich denn von dem freundlichen Piritu in allen Ehren mit dem festen Versprechen, meinen ganzen Einfluß auf die deutsche Regierung zugunsten Venezuelas anzuwenden, was ich auch gewiß gern tun würde, wenn ich nur selbst welchen hätte. — — —

aber trösten Sie sich, Sie sind nicht der erste Feldherr, der von Däsen besiegt worden ist! So endete das Abenteuer, das übrigens in Venezuela mein einziges bleiben sollte; denn als ich nach Piritu zurückkehrte, lag dort meine Fahrkarte und Briefe aus Deutschland, u. a. einer von der Intendantur der Kgl. Schauspiele in Berlin, an welche ich wegen eines verschollenen Schauspielers geschrieben. Ich



Studentische Erinnerungsfeier an die Befreiungskriege in Berlin am 9. Februar: Studenten-Abordnungen mit ihren Fahnen vor der Universitätsk.

Int. Ill. Co., Berlin-Steglitz.

Am Ende.

Skizze von Guido Kreuzer.

Ein paarmal hatte der Baron Branegg noch misshütig an seiner Zigarre gezogen, die durchaus nicht richtig in Brand kommen wollte. Schließlich warf er sie mit unterdrücktem Fluch in die kupferne Aschenschale und sank dann wieder in seinem Sessel zusammen.

Diese brüdennde Stille dauerte minutenlang, bis sich drüben der Alexandra-Grenadier mit ungeduldiger Bewegung vom Fenster zurückwandte.

„Also bitte, Erich — weshalb hast du mich per Telegramm aus meiner Garnison hieherzitiert? Wenn es auch nur vier Stunden Bahnfahrt sind ... Du weißt ganz genau, daß mir gerade jetzt jeder Tag unerseßlich ist, weil ich meine Kompagnie noch rechtzeitig zur Besichtigung fertig machen muß.“

„Und das ist natürlich unendlich wichtig!“

„Allerdings, mein Beruf und meine Pflicht; also wichtig genug; selbst ohne den ironischen Unterton in deinen Worten.“

„Verzeih' demgemäß, wenn ich mit meinem bißchen Schicksal dir deine kostbare Zeit zu kürzen wagte.“

Die Brüder waren nur um Armeslänge getrennt. Sie sahen sich an; kalt, mißtrauisch, feindselig. Sie hatten sich nie geliebt.

„Schicksal?“ wiederholte der Offizier; seine Augenlider zogen sich zusammen in schürftendem Argwohn. Dann mit jähem Verständnis.

„Du hast wieder gespielt, Erich!“ Und als der Ältere nicht antwortete, herrschte er zwischen den Bänken:



Von der Blumenflucht in Nizza: Preisgekrönter Wagen. Ch. Trampus, Paris.

„Jetzt laß alles andere beiseite und sag mir kurz und klar, um was es sich handelt. Aber kein Wort mehr, als unbedingt nötig, denn du kennst meinen Widerwillen gegen deine tabulistische Lebensanschauung.“

Der Baron Branegg hatte den Kopf wieder der offenen Balkontür zugewandt, durch die man schon den ersten zartgrünen Schimmer auf den Buchenkrone des Tiergartens erkennen konnte. Er wollte gelassen scheinen; doch die gelblich-sahlen Buge zuckten nervös. Nur die Stimme war die alte in ihrem etwas abgehackten heiseren Tonfall.

„Wie du wünschst — um so besser. Die Sache ist einfach. Also gestern Abend war ich bei Kommerzienrat Drosendorf zur Gesellschaft; nachher noch im Klub. Wollte eigentlich nur auf einen Sprung mit heran; waren aber zwei Leute aus der Provinz da; Herrenreiter, die ich vom Turf her kenne. Na und wie das so ist ... Ihr in eurem mächtigen Nest wißt davon natürlich nichts ... man kann sich unmöglich immer ausschließen ... macht sich auf die Dauer lächerlich!“

„Also du hast verloren!“

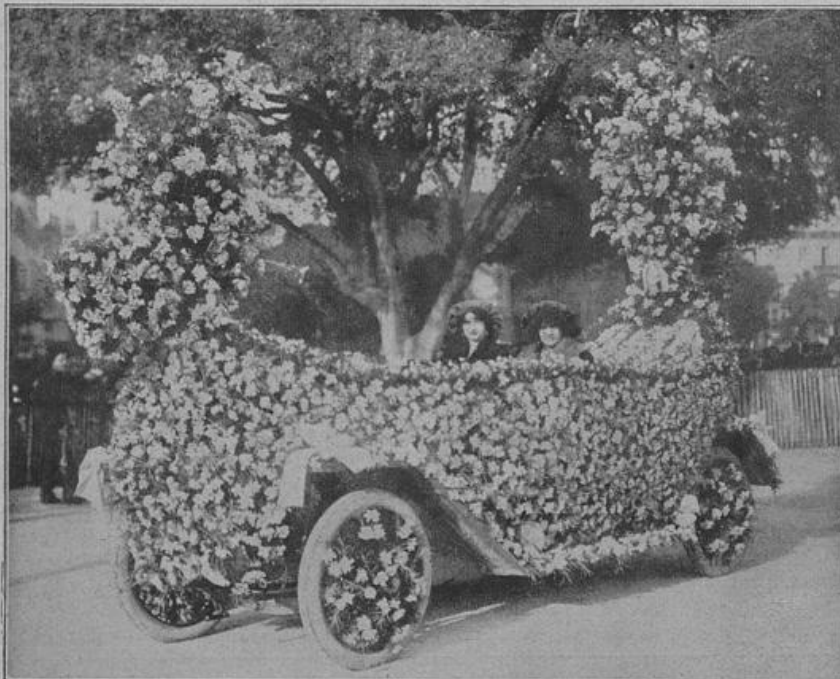
„Reichlich! Uebrigens komisch — um ganz sicher zu gehen, hatte ich schon die Bank genommen. Aber die beiden Ketts, die Kennzettel ... großer Schlag; kleiner Schlag; Vac ... das flutschte man bloß so ... von uns andern ist keiner auch nur mit einem Wein auf die Erde gekommen! So was hab' ich doch noch nicht erlebt!“

„Das ist doch keine Entschuldigung!“

Da hob der im Sessel für eine Sekunde den Kopf. Seine übernächtigen Augen sprühten scharf auf.

„Entschuldigung? ... vor dir? ... ich, als der Ältere?! Aee, aber eine Erklärung ist's für die Höhe meines Verlustes.“

„Wieviel beträgt denn der?“



Von der Blumenflucht in Nizza: Preisgekröntes Auto. Ch. Trampus, Paris.

„Außer dreieinhalb Wille bar noch siebzehntausend auf Ehrenschein.“

„Erich... das ist — nicht möglich!“

„Sogar bedauerliche Tatsache.“

Schlag auf Schlag war das gefolgt. Nun herrschte Schweigen. Nur die Atemzüge der beiden Männer; hin und wieder unten von der stillen Straße das Schnarren eines Autos oder das Trappeln von Pferdehufen.

Und als der Alexandra-Grenadier jetzt wieder sprach, war seine Stimme gleichfalls heiser.

„Warum erzählst du das alles?“

„Na... soviel weißt du doch auch, daß solche Ehrenscheine binnen drei Tagen einzulösen sind. Jedenfalls unter Gentlemen!“

„Dann bin ich erstaunt, daß du diese peinliche Angelegenheit nicht schon heute in aller Frühe erledigst.“

Der Ältere schlug die Beine übereinander. Seine Finger trommelten erregt auf den Armlehnen des Sessels.

„Sei so gut und mach' keine schlechten Witze — nee? Meine Stimmung ist wirklich nicht dementsprechend. Wenn ich dazu noch in der Lage wäre, hätte ich doch wahrhaftig nicht nötig, dich so Knall und Fall von deinen Rekruten wegzulassen!“

Der Jüngere war sehr bleich geworden; aber er blieb ganz ruhig, gelassen. Schüttelte nur den Kopf.

„Ich bedaure Erich, aber ich halte mich an das, was ich dir im Herbst bei der letzten Regulierung deiner Spielschulden sagte — von mir hast du keine Hilfe mehr zu erwarten!“

„Otto!“

„Nein!... die Stimme klang schneidend. „Ich will nicht mehr und... ich kann nicht mehr. Und ich erwarte von dir, daß du mich nicht zwingst, deutlicher zu werden und dir zu wiederholen, auf welche unwürdige Weise und in wie kurzen Jahren du dein Erbeil verschleudert hast.“ — „Das war mein Geld!“

„Gewiß; danach aber kam das meinige an die Reihe. Schon als Leutnant, sofort nach Vaters Tode, zogst du die Uniform aus, weil dir der Zwang lästig wurde. Dann führtest du das Leben eines Grandseigneurs; deine Passionen waren die einzige Maxime, die du anerkanntest; bist vom Genuß zur Begierde, von der Begierde zum Genuß gesaumelt. Und ich, als dein einziger Bruder, existierte für dich nur, wenn du mich brauchtest. Trotzdem — ich

habe gegeben; immer und immer wieder gegeben. Ich wußte, es war alles in den Abgrund geworfen, aber ich biß die Zähne zusammen. Denn du trugst unsern alten Namen; und den mußte ich rein halten. Und das überhast du deutlich, und darauf spekulierst du, gabst mir sogar in besonders verzweifelten Fällen dein Ehrenwort... du hast es jedesmal wieder gebrochen!“

Der Baron Branegg hatte nach dem dünnen Seidenfaden gegriffen, an dem das Monotel hing; das ließ er in tausenden Kreisen rotieren.

Fiebernde Unruhe brannte ihm im Blut. Holla... die Höhe wurde ernst! Vielleicht, wenn man einlenkte... „Im Prinzip... gewiß... magst du recht haben. Aber hier handelt es sich augenblicklich nicht um — interne Abmachungen, sondern um meine gesellschaftliche Position, die es zu wahren gilt. Du weißt, das ist der einzige Boden, auf dem ich existieren kann. Mein Ehrgeiz ging nie danach, zu jener Spezies abgehalfterter Aristokraten zu gehören, die mit dem Kleids am Fraß herumlaufen.“

„Nur daß ich immer die Kosten deines Ehrgeizes tragen mußte!“ Der Grenadier hatte einen schneidenden Sarkasmus. „Zimmerlin... wenn ich zuließ, daß mein Vermögen unter deinen Händen bis auf einen lächerlichen Rest hinschwand, so ge-

schah es für meine Uniform und für das Andenken unsers Vaters, auf das kein Schatten fallen sollte. Diesen letzten Rest aber darf ich nicht auch noch forjagen!“

Der Baron ließ das Einglas fallen und griff aus dem offenkundigen Etui nach einer neuen Zigarre. Die zündete er an; rauchte in hastigen Zügen.

„Sofern dir allerdings deine Heirat wertvoller ist, als der Frieden deines älteren Bruders...“ Er krach ab; vernichtet durch das drohende Feuer, das in den unverwandt auf ihn gerichteten Augen glomm.

„Frieden?“ Der im blauen Rock lachte bitter. „Du kennst keinen Frieden und wirst ihn nie kennen, weil er Voraussetzungen hat, für die du nicht geschaffen bist!“ Und als könne er den Anblick dieser mitternachtsfahlen Züge nicht mehr ertragen, wandte er sich ab und begann mit langen Schritten das luxuriöse Chambregarnie zu durchmessen. Dabei sprach er weiter; widerwillig.

Der Baron Branegg hatte nach dem dünnen Seidenfaden gegriffen, an dem das Monotel hing; das ließ er in tausenden Kreisen rotieren. Fiebernde Unruhe brannte ihm im Blut. Holla... die Höhe wurde ernst! Vielleicht, wenn man einlenkte... „Im Prinzip... gewiß... magst du recht haben. Aber hier handelt es sich augenblicklich nicht um — interne Abmachungen, sondern um meine gesellschaftliche Position, die es zu wahren gilt. Du weißt, das ist der einzige Boden, auf dem ich existieren kann. Mein Ehrgeiz ging nie danach, zu jener Spezies abgehalfterter Aristokraten zu gehören, die mit dem Kleids am Fraß herumlaufen.“



Wilhelm Blohm.

Int. Ill.-Co.

Der Schiffer Wilhelm Blohm in Altenbruch bei Cuxhaven bekam dieser Tage nachträglich wegen seiner Verdienste bei den Rettungsarbeiten nach der Erdbebencatastrophe von Messina vom König von Italien die silberne Rettungsmedaille am Band; er gehörte damals zur Besatzung des deutschen Schulkreuzers Victoria Luise. Früher bereits erhielt er in Anerkennung hervorragender Rettungen aus Senot die deutsche, englische und amerikanische Rettungsmedaille.

ichah es für meine Uniform und für das Andenken unsers Vaters, auf das kein Schatten fallen sollte. Diesen letzten Rest aber darf ich nicht auch noch forjagen!“

Der Baron ließ das Einglas fallen und griff aus dem offenkundigen Etui nach einer neuen Zigarre. Die zündete er an; rauchte in hastigen Zügen.

„Sofern dir allerdings deine Heirat wertvoller ist, als der Frieden deines älteren Bruders...“ Er krach ab; vernichtet durch das drohende

Feuer, das in den unverwandt auf ihn gerichteten Augen glomm.

„Frieden?“ Der im blauen Rock lachte bitter. „Du kennst keinen Frieden und wirst ihn nie kennen, weil er

Voraussetzungen hat, für die du nicht geschaffen bist!“ Und als könne er den Anblick dieser mitternachtsfahlen Züge nicht mehr ertragen, wandte er sich ab und begann mit

langen Schritten das luxuriöse Chambregarnie zu durchmessen. Dabei sprach er weiter; widerwillig.

Der Baron Branegg hatte nach dem dünnen Seidenfaden gegriffen, an dem das Monotel hing; das ließ er in tausenden Kreisen rotieren. Fiebernde Unruhe brannte ihm im Blut. Holla... die Höhe wurde ernst! Vielleicht, wenn man einlenkte... „Im Prinzip... gewiß... magst du recht haben. Aber hier handelt es sich augenblicklich nicht um — interne Abmachungen, sondern um meine gesellschaftliche Position, die es zu wahren gilt. Du weißt, das ist der einzige Boden, auf dem ich existieren kann. Mein Ehrgeiz ging nie danach, zu jener Spezies abgehalfterter Aristokraten zu gehören, die mit dem Kleids am Fraß herumlaufen.“

„Nur daß ich immer die Kosten deines Ehrgeizes tragen mußte!“ Der Grenadier hatte einen schneidenden Sarkasmus. „Zimmerlin... wenn ich zuließ, daß mein Vermögen unter deinen Händen bis auf einen lächerlichen Rest hinschwand, so ge-

schah es für meine Uniform und für das Andenken unsers Vaters, auf das kein Schatten fallen sollte. Diesen letzten Rest aber darf ich nicht auch noch forjagen!“

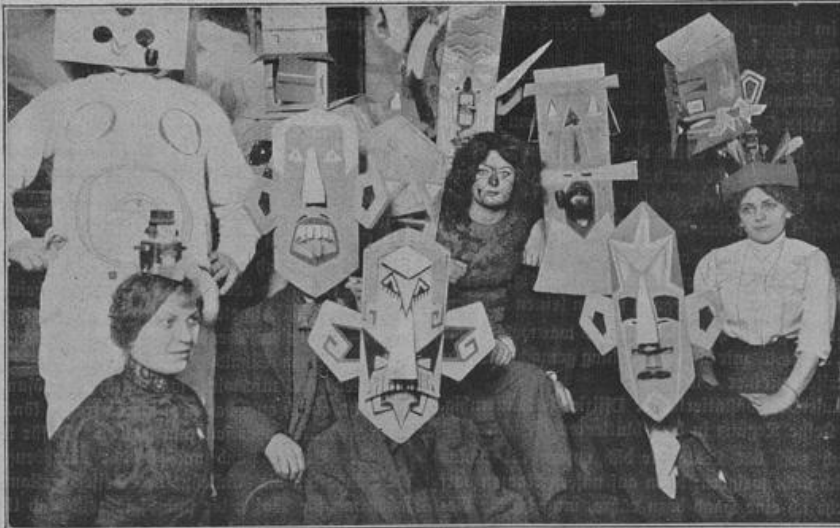
Der Baron ließ das Einglas fallen und griff aus dem offenkundigen Etui nach einer neuen Zigarre. Die zündete er an; rauchte in hastigen Zügen.

„Sofern dir allerdings deine Heirat wertvoller ist, als der Frieden deines älteren Bruders...“ Er krach ab; vernichtet durch das drohende

Feuer, das in den unverwandt auf ihn gerichteten Augen glomm.

„Frieden?“ Der im blauen Rock lachte bitter. „Du kennst keinen Frieden und wirst ihn nie kennen, weil er Voraussetzungen hat, für die du nicht geschaffen bist!“ Und als könne er den Anblick dieser mitternachtsfahlen Züge nicht mehr ertragen, wandte er sich ab und begann mit

langen Schritten das luxuriöse Chambregarnie zu durchmessen. Dabei sprach er weiter; widerwillig.



Gruppe von Futuristen und Kubisten auf dem Fest der von Willelme gegründeten Gesellschaft humoristischer Zeichner in Paris.

Internat. Ill.-Agentur.

„Du hast wohl noch nicht vergessen, daß ich mit der Tochter meines Kommandeurs verlobt bin! Sie besitzt kein Vermögen; das aber, was mir deine Spielleidenschaft gelassen hat, entspricht genau der Kaution, die gestellt werden muß. Wir haben Jahre um Jahre warten müssen, bis wir endlich die Zustimmung ihres Vaters erlangten; trotzdem sind wir nicht mutlos geworden, weil wir fest darauf vertrauten, daß auch unser Tag einmal kommen wird. Es widerstrebt mir, über das alles hier vor dir zu sprechen, denn du glaubst ja längst nicht mehr an die Keuschheit der Frauen. Soviel aber sollst du doch wissen — ich liebe meine Braut. Und selbst, wenn ich ihr gegenüber nichts empfinde, könnte ich doch nicht mehr zurücktreten, weil sie die Werbung eines Kameraden meinetwegen ausgeschlagen hat. Zum Herbst wollen wir heiraten; der Termin ist bereits festgesetzt; die Ausstattung bestellt; und ... also du wirst, du mußt einsehen, Erich, daß ich über mein letztes Geld nicht mehr disponieren darf; daß es einer jungen, auf mich vertrauenden Dame zum bißchen Glück nötig ist. Was mir allein gehörte, habe ich dir gegeben. Von diesem aber ... Hände weg!“

Da strich der ältere Baron Branegg vorsichtig tastend den Aschen-Regel seiner Henry Clay ab. Er tat es mit einem in sich gekehrten Lächeln, das spielend um seine scharfen Mundwinkel zuckte. Dann schlug er zu.

„Gestatte mir einen letzten Einwand, lieber Bruder. Geseht den Fall, ich machte meinem Leben unter Hinterlassung immerhin bedeutender Schulden ein Ende ... befürchtest du nicht, daß bei meinen weitverzweigten gesellschaftlichen Beziehungen auch der Fall dementsprechend wäre? Befürchtest du nicht, daß auch nach eurem mährischen Aderstädtchen die Kunde kommen wird, auf welche entehrende Weise ein Angehöriger unserer Familie geendet hat?“ Hinüber und herüber zuckten die Blicke in altem Haß.

„Befürchtest du nicht, daß dein Oberst sich dann vielleicht veranlaßt sehen könnte, die Verlobung seiner Tochter zu ... lösen?“

Dräben der junge Mensch machte eine fahrigende Handbewegung nach der Brust.

„Und, lieber Otto, wer vermag die letzten Bosheiten eines Menschen voranzulagen, der dicht vor dem letzten Sprung ins Dunkle steht? Ich meine — wer garantiert dir dafür, daß mein Tod nicht eventuell unter Umständen erfolgt, welche dich ... zwingen könnten, die — — Uniform auszuziehen?“

„Du!“ ... Der im blauen Rock war mit zwei Schritten heran und hob jählings die Hand. Aber er ließ sie wieder sinken. Er stand und starrte vor sich nieder, ohne etwas zu erkennen. Zudende Funken tanzten ihm vor den Augen. Seine Hände hatten sich geballt wie in verzweifeltstem Kampf.

Minute auf Minute sank in der Stille der Entscheidung. Dann ging eine Erschütterung durch den Körper des Alexandra-Grenadiers. Als er endlich den Kopf hob, war sein Gesicht alt.

„Auf wieviel belaufen sich deine Gesamtschulden?“

Der andre entnahm seinem Portefeuille einen zusammengefalteten Bogen und reichte ihn hinüber. Ganz gleichmütig; aber es lag ein ironischer Triumph in dieser Bewegung und in seinen Worten.

„Komischer Zufall ... gerade heute früh ... es war wohl so was wie Katerstimmung ... habe ich mir eine Aufstellung gemacht. Sogar mit Namen und Adressen meiner Gläubiger.“

„Wieviele dreißigtausend!“ konstatierte der Offizier seltsam ruhig. Er straffte sich hoch. Keine Regung in dem blutleeren Gesicht.

„Jetzt soll ich auch noch das Letzte für dich opfern ... meine Braut! Ich werde mich nicht weigern; denn auf unsern Namen darf kein Schmutz. Aber ehe ich eine Hand dazu rühre, muß ich die Gewissheit besitzen, daß er durch dich nie mehr angetastet werden kann.“

„Otto — wenn du noch dieses eine einzige Mal für mich eintreten wolltest ... ob du mir nun glaubst oder nicht ... aber ich ver sichere dich auf mein heiliges Ehrenwort...“

„Nein — anders!“ Er griff in die Tasche und zog einen Revolver heraus. Mit harter Bewegung legte er ihn auf den Tisch. „Damit!“

Als hätte ihn eine Faust hochgerissen, taumelte der Baron Branegg aus seinem Sessel auf. Die Zigarre entglitt seinen Händen — er merkte es nicht. Sein starrer Blick hastete an der Waffe, die stumpf glänzend und tödlich vor ihm lag.

„Du ... du bist ... irr sinnig!“ stieß er hervor. Heiße Spannung zitterte zwischen ihnen.

„Nein, aber ich bin ein preußischer Offizier! ... Suche mich nicht zu täuschen ... Deine Verhältnisse sind zerrüttet, längst unhaltbar geworden! Du bist ein unbrauchbarer Zweig unserer Familie, die von dir nie Gutes erfahren hat und die von dir nur noch Schande zu erwarten hat. Deine gesellschaftliche Stellung ist nur Schein und bis heute kaum mit Anspannung aller Kräfte aufrecht zu erhalten. Sie wird an demselben Tage zusammenbrechen, an dem du für deine Verluste am grünen Tisch keine Deckung mehr aufbringst. Also schon

das nächstemal; denn diese Summe hier“ — er hob die linke Hand, in der er das zusammengefaltete Papier hielt — „macht mich zu einem mittellosen Menschen. Damit ist auch für dich das Ende da ... so oder so.“

Der Ältere hatte den Kopf gesenkt; wie um sich zu schüzen vor der Wucht dieser entsetzlichen Worte. Er war hinter den Sessel zurückgewichen; sein Atem flog ruckweise.

„Und wenn ich ... wenn ich ... trotzdem das nicht tue.“

„So würde ich Mittel und Wege finden, reinen Tisch zu machen. Außerdem — dessen bedarf es gar nicht. Denn ich kenne deinen Höchnut und weiß, daß du alles ertragen könntest; nur nicht — dich ausgestoßen zu sehen aus Kreisen, in denen du bisher, wie man so sagt, „geglänzt“ hast. Ich sehe keinen Weg für dich, in Ehren weiterzuleben; aber ich biete dir die Möglichkeit, wenigstens in Ehren abzutreten. Das ist der beste Bruderdienst, den ich dir je leisten konnte. Nimm ihn an! Schlage ihn nicht aus! Ich fürchte, es ist — die letzte Wahl!“ Wie zum Sprung vorgebeugt stand der andre. Aber es war nur ein kraftloses Aufhäumen. Er wußte ... er lag am Boden! Er wußte ... es gab keine Rettung! Er war zu schwachnervig, um der

ganzen Welt hohnlachend ins Gesicht zu schlagen. Ein einziges Wort brauste ihm in den Ohren. „Bruder ... dienst — Bruder ... dienst ... daß du mich kaltblütig d a h i n treibst ... um ein vernarrtes kleines Mädel ... oh ... ich — hasse dich! ... ich — hasse dich!“

„Doch weiß ich. Du hast nie etwas andres getan. Ich habe nie etwas anderes von dir empfangen; ich werde es auch weiter zu tragen wissen. Du aber tue jetzt deine Pflicht; zum ersten und letzten Male!“

Er nahm den Säbel um, ergriß Mütze und Handschuhe und ging. Da wandte er sich auf der Schwelle noch einmal um.

„Übermorgen abend sind deine Ehrenscheine fällig. Hast du bis dahin deine Pflicht getan, so wird — und jetzt gebe ich dir das Ehrenwort — an diesem Abend kein Mensch existieren, der den Baron Erich Branegg seinen Schuldner nennen darf.“

„Was aus mir wird, was durch die Lösung meiner Verlobung geschieht, ob ich auch das noch tragen können — weiß ich nicht. Dein Andenken aber soll rein bleiben. Dafür trete ich ein!“

Der Bruder stand noch immer vorgebeugt; wie im Krampf; die Hände um die Rücklehne des Sessels geklammert. Seine Augen sahen nur die Waffe, die stumpf glänzend und tödlich auf dem silberdurchwirkten Tischläufer lag ...



Der englische Kapitän Scott,

der bei der Erforschung des Südpols umkam. Central News.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 9.

Düsseldorf, 1. März

1915.



Belagerung von Adrianopel.

Chasseau-Flaviens, Paris.

Bulgarisches Geschütz in gedeckter Stellung zum Feuern bereit.



Der Knopf.

Novelle von L. vom Vogelsberg.



Monsieur Binaud fand die Sache etwas langweilig. Da kniete der Polizeikommissar doch wohl schon fünf Minuten über dem toten Menschen und starrte ihn mit tiefsinnigem Gesicht an. Und er hätte wohl noch länger hingesehen, wenn der Untersuchungsrichter nicht endlich die Geduld verloren hätte.

„Raubmord?“ fragte er endlich und massierte in nervöser Ungebuld sein graues englisches Värtchen. Der Kommissar schüttelte den Kopf. „Keine Spur!“

„Sondern?“ Mit einem Ruck schnellte der Kommissar seine lange hagere Gestalt in die Höhe und sah Mr. Binaud mit seinen ruhigen grauen Augen an.

„Nun — eben kein Raubmord. Vendette vielleicht.“

Er wandte sich wieder ab und sah scharf auf den Toten hin. Er hatte ihn zu Lebzeiten gekannt, diesen feisten Toten Aristide Derouge, hatte ihn gekannt als struppelosen Genußmenschen.

Henri Remy, der Kommissar, war im allgemeinen keine sensible Natur. Aber daß dieser Unerfättliche jetzt starr und kalt vor ihm lag,

befriedigte ihn fast ein wenig. Der Untersuchungsrichter sah ihn von der Seite an.

„Ja, was denn nun, was denken Sie über die Geschichte?“

„Daß es gewagt ist, nachts in dieser Gegend spazieren zu gehen.“

„Ja doch, nun aber die kriminelle Seite.“ Kommissar

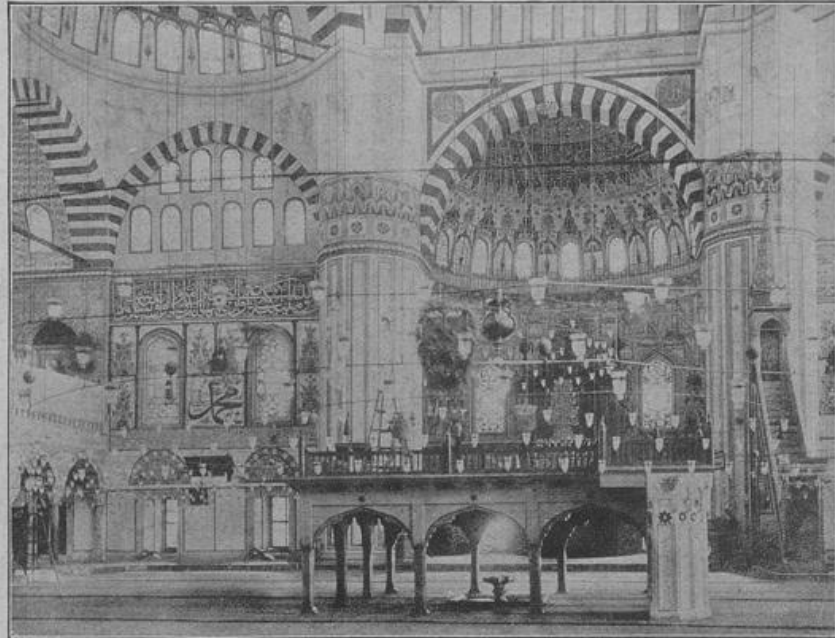
Remy steckte nachlässig die Hände in die Taschen und sah wieder auf den Toten.

„Aristide Derouge ist an diesen Laternenpfahl gehängt worden, nächstlicherweile. Es scheint wenigstens so, denn wir haben ihn vor einer Viertelstunde abgeschnitten. — Aber Apachen? Ja, die können da nur ein Mittel zum Zweck gewesen sein, sonst trägt Herr Aristide Derouge nicht noch sämtliche Brillantringe an den Fingern und das Portefeuille in der Brusttasche. Also —“

„Cherchez la semme!“ sagte

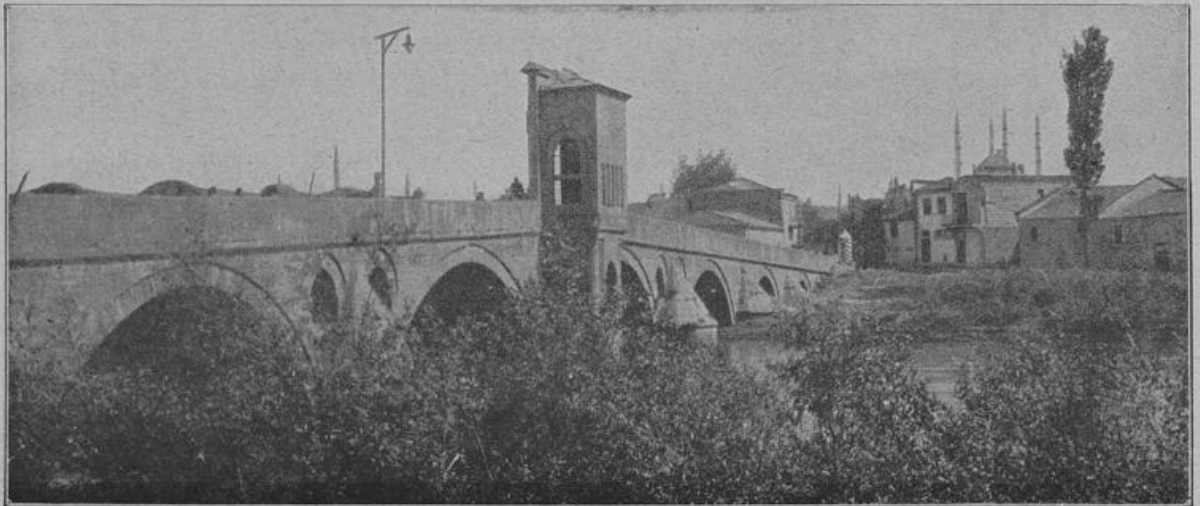
Mr. Binaud mit einer gewissen Bestimmtheit, und der ihn umgebenen Stab von Gerichtspersonen nickte beifällig dazu. Das war ja schließlich nichts Neues mehr.

Aber dann kam eine andere Frage. Wer?...



Innenansicht der Moschee des Sultans Selim zu Adrianopel mit den Gräbern mehrerer Sultane, eine den Türken überaus heilige Stätte.

Charles Trampus, Paris.



Aus dem belagerten Adrianopel: Brücke über die Maritsa. Im Hintergrund rechts die Moschee des Sultans Selim mit vier Minaretten, von denen zwei durch bulgarische Geschosse zum Einsturz gebracht wurden.

Chuffeau-Flaviens, Paris.

Zur Verlobung im Kaiserhause.

Doch der Kommissar hüllte sich konsequent in Schweigen. — Auch der Untersuchungsrichter vermochte nichts aus ihm herauszuholen; er schüttelte nur ablehnend den Kopf.

Man schloß das Protokoll. Und als Herr Pinaud seinen Namen darunter setzte, wußte er schon im voraus, daß er diesen Fall nach einiger Zeit als „unaufgeklärt“ at acta legen würde.

Gleichmütig sah Kommissar Remy zu, als man den Toten in den Wagen hob. Er wunderte sich selbst darüber, daß er der Sache so wenig Interesse entgegenbrachte, weder persönliches noch als Kriminalist. Da streifte sein Blick von ungefähr die geballte Linke des Toten.

„Einen Augenblick...“

Mit Mühe bog er die verkrampften Finger auseinander. Ein Knopf fiel ihm entgegen, ein ganz gewöhnlicher schwarzer Knopf von der Größe eines Frankstücks, wie man ihn am Ueberrod trägt.

Er betrachtete das kleine Ding lange und eingehend. Es zeigte gar nichts Besonderes, nur an einer



Großmutter und Tante des Prinzen Ernst August, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg:

Königin Marie von Hannover, geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen, gest. 9. Januar 1907, und ihre jüngste Tochter Marie, gest. 19. Juni 1904. Hans Breen, Hamburg.

Stelle des Knopfes war hinten ein Stückchen ausgebrochen, so daß eine messerscharfe kantige Stelle entstand. Und ein Gedanke schoß ihm mit einem Male durch den Kopf...

„Danke — Sie können abfahren.“

Sinnend sah er dem davonhumpelnden Wagen nach, lange. Die Idee von vorher hielt ihn gepackt mit nagender Konsequenz. Fred Brand... So von ungefähr flog ihm der Name zu... Fred Brand...

Kommissar Remy betrachtete den Knopf noch einmal, die kantige Stelle. Der Schaden mußte schon längere Zeit vorhanden sein, denn die Kante sah ein wenig abgenutzt aus. Sie hatte sich offenbar am Stoff gerieben, und diese abgeriebene Stelle mußte am Stoff sichtbar sein — bei Fred Brand...

Der Gedanke an Fred Brand peinigte ihn, denn er schätzte den langen Vater-Bohämien sehr. Er kannte ihn seit einigen Jahren, seitdem er aus Algerien zurück war. Damals war er sogar auf Fred Brands Hochzeit gewesen, trotzdem



Arbeitszimmer des Prinzen Ernst August in Gmunden.

Hans Breen, Hamburg.

ihm Renée Brand eigentlich nicht sympathisch war. Aber Remy hatte kalkuliert, daß sich der gemütsruhige Maler sehr glücklich fühlen müsse...

Ein Jahr später traf er ihn wieder, ohne Renée. Auf eine diesbezügliche Frage zudte Brand die Achseln. „Es hat keinen Zweck, daß man sich diesbezüglich schließt.“

„Also geschieden?“ — Brand nickte. „Und nun?“

Er sagte kein Wort, sondern sah Remy nur einmal eigentümlich von der Seite an. Erst als er von ihm ging, fielen ein paar Worte: „Man soll sich nicht übereilen, Remy...“

Das alles fiel dem Kommissar gerade jetzt wieder ein; auch die Tatsache, daß Aristide Deroug der Schulbige bei der ganzen Sache war...

In Gedanken verloren ging er nach dem Café National. Dort pflegte Brand um diese Zeit zu verkehren. Es tat Remy im Grunde leid, daß seine Freundschaft mit dem Maler nun ein solches Ende nehmen sollte; aber er mußte tun, was seine Pflicht war.

Nach längerem Suchen entdeckte er in dem Nebel von Zigarettenrauch an einem Tische Fred Brand. Er sah allein und sah mit interessierten Augen auf das bunte Treiben in dem talmigglänzenden Lokal, ganz ruhig, wie der harmloseste Mensch. Hinter einer Säule ein wenig verbuddelt beobachtete ihn der Kommissar eine Weile. Dann ging er geradeswegs auf Brand zu und begrüßte ihn in der unbefangenen freundschaftlichsten Weise.

„Sagen Sie, Brand,“ begann Remy nach einer Weile, „haben Sie von dem Fall Deroug gehört?“

„Ja,“ sagte Brand einfach und sah dem Kommissar ruhig ins Gesicht. Die Antwort verblüffte Remy ein wenig, und er begann aufmerksam die Knöpfe an Brands Paletot zu studieren, um seiner Verlegenheit ein wenig Herr zu werden. Es waren sechs einfache Knöpfe, genau wie der, den er — in der Tasche trug. Aber von den



Hans H. Th. J. v. Flotow,
der neue deutsche Botschafter am Quirinal in Rom,
bisher Gesandter in Brüssel. Erich Benninghoven.

Sechsen fehlte keiner, sie waren alle vollständig. Nur über dem zweiten von oben entdeckte er eine schadhafte Stelle im Stoff, wie wenn ein scharfer Gegenstand längere Zeit daran gerieben hätte...

Nun wußte er's, der fehlende Knopf war sofort ersetzt worden; Fred Brand war der Täter.

Und plötzlich fragte der Maler: „Hat man eine Spur?“

Fest sah ihm Remy ins Gesicht.

„Ja, man hat eine solche, erdrückende Beweise sogar.“

Interessiert hörte Brand zu.

„Und welche?“ — Mit zwei Fingern sagte Remy den Knopf in der Rocktasche und ließ ihn spielen.

„Aristide Deroug wurde von Apachen aufgehängt, das ist richtig. Aber nicht aus eigenem Antrieb; sie waren angestiftet von einem, der diesem Bonvivant den Tod geschworen hatte. Und dieser Gegner konnte es sich nicht versagen, dem mit dem Tode kämpfenden ins Gesicht zu lachen. Dabei griff Deroug nach einem Halt und bekam den Knopf am Ueberrock seines Gegners zu fassen, verstehen Sie, einen schadhafte Knopf, den er abdrehte im letzten Krampf!“

Brand nickte beifällig. „Und diesen Knopf?“

„Habe ich in der Tasche!...“

Lächelnd stand Brand auf und ging zu Remy hinüber. „Ich muß Ihnen etwas ins Ohr sagen, Remy!“

Und während Remy in gespanntester Erwartung verharrte,

legte ihm Brand den einen Arm um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Sie sind ein Teufelskerl, Remy!“

Dann ging er wieder ruhig auf seinen Platz. Nach einer kleinen Weile verabschiedete sich der Kommissar, mit zu sammengebissenen Zähnen. Lächelnd sah ihm Brand nach und zündete sich eine neue Zigarette an. Draußen blieb Remy einen Augenblick stehen, mit wütendem Gesicht.

Der Knopf aber war verschwunden...



Einweihung der neuen Hasenbecken in Antwerpen am 15. Februar.

Um die Aufnahmefähigkeit des Antwerpener Hafens zu erhöhen, wurden für die Handelschiffahrt zwei neue Hasenbecken mit 10,7 bzw. 11,6 Meter Untertiefe und 5600 Meter Stadtlänge gebaut, deren Schleusen am 15. Februar in feierlicher Weise in Anwesenheit des Ministers Helleputte geöfnet wurden. Baßyns, Antwerpen.

Zum Präsidentenwechsel in Frankreich.



Vom Empfang des Präsidenten Poincaré im Pariser Rathaus.

Chusseau-Claviens, Paris.

Senatspräsident Dubost (1), Fallières (2), Poincaré (3), Präsident der Deputiertenkammer Deschanel (4), Foubet (5), Ministerpräsident Briand (6).



Der Arkadensaal im Pariser Rathaus,

Intern. Ill.-Agentur, Berlin.

wo am 18. Februar der neue Präsident Poincaré nach dem feierlichen Empfang seinen Namen in das Goldene Buch der Stadt Paris eintrug.



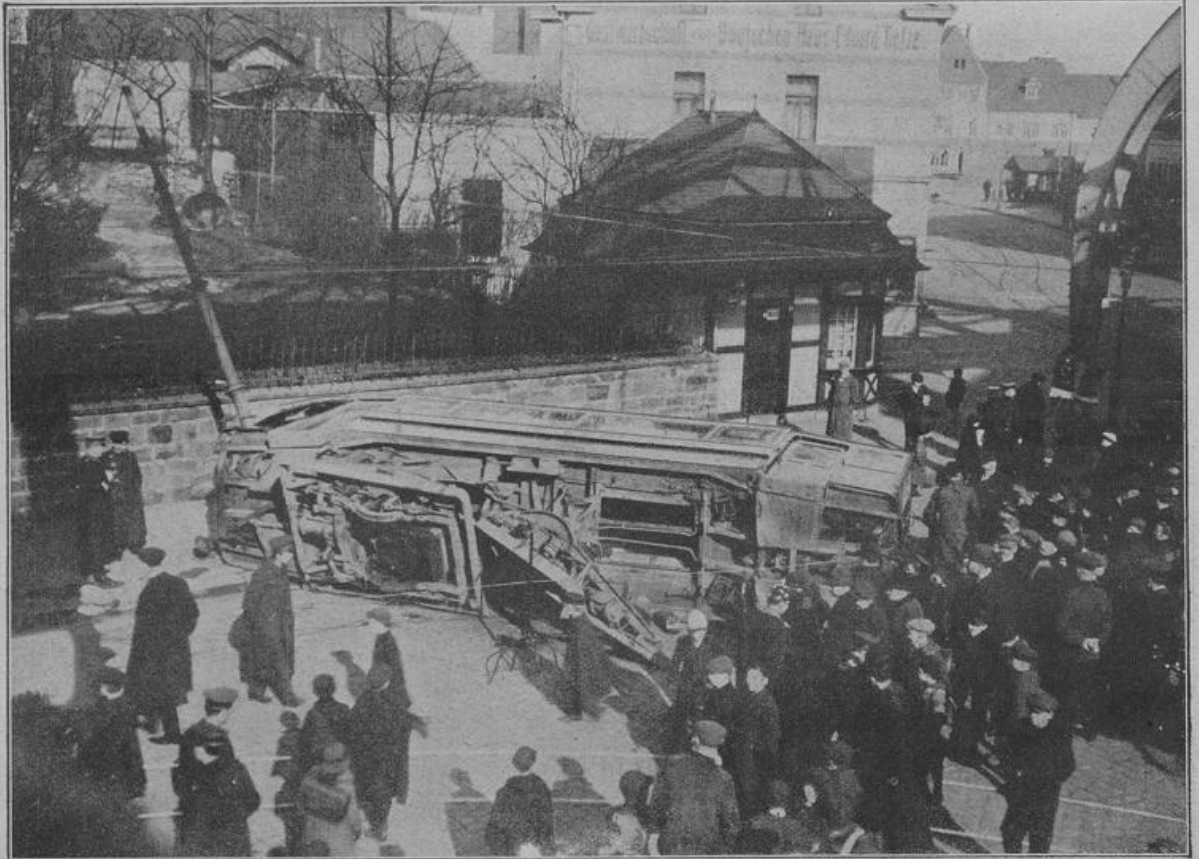
Der Dorfschneider.

Aus dem Schwedischen frei übertragen von F. Hoffmann.



Das ganze Kirchspiel kannte den fliegenden Jakob oder „Floh-Jakob“ — wie der Dorfschneider wegen seiner Geschwindigkeit genannt wurde — als den friedlichsten, fröhlichsten Menschen im Umkreise, während seine Schwiegermutter ein Teufelsbraten war und zu dem Unkraut gehörte, das trotz aller Mühe nicht von der Stelle zu vertilgen ist, wo es sich einmal eingeknistet hat. Die lange Kathrin, so hieß die Schwiegermutter, arbeitete freilich für sieben und hielt dem Schneider seit dem Tode seiner Frau das Haus in musterhafter

Seit einiger Zeit war der Floh-Jakob wegen einer Erkrankung ausschließlich auf die Gesellschaft seiner Schwiegermutter angewiesen. Er lag zu Bett, sein Blut rann fieberheiß durch die Adern und sein Puls schlug rasch. Ihm gegenüber saß die gesprenkelte Naze auf der blau angestrichenen Truhe. Die alte Schwarzwälder Uhr tickte unanfällig und gemessen, einige Septemberfliegen surten an den grünlichen Fensterscheiben, und draußen vom Garten her hörte man zuweilen das dumpfe Fallen eines Apfels.



Stroßenbahnunfall in Pöschwinkel.

Josli, Köln.

Am Abend des 17. Februar sprang in Pöschwinkel ein die abwärtsführende Solinger Straße herankommender Wagen der Solinger Kreisbahn an der starken Kurve am Kaiserplatz aus dem Gleise, fiel um und wurde schwer beschädigt.

Ordnung und Sauberkeit. Aber „der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, und Jakobs Schneiderherz hungerte und dürstete nach Freude und Fröhlichkeit. Da ihm dergleichen zu Hause nicht geboten wurde, arbeitete er lieber auf den umliegenden Höfen. Dann flog die Nadel in seiner Hand, und eine frohe Weise nach der andern erklang von seinen Lippen, die er nach einer beliebigen Melodie sang. Nach Feierabend war er der Mittelpunkt, um den die Anechte und Mägde sich sammelten und ihm jauchzend Beifall spendeten. Bei solchen Gelegenheiten fand der Floh-Jakob, daß das Leben doch schön sei, besonders wenn man ihm ein Nachtquartier anbot, damit er seine Arbeit am folgenden Tage früh in Angriff nehmen konnte und das wenige an Nahrung, was er zu seinem Unterhalt brauchte.

„Sind Sie da, Schwiegermutter?“ fragte der Kranke.

„Du weißt, daß ich nicht aushäufig bin,“ murkte die lange Kathrin. „Was willst du schon wieder?“

„Es sieht schlecht mit mir, ich möchte den Doktor haben.“

„Als ob der helfen könnte, wenn unser Herrgott nicht will. Es kostet bloß Medizin und wer weiß was sonst noch. Lieg' du nur still. Unkraut vergeht nicht so leicht.“

„Aber ich habe doch das Geld dazu.“

„Das weiß ich wohl, denn das meiste hat meine Tochter verdient. Man soll sein Geld aber nicht zum Fenster 'rauswerfen.“

„Ich will aber den Doktor haben.“

„So.“ Weiter sagte sie nichts, der Ton sagte genug. Sie rührte sich auch nicht vom Fleck.

„Sonst fordere ich Sie einmal vor Gottes Richterstuhl,“ fuhr der Kranke fort.

„Sez nur beizeiten die Anflage auf,“ höhnte die Alte.

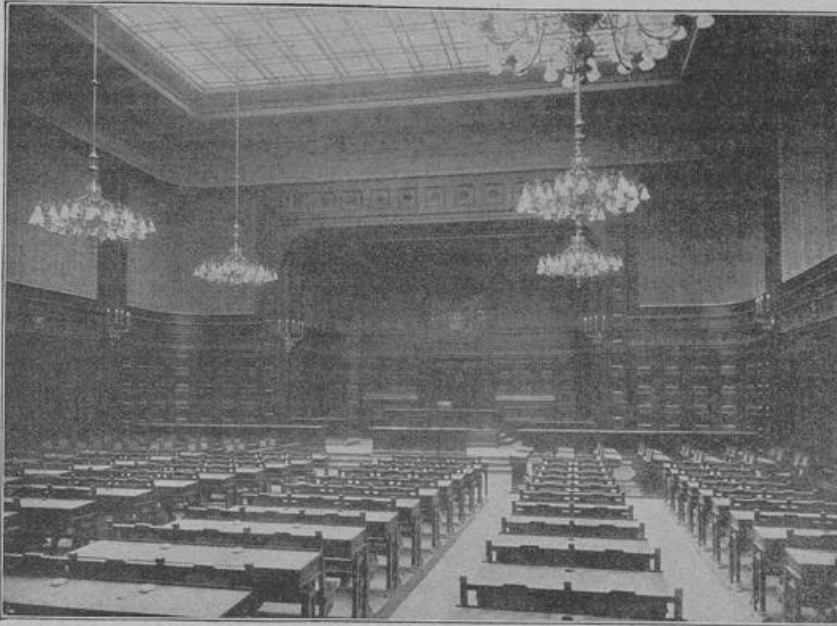
„Und so gewiß ich noch lebe, will ich jede Nacht bei Ihnen umgehen, wenn Sie mich ins Grab gesteckt haben.“

Die Drohung schien Eindruck zu machen. — Die Alte war sehr abergläubisch.

„Jesses, Jakob, wie kannst du so gottlos reden! Bei deiner eigenen Schwiegermutter wolltest du spuken?“

„Darauf können Sie sich verlassen. Und Sie sollen mehr Totenkniße auf den Armen als Haare auf Ihrem alten Schopf haben. Sie sind stets jänfisch und ungerecht gegen mich gewesen.“

„So willst du Erzbösewicht dich aufführen. Glaube nicht, daß ich mich vor dir fürchte, aber wenn du abhul nicht ohne Doktor sterben willst, soll Fuhrmann Jens dir morgen einen aus der Stadt mitbringen.“



Der neue Sitzungsaal im Provinzial-Landtagsgebäude in Düsseldorf.

Kaffee bewirtet werden. „Es geht mit ihm zu Ende,“ entgegnete Kathrin, „ich möchte nur, daß er erst glücklich unter der Erde wäre.“

„Sprechen Sie nicht so laut,“ warnte Jens, „Jakob könnte es vielleicht verstehen.“

„Ach, der Arme hört und sieht nichts mehr,“ versicherte die Alte und schenkte ein Gläschen Branntwein für den Gast ein. „Meinetwegen können wir aber auch auf die Diele gehen, die Luft ist hier so bedrückt.“

Und der Arzt kam wirklich. Er ließ sich die Zunge zeigen, fühlte den Puls und schüttelte den Kopf. Er stellte noch einige Fragen und schrieb ein Rezept. Jakob nahm die Medizin geduldig, aber er wurde immer schwächer.

Nach einigen Tagen kam Fuhrmann Jens spät abends, um sich für die Fahrt bezahlen zu lassen und bei der Gelegenheit nach Jakobs Befinden zu fragen. Krankenbesuche überlassen die Dorfleute sonst ihren Frauen, die dann nach guter alter Sitte mit



Außersicht des nach dem Entwurf des Architekten Hermann vom Ende umgebauten Provinzial-Ständehauses in Düsseldorf, in welchem am 23. Februar d. J. der neugewählte Provinzial-Landtag zum erstenmal zusammentrat. Hofphot. J. Sohn, Düsseldorf.

„Sie glauben wirklich, daß er sterben muß?“ fragte Jens nieder-
geschlagen. Jakob war nämlich der billigste und geschickteste Arbeiter
weit und breit und deshalb gut gelitten.

„Daran ist kein Zweifel mehr. Gott sei Dank habe ich ein gutes
Gewissen, ich habe ihn rein und ordentlich gehalten und seine Wirtschaft
besorgt, als ob sie meine eigene sei. Ja, und nun habe ich schon mit
dem Tischler gesprochen, daß er den Sarg fertig macht.“

„Sie sind wohl verrückt, wie können Sie den Sarg früher bestellen,
als der Mensch kalt ist.“

„So gehört es sich nach meiner Ansicht, damit in der Trauer
kein Nennen und Sorgen ist. Wenn die Leute klug wären, bestellte
sich jeder bei Lebzeiten seinen Sarg.“

„Mir scheint, daß Sie beinahe zu klug sind, Kathrin,“ sagte Jens
mit zweideutigem Lächeln. „Wie steht es mit dem Testament? Hat
Jakob der Schusterstochter etwas vermacht?“

„So was kann mir doch nicht passieren. Er hat ja genug davon
gejaset, aber wer

achtet auf das
dumme Zeug, das
Schwerkranke zu-
sammenschwagen.
Ich habe hier
alles zusammen-
gehalten, nun will
ich auch meinen
Lohn haben. Ver-
wandte sind nicht
da außer mir.“

„Aber er hat
die Lise doch
heiraten wollen?“

„Wenn ich es
erlaubt hätte ...
nicht wahr? Ich
hatte geschworen,
daß sie sich nicht
haben sollten. —
Was wäre dann
aus mir gewor-
den?“

„Na, die kleine
Wiebestube ist doch
gar nicht so un-
eben.“

„Danke bestens,
man setzt sich
nicht auf den
Misthaufen, wenn
man auf dem Sofa

sitzen kann,“ entgegnete die lange Kathrin spitz.

„Na, denn nicht; ich danke auch für den Fuhrlohn und die kleine
Herzstärkung. Soll ich den Doktor nicht noch einmal holen?“

„Er wird die Nacht wohl nicht mehr überleben; wenn ich wüßte,
daß er leichter stürbe, könnten wir ihn auf den Fußboden legen.“

„Was das Weibervoll für Einfälle hat,“ knurrte Sens. „Lassen
Sie den armen Jakob gefälligst in seinem Bett, er wird auch so tot
bleiben.“

Und er starb. —

Am nächsten Morgen ging die lange Kathrin mit einem schwarzen
Tuch über dem Kopf und anständig rotgeweineten Augen zum Pfarrer,
um den Todesfall zu melden. Sie bestellte den Totengräber, das
Blodengeläute und was weiter zum Gepränge eines Leichen-
begräbnisses gehört, zuletzt ging sie zum Tischler. Der Sarg war fertig
und sollte in der Dämmerung gebracht werden. Es war förmlich ein
Festtag für die lange Kathrin. Wohin sie kam, wurde ihr etwas
Schönes vorgelegt. Jeder wollte wissen, ob Jakob noch viel aus-
gehalten hätte, ob er das Abendmahl genommen hätte, ob er

Schwiegermutter ihm einen Sechser auf die Augen gelegt und ihm
ein Tuch über das Kinn gebunden hätte, ob auch die Bibel und die
Schere auf seiner Brust lägen, damit der Böse keine Macht über ihn
bekäme. — Ja, sie hatte alles besorgt, wie es sich gehörte. Aber sie
sei so graulich und hoffte, daß jemand ihr nachts Gesellschaft leisten
würde. Jeder brachte eine Entschuldigung vor, schließlich erbot sich
die Schusterstochter Lise, die bei ihrer verheirateten Schwester diente,
zu diesem Liebesdienste.

„Du bist ein prächtiges Mädchen,“ meinte die Alte etwas beschämt.
„Ich will dir auch ein schönes Andenken heraussuchen.“

Lise half traurigen Herzens ihren Liebsten in den Sarg legen.
Die Tränen fielen auf die billige Totendecke. Allerdings war es ein
kleiner Trost für sie, daß der Schneider nun wenigstens keine andre
heiraten konnte. Sie gab ihm einen Myrtenzweig von ihrem
Bäumchen in die Hand und ging ins Wohnzimmer, wo ihre Schwester
ein Trauerkleid für die lange Kathrin schneiderte. Die Alte hantierte
inzwischen in der Küche. Sie hatte Kaffee gekocht und trug nun Brot,
Butter und Honig

auf. Die Uhr schlug
zwölf, als sie sich in
unpassend rosen-
roter Stimmung
zur Mahlzeit an
den Tisch setzte.
Draußen blies ein
scharfer Septem-
bersturm, die bei-
den Falglichter
flackerten hin und
her, die Lampe
qualmte, und ein
heftiger Platzregen
machte die Geister-
stunde noch un-
heimlicher.

Kathrin hob die
Kanne und goß
die erste Tasse
Kaffee ein. Sie
war im Begriff
die zweite zu fül-
len, als sich die
Tür langsam öff-
nete — und der
Schneider im Lei-
chenhemde auf der
Bildfläche erschien
und mit Grabes-
stimme flüsterte:
„Mich friert, gebt

mir auch Kaffee.“ Dann fiel er wie eine gekentete Fahne in einem
Haufen zusammen.

Glücklicherweise hörte ein vorübergehender vernünftiger Mann
das Geschrei der drei Frauen. Er lief hilfsbereit in die Stube und fand
alles im schrecklichsten Wirrwarr.

Der Kaffee floß in Strömen auf der Erde, der Tisch war um-
gestoßen, die Lichter lagen erloschen auf dem Boden, die Frauen
waren in Ohnmacht gefallen und die Leiche wieder lebendig geworden.
Die beiden Schwestern kamen wieder zum Bewußtsein, nur die
Schwiegermutter blieb mausetot. Der Schreck hatte sie überwältigt.

Sie wurde in den Sarg gelegt, den sie voreilig für ihren
Schwiegerjohn bestellt hatte. Somit war sie vielleicht die einzige,
die sich selbst Sarg und Leichenbekleidung, Grab und Glodengeläute,
ja sogar den Leichenschmaus besorgt hatte.

Der Schneider genas völlig von seiner schweren Krankheit.
Als die Weiden und Schlüsselblumen blühten, führte er seine Lise
zum Traualtar. Er war glücklicher als je zuvor im Leben und arbeitete
buchstäblich für zwei.



Eine kühne Skitour italienischer Genietruppen.

Carl Meich & Co.

Einige 60 Mann vom 4. Alpenregiment brachen mit Skiern um Mitternacht, 7. Februar, vom La Thuile (1441 Meter) auf, kamen um 4 Uhr 30 Min. im Rifugio S. Margherita (2409 Meter) an, wo sie Kaffee tranken, gingen über den großen Gletscher des Rutor und erreichten die Spitze des Rutor (3486 Meter) um 12 Uhr 30 Min. Abends um 7 Uhr, also nach 19stündigem Marsche, waren sie wieder ohne jeden Unfall in La Thuile. Von den sechs Leutnants vollführten Baratono und Croce außerdem noch ohne Führer eine Besteigung der Becca di Lago (3395 Meter).

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 10.

Düsseldorf, 8. März

1915.

Von den russischen Rüstungen.



Besichtigung der neuen Kriegsautomobile durch den Zaren in der großen Reitbahn in Petersburg. Crampus, Paris.

Seit Beginn des Balkankrieges hat das russische Kriegsministerium mehrere Millionen für Transportwagen und Automobile ausgegeben, um für jede Eventualität gerüstet zu sein. Nach der jetzigen Besichtigung wurde das obenstehende Gruppenbild aufgenommen. In der Mitte der Kaiser von Rußland Nikolaus II. (1); zu seiner Linken der russische Kriegsminister General Suchomlinow (2); der Oberkommandierende der Automobilabteilung (3); zur Rechten des Zaren, die vordere Reihe um Haupteslänge überragend, der Generalinspekteur der russischen Armee Großfürst Nikolai Nikolajewitsch (4); vor ihm der Generalstabschef General Shilinski (5).

Die weiße Frau.

Von A. Trinius.

Der junge Maler hatte Pinsel und Palette längst sinken lassen. Vor ihm auf dem Gestell stand ein Leinwandkarton, der die angefangene Skizze einer malerischen, von Hochwald umschlossenen Felsenburg zeigte, deren Original sich drüben, nur durch ein tiefes Tal getrennt, vom goldenen Abendlichte beleuchtet, zaubrisch abhob.

Seine Blicke gingen wie suchend über das gewellte Bergland fort und dann kehrten sie fast schon zurück und blieben an der schönen Frauengestalt haften, welche ein Stück vor ihm hart an der hier steil abfallenden Felsenkante saß, die beiden Arme über den hochgezogenen Knien gefaltet. Sie mußte wohl diesen stillen Blick empfunden haben. Denn jetzt wandte sie plötzlich ihren Kopf zu ihm hinüber. Ein blaßes Gesicht, das von zwei tiefgehenden, graublauen Augen fast beherrscht wurde.

„Fleißig sind Sie heute nicht, Herr Grafunder?“ lächelte sie.

Eine leichte Blutwelle schob über seine frischen Züge. Erst wollte es scheinen, als gedächte er, die Arbeit wieder aufzunehmen. Dann aber ließ er Pinsel und Palette in das Moos gleiten, erhob sich und näherte sich ihrem Plaze, worauf er sich neben ihr niederließ. „Schelten Sie nur, liebste Frau!“ erwiderte er. „Ich muß ja doch stillhalten. Denn etwas Stichthaltiges wüßte ich in der Tat nicht zu meiner Entschuldigung vorzubringen.“

„Und doch drängten Sie heute hier hinauf!“ fuhr sie fort. „Ihr Maler seid doch unberechenbar!“

„Gewiß, alte Schuld an Ihrem Gatten wollte ich endlich einlösen. Seinen Lieblingswunsch ihm erfüllen, indem ich ihm das längst versprochene Bild seiner stolzen Feste endlich als Gabe des Dankes für all die lange Gastfreundschaft darbringen könnte.“

„So dürfen Sie nicht reden! Sie wissen ja allein, daß wir Ihnen weit mehr zu danken haben. In unserer entsetzlichen Einsamkeit fassen wir jeden bei den Händen, der sich uns ahnungslos nähert, halten ihn fest, damit er uns nicht wieder so rasch entschlüpfe — wir sind Egoisten!“

„Wer ist das nicht? Als Wandersmann zog ich hier vorbei, blieb hängen, und Ihre Güte, Ihre Geduld ließen es mich nie merken, daß es ein Fremdling war, der neugierig und Einlaß heischend an das Burgtor damals klopfte. Jetzt habe ich bereits das Zähnen der Wochen verlernt, daß ich bei Ihnen haufe. Fast wie verzaubert komme ich mir oft vor!“

„Wir werden Sie aus diesem Zauberschlafe gewiß nicht aufwecken. Ein Künstler

muß sich frei fühlen! Er steht über der Menge, die sorgsam Stunde für Stunde abwägt, ob sich auch des Tagewerks Maß erfüllt.“

„Und doch hatten Sie Grund, mich an mein Uebermaß von Fleiß zu erinnern? Aber es kommen Stunden, wo es wie Musik in der Luft liegt, wo wir uns machtlos Stimmungen hingeben, die unser ganzes Sein gefangen nehmen. Sehen Sie doch nur dort drüben! Wie in Flammen einer andern Welt steht das Firmament, als würden dort drüben Schlachten geschlagen, tobe Aufruhr, erklingen Waffenlärm und heißes Ringen. Und in diesen lohenden Tumult, da ragt Ihre Burg ruhig, groß, feierlich wie eine unantastbare Insel des Friedens hinein. Wundervoll!“

„In der Ruhe eines Kirchhofes!“ erklang es fast unbewußt von ihren Lippen leise.

„Tat ich Ihnen weh?“ — Sie schüttelte das Haupt.

„Das taten Sie noch nie!“ entgegnete sie dann. In diesem Augenblicke löste sich ein kleiner Stein unter ihren Füßen und sprang darauf in immer heftigern, weitem Sägen den steilen Hang hinab.

„Rücken Sie lieber ein Stück weiter hinauf!“ sprach er besorgt. „Es ist nicht ganz ungefährlich hier!“

„Was tut's denn? Einmal —“ Sie krampfte die Hände fester ineinander, und dann stieß sie plötzlich, ohne ihn dabei anzusehen, heraus: „Sie werden hier bleiben! Sie gehen nicht fort! Hören Sie? Wenigstens nicht in nächster Zeit! Diese Einsamkeit tötet mich noch!“

„Burgfrau!“ Er legte leicht seine Rechte auf ihre Hände. Da kam es wie ein Feuerstrom über sie. Laut lachte sie auf. Es war ein Lachen, wie gemischt aus Spott und Schmerz.

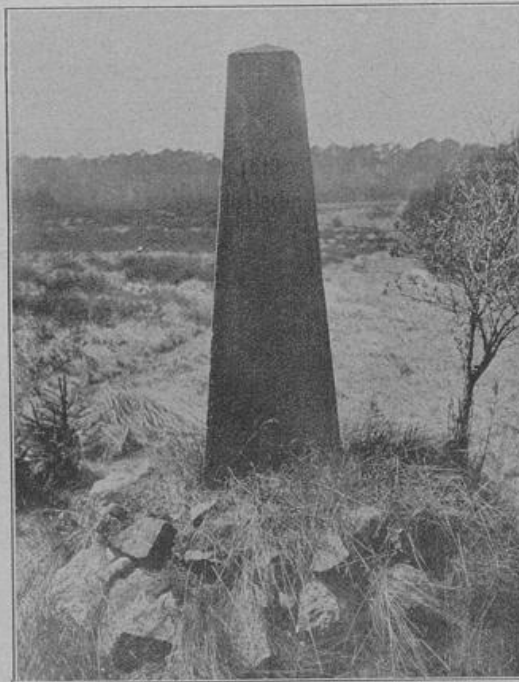
„Burgfrau! Ha, das klingt so stolz! Burgfrau, mit deren Glück niemand tauschen möchte, wenn er es nur wüßte! Die da unten im Bahnzuge bei uns vorbeisaußen, die werden uns neiden, schauen sie empor zu unserm Edelstige. Da wohnt das Glück! wird so mancher sagen. Das Glück! Ha! Ich besaß es auch einmal wie Goethe singt. Aber nun ist's mir aus den Händen geglitten!“

Er hatte den Kopf gesenkt. Nun hob er ihn wieder und sah ihr still und fragend ins Antlitz. Etwas Besremden und Besangeneheit mußte wohl aus seinen Blicken zu ihr sprechen. Denn jetzt erwiderte sie diesen Blick. Doch aus den ihren blickte es wie lange angesammelte Blut, verhaltener Haß, schoß es auf wie Empörung und Heischen nach Rache und Recht.

„Auch Sie werden mich natürlich nach dem allgemeinen Gesetz

Zum 25. Todestag Kaiser Wilhelm I.

(9. März.)



A. Juchs, Berlin-Wilmersdorf.

Ein Denkmal zur Erinnerung an die Errettung Kaiser Wilhelm I. aus Lebensgefahr.

Ein fast unbekanntes Kaiser-Wilhelm I.-Denkmal an einsamer Stelle im Waldrevier befindet sich in der Nähe von Kante, nördlich Berlins. Ein schlichter Obelisk mit der Inschrift: 1819, 16. Dezember bezeichnet die Stätte, wo Kaiser Wilhelm als Prinz dem Tode knapp entging, als auf der Jagd sein Jagdgewehr plakte und ihm zwei Fingerglieder abriß. Der Jagdherz ließ später jenen schlichten Obelisk setzen, dessen Bedeutung die seltenen Besucher der Waldeseinsamkeit nicht kennen, wie ja auch jene Verletzung nur einem kleinen Kreise bekannt war und als Geheimnis gehütet wurde.

unendlich glücklich schätzen. Warum auch nicht? Ein Königsschloß steht mir und dem Gemahl zur Verfügung. Jeder Wunsch, den ich nur andeute, erfüllt sich wie im Märchen. Ich poch' auf Reitsperde.. in ein paar Tagen wiehern sie vor meiner Tür. Ich hege in Laune den Appetit nach den erlesensten Genüssen des fernem Auslandes.. alle Telefone und Telegraphen spielen nach Nord und Süd. Statt Renaissance wünsche ich mein Zimmer in Empire eingerichtet zu sehen.. die erste Firma der Hauptstadt beeilt sich, mir diese Laune zu erfüllen! Ich bin so namenlos glücklich!"

Wie ein Schütteln lief es über ihren Leib. Sie schlug für ein paar Herzschläge lang ihre Hände vor das Gesicht, dann gab sie dies wieder frei.

"Nicht wahr, ich bin Ihnen eine wunderliche Frau? Wer mich sieht, wer meine Lebensführung beobachtet, der glaubt nicht daran, daß ich wie ein Vogel im goldenen Bauer flattere, unsichtbar, aber fühlbar mir der Faden am Fuße nachschleift. Ein Weib, das man mit Liebe füttert und das sich doch eine Gefangene dünkt! O wie beneide ich Sie! Hinaus in die Welt dürfen Sie schwärmen! Kein Haus, keine Kette nach sich schleißend! Wenn ich broden am Fenster sitze und höre zuweilen den Sang vorüberziehender Burschen, dann schnür' ich mir die Kette zu, dann möchte ich alles hinter mir lassen und mit denen da unten hinaus wandern! In die Weite! In das Glück!"

"In das Glück! Burgfrau, wo wohnt das Glück? Wo hat es dauernd Heimat? Ich bin gewandert über die Alpen, im Lande der



Vom Besuch des dänischen Königspaares in Berlin am 24. Februar: Die deutsche Kaiserin und die Königin Alexandrine, geb. Herzogin zu Mecklenburg. Intern. Illust.-Verlag.

Schönheit, und dann wieder broden längs der Fjords im Norden. Wo wohnt das Glück? Wir müssen es doch wohl woanders suchen... in uns selbst."

"O Sie Prediger in der Wüste! Wie ein Kind streifen Sie noch durch das Leben hin... das Schicksal hat Ihnen noch nicht die Augen aufgemacht!"

"Was tut's? Dafür habe ich das, was andere suchen! Vielleicht ist's auch gut so, daß mir die Binde noch nicht fiel!"

"Ich trug sie auch einmal, damals, als ich nur Glück im Busen trug! In schrankenloser Freiheit bin ich aufgewachsen, drunten in der Krim. Dort in den unendlichen Weiten, wohin der Pesthauch der Kultur nur wie ein verwehender Atem geht, da durste ich Kindheit und Freiheit in eins genießen. Sie kennen nicht die Poesie der Krim?"

Wenn im Frühling das große Erwachen anhebt, alles in Grün und bunter Blumenpracht steht. Und wenn Sie da Tag für Tag hinein in diese Wonne reiten, sie hört nicht auf, sie nimmt kein Ende! Als sei der Himmel zur Erde niedergesunken! Dort war ich



Vom Besuch des dänischen Königspaares in Berlin am 24. Februar: Kaiser Wilhelm und König Christian X.

frei! Mein Pferd und ich aus einem Leibe! Hussa! Mit niemand hätte ich tauschen mögen! Und... Ich war mit den Eltern in Odessa längere Zeit zu Besuch... Da kam er eines Tages in unser Haus. Er war auf der Jagd nach Altertümern... Seine einzige Leidenschaft. Er war ein schöner Mann, wie er es heute noch ist. Das Fremdartige, sein Werben, die Sehnsucht nach dem Neuen... ich ließ mich betören... ich ward sein Weib!

„Die Burgfrau vom Wildenstein!“

„Ja! So ist es! Die weiße Frau, wie man mich seit meiner Ankunft im Dorfe nennt! Er hatte mich zuerst in dem weißen Gewande mit russischer Verbrämung kennen gelernt. Ihm zuliebe muß ich nun dieses Kleid oft tragen. Er hatte mich für sein Schloßinventar ausgewählt, wie er irgenbeinen alten Schrank, eine Heiligenfigur, einen Gobelin mit seiner Leidenschaft erwählt haben würde. Weiter bin ich ihm nichts wert.“

„Burgfrau! Sie sind grausam!“

„Meinen Sie? Gahaha! Ich war unerfahren, da ich ihn nahm. Er trägt mich scheinbar auf Händen, wie er eben jeden andern Lieblingsgegenstand seiner Kunstsammlungen schonen würde. Aber er rührt mich nicht an. Wir gehen aneinander vorbei! Ich könnte die größten Schlichkeiten begehen, kein Jörn würde ihm die Peitsche in die Hand drücken.

Wahrlich, ich sehne mich zuweilen nach einem Faustgriff, anstatt nach dieser gleichbleibenden Sanftheit. Ich muß statt Wein fade Limonade trinken. Wenn's noch frisches Wasser wäre.

Stundenlang vergilbte Urkunden, Reste alter Ofentacheln mit Verzückung anstarten, während sein Weib durstig daneben steht.

Es fordert den Wahnsinn heraus! Taten möchte ich sehen, nicht immer nur dieses Hindämmern in Nirwana! Wer mich bezwingt, mit Jauchzen würde ich mich der Herrschaft beugen! Eine schwüle Pause war entstanden. In dem Weibe, das soeben einen Einblick in sein Innerstes gewährt hatte, wie in dem Hörer rang es sichtlich bis in alle Tiefen. Endlich brach der Maler das Schweigen.

„Frau Maria,“ sagte er traurig, „das habe ich nicht geahnt!“

„Wie es eben keiner ahnt!“ rief sie aus. „Und daß ich's nicht hinausschreien kann, daß ich stillhalten muß... das ist mein Elend! Das bringt mich noch zur Verzweiflung!“ Sie tastete nach seiner Hand. Dann fuhr sie wie bittend fort: „Nun werden Sie es wohl begreifen, wenn ich Sie vorhin bat, doch zu bleiben? Ich brauche einen Menschen, dem ich mich erschließen kann... der mich versteht... mich stützt, wenn es sein muß!“

Er fühlte den leisen, heimlichen Druck ihrer weichen Hand, und ein Gefühl heraussteigender Bangnis und Seligkeit ließ ihn verstummen. Was für heißes Blut diese blasser Frau doch durch ihre Adern schießen ließ! Ihm war's, als ginge es in sein eigenes über, als klopfte eine seltsame Macht bei ihm an, der er unterliegen könnte... Er sprang plötzlich auf.

„Frau Maria! Ich glaube, wir müssen heim! Sie wissen, Ihr Mann hält auf pünktliches Abendessen! Es könnte auffallen... Und... ich bin sein Gast!“

Sie schloß für einen Augenblick die Augen. Dann erhob sie sich ebenfalls. Ihre Bewegungen hatten in dieser Minute etwas Müdes

an sich. Er hatte inzwischen sein Malerzeug zusammengepackt. So traten sie beide den Heimweg an. Es war ein durch dichtes Tannicht führender Saumpfad, der gerade nur für zwei Menschen Raum gewährte. Der Weg hielt sich an der Bergwand hin. Die Burg war den Blicken entschwunden.

Eine kurze Strecke gingen beide stumm nebeneinander. Dann schob sie plötzlich ihren Arm unter den seinen.

„Aber das werden Sie mir doch gestatten? Sie können sich ja ohnehin nicht wehren, da Sie beide Hände voll haben!“

Sie hatte ihre volle Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Nicht wahr, ich war vorhin nicht gut zu Ihnen? Antworten Sie mir doch! Was geht Sie im Grunde mein Schicksal an? Künstler brauchen kein schweres Gepäck! Wer's doch auch so gut hätte!“

„Frau Maria! Liebe Frau Maria!“

„Nun, was denn? So feierlich?“ Sie wandte ihm voll ihr Gesicht zu, daß ihre Augen nahe den seinen waren. Der leise Atem, der über ihre Lippen spielte, wehte ihm aufrührerisch über das Gesicht. „Wollten Sie nicht etwas sagen? Bitte!“ Wie schelmisch sie sich doch geben konnte! Unter ihren Blicken überkam es ihn wie mit einem Taumel. „Liebe Frau Maria! Nicht umsonst sollen Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt haben. Gewiß nicht!...

Ich verspreche Ihnen, wenn Sie es annehmen wollen, daß ich Ihnen in allen schweren Stunden nahe sein werde... daß ich Ihr Freund sein will, wenn Sie diese Freundschaft annehmen wollen... daß...“ „Die Hand drauf!“ rief sie. „Ach so! Das können Sie ja nicht! Da wir keine Urkunde ausstellen wollen, nur von Mund zu Mund... von

Herz zu Herz...“ Und auf einmal schlang sie ihre Arme um den jungen Mann, und ihre heißen Rippen preßten sich sekundenlang auf die seinen. Dann gab sie ihn frei. „So, nun haben wir das Siegel auf unser Bündnis gedrückt!“ Stumm gingen sie den Rest des Weges, bis vor ihnen die Burg in Sicht trat. Ihm war's, als wallten von allen Seiten lohende Flammen heran, die sie beide in eins verschlingen wollten. Auf dem Vorplatz am Burgtor erwartete sie bereits der Burgherr, eine hohe, schlank Erscheinung, aus deren dunkeln Antlitz ein paar müde, schweremüde Augen in die Welt blickten. Seine Stimme klang weich und milde, da er sich jetzt an den Maler wandte: „Nun, lieber Freund, tüchtig geschäft!“

„Ich denke, daß ich bald mein längst verpfändetes Wort bei Ihnen einlösen darf!“

„Und ich weiß nicht, soll ich Sie darum drängen oder zurückhalten! Denn wenn Sie fertig sind, wer weiß, ob dann nicht die Wandersehnsucht bei Ihnen wieder heraussteigt! Und Sie wissen gar nicht, was Sie meiner Frau und mir geworden sind! Nicht wahr, Maria?“ Er blickte erst seine Frau freundlich an und ließ darauf seine Blicke wieder zu dem Maler gleiten. „Jeder von uns beiden möchte Sie halten. Ich habe mich ja an die Einsamkeit gewöhnt, doch sie kann doch wohl die freie Krim noch nicht vergessen. Das liegt im Blute!“

Er henkelte sich rechts und links ein, und so traten alle drei in den innern Burghof, über dessen Zinnen und Wehrgang der letzte verblutende Glanz der sinkenden Sonne huschte. Es war ungefähr drei Wochen später. Als eines Morgens der Burgherr in sein



Fischfang unter dem Eise.

Während der Nordischen Spiele in Stockholm vom 8.—16. Februar fand am 13. Februar eine „Eisbrecherfahrt mit Fischfang in den Schären“ statt. Das Bild zeigt zwei Journalisten als glückliche Angler.

Arbeitszimmer trat, da stieß er einen leisen Schrei der Freude aus. Auf einer Staffelei, der Morgen Sonne zugekehrt, da stand das fertige Abbild seiner Stammburg. Die Flammenglut, welche hinter der turmbewehrten Burg wie in lohenden Farben aufschob, schien nur ein Widerspiel des Lichtes zu sein, das sich heute in vollen Breiten durch alle tiefen Fensteröffnungen des Schlosses Bahn brach.

Wie festgebannt stand der Burgherr vor dem Bilde. Von hohen Tannen eingerahmt, grüßte ihn die traute Stätte. Vorn aber am Gange, den Rücken ihm zugekehrt, da saß sein Weib im weißen Gewande, verträumt die Augen in die weite Berglandschaft gerichtet.

„Die weiße Frau!“ stammelte er. „Maria, mein Weib!“ Dann klingelte er nach dem Diener. „Ist Herr Grafunder zu Hause? Gut! Ich lasse ihn herzlich bitten, mich für ein paar Minuten aufzusuchen!“

Bald darauf tauchte die Gestalt des Malers im Rahmen der gotischen Bogentür auf. Herr von Wildenstein war ihm entgegengeeilt. Beide Hände streckte er ihm hin.

„Sie wissen gar nicht, was für eine Freude Sie mir heute morgen bereitet haben! Tausend Dank, lieber Freund! Und welch eine Überraschung... mein Weib mit darauf! Die weiße Frau! Die Burgfrau von Wildenstein, die sich heimlich wohl noch manchmal nach ihrer freien Krim sehnt, nach der Ungebundenheit der Steppe... und die gar nicht ahnt, was sie mir wert ist... wie sehr sie meinem Herzen nahe steht... wenn ich auch nicht den leidenschaftlichen Liebhaber zu wüthen verstehe! O wie ich Ihnen danke!“ Es sprudelte

nur so aus ihm heraus. So hatte ihn der Maler noch nie gesehen. Dann fuhr der Burgherr fort:

„Sie hat mir heute morgen geschrieben, daß sie heute abend aus der Hauptstadt heimkehrt. Eine Überraschung will ich ihr bereiten. Ja, ja! Freuen soll sie sich. Der Kantor hat mir längst nahegelegt, ob uns nicht seine Vurschen und Mädchen hier oben mal ihre Volkslieder singen dürfen. Es sind gute Stimmen dabei! Das soll sein!

Ein Fest will ich den Leuten geben! Es soll nicht immer so einsam hier droben sein! Meine Frau soll überrascht werden. Drinnen im Rittersaal! Sie helfen mir mit. Rasch etwas Tannengewinde... sämtliche Lichter und Wandkronen sollen brennen, das Kaminfeuer soll züngeln... Sie führen sie herein... Na, die Überraschung! Aber nun, warten Sie! Jetzt will mein Herz auch etwas haben!“ Wieder klingelte er. Als der Diener Wein und Gläser gebracht hatte, da schenkte er selbst ein, bot dem Maler das eine Glas dar und sagte, während ein Leuchten aus seinen Augen brach: „Ehelten Sie mich nicht



Von den Nordischen Spielen in Stockholm: Weltkulturlaufen auf Schlittschuhen, Selene Engelmana und A. Nejlström. Karl Ulich & Co.

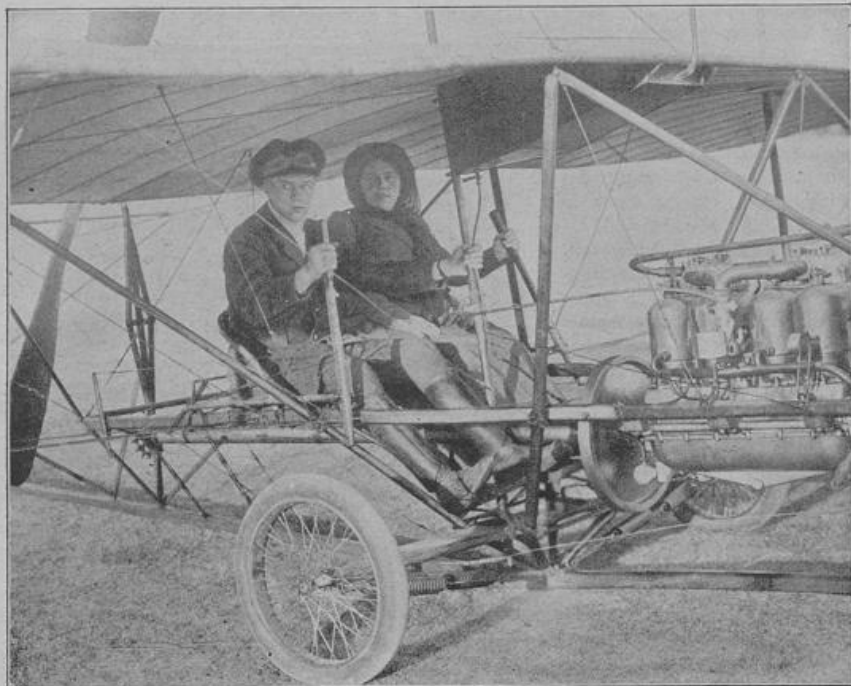


Von den Nordischen Spielen in Stockholm: Schlittschuhsegeln in den Schären.

in meiner Freude! Ich bin mit meiner Seele ein Einsamer. Solche unmobernen Menschen stellen es gewöhnlich etwas täppisch an. Klingt Sie mit mir an. Ich biete Ihnen in dieser Stunde meine Freundschaft an. Wollen Sie diese annehmen? Es mocht mich glücklich! Freundschaft soll auf Achtung beruhen! Und junger Freund: Lassen wir das Reden! Du auf du! Mir ist's ein Bedürfnis!"

Berwärt, befangen, dann aber die Hand ergreifend, schlug der junge Maler ein. Und wie sein Blick das gute, offene, freudensuchende Auge des gütigen Gastfreundes traf, da ging es wie ein Rad durch seine Seele. Da wußte er, was er diesem Manne in dieser Stunde geschworen hatte.

Es sollte eine Ueberraschung werden für die Burgfrau. Während sich in dem tannengeschmückten, großen Ritteraal die jüngere Dorfbewohnerschaft versammelte, ging unten am Fuße des Berglegels, welcher die Weste trug, der Maler am Bahnsteig der kleinen Haltestelle auf und nieder, auf Wunsch des Burgherrn, daselbst dessen Frau zu erwarten, welche mit dem Abendzuge einzutreffen dachte. Allerlei Gedanken schwirrten durch sein Hirn. Was war nicht in diesen letzten Wochen alles auf ihn eingestürzt! Aus dem Frieden der Arbeit und eines ihm so zusagenden Naturgenusses war er jählings aufgestört worden. In die Herzen zweier Menschen hatte er plötzlich Einbild nehmen müssen, Gedanken und Erkenntnisse hatten durcheinander gewirbelt, was bisher fest zu bestehen schien, an dem er blind und unberührt vorübergegangen war. In jener Abendstunde dort droben am Berge, da war es ihm jählings zur Erkenntnis gekommen, daß er dieses Weib seit langem liebe, daß ihr Bild in seinem Herzen einen Raum einnehme, daß, wenn nicht eine stärkere Macht eingreife, er nahe war, sich mit gebundenen Händen völlig dem Zauber zu ergeben. Mit ihrem Kusse hatte sie ihm die Erkenntnis erst völlig gewedt. Und nun stand er in der Abenddämmerung hier und wartete mit fiebernden Füssen auf sie, bereit zu tun, was ihm



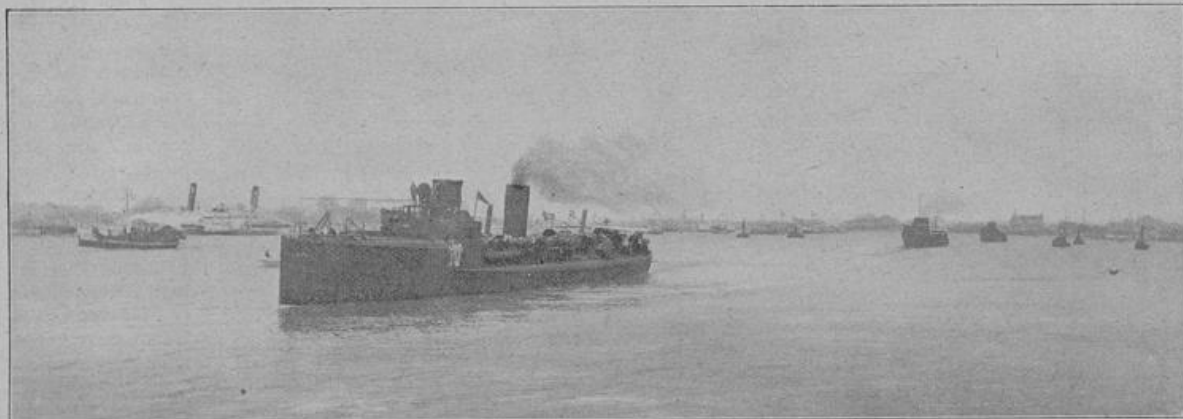
Bruno Werntgen mit seiner Mutter.

M. Schiffer, Jülich.

Der 20-jährige Flieger Werntgen ist am 25. Februar abends beim Probeflug mit seinem neuen Eindecker auf der Hangelaaerer Heide von etwa 50 Meter Höhe abstürzt und tot geblieben.

allein noch übrig blieb. Was aber mußte sie wohl glauben, wenn sie ihn zuerst bei ihrer Rückkehr erblickte? Künstler dürfen kein schweres Gepäd spüren, hatte sie selbst damals abends zu ihm gesagt. Und jetzt dünkte es ihm wie eine Last, die das Geschick auf seine Schultern gelegt hatte.

Mit feurigen Glutaugen schoß in diesem Augenblicke der Bahnzug um die Ecke. Noch ehe er vor der Wärterhütte anhielt, winkte dem Maler bereits eine weiße Hand entgegen. Und dann stand die Frau seiner verschwiegene Sehnsucht vor ihm in all ihrer bezwingenden Schönheit. Wieder sah er in diese unergründlichen Augen, wiederum wehte ihn der süße Duft ihres Lieblingsparfüms, als schmiegt sich weiße, weiche Arme um sein ganzes Wesen, der eigenartige Ton ihrer Stimme klang nach wochenlanger Trennung wieder an sein Ohr.



Torpedoboot S 178 untergegangen.

In der Nacht zum 5. März wurde drei Seemeilen südlich von Helgoland das Torpedoboot S 178 von dem Kreuzer York überrannt. Von der 83 Mann starken Besatzung sind 67 Mann ertrunken. Das untergegangene Boot war eines der drei Torpedoboote, die im Juli vorigen Jahres nach Düsseldorf zum Marinelongreß kamen.

„Ich wußte, daß ich Sie hier zuerst sehen würde!“ flüsterte sie, und ein wunderbares Lächeln suchte sich den Weg zu seinem Herzen.

Er schloß die Augen halb, als fürchtete er sich vor ihren Blicken, und erwiderte dann halb abwehrend:

„Ich tat es auf Wunsch Ihres Gatten, Frau Maria! Er war verhindert und so soll ich Sie zur Burg hinaufgeleiten!“

„Warum ließen Sie mich nicht weiter glauben, daß Sie aus eigenem Antriebe kamen? Warum so grausam? Ich sollte Ihnen zürnen!“ Wieder ein tiefer Blick, dann gab sie dem Bahnwärters Anweisung bezüglich ihres Gepäcks und schob darauf ihren Arm in den des Malers. Langsam schritten sie beide den steilen Bergweg hinan, der die stolze Beste trug. Inzwischen war die volle Dämmerung hereingebrochen. Aus

den grauschwarzen Schleiern heraus hob sich die Burg mit ihren Türmen und Zinnen, Giebeln und Erkern fast gespenstisch ab.

Ein paarmal hatte der junge Maler angefaßt, das Gespräch wieder aufzunehmen, doch dann schnürte ihm etwas Ungewisses, schwer Lastendes den Mund. Sie hatte die Lippen fest geschlossen. Ihre Blicke waren weit in die Ferne gerichtet, wie an jenem Abend,

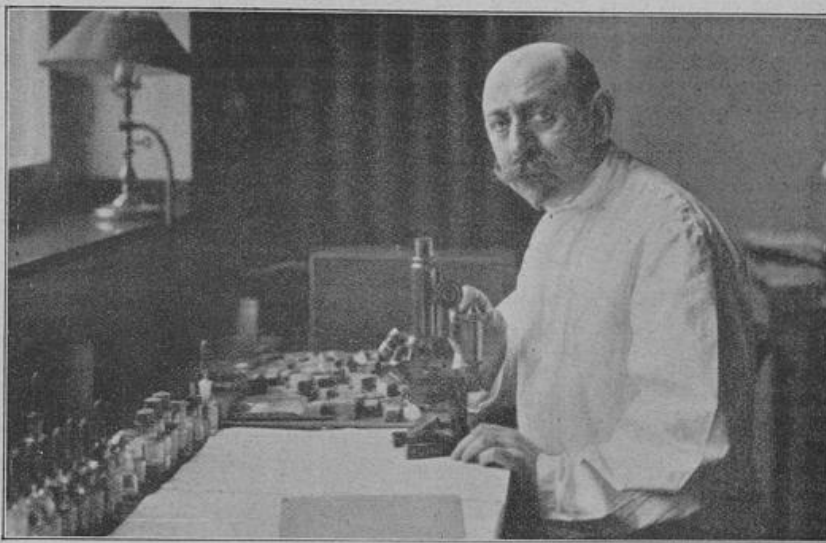
da die Leidenschaft bei ihr aus allen Fibern brach. Dann und wann fühlte er deutlich, wie ihr ein Zucken schüttelnd über den Leib fuhr.

So waren sie an einem Punkte des Weges angelangt, wo ein Mauerrest der untern Befestigung und der starke Stumpf eines Wachturms einen von wildem Gebüsch umspinnenen Winkel bildeten.

Die breitgespannte Krone einer Einzelbuche wölbte ein schirmendes Dach darüber. Aus dem Tale klang das eintönige Rauschen des Flusses herauf. Auf einmal blieb die Burgfrau stehen. Sie wies hinüber zu dem benachbarten Gipfel, über dessen schwerem mächtigem Tannenwald soeben die Mondfichel heraufstieg. Nun sagte sie:

„Dort drüben war's! Wissen Sie noch? Da kam's über uns beide! Feiertag hielt' er wir inmitten dieses trostlosen Einerleis. Da habe ich Ihnen gesagt, was Tausende andere verbergen aus

Feigheit oder in falscher Scham, daß mir die Kette nachschleift, daß ich ihr Klirren nicht mehr zu hören vermag, daß ich nach Freiheit schreie... daß ich... Nicht so fremd, nicht so! Herbert, du weißt nicht, wie ich in diesen Wochen gerungen habe! Nach der Hauptstadt bin ich geflohen, immer noch im Glauben, ich könnte abtun, was mich bald verfehrt. Vergeblich! Zwingt doch Liebe nieder: immer höher



Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Otto Lubarsch, P. Kölgen, Düsseldorf.

Direktor der städtischen Krankenanstalten in Düsseldorf, wurde zum Ordinarius und Direktor des Pathologischen Instituts an der Kieler Universität berufen



Die Reste des Teepavillons in New Garden, London, der am 20. Februar in Brand gesteckt wurde. Der Tat verdächtig sind zwei Suffragetten.

Newspaper Illustrations.

schlagen dir die Flammen über dem Kopf zusammen! Dich wollte ich fliehen, ihn wollte ich für immer lassen. Und nun mußte ich doch wiederkehren, da ich nicht mehr los von dir komme. Mache mit mir, was du für gut hältst. Wohin du mich führen willst, ich werde dir folgen. In wildester Einsamkeit soll dir mein Herz Altäre bauen! Nur laß mich hier nicht verderben! Es wäre schade um mein junges Blut."

Sie hatte ihre Arme wie an jenem Abend wieder um seinen Nacken geworfen. Ihre Lippen gruben sich in seinen Mund. Sie schluchzte und lachte zugleich. Er hielt ihren Kopf nun in seinen Händen, seine Finger wühlten wie vergessen in ihrem vollen, duftigen Haar, immer wieder drang sein Blick in den des Weibes, das sich ihm in dieser Stunde freiwillig angelobt hatte. Da drang wie aus weiter Ferne eine weiche, etwas müde Stimme an sein Ohr: „Sie ahnt es gar nicht, was sie mir wert ist! Wie sehr sie meinem Herzen nahesteht!"

Da fand er sich langsam wieder. Leise löste er ihre Arme von seinem Halse und nahm ihre Hände in die seinen. Seine Stimme erklang traurig, ernst: „Frau Maria! Liebe Frau Maria! So wie jetzt werden wir uns niemals wiedersehen. In jener Abendstunde habe ich dir versprochen, dir beizustehen, wenn es schwer über dich kommt. Nun löse ich mein Versprechen ein! Ich kann nicht zum Diebe werden an seinem besten Gute. . . an meiner eigenen Ehre! Fordere das nicht von mir! Heute morgen hat er mit seine Freundschaft angeboten, ein Bündnis, auf Achtung begründet! Seit heute morgen auch weiß ich, was du ihm wert bist, wie seine stille Seele an dir hängt! Droben harret er deiner in der Vorfreude, dir eine Freude zu bereiten. Und ich. . . ich soll dich ihm zuführen. Ich kann dich ihm nur aus reinen Händen wieder zurückbringen! Heute abend werden wir das Fest deiner Wiederkehr feiern. und morgen werde ich von dannen gehen. . . für immer!"

„Herbert!"

„Weil ich dich liebe, Maria! In dieser letzten Stunde soll es gesagt sein! Zu hoch und heilig siehst du mir, um zu vernichten, was an dir ein Gott in einer Feierstunde schuf!" Da senkte sie das Haupt. Im Glitter des Mondes sah er, wie es in silbernen Perlen langsam aus ihren Augen über ihr Gesicht niederrann. Stumm schritten sie das letzte Stück des Berges hinan. Im Burghofe blieb er stehen. Er sagte leise ihre Rechte und sprach: „So, und nun geh' hinein. Ich werde dich hier erwarten. Es ist sein Herzenswunsch, daß du sein Fest im weißen Kleide schmückst. Tu' es! Es macht ihm Freude!"

„Als weiße Frau!" nickte sie schwer.

„Ja, Maria! Als weiße Frau!"

Um das hochlobende Holzfeuer des tiefen Kamins im Hittersaale standen in buntem Durcheinander Burschen und Mädchen, festlich angetan, und harreten der Burgfrau. Der Burgherr ging wie in glücklichem Sinnen einher. Aus seinen Augen leuchtete ein warmer

Glanz der Freude. Und nun sprang die gotische Bogenpforte auf und aus dem Vorraum traten der Maler und die ersehnte Herrin. Ein hell brausender Gesang empfing beide. Der alte Kantor schwang sein Taktstäbchen und suchte mit beiden Armen fröhlich durch die Luft. Als der Burgherr sein Weib erblickte, da breitete er in plötzlicher Aufwallung beide Arme nach ihr aus.

Er schritt auf sie zu und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Dann schüttelte er dem jungen Freund die Hand.

„Bringst du mir sie wieder, lieber Freund?" Sein zärtlicher Blick wanderte von einem zum andern.

„Ja! Ich bringe dir den heiligsten Schatz deines Hauses!"

Solch ein Fest hatte die Jugend von Dorf Wildenstein lange

nicht gefeiert. Mit großen, staunenden Augen wanderte das junge Volk in dem Riesensaal einher, all die hier aufgespeicherten Wunder und Sehenswürdigkeiten bewundernd. Brauwürste und frisches Bier ließ man sich munden. Dazwischen erklangen wieder muntere und wehmütige Weisen in buntem Wechselfange.

Die Burgherrschaft und der junge Maler hatten sich unter das Volk gemischt und plauderten mit ihm, während der Diener am Faße unaufhörlich die sich ihm entgegenstreckenden Tonkrüge frisch füllte. So verannen die Stunden. Als es einmal wieder still ward, gleich darauf die alte Volkswaise:

„Es waren zwei Königsfinder, Die hatten einander so lieb. . .“ durch den Saal scholl, da schaute der Maler unwillkürlich auf. Die Burgherrin war verschwunden. In einer der tiefen Fensternischen, halb von einem lang wallenden Vorhang geborgen, da saß sie in einem hochwängigen Kirchenstuhl, das Haupt in die eine Hand gestützt, mit der anderen die Augen bedeckend. . .

Als der Burgherr am nächsten Abend von einem kleinen Ausfluge aus der Nachbarschaft heimkehrte, fand er von dem Maler ein Schreiben vor, worin dieser meldete, daß ihn ein Telegramm wichtigen Inhalts nach München gerufen habe. Eine große Aufgabe hatte

bort seiner. Er dankte für alle Liebe und bat, ihm die Sachen nachsenden zu wollen. Frau Maria war an diesem Tage unsichtbar geblieben.

Herbert Grafunder hat niemals wieder auf Burg Wildenstein angelockt. Still kommen und gehen da oben die Tage und Jahre wieder dahin. Zuweilen sieht man hart an dem niederen Mauerfraz, der nach dem Tal zu das Burggebiet abschließt, eine weiße Gestalt ruhig stehen. Sie lauscht dem Tosen und Rauschen des Flusses, der sich drunten durch das enge Tal und über ein Wehr Bahn bricht. Und dann blickt sie hinüber nach dem benachbarten Berggipfel. So sieht sie, bis der Abend von den Höhen niedersteigt.

Wenn dann drunten im Dorfe Bewohner sie schauen, so geht es von Mund zu Mund wie ein eigenartiges Geheimnis:

„Da steht sie wieder! Die weiße Frau!"



Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten:

Amseinführung des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika vor dem Kapitol in Washington. Underwood & Underwood.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 11.

Düsseldorf, 15. März

1915.



Zum Besuch des Kaisers auf Helgoland.

Borbeck, Berlin.

Am 3. März weilte der Kaiser auf Helgoland zur Besichtigung der neuen Fortifikationsanlagen und Schutzbauten. Das Bild zeigt eine der neuen, auf Staatskosten aus mächtigen Granitquadern in vierfacher Mannshöhe errichteten Mauern, mit denen die roten Sandsteinfelsen gegen die Vernichtung durch die Wogen der Nordsee geschützt werden. Ferner ist zu dem gleichen Zweck eine um die Insel herumlaufende Schutzmauer in Arbeit, welche in fünf Meter Entfernung von dem ausgewaschenen Küstengestein errichtet wird. Bemerkenswert sei noch, daß Photographieren auf der Insel streng verboten ist; unser Bild wurde mit Genehmigung der Kommandantur hergestellt.

Der findige Dackel.

Eine humoristische Erzählung von Hans Hottenrott.

Das Jahr 1842 ist für Burg doppelt wichtig. Erstens wütete im August und September die Cholera in seinen Mauern und raffte ganze Familien dahin, zweitens aber wurde im Winter desselben Jahres dem Küster ein Schwein gestohlen, das später unter eigentümlichen Umständen wieder aufgefunden und fröhlich verzehrt wurde.

An einem kalten Dezembervormorgen — kurz vor Weihnachten — des Jahres 1842 verkündete das laute, heisere Kreischen und Quielen eines Schweines, daß man ihm nach seinem Leben und fetten Speck trachten wolle. Zwar lag noch tiefe Nacht auf den Häusern des Städtchens Burg und in den Tälern der kristallklaren Wupper, die sich an den hohen Felsen vorbeidrückt wie ein Spigbube. Und doch war das Klüpfchen damals mit einem reinen Gewissen behaftet und mit klarem Wasser, während es heute seinen niederträchtigen Geruch aufdringlich breit und offen durchs Land trägt, ein Beweis, daß das Laster frech und schamlos ist. Denn hätte die Wupper nur ein bißchen Ehrgefühl, würde sie sich nicht in solch abscheulicher Weise den Menschen in Nase und Augen drängen.

Also wie gesagt, in Burg war es noch dunkel, als das arme Schwein mörderisch um sein bißchen Leben schrie und die Nachbarn neugierig an den Fenstern standen und taxierten, wieviel Zentner es wohl hinterlassen würde. In der Tat. Es konnte wohl gegen viertelhalb Zentner wiegen. So taxierte Daniel Lüte, der dabei stand und wohlwollend kritisierte. Denn beim Staspielen und Schweine-schlachten fehlen nie die Zusatzer.

Daniel Lüte, seines Zeichens ein armer Weber, dafür aber mit Kindern reich begnadet, stand und gab gute Ratschläge. Und der Küster, der wenig oder nichts vom Schweine-schlachten verstand (er war noch jung und hatte erst kürzlich geheiratet), hörte fleißig zu, nickte und versprach, die verständlichen Worte seines Nachbarn zu beherzigen. In Gedanken suchte er ihm dafür schon die d'äste Mettwurst aus und machte sie ihm zum Präsent.

„Ja, nun hört mal, Nachbar,“ belehrte der Weber, „wenn das liebe Schweinegut, wie Wurst Speck und Schinken, genugsam geräuchert ist, dann tut Ihr wohl daran, es noch ein oder zwei Abende an die frische Luft zu hängen. Wenn möglich, auch noch des Nachts. Ich sage euch, Nachtluft macht den Schinken saftig und die Würste gewürzig. So im Februar — März — dann ist die beste Zeit. Solange müßt Ihr euch den Appetit schon noch vorgehen lassen. Aber nachher — nachher!“

Der Küster nickte und gelobte hoch und teuer, nach dem Rezept des guten Nachbarn zu verfahren.

Unter solchen Gesprächen hauchte das arme, unglückliche Schwein sein Leben aus, wurde zu Wurst gehackt und mit Salz, Pfeffer und Gebäck in die Därme gefüllt. Schinken und Speck lagen in die Lake. Und als der Weber sah, daß alles nach seiner Anordnung vor sich gegangen war, ging er händeringend, — als gehörten die vielen Würste und Schinken, die er hatte machen sehen, ihm selbst, in sein kleines Häuschen mit den Lehmwänden und rief: „Mutter, Mutter — es macht sich — es macht sich.“

Seine Frau sah ihn groß an und wußte nicht, was sie machen sollte. — — —

Der Februar war ins Land gezogen, die Lerchen stiegen zum Himmel und kündeten den nahen Frühling, die Wupper brachte Hochwasser, die weißen Käpchen hingen an den Weiden auf den täglich grüner werdenden Wiesen, und der Küster holte auf Geheiß des Webers Daniel Lüte seine Würste und Schinken aus dem Rauch.

„An die Luft damit, Küster — an die Luft, sage ich,“ rief der feindliche Nachbar.

Es war Abend, als der Küster, reichbeladen mit Würsten, aus dem Schornstein kletterte und triefend vor Anstrengung und schwarz von Ruß und Rauch seine gern getragene Last auf lange Stangen in den Hof ging. Gott, das war eine Wonne. Da waren je zwei mächtige Schinken und Speckseiten, gegen fünfundsiebenzig dufende Leberwürste — ohne Mehlsatz, nur reines Fleisch —, zwanzig dicke Blutwürste und dreißig Mettwürste und fünf mächtige Säulen. Dem Küster lief das Wasser im Munde zusammen, wenn er diesen Reichtum

betrachtete und an die Genüsse dachte, die seiner warteten. Seine schmalbrüstige Frau lief an den Stangen auf und ab wie eine Denne, die gern ein Ei legen will, und zählte zum zweiundvierzigsten Male die Häupter ihrer Lieben.

Der Weber nur tat furchtbar gleichgültig. Gott, er hatte schon so viel Schweine geschlachtet, wie er dem Küster erzählte, daß ihm der Anblick von einem Regiment Würsten gar nichts Neues mehr war. „Küster — so was rührt euch gar nicht mehr, wenn Ihr erst so alt wie ich seid. Gott, was sind so'n paar Würste —“

„Hört Ihr mal, Weber,“ unterbrach die beleidigte Küstersfrau und wickelte ihre roten Hände in die Schürze, denn es war doch noch frisch, „hört mal, sprecht nicht von ein paar Würsten. Wir essen hiervon



Prinzregent Ludwig von Bayern und Staatssekretär des Reichs-Marineamts Großadmiral v. Tirpitz auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin.

Der Prinzregent besichtigte dort am 7. März sechzig Ein- und Doppeldecker, deren Parade in der Luft wegen des Sturmes unterbleiben mußte, sowie das Marineflugzeug L 1 in seiner Halle. Int. Ill.-Verlag.

das ganze Jahr — nicht wahr, Männchen? Und die dicken, großen Schlachtwürste heben wir auf, bis der Kluck ruft. Verstehst du? Ich kann dir sagen — du kriegst es mit mir zu tun — wenn — — —“

„Beruhige dich nur, liebes Weibchen, ich tue wie du willst.“

„Das tußt du eben nicht. Ich kenne deine Gefräßigkeit und weiß, daß bei dir keine Mäßigkeit ist, wenn du erst vor dem Tische sitzt. Aber den Schlüssel nehme ich. Aber meine Leiche kommst du zur Wurstammer — sonst nicht.“

Küster und Weber mußten dem Weibe, dessen Geiz bekannt in ganz Burg war, begütigend zusprechen.

„Und nun, Küster,“ wandte sich der Weber an diesen, „laßt euer Schwein die Nacht hier hängen an den Stangen. Ich sage euch — es wird euch nicht gereuen.“

„Wird gemacht, Weber, wird gemacht,“ schmunzelte der Küster. Und der Weber ging ebenfalls schmunzelnd von dannen.

Als am andern Morgen in aller Hergottsfrihe die Frau des Küsters aufstand und nach den Würsten sehen wollte, war alles — verschwunden, spurlos verschwunden.

Schreiend und klagend weckte sie ihren Mann und dann ganz Burg. Und keiner bedauerte das große Unglück mehr als der Weber, der sich offen als Urheber dieses furchtbaren Unglücks ansah, und den man halten mußte, sonst wäre er in die Wupper gelaufen.

Bürgermeister Kessler hatte alle Hände voll zu tun. Der Küster und seine Frau lagen Tag für Tag bei ihm und verlangten von ihm ihr Schwein zurück. Denn er sei für die Sicherheit in Burg verantwortlich. Also auch für ihre Würste und Schinken. Verlagen wollten sie ihn beim Minister. Abgesetzt sollte er werden und eingesteckt, weil er seine Pflicht nicht getan habe. Spießruten sollte er laufen und auf den Bod geschlakt werden. Für jede Wurst einen tüchtigen Hieb. Für jede Schinkenseite ein Duzend.

Da sie aber auch durch Prügel, und wären sie noch so zahlreich, ihre Würste nicht wiederbekommen hätten, so verzichteten sie auf die Reize des Bürgermeisters und zogen klagend und lamentierend Burg auf und Burg ab. Vor jedem Hause blieben sie stehen und ergingen sich in Lamentationen über ihr armes Schwein, das jetzt vielleicht schon in fremden Magen ruhen würde, und in Hornesausbrüchen über den Bürgermeister, der an allem Ubel schuld sei. Und hinterher, gleichsam als Echo, kam der Weber gezogen, schrie noch mehr und lauter als die Küsterleute und beschuldigte sich heulend und zähneklappernd als den eigentlichen Übeltäter

Gute Worte mußten ihm die Bürger geben, daß er sich kein Leid antat. Und die Küsterleute, selbst des Trostes bedürftig, mußten ihm gut zureden, damit er ruhig sein solle mit keinen Selbstanlagen.

Soviel Mühe sich auch der brave Polizeidiener gab, den ruchlosen Diebstahl zu entdeden, es wollte ihm nicht gelingen. Er hatte sich schon ganz abgehebt, und die Sorgen um seinen Polizeiruhm hatten ihm graue Haare gemacht. Aberall, wohin er kam, frag man ihn mit einem malignösen Lächeln nach Küsters Würsten. Gerade so, als ob er sie gestohlen hätte. Wenn das so weiterging, würde er bald das Zeitliche segnen, denn das Schwein ging ihm an die Nerven und fraß ihm das Herz ab. Der Bürgermeister aber ging gar nicht mehr

aus dem Hause, seitdem ihm mal die erboste Küstersfrau mit dem Hartenstiel — sie wollte gerade Henmachen gehen — gedroht und geschrien hatte: „Spazierengehen — ja, das könnt Ihr. Aber unser Schwein suchen — nee — daß könnt Ihr nicht. Na, wer weiß, warum man es nicht findet. Auch Bürgermeisters essen ja gerne Wurst.“

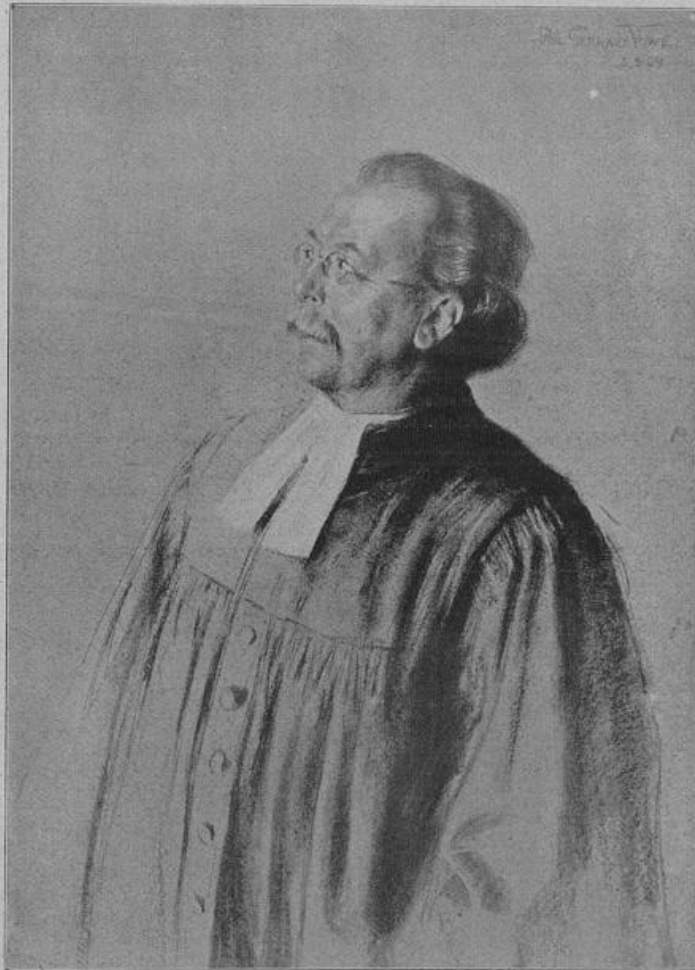
Das war gemein. Nein, das war noch mehr. Das war einfach — einfach verrückt. Aber das Schwein hatte das Weib um seinen Bestand gebracht. Und wie lange noch? Dann brachte es ihn auch um den seinen. Er traute sich also nicht mehr auf die Straße und begnügte sich mit einem Ausblick aus dem Fenster. Sah er aber die Küstersfrau von ferne kommen, fuhr er mit Entsetzen zurück bis an die hinterste Wand, wie vor einem bösen Geist.

Der Sommer verging, der Herbst kam, brachte aber keine Kunde vom Küsterschwein. Und schon war es wieder an der Zeit, daß grausame Musterung unter den zahlreichen Grunzern mit den lieblichen Ringelschwänzchen gehalten werden sollte, da passierte eines Tages etwas, was sich kein Mensch — auch nicht der phantasiereichste — träumen ließ. Des Bürgermeisters Dadel brachte eine Wurst angeschleppt.

Wie ein Sieger kam der Hund in das Arbeitszimmer des Bürgermeisters gestolpert, im Munde eine mächtige Schlachtwurst haltend, die ihm lang und dick zwischen den krummen Vorderbeinen hing.

„Insamigter Kötter,“ schrie der Bürgermeister entrüstet und grüßte nach seinem Spazierstod, „bißt du bei Müttern in der Speisetammer gewesen?“

Mit diesen Worten empfing der Gestrenge seinen Hund und wollte ihm das Fell verwalten. Doch kaum merkte das Vieh die schöne, ihn erniedrigende und tief tränkende Absicht seines Herrn



Pfarrer Karl Jatho. Nach einem Gemälde von P. G. Dove.
Pfarrer Jatho ist am 10. März an den Folgen einer Blutergußung gestorben.

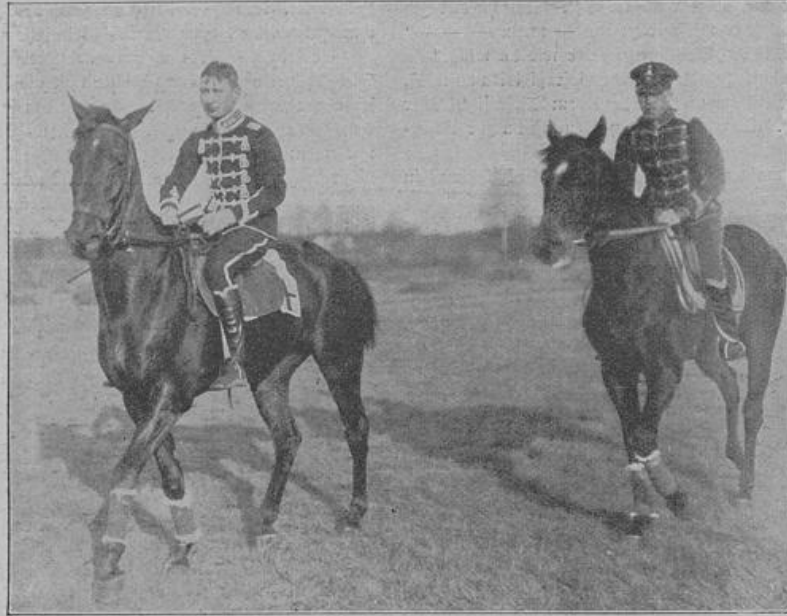
als er auch schon heulend die Wurst im Stiche ließ und kläffend zur Tür hinausfuhr wie ein geölter Blip.

Prüfend betrachtete der erzürnte Bürgermeister die Wurst. „So'n Spitzbube“, murmelte er und wog das Korpus delikti prüfend in der Hand, „sie wiegt mindestens ihre zwei Pfund. Wie er nur daran gekommen ist?“

Und er dachte noch über diese wichtige Frage nach, als der Dadel abermals hereingehnauft kam, diesmal mit einer allmächtig dicken Blutwurst im Rachen.

„Verdammt er Schinder, bist du des Teibels? Her mit der Wurst, bu nichtswürdiger Spitzbube!“ schrie der Bürgermeister erbozt.

Die Frau des Bürgermeisters trat eben ahnungslos ein. Und wie ein gereizter Bär ging der liebe Galte auf sie los.



Eröffnung der deutschen Rennsaison.

Int. Ill. West., Berlin.

Am 2. März fanden in Rathenow die ersten Rennen der Saison statt. Vorn der Sieger des Hauptrennens (des Preises von West-Havelland) Leutnant von Falkenhausen auf Max Gamb, dahinter der zweite Sieger.

Zu einem gewaltigen Hiebe holte der Erzürnte aus — Dadel aber entfloß wimmernd, wie einst David dem Speere Sauls. Mit einem Todeschrei galoppierte er zur Tür hinaus, daß ihm die Ohren um den ganz entsezt blickenden Kopf schlapperten.

Was hatte sein Herr nur? Vielleicht einen Dummtoller? Er brachte ihm Würste und sollte dafür schändlich mißhandelt werden. „Aber versuchen wir es noch einmal,“ dachte der kluge Dadel und zog mißmutig über die Strafe.



Zum Besuch der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise in Gmunden.

Berliner Ill.-Gef.

Der Herzog von Cumberland bricht mit seiner Familie zur Begrüßung der Kaiserin auf. Das Bild zeigt den Herzog (1), seine Gemahlin Thyra, geb. Prinzessin von Dänemark (2), mit ihren drei Töchtern Marie Luise, Gemahlin des Prinzen Max von Baden; Alexandra, Gemahlin des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, und Prinzessin Olga; ferner die Schwester (3) des Herzogs, Gemahlin des Freiherrn von Pawel-Rammingen; im Hintergrund der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (4) und Prinz Max von Baden (5).

„Zum Donnerwetter, Friederike, warum verwahrest du die Speisekammer nicht besser. Der Dadel, das Rabenvieh, schleppt dir alles fort. Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte er uns doch wahrhaftig um unjere besten Würste gebracht!“

„Würste? Du bist nicht gescheit. Wo habe ich wohl Würste in der Speisekammer? Ich glaube gar, bei dir ist's da oben nicht ganz richtig?“

Wieslegend tippte sie an ihre Stirn.

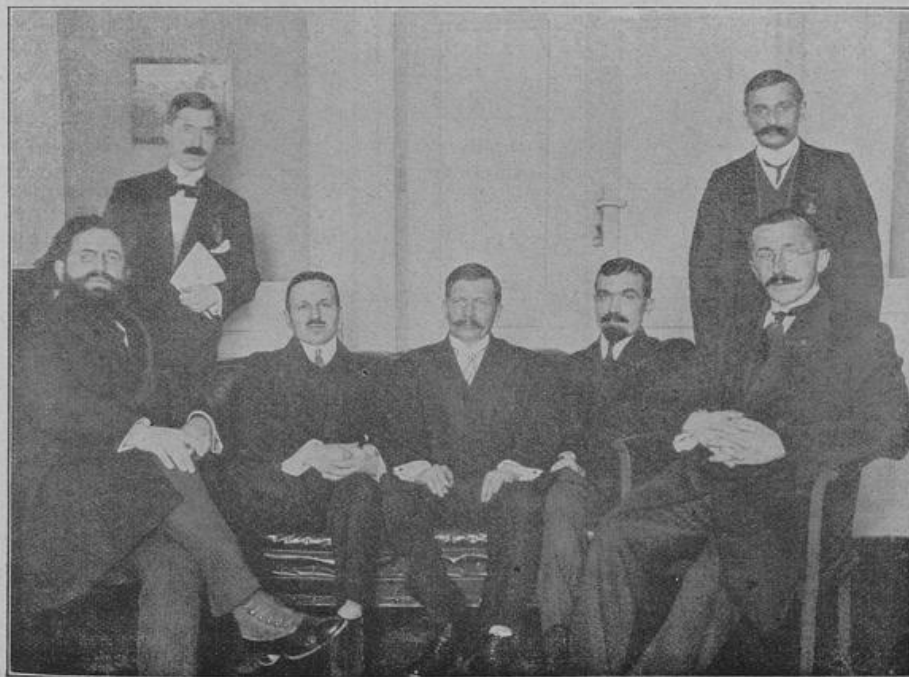
Das war aber dem Bürgermeister zu bunt. Dort lagen die beiden Würste, und trotzdem tritt das Weib — —

Und es brach ein Ungewitter am bürgermeisterlichen Ehemimmel los, desgleichen noch nie gehört oder erlebt war. Die Fuhrleute auf der Straße hielten an und horchten den kräftigen Donnerwettern zu.

Beinahe wären die beiden da drinnen auch noch handgreiflich miteinander geworden. Schon standen sie sich gerüstet gegenüber, er mit seinem Peisentrohr und sie mit dem Handfeger, den sie eben noch erwischen konnte. Und gerade sollte ein kräftiger Hagelschlag beginnen, da kam Dadel hinten durch die Küche und Schlafstube gestürzt — die vorderen Türen waren verschlossen des ehelichen Gewitters wegen — und legte vergnügt eine große, runde Leberwurst auf den Stubenläufer. Als er aber seinen Herrn mit dem Stöcken und die Herrin mit dem Handfeger sah, da glaubte er steif und fest, die drohend geschwungenen Waffen gälten ihm, und mit



Abdul Kerim Bey, der Anführer der Kurden, welche die Türkei neuerdings für den Balkankrieg zur Hilfe heranzog, und sein Gefolge. Campus, Paris.



Das Präsidium des Albanerkongresses in Triest.

C. Seebald, Wien.

Am 1. März fand in Triest die Eröffnung eines Albanerkongresses statt, zu dem sich 96 Delegierte aus Albanien und den Kolonien in Rumänien, Ägypten, Amerika usw. eingefunden hatten. Der Kongress bedeutet eine Kundgebung für die Selbständigkeit Albaniens. Von links nach rechts: Derwisch Hima aus Ohrida (Vizepräsident), Professor Cacariagi Maro, Faik Bei aus Koniga (Vizepräsident), Stephan Zurani aus Skutari, Dichter Hilmossi (Präsident), Janolli, Mafshar Coptani Bei aus Tirana (Schriftführer).

einem Knubbich war er wieder draußen und lief kläffend und mit eingestemtem Schwanz nach der Oberburg zu.

„Ihm nach,“ schrie der Bürgermeister, „das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Er stürzte voran, die Bürgermeisterin, immer noch kampfbereit den Handfeger schwingend, schellend hinterdrein. Und sie kamen gerade noch recht, um zu sehen, wie Dadel im Kellerloch der Kirche, das zu einer Gruft führte, verschwand.

„Abwarten,“ flüsterte der Bürgermeister seinem atemlos herbeistürmenden Weibe zu, „hier ist er drinne und hier muß er wieder raus.“

Sie überlegten beide noch einträchtiglich — denn das Gewitter war wieder verschwunden —, was der Dadel wohl hier zu suchen habe, als er auch schon wieder im Kellerloch erschien mit einer Wurst im Maul. Beim Anblick des Herrn und der Herrin aber befahl ihn ein solcher Schreck, daß er die Wurst in die Gruft fallen

lieh und schleunigt das Bett suchte. Er traute dem Frieden nicht. „Ha,“ rief der Bürgermeister, „mir ahnt was. Ich bin auf der Spur des Küsterschweines.“ Er ging zum Pastor und ließ sich den Schlüssel zum Gewölbe geben. Und als sie eintraten — der Pastor natürlich mit, da lagen sie neben einem Sarge einen Toten liegen. Dem Sarge selbst aber, dessen Deckel nur halb aufgelegt war, entsprohmte ein lieblicher Duft von geräucher-ten Würsten, daß die Frau Bürgermeister allen Schreck vergaß und den Deckel vollends herunterriß.

In friedlicher Eintracht lag hier im Sarge das ganze Küsterschwein, Würste, Speck und Schinken. „Still, nichts verlauten lassen,“ sagte der Bürgermeister, „wir wollen sehen, wer Sehnsucht nach diesen fetten Broden hat.“

Nur die Frau des Bürgermeisters war nicht zu bewegen, mit Wache zu halten. Als die erste Aufregung vorüber war, begann sie aus

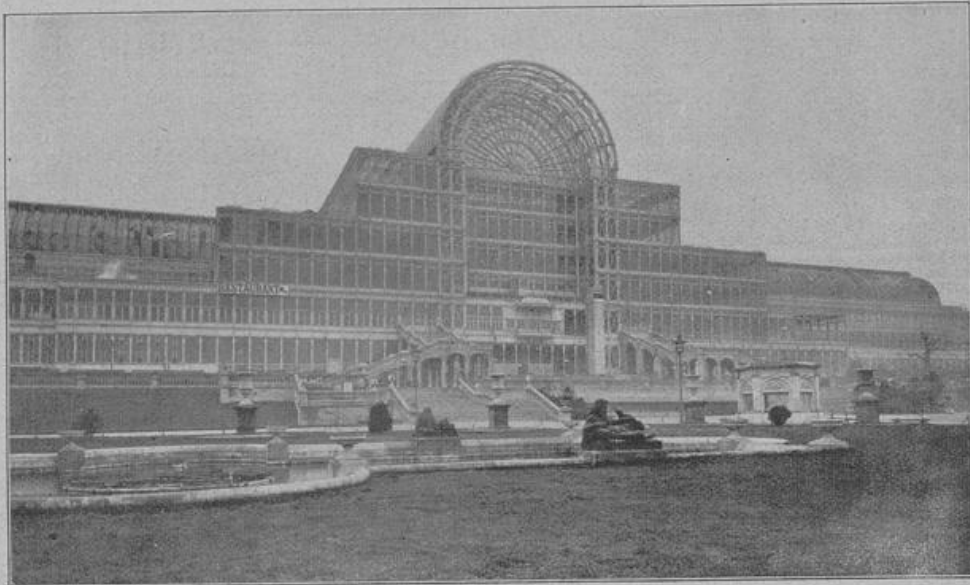
Furcht zu heulen, daß die stillen Wände der Gruft zitterten. Eilends entließ sie der Bürgermeister, nachdem sie feierlich schwören mußte, nichts zu verraten. So saßen Pastor und Bürgermeister unten im Totengewölbe der Kirche und wagten nicht zu atmen.

Und als es dunkle Nacht geworden war und ganz Burg in süßem

Schlummer lag, da kam ein Mann über den Friedhof geschlichen, ließ sich zum Gruftfenster hinein und tappte sich bis zum Sarge. — Im nächsten Augenblick hatte er ein paar Fäuste im Nacken. Ein richtiger Todeschrei durchzitterte die Gruft.

Willig ließ sich der Eindringling in die heiligen Räume ewiger Ruhe fortziehen, und oben in Pastors Stube bei Licht be- sehen, war's der Weber Daniel Lüse.

„Seht ihr,“ sagte er kläglich, wie zu seiner Entschuldigung, „habe ich's nicht den ganzen Sommer ge- sagt, daß ich der Ur- heber an dem Unglück sei? Ihr habt's mir aber nicht glauben wollen.“ Der Küster erhielt zu seiner Freude sein Schwein wieder, von dem nur wenig Würste fehlten, der Weber aber aß zwei Jahre trocken Brot im Gefängnis.



Der Kristallpalast in London,

Spott & General, Paris, 23.

der für die erste Weltausstellung 1851 erbaut wurde, soll Staatseigentum werden. Gefordert werden 4,6 Millionen Mark.



Wittensfest in Paris: Der Wagen der „Königin der Königinnen“.

17. Nov., Paris.

In der Zeit von 40 Sekunden.

Eine Nodelgeschichte von G. R. Chester.

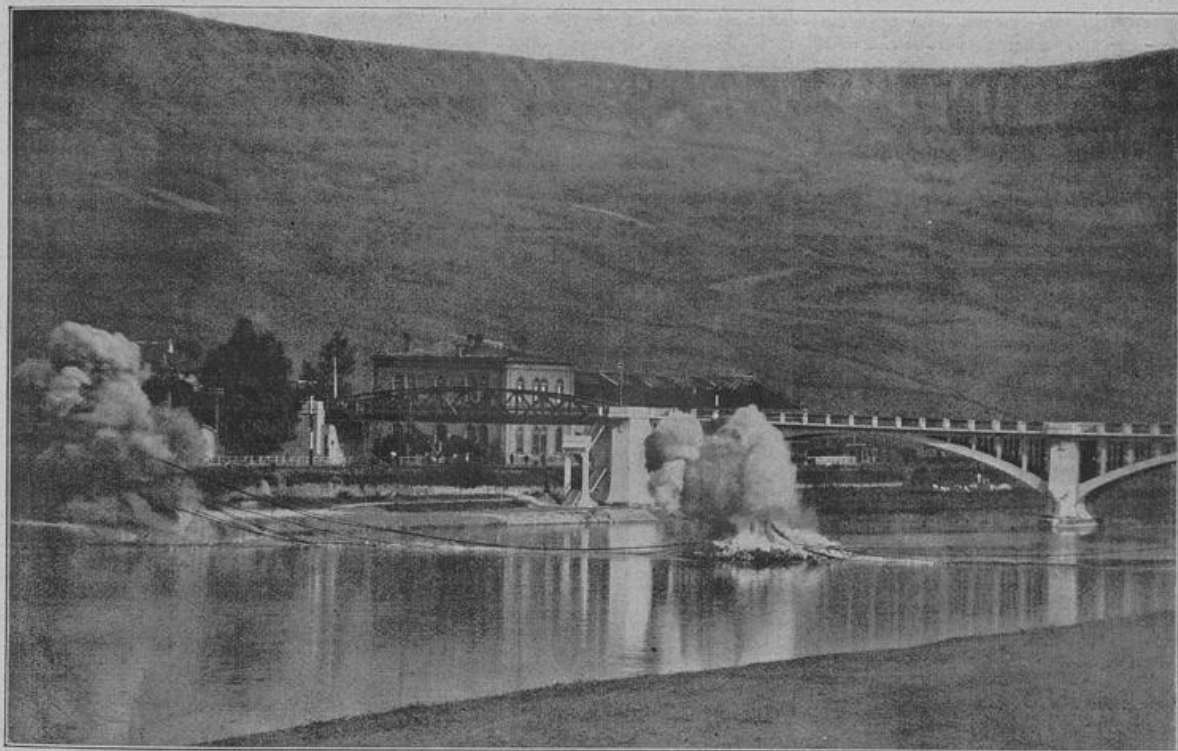
Zwölf von der Winterkälte rotgefrorene Fahrgäste saßen auf dem Bob Schlitten, der sich vom Startplatz aus in Bewegung setzte. Sein Fahrer, Herr von Norbert, maß die Bahn mit klaren, ruhigen Augen und berechnete dabei die nach der Außenseite jäh abfallende Kurve, die zehn Fuß von einem mit Stacheldraht umfriedigten See endete.

Hinter ihm saß in ihrer ruhigen Sicherheit seine Frau, Fräulein Helene von Franzig. Das junge Paar wollte Eltern heiraten.

Dann kam Rechtsanwalt König, ein Bewerber um die Hand der schönen Miß Ella Gibson, die sich an den Büfeln seines fest zugeknöpften Überziehers festhielt. Diese Tatsache verbarb dem jungen Arzt Dr. Windhelm die ganze Partie. Er war nach St. Moritz gekommen, um sich dem seit drei Jahren geliebten Mädchen zu erklären, und nun hatte sich die junge Dame absichtlich oder in der Sportserregung hinter seinen Nebenbuhler gesetzt. Windhelm fühlte in seinem Mißvergnügen nicht den erfahrenen Handgriff, mit dem sich die

Randovs starkem Arm umschlungen. Das Weltall war für die beiden ein friedlicher Traum. Es war ihnen völlig gleichgültig, ob sie bergauf und bergab gondelten, im Bob Schlitten oder in der Elektrischen, auf Reisen oder zu Hause. Die Erde bot ihnen keine Mittel mehr.

Dann kamen Herr und Frau Eduard Karls in unsagbar elender Gemütsverfassung. Beim Frühstück hatte sich der erste eheliche Zwist in ihrem gemeinsam zurückgelegten Glücksjahr entsponnen. Seitdem hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen. Er hielt die Blumen auf ihrem Tuch für rot. Sie belehrte ihn etwas gönnerhaft, daß sie lavendelfarben seien. Er vertat seine Ansicht in ungewohnt scharfer Weise. Es war nicht zum offenkundigen Janz gekommen, aber Frau Karls wünschte sich den Tod. Sie wollte das Tuch nie wieder tragen, aber ihr gestrichelter Kopfschal, der ihm jetzt vor Augen flatterte, hatte die Farbe der Blumen, und Eduard wußte mit absoluter Sicherheit, daß sie ihn wieder lavendelfarben nennen würde.



Sprengung der alten Kettenbrücke über die Mosel bei Novéant

Eug. Jacobi, Metz.

an der französischen Grenze, die jetzt durch eine neue Brücke ersetzt wurde. Die alte Brücke hatten die Franzosen 1870 aus Unachtsamkeit stehen lassen, so daß fast unsere ganze Arme über dem Meeresspiegel hinübermarschieren konnte.

kleine Flora Becker an ihn klammerte. Er war überhaupt kein Freund vom Nodeln und mußte nun erleben, daß sich seine Ella vorbeugte und dem andern eine lachende Bemerkung zurief. Ihm entging auch nicht der Ausdruck leidenschaftlicher Bewunderung in den Augen des verhassten Gegners. „Sie hat sich absichtlich hinter ihn gesetzt,“ dachte er, „und sie wußte, wie es mit mir stand.“

Miß Gibson hatte freilich nur gesagt: „Mir scheint, daß Sie eine Kognakflasche in der Tasche haben.“ Und er hatte lachend geantwortet: „Etwas Schlimmeres, meine Zigarettasche.“

Windhelm hatte diese banalen Bemerkungen natürlich nicht verstanden. Vielleicht wäre er auch in dem Fall eifersüchtig gewesen. Wenn ein Mann wahnsinnig verliebt ist, sieht er die Welt abwechselnd grau, goldig oder rosig an, wobei die graue Farbe überwiegt. Die übrigen Schlitteninsassen waren mit einer Ausnahme weniger interessant. Hinter Flora Becker saß Paula Formann, von Ewald von

Wenn sie nicht glücklich miteinander leben konnten, mochte das Ende jetzt schon hereinkommen. Der Schlitten traf eine unebene Stelle und schwankte. Karls sah auf die Kurve. Wenn ihnen etwas zustiehe —

Die junge Dame hinter ihm packte ihn krampfhaft an, während der Schlitten schlingerte, aber sie gab keinen Ton von sich. Als die Fahrt ruhiger wurde, schrie sie laut. Der dicke Herr Bod lachte belustigt auf seinem wenig beneidenswerten Rücksiß. Das tat er beständig, wenn Mabel Demming schrie. Sie war das Bild beständiger Furcht, er die personifizierte Ruhe. Die beiden kamen gut miteinander aus.

Der Schlitten lief mit wachsender Geschwindigkeit. Wo sich der Sand durch die weiche Bahn gedrängt hatte, flogen Funken aus den Stahlschienen. Trockene, trockene Schneeteilchen wurden aufgeworfen und den Passagieren ins Gesicht geschleudert.

Eine kleine Entung auf der glasartig blanken Bahn brachte neue Triebkraft. Die Geschwindigkeit hatte etwas Anfeuerndes.

Die scharfen Eisen kreischten lustig, der Wind lockte den Fahrgästen beißende Tränen in die Augen.

Er brachte ihren Atem zum Schweigen, als ob ihnen ein weiches, undurchdringliches Kissen vor Mund und Nasenlöcher gepfropft sei. Jeder Fortschritt vermehrte die Schnelligkeit. Es kam der psychologische Augenblick, wo sich unwillkürlich jauchzende Freudenrufe aus den Kehlen lösten. Nur von Robert schwieg. Er war starr wie der Eispfad, auf dem sie hinunterrasten; jeder Nerv, jeder Muskel war gespannt infolge der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit. Zwölf Menschenleben lagen im Griff seiner starken Hand. Einen Augenblick vergaß er sogar — außer dem großen Unterbewußtsein — das Mädchen hinter sich.

Für sie hatten die wie lange, dünne, funkelnde, graue Linien vorüberfliehenden Schneewälle gar keine Bedeutung. Ihr ganzes Wesen war von Stolz auf ihren Robert erfüllt, auf seine Kraft, seinen Vagemut und seine Kaltblütigkeit. Sie schwelgte in seiner Verherrlichung.

Herr König war glücklich, daß Ella Gibson ihn als Windschub benutzte und ihren Kopf fast an seinen Rücken legte. Sein Glück war Windhelms Unglück. Es lag ohnehin in dem schnellen Vorwärtsstürmen, in dem hochgestimmten Gesang von Wind und Schienen etwas, das mit dem erhöhten Herzschlag auch die Erregung steigerte. Windhelm fühlte eine ungeahnte, eiferfüchtige Wut in seinem Herzen. Seine heiße Liebe zu dem Mädchen hatte ihn drei Jahre lang beherrscht. Nun schien sie einen Umschwung zu erfahren, und seine Abneigung gegen den Rechtsanwalt artete in Haß aus.

Der Schlitten schien kaum noch die Bahn zu berühren. Das Klagen der Schienen vibrierte nur noch, sie bewegten sich mit der sicheren Schnelligkeit eines Projektils vorwärts. Vorspringende Felsblöcke huschten vorüber, bevor man Zeit hatte, sie zu erkennen. Die Pfosten des Stacheldrahts unten schienen in dauerhafte Mauern verwandelt.

Windhelm nahm dies alles mechanisch wahr. Er sah überall Ella Gibsons seitwärts gekehrtes Gesicht, ihre rote, samtartige Wange, ihre den Nebenbuhler zärtlich umspannenden Hände. Es entging ihm, daß sich Flora Beder fester an ihn schmiegte, das junge Mädchen dachte dabei aber nicht an ihn, sondern an einen fernem Freund, den sie gern neben sich gehabt hätte.

Paula Tormann lehnte sich so weit wie möglich zurück, Ewald von Randow sich so weit vor, wie er es vermochte, ohne Frau Karls zu schädigen. Sein Sinn sah über Paulas Schulter, seine Schläfe berührte ihre Wange. Wenn sie doch immer in dieser entzündenden Vereinigung vorwärts eilen könnten.

Frau Karls empfand eine wilde Freude bei dem Hinstürmen. Es paßte zum Ausbruch ihrer Seele. Sie malte sich mit geschlossenen Augen den Tod in zwölf verschiedenen Bildern aus. Sie fühlte im Voraus den plötzlichen Schreck, wenn ihre erschütterte Fassungskraft zwischen Leben und Sterben verweilen würde.

Eduard sah nur den roten Schal. Die ganze Welt schien ihm rot, nicht lavendelfarben. Ein großes Staunen hatte sich seiner Seele bemächtigt. Die Härlichkeit seiner Frau war nur ein Traum gewesen.

Auch Nabel Demming hielt die Augen geschlossen. Nach Herrn Bods Berechnung hatte sie alle fünf Sekunden laut geschrien.

Jetzt kam die Kurve näher — es fehlten nur noch zehn Schlittenslängen — fünf — eine. — Plötzlich stieß ein vielleicht durch einen Pferdehuf gelodertem Stein gegen die linke Vorderachse.

Der Anprall kam so unerwartet, daß die rechte Hand des Führers von der Kurbel gerissen wurde. Die Fahrgäste begriffen die Be-

deutung durch blitzartige Erleuchtung. Es war nur noch ein Sprung bis zur Kante des Abgrundes. Vier Frauen schrien aus vollem Halse.

Der Rechtsanwalt fluchte. Eduard Karls biß Lippen und Zähne zusammen, nur ein leise tönender Ton entschlüpfte ihm im Kampfe um die Selbstbeherrschung. Dann streckte er den Arm nach der Abgrundkante aus, um seine Frau im Notfall in irgendeiner Weise beschützen zu können.

Ein todesblasser Mann schrie wie eine feige Frau. Es war Ewald von Randow. Auch Paula Tormann hatte einen Schredenruf ausgestoßen. Bei Ewalds unmännlichem Gebahren verstümmte sie. Dr. Windhelm beugte sich ruhig vor, um Ella Gibson zu stützen. Sie hob bei seiner Berührung den Kopf und schmiegte sich an ihn.

Dies alles geschah in einer Sekunde, als ihnen der Tod entgegen-grinnte. Die Schienen waren nur einen Schritt vom Abgrund, als Robert sie mit einer bezweifelten Kräfteanstrengung der linken Hand parallel mit dem Abgrund brachte und seine rechte Hand die Steuerung wiedergewann. — Kein Instrument hat die Geschwindigkeit des

Gedankens ermessen können. In einer Spanne Zeit — zu kurz, um abgeschätzt zu werden — erwog Robert, daß diese Abweichung den hinteren Schienen verhängnisvoll werden mußte. Geist und Arme arbeiteten gleichzeitig. Die Vorderachsen waren zwei Meter weit gegliedert, das hintere Schlittendenende geriet dabei immer mehr ins Schwanken. Er steuerte wieder dichter an die Kante und trieb den Schlitten in krummen Linien zurück. Bei diesem Zickzackfahren hingen die hinteren Schienen zweimal über dem Abgrund; aber die Todesgefahr wich.

Der Schnee war an der Bergseite froh und unberührt. Das Manöver hatte die Fahrtgeschwindigkeit vermindert. Robert hielt jetzt den Kurs auf die Innenseite der Kurve, die mit einer sanften Steigung abschloß. Die Schnelligkeit des Schlittens ließ so plötzlich nach, daß der Gesang von Wind und Eisen nur noch wie ein seltsam klagendes Echo klang.

Helene von Franzig hielt ihre Hände auf Roberts breitem Rücken, aus ihren Augen tropften Tränen, sie hätte ihren Verlobten am liebsten in die Arme genommen, um ihn nach dieser Kraftleistung zu beruhigen.

Herr König hatte seinen Fuß aus dem Steigbügel befreit. Er scharrte den Schnee zusammen, um das schnellere Anhalten zu bewerkstelligen. Beim Um-drehen sah er, was ihm schlimmer schien

als der Augenblick am Grabesrand. Ella bot Windhelm ihre Lippen. Flora Beder lächelte unter Tränen.

Paula Tormanns Augen blickten verächtlich. Ewald von Randow redete auf sie ein, aber sie würdigte ihn keines Blickes, sie dachte daran, daß sich seine Finger während der Gefahr von ihr befreit hatten.

Das nervenschwache Fräulein hielt ihr Nieschälz in der Hand, um es nötigenfalls jemand anzubieten. Ihr kam nicht in den Sinn, daß sie nur eine eingebilddete Kranke war, daß sie in Wirklichkeit ein kühles Urteil und eiserne Nerven besaß.

Herr Bod war abgerutscht. Als Robert stoppte, stand er auf und stäubte sich lachend ab. Dann ging er zu seinen Gefährten, bei denen sich während einer kurzen Spanne Zeit Liebe in Eifersucht und Eifersucht in Haß verwandelt hatte. Aber aus dem Haß wurde neue Liebe geboren. Die Feuerprobe riß den Schleier von der Seele der Geprüften. Sie offenbarte den Helben und den Feigling.

„Wie lange hat es gedauert?“ fragte Robert den Rechtsanwalt.

„Dreißig Sekunden,“ lautete die Antwort.



Der Aeskulapstab auf dem Oberarm.

Der Kaiser hat in einer Kabinettsorder eine Neuuniformierung des unteren Sanitätspersonals angeordnet. Die Sanitätsmannschaften tragen von jetzt an die Uniform ihres Truppenteils, jedoch ohne Vandalen- und Kartusche. Auf dem rechten Oberarm tragen dieselben den Aeskulapstab.

Intern. Ill.-Co., Berlin.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 12.

Düsseldorf, 22. März

1915.

Von der Jahrhundertfeier in Berlin.



Die Parade der Berliner Garnison.

Etich Benninghooen, Berlin-Grüdenau.

Der Kaiser reitet an der Spitze seines Gefolges die Front der Truppen ab, die die Linden entlang bis zur Schadowstraße in Paradestellung aufmarschiert waren. Die vom Kaiser besichtigten Truppen waren die Kompagnie des Leibgrenadier-Regiments, die Eskadron des Kürassier-Regiments Königin, die Truppen des Gardekorps, aus dem Standort Berlin vollzählig, Abordnungen aus den anderen Standorten des Gardekorps, die Unteroffizierschule Potsdam, die Hauptkadettenanstalt, die Landwehroffiziere, die Kriegervereine und die Sanitätskolonnen.



Böse Geister.

Erzählung aus dem Schwedischen.



Es war vor langen, langen Zeiten in einer dunkeln Herbstnacht. Ein leichter Schneefall hatte über Felder und Wege einen dünnen Schleier geworfen — ein Vorbote des Winters.

Die neue Schmiede des Eisenwerkes im Walde war fertig geworden mit ihren beiden schweren Hämmern, ihren Schmelzöfen und den kleinen Nagelhammern neben dem großen Wassertad. Die neuen Ambosse blinkten, das Erz lag da und wartete auf das Feuer, das es zum Schmelzen dringen und dann in lange, geschmeidige Eisenstäbe verwandeln sollte.

Morgen sollte all das Neue eingeweiht werden; da sollten die Öfen zum erstenmal geheizt werden und dann das Feuer, wie auf Vestas Altar, niemals erlöschen, weder bei Tag noch bei Nacht. Die Dammerschleuse sollte zum erstenmal geöffnet werden und das große Rad sich in Bewegung setzen, die gewaltigen Hämmer zum Schlage erhebend. Das wurde einen Feiertag geben im Eisenwerk. Aber nun war noch Nacht. Regen und Schnee peitschten gegen die kleinen, grünlich schillernden Fensterscheiben der niedrigen, mit Ruten gedeckten Hütten, in welchen die braven Schmiede für lange Zeit zum letztenmal in ungestörter Ruhe schliefen. Denn wenn das Eisenwerk erst in Betrieb kam, war es mit der gehörigen Nachtruhe für sie vorbei.

Der Wind ächzte und stöhnte in den alten Fichten des Waldes und das Wasser stürzte wild schaumend über Stod und Stein. Es war unheimlich draußen, und dennoch hörte man ab und zu eine Kuhglocke läuten, denn die armen, mageren Kühe der Schmiede mußten die Sturmnacht im Walde zubringen, so gut sie konnten. Das knappe Winterfutter durfte noch nicht berührt werden. Plötzlich, um Mitternacht, schnitt ein anderer unheimlicher Laut durch Sturm und Regen: ein wunderliches, verzweifertes Brüllen und Blöken, das aus dem sinnlichen Wald zu kommen schien und dem ab und zu ein dumpfer brummender Ton folgte. Zuerst erwachte die alte Brita, die ihr ganzes Leben lang auf dem Eisenwerk wohnte; sie sah, daß ihr Mann, der Nachtwächter, bei dem erlöschenden Reisigfeuer saß und schlief. „Aber, Alter, auf, sieh' nach, was draußen ist! Ich glaube, ich erkenne Profas Stimme.“ In demselben Augenblick vernahmten sie wieder den merkwürdigen brummenden Ton und ein noch wilderes Brüllen. Der Ton näherte sich, bald hörte man ein schweres Trampeln zwischen den Sträuchern und Reisern und ein Krachen von zerbrechenden Zweigen.

Der alte Nachtwächter war nun völlig erwacht, aber bleich wie der Tod, und an allen Gliedern zitternd stand er da. „Still, still!

Begreift du nicht, daß das Gespenster und Geister sind, die im Walde ihr Wesen treiben, weil die Fremden hierhergekommen sind mit ihren Neuheiten? Der Himmel sehe uns bei!“

Und das sah Brita sofort ein, denn nun erfolgte etwas noch Schauerlicheres, noch Unerklärlicheres; es klang, als sei irgendwo eine Tür oder ein Tor gesprengt und wieder zugeschlagen worden; dann war es eine Weile still. Doch dann — plötzlich — hörte man das Wasser heftig durch die Dammerschleuse stürzen und der eine der mächtigen neuen Eisenhämmer schlug mit Kraft gegen den leeren Amboss, so daß es weit umher einen donnernden Widerhall gab, der den Sturm überlötete. Einmal — zweimal war ein seltsamer, wütender Laut zu hören, welcher gleichsam erstickt wurde von dem fallenden Hammer,

der diesmal gedämpfter klang, als wäre der Amboss nicht mehr leer. Einmal — zweimal — noch dumpfer, und dann war es wieder still. Das Wasser stürzte nicht mehr durch die Dammerschleuse — das große Rad drehte sich nicht mehr — der Hammer schwieg — man hörte wieder nur noch Sturm und Regen.

Und in jeder der kleinen, rasengebedeckten Hütten standen bleiche, schredensstarre Menschen, welche kaum zu atmen, noch weniger sich zu rühren wagten. Nur die Kinder getrauten sich, durch lautes Weinen ihre Furcht zu äußern. Als die fast noch unheimlichere Stille eintrat, standen sie alle noch gelähmt vor Entsetzen, und erst als ein schwaches Dämmerlicht den gesunden Tag ankündigte, wagten sie, wieder in ihre Betten zurückzutreten, um während der kurzen Zeit, die noch blieb, zu ruhen. An Schlafen war nicht mehr zu denken. Die Herren im Herrschaftshause oben hatten nichts gehört. Im klaren Tageslicht



Zur Erinnerung an die Stiftung des Eisernen Kreuzes: Das Eisener Kreuz bei Iserlohn.

empfangen all die armen erschrockenen Leute eine gewisse Scham wegen ihres wahnsinnigen Entsetzens. Als sie sich unten an der Schmiede versammelten, sah jeder den andern an, mit Bliden, welche zu sagen schienen: Hast du es auch gehört? Bist du hinausgegangen, um nachzusehen? Doch keiner wagte, dem Nachbarn oder den „Herren“ etwas zu sagen. Schließlich nahm der Schmelzer Rüd eine übermütig sorglose Stimme an und warf gleichgültig die Worte hin: „Das war heute nacht ein richtiges Höllenwetter.“ — „Das war's,“ antwortete ein zweiter und bekam eine weiße Nasenspiße, „ein wunderlicher Sturm.“ — „Ja, ja, aber es gibt viel Wunderliches hier im Walde.“ — „Man soll sich hüten vor den fremden Menschen.“ — „Das soll man.“ — „Hat jemand gesehen, ob irgendwo etwas entzwei ist?“ — „Nichts.“ — „War jemand draußen in der Nacht?“ — „Keiner.“ Und die Fragen und Antworten kamen immer schneller und näherten sich immer mehr jenem Unheimlichen, Geheimnisvollen, Unfaßlichen.

Alle fühlten dunkel, daß jeder von ihnen das selber dachte, und sie fürchteten sich alle.

Da kam ein Ruf aus der Schmiede, in welche sich die Herren begeben hatten, und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: „Die Tür zu der großen neuen Schmiede ist erbrochen!“ Und wie das Wasser herabstürzt, wenn die Dammschleuse geöffnet wird, so stürzten sie alle, Männer, Frauen und Kinder, zur Schmiede hin.

Ja, die Tür war gesprengt, war aber wieder zugefallen, obgleich das Schloß auf der Erde lag und der Trücker losgerissen war. „Öffnet die Tür!“ rief einer der Herren. Doch niemand rührte sich. Alle sahen einander zitternd an. „Nun, so muß ich wohl selbst...“ Vor seinem gewaltigen Fußtritt flog die Tür auf, und ein wunderlicher, überwältigender Anblick zeigte sich seinen Blicken und all denen, die hinter ihm standen und angstvoll hineinstarrten. Auf dem größten Amboss lag ein gewaltiger Bär, von dem mächtigen Hammer erschlagen, der tief in seine Brust eingedrungen war; er hielt ihn mit allen vier Tagen umklammert. Neben dem Amboss war eine Blutlache. Hinter dem größten Ofen, stand Mutter Britas Ziege halbtot vor Angst. Sie hatte ihre Zuflucht in der

Schmiede gesucht, deren schwaches Schloß sie mit der Kraft der Verzweiflung gesprengt hatte. Der Bär hatte sich im Dunkeln in der unbekanntn Umgebung eine Weile stillgehalten, bis seine beobachtenden Blicke die neben dem Hammer hängende Stange entdeckten, welche dazu diente, das Wasser loszulassen, und an deren oberen Ende eine viereckige Öffnung im Dache war. Die Stange erschien ihm als ein Rettungsmittel, er begann an ihr zu ziehen, doch dadurch wurde die Dammschleuse aufgezogen, das Wasser stürzte über das große Rad, der Hammer hob sich und schlug schwer auf den Amboss nieder. Ergrimmt über diesen neuen unermuteten Zwischenfall, diesen unbekanntn Feind, sprang Pey hin zu und umfaßte ihn mit seinen starken Tagen. Er fiel auf den Amboss hinab, fuhr wieder empor, Pey ließ nicht los, obgleich das Blut aus Maul und Nase stürzte und die starken Rippen frachten wie dünne Äste, wie

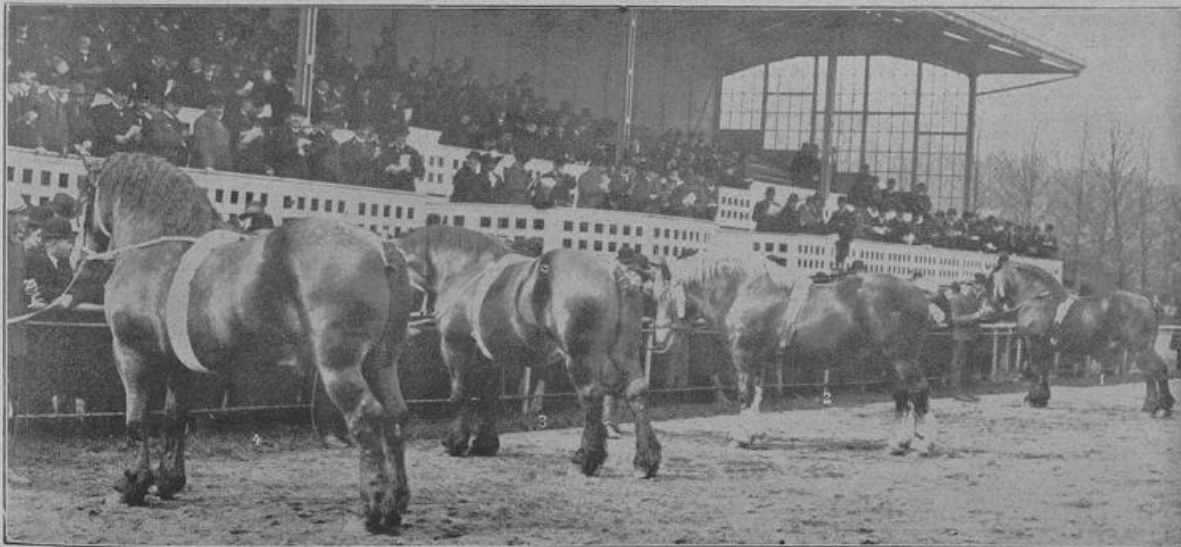


Die Jahrhundertfeier in Berlin am 10. März.

H. Grohs, Berlin.

Der Magistrat und die Städtältesten begeben sich in geschlossenem Zuge nach der Nikolaische, der ältesten Kirche Berlins. An der Spitze des Zuges links der Oberbürgermeister Wermuth, in der Mitte der Ehrenbürger der Stadt Berlin Stadtrat Marggraf, rechts Stadtverordnetenvorsteher Michelsel.

der hinab, diesmal schwächer, und nun war es aus mit ihm, er war nur noch eine tote, blutige Masse. — Viele von denen, die in der Nacht durch die unheimlichen Töne gestört worden waren, bezweifelten, daß der Bär wirklich ein gewöhnlicher Bär sei, doch was er war, wußten sie ja nicht genau ... aber etwas Unheimliches war es jedenfalls ...



Von der Prämierung der zum ersten Weltbewerb um Erhaltungsprämien angemeldeten Hengste, veranstaltet am 13. März in Cöln-Pertheim von der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz: Baron du Chenoy (1), Monsieur de Bebecq (2), Cásar (3), Blücher (4).
Heinrich Jaeger, Düsseldorf.

Ideale.

Von Dr. Joachim von Bülow.

Ich habe drei Nichten, daran merke ich, daß ich alt werde. Nicht etwa daran, daß ich sie habe, sondern daran, wie sie mich behandeln. Es hat etwas Wehmütiges, wenn junge Mädchen uns nicht mehr für gefährlich halten, wenn sie mit der Unerbittlichkeit der Jugend jeden überflüssigen Zentimeter Leibesumfang und jedes ergraute Haar konstatieren. Es ist doppelt schmerzlich, weil ältere Herren, wie ich es jetzt wohl sein werde, gerade für diesen Jahrgang Mädels eine besondere Schwäche empfinden. Wir fühlen uns mit ihnen jung, von ihrer frischen Fröhlichkeit schimmert es wie ein Sonnenstrahl in unsern Herbst.

Außerdem habe ich einen tiefgründigen Abscheu gegen die Bezeichnung „Onkel“. Ein Onkel war von jeher für mich etwas Lächerliches, etwas Beiseitegestelltes, Ausrangiertes. Wie recht ich hatte, sehe ich jetzt, wo mich meine Nichten so ganz als Onkel, d. h. als Greis behandeln. — Daß ich in meine drei Nichten verliebt bin, wird mir täglich klarer. Und zwar um so mehr, als sie mich fühlen lassen, daß ich dazu gar kein Recht habe. Zuerst war ich geneigt, meine starken Gefühle für die Mädels



Kapellmeister Ernst Knoch.

Für das Elberfelder Stadttheater ist eine städtisch besonders unterstützte Stelle eines Opernleiters geschaffen worden. Kapellmeister Ernst Knoch aus London, ein Schüler Motzks, wurde für diesen Posten gewählt.

Blum-Höffert, Cöln.

als Jugendfrische anzusprechen, jetzt komme ich langsam dahinter, daß es wohl Marasmus senilis, beginnender Altersblödsinn sein wird. Denn ich habe erfahren, was die Ideale unserer heutigen Mädchenwelt sind.

Neulich stieg ich mit meiner ältesten Nichte Elli, wenn man bei einem Fräulein von 19 Jahren überhaupt von Alter reden darf, auf die Elektrische, Anhänger, Vorderverron. Elli fand das wenig „schick“, dort ständen nur Lieferanten, und sie kam sich vor, wie wenn sie die Hintertreppe hinaufgeschickt würde. Da ich sie aber zum Konditor eingeladen hatte, mußte sie schon mit, aber sie tat, wie wenn sie es nicht wäre und sah niemand an, in der Vogel Straußischen Hoffnung, daß ihr das vergolten würde. Wahrscheinlich war das nicht, denn sie war verteuelt niedlich, und die schnelle Fahrt wechte ihr ein paar Döckchen ins Gesicht, die noch ganz andere Herzen als meines hätten brechen können.

Auf dem Wagen vor uns stand ein Jüngling, ich registrierte eben still für mich, daß er entsetzlich töricht aussehe, und versuchte festzustellen, ob das an dem Scherben im Auge oder an dem Kragen, auf den sich die Ehren stützen, oder an der Mundbildung läge, die unverkennbar durch allzu vornehmes Wispeln beeinflusst war. Vielleicht kam es auch daher, daß seine in einem untadeligen erbengrünem



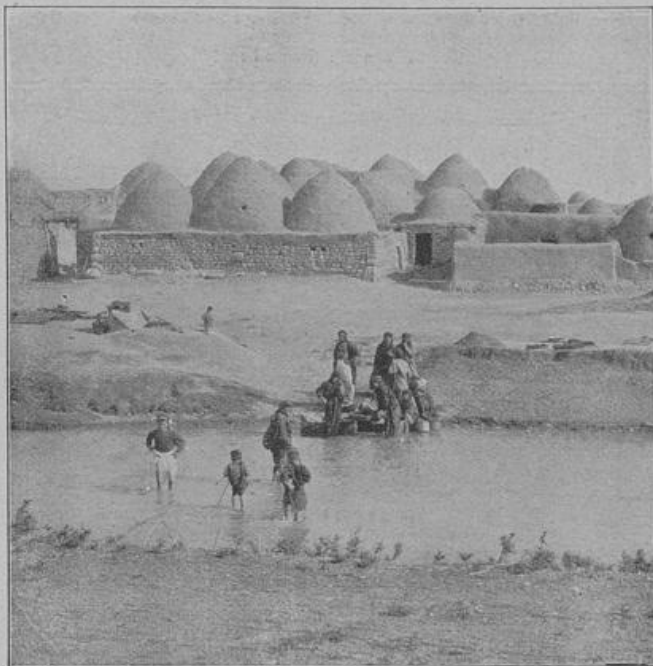
Gruppenbild von der Düsseldorfer Aufführung des Musikdramas „Die drei Masken“ von Isidore de Lara am 5. März.

Von links nach rechts, stehend: Regisseur Robert Kessler, Richard Hedler (Prati), J. Sorreze (Paolo), Kapellmeister A. Fröhlich, Hubert Mertens (Mönch), G. Waschow (Arlekin), Eug. Albert (August), Direktor Zimmermann. Sitzend: Magda Spiegel (Mancecca), Agnes Wedekind-Klebe (Viola), Komponist de Lara. Willy Grohmann, Düsseldorf.

Die neuesten Bilder von der Bagdadbahn.

Ufster gehüllten Schultern saust wie eine Rodelbahn für Kinder abfielen. Ich hatte Zeit, denn Elli sprach kein Wort. Aber ich folgte ihren Widen, und siehe, sie ruhten auf dem Vordermann. Auf einmal ging ein leises Erröten über ihre Wädchen und sie wandte sich zu mir: „Dnfel, warum trägst du eigentlich keinen Schnurrbart?“ Ich begriff, der Jüngling halte auf der Oberlippe eine echt englisch gestufte Ansammlung von Haaren, schon wollte ich antworten, aber ich unterdrückte das Wort, denn ich sah ein, daß alle Hoffnung für mich verloren war, gegen dieses Ideal konnte ich nicht an. Als ich nachher dem Kellner sagte: „Aber natürlich mit Schlagfahne“, erfuhr ich zwar, daß ich ein entzückender Dnfel wäre, doch der Zusammenhang war zu deutlich, ich wollte keine interessierte Liebe und blieb geknickt.

Wenn das die Krone männlicher Schönheit für unsere jungen Mädchen war, mußte ich allerdings zum alten Eisen. Ich beschloß, festzustellen, ob Ellis Ideale das aller Jungfrauen wären, und das nächste Mal nahm ich Anni zum Konditor mit. Ich ließ ihr die Führung und sie brachte mich in eines der neuen Cafés am Kurfürstendamm. In einer Harmonie von Himmelgrün und Taubenblau sah man auf Madairafesseln wie ein Schwindnächtiger im letzten Stadium, und um uns her sogen beladente Knaben an Strohhalmen, aber nicht wie in meiner — ach so fernem — Jugend, Abshnt oder andere Alkoholica, es roch verdächtig nach Camomille, was es früher nur bei Leibweh gab. Anni erblühte hier zur Purpurrose, was schlecht zu der Lokalfarbe paßte. Da ging ein Jüngling durchs Zimmer, einen Sombbrero auf den Loden, eine Schleife à la Cavalliere um den Hals geschlungen, den Kragen tief ausgeschnitten wie bei einer Oberzeremonienmeisterin auf dem Hofball, sein Rock war gestreift wie ein Zebra, und seine Unausprechlichen waren umgeschlagen und enthüllten ein paar Schuhe mit Seidenbändern und einer unverkennbaren Neigung zum Einwärtsgehen. Anni wurde blau, ich dachte erst mit Rücklicht



Moslemije, nördlich von Saleb (Aleppo), Hochlig. Berlin.

vor kurzem noch ein armseliges Dorf, heute durch den Fleiß deutscher Ingenieure ein sehr bedeutendes Eisenbahnzentrum, wo sich die Bahnen von der Europäischen Türkei, Kleinasien, Syrien und Mesopotamien treffen.

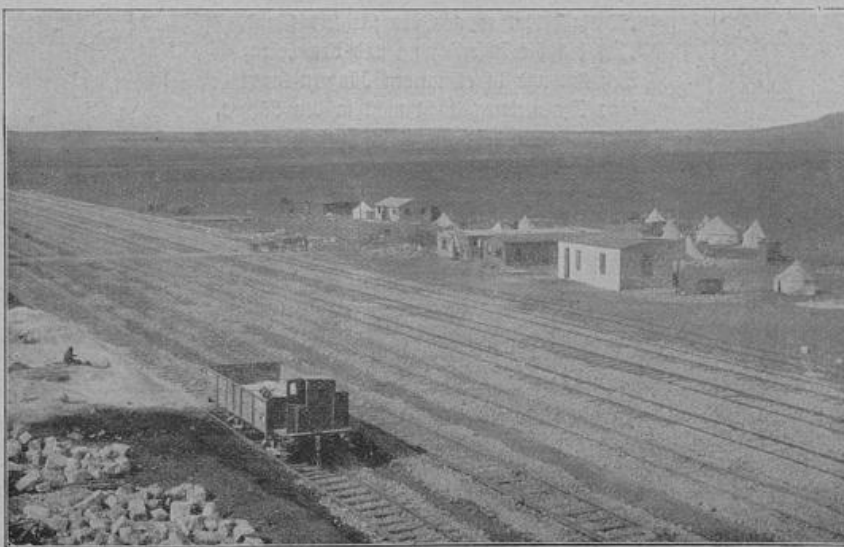
Milchzucentrente, einen mir unfähig gleichgültigen Vortrag über die Bedeutung der indischen Philosophie für das griechische Drama hielt. Ninni schrieb nach, daß ihr Bleistift nur so säubte und schien alles zu verstehen.

Als wir fortgingen, sagte sie: „Ist der Geheimrat Meyer nicht blendend?“

Was konnte ich anders tun als zustimmen?

Zu Hause nahm ich mein Konversationslexikon und stellte fest, daß dieser Geheimrat Meyer fast dreißig Jahre älter war als ich.

Da sah ich ein, daß ich mich gerade zwischen dem Alter befinde, wo man Mädchen gefällt. Aber zugleich bekam hier mein geliebtes Selbstbewußtsein neue Stärkung und meine Liebe neue Hoffnung. Denn wenn ich jetzt auch allen Mädchen ungefährlich bin: ich kann doch wenigstens wieder auf die Zukunft hoffen — vorausgesetzt, daß ich noch dreißig Jahre zu leben habe.



Station Moslemije der Bagdadbahn nördlich von Saleb (Aleppo), Hochlig. Berlin.
Knotenpunkt der Linien aus Kleinasien, Syrien und Mesopotamien.



In der Osternacht.

Novelle von W. Korolenko.

Es war Sonnabend vor Ostern.

Die Nacht hatte sich schon auf die stumme Erde gesenkt, die tagsüber die Frühlingssonne gewärmt, und die trotz des leichten Nachtfrostes sich des nahen Lenzes bewußt zu sein und froh zu atmen schien. Sie hauchte weiche, wallende Nebelschleier zum Himmel empor, der im Lichte der matten Sterne silbern erglänzte. Und tiefe, unendliche Ruhe ringsumher

Die kleine russische Stadt lag still da und harrete des Augenblicks, da von der Höhe des Turmes der erste Glodenschlag erklingen würde. Allein, es war nicht die Stille des Schlafes. Es lag etwas wie erwartungsvolle Zurückhaltung in dem Dunkel der menschentleeren, geräuschlosen Gassen. Nur selten eilte ein verspäteter Arbeiter vorüber, den der anbrechende Feiertag beim mühevollen Tagewerk ereilt hatte, und nur selten fuhr ein Wagen geräuschvoll vorbei — dann wieder lautlose Stille. Alles Leben hatte sich von der Straße in die Häuser, in arme Hütten und reiche Paläste zurückgezogen. — Über der Stadt, über dem ganzen Erdenrund schwebte der Hauch der Auferstehung.

Noch war der Mond nicht aufgegangen und die Stadt träumte im Schatten des Berges, auf dem sich die Konturen eines düsteren, unfreundlichen Gebäudes wölbten. Die unheimlich regelmäßigen Linien zeichneten sich scharf ab auf dem hellen Horizont, das altertümliche Tor verschwand fast im Dunkel der Mauer und die vier Ecktürme starrten geisterhaft in die Wolken.

Da erklang von der Höhe des Domes der erste Schlag und hallte hin durch die stille Nacht. Dann ein zweiter, dritter Und auf allen Türmen wachten nun die Gloden auf und stimmten ein har-

monisches Spiel an. Die Töne vereinten sich zu einer melodischen, feierlichen, mächtigen Hymne, die sich zum Sternennmeer empor schwang und den Himmelstraum erfüllte mit herrlichen Akkorden. Auch in dem düsteren Bau erklang ein matter Ton, schwach, gebrochen, stöhnend, und wollte sich wie die starken Brüder aufschwingen, wollte auch seine Stimme erklingen lassen und einstimmen in das Lied von der Freude und Liebe und Gnade der Menschheit — doch zitternd sank er hinab zur Erde und erstarb leise verhallend im Aethermeere.

Die Glodenmusik verstumte. Schon längst waren die Klänge verhallt, und doch tönte es noch nach wie das Bittern geheimnisvoller, unsichtbarer Saiten. In den Häusern war es dunkel, nur die Kirchengenster glänzten hell. Wieder wollte die Erde die Worte des Friedens, der Liebe und Brüderlichkeit verkünden.

Da gingen die dunklen Pforten des alten Baues knarrend auf und wasserkirrend schritt eine Abteilung Soldaten heraus, um sich auf die einzelnen Posten zu begeben. An der westlichen Front trat ein junger Rekrut vor, um seinen Vorgänger abzulösen. Seine Bewegungen waren bäuerlich-ungelenkig und sein Antlitz zeigte noch den

Ausdruck des Neulings, der zum ersten Male einen verantwortlichen Posten antreten soll. Mit leichtem Neigen des Kopfes verlas der Abzulösende in mechanischem Tone die gewohnten Anordnungen: „Den Posten abgeben! Nicht schlafen! Nicht träumen!“ sprach er schnell, während der Rekrut aufmerksam zuhörte und ein Ausdruck tiefer Traurigkeit seine blauen Augen umflorte. „Verstanden?“ fragte der Gefreite. „Zu Befehl!“ — „Also aufgepaßt!“ befahl er streng, und fügte dann gutmütig hinzu: „Du hast doch

Osterlegende.

Von Edward Stillebauer.

Und schluchzend knieten nieder an dem Grabe:
Maria, die den Leib des Herrn gebat,
Und jene, die die Balsamliebesgabe
Und Tränenflut getrocknet mit dem Haar,
Und die, die einst zu Füßen ihm geseßen,
Der feines Mundes Wort die Speise war,
Und Salome! „Gott, hast du uns vergessen,
Der Meister tot, zersprengt die Jüngerschar!

„Was weinet Ihr?“ So klingt's da aus den Lüften.
„Klagt über Euch, daß Eure Einsicht krank!
Schon regt sich neues Leben aus den Gräften,
Kommt morgen wieder, Frau'n, und singt und dankt!
Leer wird das Grab sein, denn nicht in den Tiefen
Wohnt der, um den sich Eure Hoffnung rankt,
Er sprengt das Grab, da seine Wächter schliefen.

„Rabbuni,“ werden heiße Lippen beben.
„Maria,“ tönt es aus des Meisters Mund,
„Ich bin die Auferstehung und das Leben,
Zieh hin und tu es meinen Jüngern kund!
Was Ihr verloren, sucht nicht in den Sorgen,
Seht, wie die Erde strahlt in Lenzespracht!
Der Meister lebt! Er wandelt auf den Bergen!
Dort strahlt er Euch, nicht in der Todesnacht!“



wohl nicht etwa Angst vor Gespenstern?" — „Nein,“ erwiderte der Rekrut, „mir wird nur so eigen ums Herz“

Bei dieser kindlichen Aeußerung brachen die Soldaten in leises Lachen aus. „Das Mutterlohnchen!“ brummte verächtlich der Gefreite und kommandierte: „Gewehr auf! Rechtsum — marsch!“ In gleichmäßigem Tritt verschwand die Mannschaft hinter der Ecke, und bald waren die Schritte verhallt. Das Gewehr schulternd, trat der Soldat langsam seine Kunds an.

Im Gefängnis wurde es mit dem letzten Blodenschlage aufgewöhnt lebendig. Als wäre mit ihm wirklich die Freiheit auf Erden eingesogen, sprangen die Türen der Zellen auf, und in langen, grauen Gewändern mit den bedeutungsvollen Vieredern auf dem Rücken, traten die Häftlinge heraus, ordneten sich paarweise und durchschritten den langen Korridor, um die hell erleuchtete Kirche zu betreten. Sie kamen von rechts und links, von oben und unten, und mit dem Geräusch ihrer gleichmäßigen Schritte vernahm man das Klirren der Ketten und Wäfsen. Am Eingange zur Kirche bewegte sich dieser Strom hagerer, blasser Menschen auf die vergitterten Plätze und verstummte — auch hier waren eiserne Blindläden und Gitter vor den Fenstern.

Das Gefängnis ist leer. Nur in den Ecktürmen, wo die Einzelzellen liegen, schreiten die Sträflinge finster und mürrisch auf und ab und bleiben von Zeit zu Zeit an der Tür stehen, um mit verlangenden Augen einzelne Töne des fernem, kaum hörbaren Gesanges aufzufangen, die aus der Kirche gedämpft herüberfliegen. Dort ist eine Zelle, in der auf hartem Lager ein Kranker liegt.

Der plötzliche Fieberzustand des Sträflings war dem Aufseher gemeldet worden, der nun zu ihm kam, als die anderen in die Kirche geführt wurden, sich über ihn beugte und ihm in die Augen blickte, die in fieberhaftem Glanze strahlten.

Der Wärter rief den Kranken an, doch der blieb regungslos liegen und stieß nur unverständliche Laute hervor. Seine Stimme war schwach, und die fieberheißen Lippen öffneten sich nur langsam. „Morgen früh ins Lazarett!“ befahl der Aufseher und verließ die dumose Zelle, an deren Tür er einen Wärter zurückließ. Dieser betrachtete den Kranken aufmerksam und sagte kopfschüttelnd: „Ah, du Bagabund, jetzt bist du wohl genug umhergestrolcht!“ Da der Wärter sicher zu sein glaubte, daß es hier nichts zu hüten gäbe, ging

er zu der geschlossenen Kirchentür, um der Predigt zuzuhören, wobei er sich hin und wieder zur Erde neigte und sie küßte.

Nur ab und zu wurde die Stille der leeren Zelle von Fieberphantasien unterbrochen, in denen der Kranke lastete. Er war noch nicht alt, sondern ein kräftiger, lebensstarker Mann. Im Fieberwahn durchlebte er die Vergangenheit noch einmal, und auf seinem Antlitz spiegelten sich die Seelenqualen wieder, die er litt. Das Schicksal hatte ein grausames Spiel mit ihm getrieben. An Abgründen und über hohe Berge war er gewandert. Tausende und aber Tausende von Werst, in hundert Gefahren hatte er geschwebt und unter Durst und Hunger, Hitze und Kälte entsetzlich gelitten. Und alles dies nur, weil ihn das Heimweh gemartert, und die brennende Sehnsucht, das

Heimatdörfchen wiederzusehen, aufrecht erhalten von der ewigen Hoffnung, einen Monat, eine Woche, ja, nur einen Tag im trauten Kreise der Seinen zu verbringen, zu Hause zu sein, sich dabei fühlen zu können — mochte dann auch kommen, was da wollte, und wenn er selbst den weiten Weg zurückwandern müßte zu Sibiriens Bergwerken. Doch ein Fluch schien auf ihm zu lasten, kaum tausend Werst vom Ziele seiner heißesten Wünsche entfernt, war er gefangen und in diesen Kerker geworfen worden....

Da plötzlich veränderten sich des Kranken Züge. Die Augen öffneten sich weit, die Brust atmete freier — fröhliche Bilder und Gedanken schienen in seinem Geiste aufzusteigen... Der Wald rauscht. O, er kennt dieses Rauschen, dieses freie, fast singende Rauschen. Er versteht die Sprache des Waldes und der Bäume: die majestätische Fichte rauscht feierlich hoch oben fast in den Wolken in herrlichem, dunklem Grün ... die Tannen flüstern leise ... die bunten Laubbäume bewegen melodisch die geschmeidigen Zweige ... die furchtsamen Blättchen der Eibe erschauern sanft ... und hoch oben folgen dem Flüchtling aus Sibiriens Wäldern ganze Wolken wandernder Vögel.

Wie ein Hauch des Frühlings weht es den Gefangenen an. Er richtet sich auf und atmet schwer, und mit aufmerksamen Augen blickt er um sich — plötzlich leuchten sie auf in Freude und Unglauben: er, der Umherirrende, der ruhelose Flüchtling vor dem strengen Gesetze, der Vogelfreie — er sieht etwas Unglaubliches vor sich — eine offene Tür! Der überwältigende Drang der Freiheit läßt ihn seine Krankheit abschütteln. Im nächsten Augenblick steht er aufrecht da. Die ganze



Der Ecce-Homo-Bogen auf der Via dolorosa in Jerusalem. Amer. Col., Jerusalem.

Fieberglut scheint aus dem Gehirn des Kranken in die Augen gedrungen zu sein — starr, unheimlich starr ist ihr Blick.

Da tritt jemand aus der Kirche, und die Töne eines entfernten und daher nur noch ergreifenderen Gesanges schlagen an sein Ohr, um gleich darauf zu verstummen. Auf dem blassen Antlitz erscheint der Ausdruck der Bärtlichkeit, die Augen füllen sich mit Tränen und ein Bild steigt in seiner Seele auf, das er sich schon so oft im Geiste ausgemalt: eine stille, sternklare Nacht, das Raunen der Fichten, die ihre dunkleren Kronen wie schützend über die alte Kirche des Heimatdörchchens breiten, eine Schar Landsleute, der Feuerherd am Ufer des Flüsschens und derselbe feierliche Gesang — er eilt, um alle diese Bilder in Wirklichkeit zu sehen, zu Hause, bei den Seinen . . .

Indessen betet an der Kirchentür kniend der Hüter.

Mit dem Gewehr auf der Schulter geht der junge Rekrut seinen Posten ab. Vor ihm dehnen sich öde, weite Fluren, auf denen erst vor kurzem der Winterschnee geschmolzen ist. Ein sanfter Wind säuselt durch das hohe, dürre Steppengras, und in eigenartigen Lauten erklingt es im vorjährigen Graue und weht müde, sehnuchtsvolle Gedanken in das Herz des Soldaten. An der Mauer bleibt er stehen, setzt den Gewehrkolben auf den Boden, und sich auf den Lauf stützend, überläßt er sich seinen Gedanken. Noch begreift er nicht, weshalb er hier steht — in dieser heiligen, feierlichen Nacht, die Waffe in der Hand, im Anblick dieser toten Felder . . .

Er ist noch ganz der Mensch vom Lande und versteht noch gar vieles nicht, was der Soldat verstehen muß, und es ist nur zu natürlich, daß ihn die Kameraden mit seinen dörslichen Ansichten belächeln. Noch vor kurzem war er sein eigener Herr, besaß er einen Acker, den er bearbeitete — und jetzt! Seine Seele ist erfüllt von Bangigkeit und unbegreiflichem Grauen, das er sich nicht erklären kann, das ihn jedoch aufs Gewissenhafteste überdenken läßt und so die freie Bauernnatur einzwängt in die Zwangsjade des Gehorsams und strenger Disziplin.

Er ist allein. Der Anblick des trostlosen Feldes und das Pfeifen des Windes im hohen Steppengrafe scheinen ihn einzuschläfern, und vor seinen Augen steigen heimliche Bilder auf. Auch er sieht das Heimatdörchchen, über das derselbe Wind hinwegweht. Die Kirche ist hell beleuchtet, und die Fichten beugen ihr Haupt über sie. Hin und wieder rüttelt er sich anscheinend aus diesem halbawachen Schummer

auf, und dann liest man in seinen blauen Augen die Frage: Was ist denn das? Dies Feld, dies Gewehr, diese Mauer? Wo zu bin ich denn hier? Für einen Augenblick lebt er in der Wirklichkeit, doch bald führt ihn das monotone Raunen des Windes zurück zu den Gebilden des Traumes, der ihm die Fluren der Heimat vorgaukelt. Und auf den Lauf des Gewehres geküßt, träumt und schlummert der junge Posten von neuem.

Da — nicht weit von dem Rekruten entfernt, erscheint ein dunkler Gegenstand auf der Mauer — es ist der Kopf eines Menschen, der Kopf des Vagabunden. Jetzt schweift sein spähernder Blick über das

weite Feld — in unendlicher Ferne verschwindet der Walbesaum — seine Brust weitet sich, und in gierigen Zügen atmet er die frische Nachtluft ein. Nun läßt er sich auf den Händen herab und gleitet lautlos an der Mauer entlang . . .

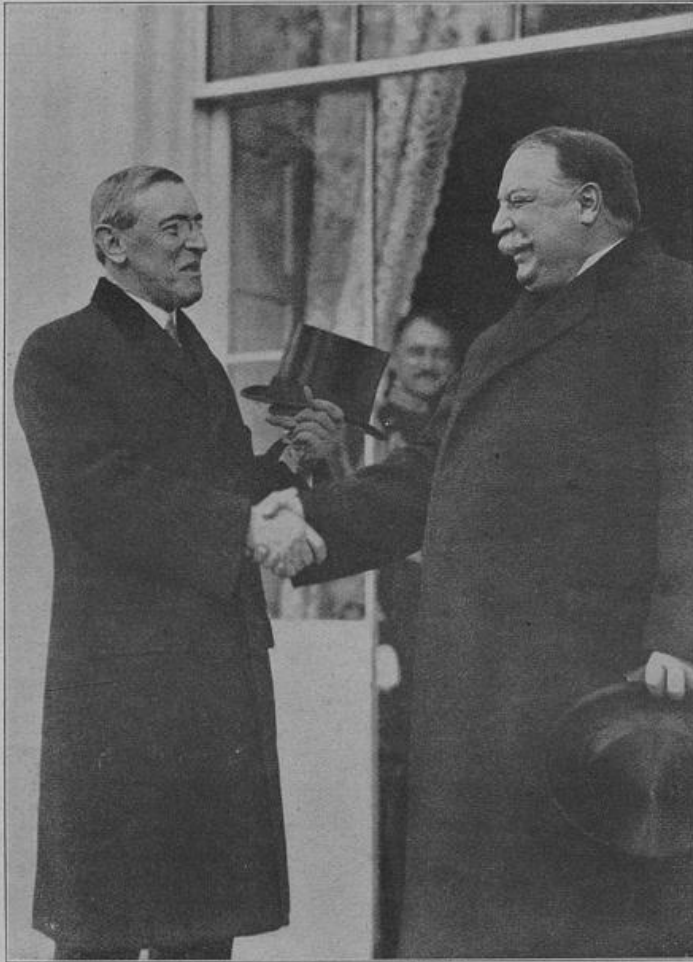
Freudeverkländende Glodenschläge fallen dahin durch die stille Nacht. Die Tür des Gefängnisses hat sich geöffnet und in dem Hofe tritt der Zug seinen Rundgang an, mit Fahnen, Kreuzen und Heiligenbildern an der Spitze. Aus der Kirche ertönt Gesang . . . Der Soldat zuckt zusammen und nimmt die Mütze vom Kopf, um sich betend zu bekreuzigen — jäh erstarrt er mit der zum Gebete erhobenen Hand: dort ist der Vagabund auf dem Boden angelangt und sucht das hohe Steppengras zu erreichen.

„Halt! Bleib stehen! Ich bitte dich, steh!“ ruft der Soldat, im Schrecken das Gewehr erhebend. Alles, was er so sehr gefürchtet, was ihm Schreden eingejagt und ihn zittern gemacht — da ist es nun beim Anblick dieses unglücklichen Flüchtlings. „Dienst! Pflicht!“

Das sind die fürchterlichen Worte, die ihm wie ein Blitz durchs Gehirn fahren. Und schnell ergreift er das Gewehr und mit geschlossenen Augen drückt er, ohne zu zielen, mit behender Hand ab —

Wieder hallen die Töne der Gloden über die Stadt in herrlichen, ubelnden Akkorden . . . und wieder ächzt der matte, gebrochene Ton der kleinen Turmglocke, der zum Firmament hinaufstrebend und niedersinkt zur Erde wie ein flügelahmer Vogel. Und aus der Kirche ertönt der feierliche, ernste Gesang der betenden Gemeinde, und der freudige Ruf dringt hinaus in die Fluren: „Christ ist erstanden!“

Da — ensteits der Mauer fällt jäh ein Schuß. Ein schwacher Ton scheint ihm klagen zu antworten. Einen Augenblick ist alles stumm. Nur das leise Echo des Schusses rollt über das öde, tote Feld und ertirbt in weiter, unendlich weiter, träumender Ferne . . .



Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten von Amerika: Wilson (links) und Cast (rechts) bei der Amtsübergabe am 4. März. Gebr. Haedel, Berlin.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 13.

Düsseldorf, 29. März

1915.

Leichenbegängnis des Pfarrers Jatho in Cöln am 14. März.



Überführung des Sarges aus der Christuskirche zum Leichenwagen.

Joski, Cöln-Süd.

Das Begräbnis des Pfarrers Jatho gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung für den Verstorbenen. Nachdem in der Christuskirche, der Stätte der früheren Wirksamkeit Jathos, eine imposante Gedächtnisfeier stattgefunden, setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Tausende folgten und eine dichte Menschenmenge bildete bis zum Kirchhof in Melaten Spalier.

Die Großmutter.

Von Claus Munch-Nauer.

Gnädiger Herr, bitte, Sir, meine Großmutter ist gestorben.“
Roy Radinnon, Kaiserlich Chinesischer Zollbeamter in Foochow, sank vernichtet in seinen Stuhl zurück. Die Welt war ihm noch eben so licht und schön erschienen, und er hatte sich gerade gesagt, daß man doch eigentlich recht behaglich lebte hier draußen im Ofen. Wah San, eine Perle von einem Boy, hatte sich heute selbst übertroffen. Das Eisgetränk, daß er täglich für seinen Herrn bereithielt, wenn dieser zum Diner nach Hause kam, hatte er am Rande mit schneeweißem Zucker betränkt, was an diesem glühenden Tage den Gedanken eine angenehme kühle Richtung gab, und das Klirren der Eislumpchen gegen das Glas klang ordentlich melodisch. Die kleinen Bambosaustern hatten ganz delikate geschmeckt, und die gebratenen Reissammern, für welche kleinen Vögel Roy eine besondere Schwäche hatte, waren heute kleine kulinarische Meisterwerke gewesen. Der Kaffee war tadellos und die Zigarre unbedingt eine Manila erster Klasse, kurz, alles war schön und harmonisch, bis sich Wah San in der Tür umdrehte, seinen Herrn freundlich ansah und die oben zitierten furchtbaren Worte sagte: „Gnädiger Herr, bitte, Sir, meine Großmutter ist gestorben.“

Nicht etwa, daß die Verhältnisse im fernen Ofen so patriarchalisch wären, daß ein Todesfall in der Familie des Dieners die Herrschaft stets in tiefe Trauer versetzt. Aber die Großmutter des Boys spielt in jedem europäischen Haushalt in China eine bedeutende Rolle. Wie ein Alp bedrückt sie das Haus. Sie ist stets leidend und geht häufig mit dem Tode ab. Doch ist sie zäh wie eine Aage und hat mindestens zehn Leben. So oft den Boy der Freiheitsdrang ergreift, den er gewöhnlich durch mehrtägige Ausschweifungen in einem Singjonghaus oder in einer Opiumhöhle stillt, läßt er seine Großmutter sterben und verlangt Urlaub, um sie geziemend zu bestatten. Da nützt es nichts, nein zu sagen; dadurch riskiert man höchstens, daß der Diener ohne weiteres verschwindet. Man verflucht also den Boy und seine Großmutter und gibt seine Zustimmung. Der Stellvertreter des Boys, von dem stets versichert wird, er sei der Inbegriff aller Tugenden, erweist sich ausnahmslos als unzuverlässig und ungeschickt, zerbricht alles, was er berührt, stiehlt so frech, daß man es merkt, nicht mit Feinheit, Takt und Distretion wie ein ordentlicher Boy, und wirkt durch sein schlechtes Beispiel demoralisierend auf die übrige Dienerschaft des Hauses. Die Abwesenheit des Boys wird so zu einer einzigen langen Leidenszeit für die Herrschaft.

Kein Wunder also, daß Roys gute Stimmung in tiefen Kummer überging. Nach halbständigen nutzlosen Betrachtungen entschloß er sich zu dem Versuch, einen Aufschub zu erlangen, da er im nächsten Monat selbst seine Sommerferien hatte und vierzehn Tage in den

Bergen oben zubringen wollte. Wah San, unbedingt der beste Boy in ganz Foochow, stand seit drei Jahren in Roys Diensten, und während dieser Zeit war seine Großmutter bereits drei- bis viermal gestorben. Seit dem letzten Todesfall waren jedoch erst drei Monate vergangen, und Roy stellte seinem Boy daher ernstlich vor, seine Großmutter noch vier Wochen am Leben zu lassen. Wah San lächelte wohlwollend, bei dem Gelben ein Zeichen dafür, daß er fest entschlossen ist, sich nicht zu ergeben, und erklärte, daß der Todesfall dieses Mal etwas Außergewöhnliches sei, ein besonders bössartiger und erster Fall. Seine Anwesenheit in der Nachbarprovinz sei aus diesem Grunde unbedingt notwendig, da er nach alter chinesischer Sitte die tote Großmutter in ihre Geburtsstadt zurückbringen müsse. Er wolle mit dem Postboot am nächsten Morgen südwärts fahren, und er machte es seinem Herrn schonend, aber unerbittlich klar, daß die Angelegenheit für ihn eine Kabinettsfrage sei. Erbitterung im Herzen, mußte Roy schließlich darauf eingehen, den bereits wartenden Vertreter zu inspizieren, und Wah San erhielt die verlangte Freiheit.

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Sonne stach auf das alte Zollamt in Foochow hernieder, kein Luftzug rührte sich. Im Innern des Zollamts herrschte Stille und Frieden. Im General Office saß der bide französische Chefassistent Monsieur Lacroix und schlummerte sanft an seinem Arbeitstisch, während die Schweisperlentropfen langsam, doch unablässig über seine biden Wangen glitten und in dem Halsbund seiner weißen Tracht verschwanden. Die beiden andern Zollner, unser Freund Roy und der Deutsche Brondt, betrachteten interessiert das Gesicht ihres Vorgesetzten. Der scharfe Pfiff eines Dampfers auf dem Fluß draußen unterbrach ihre respektwidrige Unterhaltung und weckte ihren würdigen Vorgesetzten. Alle drei stürzten an das Fenster, und Roy wagte kaum, seinen Augen zu trauen. Da kam das Dampfboot der Indo-China-Company einige Stunden vor der erwarteten Zeit den Fluß herauf, und auf dem Vorderdeck stand Wah San, Roys schmerzlich entbehrtener Diener. Wenige Minuten später nahm dieser draußen auf der Brücke den respektvollen Gruß seines Boys mit inniger Freude entgegen. Wah San erklärte seinem Herrn, daß seine verstorbene Großmutter nun friedlich in ihrem Sarg an Bord der „Haitan“ unten an der Flußmündung liege, und bat ihn, einen speziellen Zollerausweis auszustellen, damit man ihm die alte Dame ohne weitere Formalitäten auslieferen könne. Er wollte darauf sofort mit dem Schiffsboot zurückfahren und am nächsten Morgen mit seiner teuren Last heimkehren. Wenn er dann im Laufe des Tages die Leiche in das Familienhaus gebracht hatte, wo sie nach Brauch und Sitte eine Zeitlang bleiben müsse, ehe die eigentliche Beerdigung stattfinden dürfte, würde er seinem



König Georg von Griechenland, Böhringer, Athen.
der am 18. März in Saloniki einem Attentat zum Opfer fiel.

Herrn wieder völlig zur Verfügung stehen. Und mit besonderer Genugung wurde von Roy ein Dokument ausgearbeitet und gestempelt, das den wachhabenden Offizier der „Gaitan“ ermächtigte, Wah San den Sarg auszuliefern. Dankbar entfernte sich dieser.

In der nächsten Zeit machte man in allen europäischen Häusern Foochow's die Erfahrung, daß allgemein die Dienerschaft immer mehr entartete. Erfahrene Blide erkannten gar bald, daß so matte Augen und ein so gleichgültiges Wesen am Tage nur auf zuviel Opiumgenuß am Abend oder in der Nacht zurückgeführt werden konnten. Allein Wah San, Roys ausgezeichnetester Boy, bildete eine leuchtende Ausnahme, er war stets auf der Höhe, und doch hatte er bei frühern großmütterlichen Todesfällen bewiesen, daß er kein grundsätzlicher Gegner des berauschenden

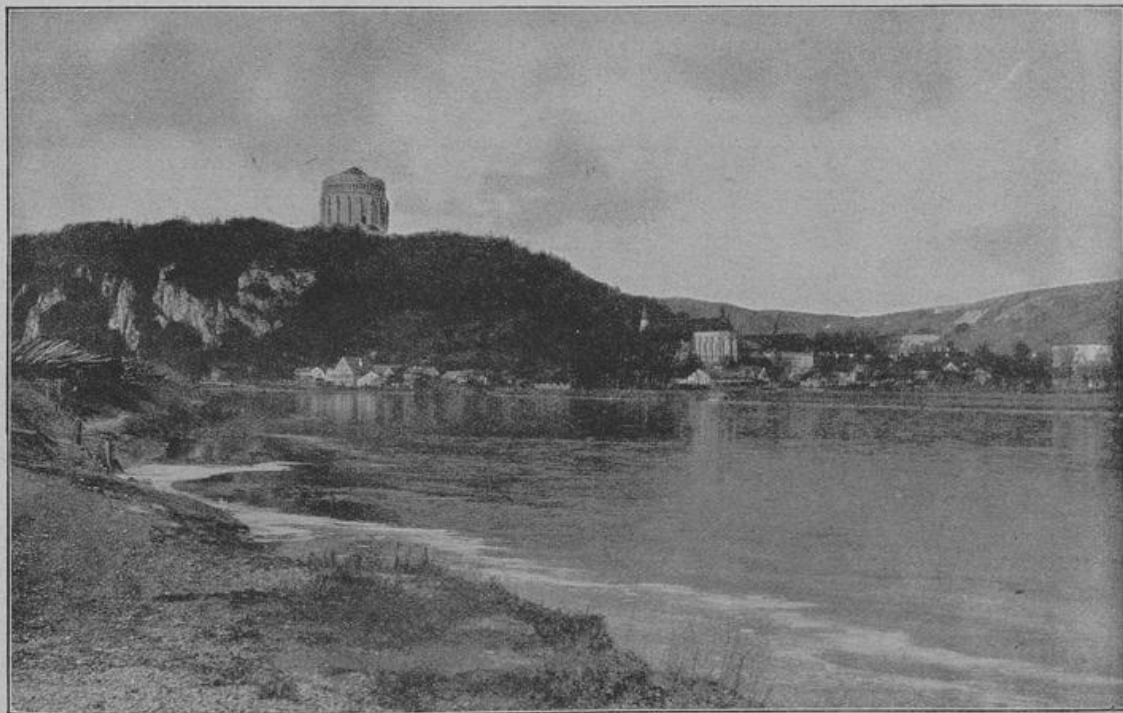


Der Fackelzug zur Jahrhundertfeier in Berlin.

J. Sanden, Berlin.

Am 16. März fand in Berlin ein Fackelzug der nationalen Vereine und Körperschaften statt, der von der Vaterländischen Gesellschaft zur Verbreitung von Geschichtskennntnissen veranstaltet wurde. Am Schloß defilierte der Zug vor dem Kaiser, der auch eine Deputation empfing. Das Bild zeigt die Abordnungen der Schützenvereine mit ihren Fahnen, im Hintergrund Fackelträger.

edlern Interessen erfüllt sein, die sich scheinbar auch in seinem Antlitz ausprägten. Was für ausdrucksvolle Physiognomien diese Mongolen



Das Donautal bei Kelheim in Bayern mit der Befreiungshalle auf der Höhe.

Kreiser & Co., München.

In der Befreiungshalle findet am 25. August auf Einladung des Prinzregenten Ludwig von Bayern eine Jahrhundertfeier zum Andenken an die Befreiungskriege in Anwesenheit Kaiser Wilhelms, sämtlicher deutschen Bundesfürsten sowie der Vertreter der freien Städte statt.

doch im Grunde haben, philosophierte Roy eines Tages, als er Wah San mitgeteilt hatte, daß sein Gehalt um einen Dollar monatlich erhöht werde; man sehe sich nur mal seinen Boy an. In seinem Gesicht liest man die ruhige Freude, die ihm das Glück der Arbeit und die Zufriedenheit seines Herrn schenkt. Und dann betrachte man andererseits das Gesicht von Hing Chong, dem Eigentümer der meisten Opiumhöhlen Foochow's, dieser sehr bekannten Größe — da liest man nur niedrige Lust über einen schmutzigen Gewinn. Auffallend ist es übrigens, wie höflich dieser Hing Chong in der letzten Zeit geworden ist, unterbrach sich Roy in seinen Betrachtungen, als der Gegenstand seiner Gedanken gerade zufällig vorüberging und sich mit besonderer Hochachtung verbeugte. Roy konnte sich diese Ehrerbietung nicht erklären. Denn der dicke Opiumverkäufer stand unter dem chronischen Argwohn des Opiumschmuggels, und Roy, der sehr dienst-eifrig war, ließ stets alle Waren an diesen Kaufmann oder seine Verbindungen sorgfältig untersuchen. Wie Hing Chong nun dennoch einen Schmuggel hatte ausführen können, blieb ihm rätselhaft. Denn daß eine größere Menge Opium Eingang in den Ort gefunden hatte, war zweifellos. Hing Chong's strahlende Mienen und die Demoralisation der Dienerschaft bewiesen nur zu klar, daß Opium nun in Foochow leicht zu bekommen war. Der Teufel mag wissen, was er übrigens in meinem Hause will, dachte Roy, ich hoffe, es gelingt ihm nicht, Wah San zu einem Raub zu verlocken.

Doch bald darauf verließ der Kaufmann, der in eifrigem Gespräch mit dem Boy gestanden hatte, allein das Haus, und Wah San ging mit glücklichen Mienen an seine Arbeit. Rein, folgerte sein Herr weiter, Wah San hat Charakter, da ist nichts zu befürchten. Dennoch ließ dieser Besuch Hing Chong's, der sich später öfter wiederholte, in Roy einen unangenehmen Eindruck zurück, und vergeblich sann er immer wieder darüber nach, wie in aller Welt es ihm dennoch abermals gelungen sein konnte, das Zollwesen zu hintergehen. Doch da, in einer schlaflosen, warmen Nacht, während er sich in

seinem Moskitoen ungebürlich ihn und her warf, leuchtete plötzlich wie ein Blitz die Wahrheit in seinem Hirn auf: des Boys Großmutter! Wah Sans verstorbene Großmutter! Der große Sarg, den er den Fluß heraufgebracht und der Roy seinem Kollegen Brandt gegenüber zu der Bemerkung gereizt hatte, die selige Großmutter müsse eine ungewöhnlich korpulente Dame sein — dieser große Sarg war mit Opium gefüllt gewesen. Er, Roy Madinnon, Kaiserlich Chinesischer Zollbeamter, in Foochow angestellt, um den Schmuggel zu verhindern, hatte mit eigener Hand ein Dokument ausgefertigt, das womöglich — nein bestimmt — genug Opium einfuhrte, um den Ort für mehrere Monate moralisch und körperlich zu ruinieren. Roy schauderte. Er verstand nun Hing Chong's Besuche in seinem Hause und seine tief respektvolle, doch gleichzeitig halb ironische Art zu grinsen. Und Wah San! — Eine schmutzige Freude über seinen wohlgelungenen Schmuggel und über das blühende Opiumgeschäft war es, dieselbe niedrige Freude wie in dem widerwärtigen Gesicht seines Kompagnons Hing Chong. Roy schäumte vor Wut. Er wollte sie beide anzeigen. Er wollte — er — nach Rache dürstend, schlief er endlich ein. Er erwachte, als Wah San vorsichtig, fast zärtlich das Neg hob und ihm einen eiskalten Sorbet servierte. Roy war spät in der Nacht aus seinem Klub gekommen, der Boy aber besaß die glückliche Gabe, zu ahnen, wann der gewohnte Morgentee mit einem den Gaumen mehr erfrischenden Getränk zu ver-

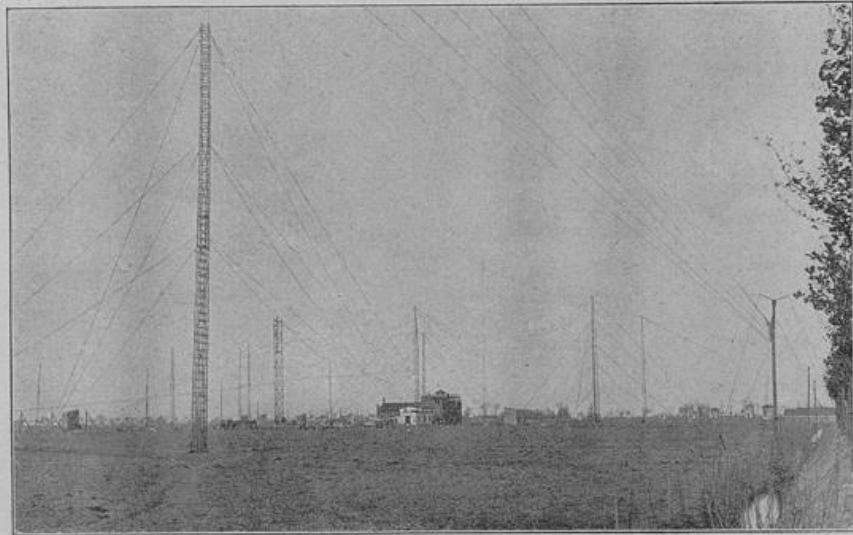
tauschen wäre — und Roy fühlte, daß seine Rachepläne schwanden. Er erkannte plötzlich den Humor der Situation.

„Boy," sagte er, „nun ist also deine Großmutter ernstlich gestorben und kann nie wieder sterben. Das letztemal war das allerletzte, wie?"

„Yes, Sir," antwortete der Boy ernsthaft, doch Roy glaubte ein Zwinkern in seinen Augen zu sehen, „das letztemal starb sie wirklich, aber, please, Sir," fügte er hinzu, und Roy hätte darauf schwören mögen, daß sich sein Diener vor verhaltenem Lachen schüttelte, „ich habe noch mehrere ein bißchen kranke Onkels, das nächste Mal kann vielleicht ein lieber Onkel sterben, das nächste Mal können wir einmal das Leben nehmen."



Elisabeth Karl in Neumagen a. d. Mosel
feierte kürzlich das Jubiläum ihres 50jährigen Dienstes
bei ein und derselben Herrschaft.



Die Telefunkenstation in Rauen,

Ill.-Photoverlag, Berlin.

deren über 300 m hoher Turm im letzten Jahre durch den Sturm umgeweht wurde, hat als Ersatz über ein Duzend Türme in halber Höhe aufbauen lassen und glaubt hierdurch eine viel größere Reichweite zu erzielen.

Die deutsche Transatlantische Flugexpedition.

Die Transatlantische Expedition, die unter Ausnutzung der Passatströmung mit einem Freiballon den Atlantischen Ozean überqueren will, unternahm mit dem zu diesem Zweck hergestellten Freiballon „Suchard II“ den ersten Probeaufstieg in München von dem für die Landwirtschaftsanstaltung des Oktoberfestes eingerichteten Platze auf der Theresienwiese aus. Die Füllung mit Leuchtgas nahm $3\frac{1}{4}$ Stunden in Anspruch.

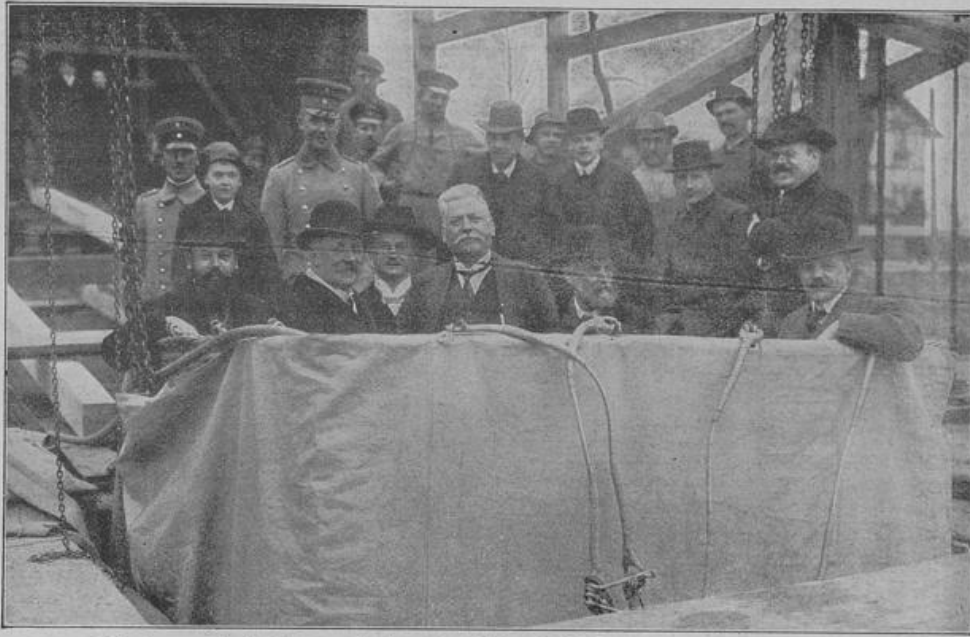
61 Mann der Luftschifferabteilung und 40 Mann des Eisenbahnbataillons waren dazu herangezogen. Auch der Chef des Ingenieurkorps Erz. von Brugg und der Inspektor der Verfahrstruppen Generalmajor Heinemann hielten sich am Aufstiegplatze eingefunden. Die Landung erfolgte nach $3\frac{1}{4}$ Stunden bei Wasserburg am Inn.

Der Ballon ist mit 7250 Kubikmeter Inhalt und 24,5 Meter Durchmesser wohl einer der größten je gebauten Ballons. Um die so lästige Ausdehnung des Gases, die Ventilzüge und Gasverlust zur

folge hat, zu verhindern, ist der Ballon nach dem Vorschlag der Herren Brucker und Dr. Alt mit einer Wasserberieselungsanlage versehen, die bei starker Sonnenbestrahlung vom Korbe aus in Tätigkeit gesetzt werden kann, das Gas abkühlen

und eine längere Fahrtdauer gewährleisten soll. Eine in den Korb eingebaute Handpumpe fördert durch einen Gummischlauch Wasser auf den Scheitelpunkt des Ballons, wo es ein Drehventil über die Ballonhülle verbreitet. Das Wasser wird in 15 Gefäßen zu je 200 Liter (3000 Kilo) mitgeführt, die im untern Teile des Korbes untergebracht sind. Für den eigentlichen Korb bleibt trotzdem noch ein Raum von 2,20 Meter im Geviert und 1,50 Meter Höhe, so daß er außer der Pumpe und den Instrumenten vier luftdicht verschließbare, als Proviantbehälter dienende Blechbüchsen und drei blecherne Tauchflaschen aufnehmen kann, die letzteren können bei Wassermangel an Drahtseilen zum Wasserschöpfen herabgelassen werden.

Bei der Probe der Schwimmfähigkeit im Nymphenburger Kanal wurde die Gondel mit 7000 Kilo beschwert; sie erfüllte alle Erwartungen. Damit sind die Vorarbeiten erledigt. Der Ballon wird über Triest nach Las Palmas transportiert, von wo aus die Fahrt über den Ozean beginnen soll.



Schwimm- und Belastungsprobe der Gondel des Freiballons Suchard II am 13. März. Ketter & Co.

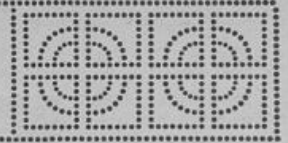


Probeaufstieg des Freiballons Suchard II auf der Theresienwiese bei München. Im Hintergrund das Standbild der Bavaria. Nicolai Masf, München.



Sankün wär.

Skizze von L. von Bogelsberg.



Der Mann mit dem Desperatogesicht, der dem Maler Hans Weinhart gegenüber saß, erhob sich achselzuckend und sah wegwerfend auf den Plan von Stambul, der auf dem Tischchen zwischen ihnen lag. Unter ihnen, unter dem Balkon des Hotels, auf dem sie saßen, brauste das Leben der goldenen Sultansstadt.

„Das hilft gar nicht,“ sagte der Mann. „Ich verstehe das bunte Bild da nicht, Effendim. Sag' mir eine Farbe, einen Laut oder einen Geruch — und ich bringe dir die Frau bis heute abend wieder!“

Hans Weinhart stand auf und sah auf die im Abenddämmern verschwimmende Stadt hinunter. Eine wahnsinnige Angst war in ihm seit diesem Vormittag, seit-

dem man sich erzählte, daß die junge Erzieherin einer englischen Familie verschwunden war. Er hatte sie nur ein paarmal flüchtig gesehen, aber gerade oft genug, um den Skeptizismus und die Frivolität seines Junggesellen-Naturells auf den Kopf zu stellen.

Als er heute morgen davon hörte, lachte er zuerst wie über einen guten Witz; dann, als er den Ernst einlah, wollte er zuerst sämtliche Hotelgäste totschlagen und dann Stambul in Brand stecken. Und als man ihm mit nachsichtigem Lächeln sagte, daß wohl ein vornehmer junger Grieche, der viel in der Familie verkehrt habe, an der Sache nicht unbeteiligt sei, da rannte er zum Intendanten (Gouverneur) und verlangte Alarmierung der Garnison. Der alte weißhaarige Pascha aber zeigte trotz seiner sonstigen außerordentlichen Höflichkeit dafür kein Verständnis und riet ihm, sich an die zunächst beteiligte englische Familie zu wenden; außerdem wollte er ihm dann noch Hassan Dschafar-Aga schicken.

Zunächst drang Hans Weinhart in die vornehme Stille des besagten englischen Familientreffes; da er aber den Namen der jungen Dame gar nicht kannte, und das englische Phlegma sich nicht weiter um deren Schicksal kümmerte, riß Hans Weinhart die Geduld. Er nannte den steifen Herrn Mr. Beeffeat und konnte nur mit äußerster Mühe davon zurückgehalten werden, ihn in der Waschküchle zu ersäufen.

Halb sinnlos vor Wut und Angst brachte man ihn auf sein Zimmer. Dort saß Hassan Dschafar-Aga. Als Hans Weinhart ihn sah, richtete er schleunigst den Revolver auf ihn, denn er ahnte nicht, daß dieses zerlumpte Subjekt mit dem gelben Galgengesicht seiner Erzellenz des Herrn Generalgouverneurs bewährtester Spürhund war.

Aber Hassan Dschafar nahm den unfreundlichen Empfang gar nicht übel. Er rührte sich nicht einmal vom Platz.

„Wenn du mich totschießt, Effendim, wirst du erst recht nichts erreichen,“ sagte er ruhig und griff in aller Gemütsruhe nach der offenen Zigarettenschachtel, um sich zu bedienen. Dann lud er Hans Weinhart freundlich ein, Platz zu nehmen, als sei er der Herr in diesem Raum. Hans Weinhart hätte Brillen können vor Wut, daß in diesem verfluchten Lande alles Zeit hatte.

„Sei froh, Effendim!“ beruhigte der Kawasj. „Wär's nicht so, dann kämen wir ohnehin zu spät.“

Zu guter Letzt stellte sich dann heraus, daß Hassan Dschafar die blonde Verschwundene gefannt hatte.

„Dieser Artitel ist sehr begehrt,“ meinte er seelenruhig. „Ein schweres Stück, sie wieder aufzufinden, die Griechenhunde sind schlau.“ Der brutale Hinweis machte Hans Weinhart fast toll; aber dann nahm er sich zusammen.

„Also hast du Hoffnung, sie doch zu finden?“

Hassan Dschafar zuckte die Achseln und zündete gemächlich die zweite Zigarette an.

„Wie Allah will! Hast du irgendetwas, ich meine, einen Anhaltspunkt, wo sie sein könnte?“

Da stand Hans Weinhart auf und trat dicht vor den Polizeienten hin. Und seine Stimme zitterte vor Wut.

„Mein lieber Freund, wenn du nochmals eine derartige Frage stellst, dann ...“

Hassan Dschafar lächelte.

„Schwer, sehr schwer, Herr!“ Mit dem Plan der Stadt wußte er absolut nichts anzufangen. „Wenn du nicht genau weißt, wo sie ist, Effendim...“

„Wenn ich das genau wüßte, dann brauchte ich dich nicht zu fragen, du prämiertes Rindvieh!“

Die letzten Worte hatte er im Dialekt von Schwabing gesprochen, sonst hätte sich Hassan Dschafar-Aga wohl kaum verbindlich lächelnd gebeugt.

Und dann fuhr er plötzlich herum und stand wieder vor dem Halb-araber mit funkelnden Augen.

„Halt! — Du, heut' mittag, was war das? Da standen ein paar von diesen schwarzen Halunken drunten im Vestibül und unterhielten sich in ihrem insamen Jdion. Ein paar Brocken hab' ich verstanden: blond oder nein helles Haar, sagen sie, und „rote Tür“ und Huff — wie denn ...“

„Hussien Ali!“ ergänzte Hassan Dschafar, und seine Augen bligten auf einmal wie die eines Raubtieres vor dem Sprung.

„Ja, ja!“ schrie Hans Weinhart. „Hussien Ali! Und weiter, weiter!“

Der Kawasj zündete ruhig die dritte Zigarette an.

„Se nun, Effendim, die blonde Frau ist im Stadtviertel Hussien Ali im Haus mit der roten Tür!“

„Und — und — weiter, weiter! Vorwärts!“

„Nein, Herr!“ sagte der Desperado, und schlug die Beine übereinander. „So schnell geht das nicht! Denn das Haus mit der roten Tür — das übrigens alle Fremden in Stambul kennen — hat drei Mofren, so groß wie diese Tür. Und wenn du da Gewalt anwenden willst, dann kommst du — nun ja — eben nie mehr zum Vorschein.“

„Aber die Polizei, das Militär ...“

Hassan Dschafar lachte spöttisch auf.



Schneeskulptur im Garten des Hofbräuabfels in Berchtesgaden von Bildhauer L. Maier. Das Original steht daneben.
Otto Wernhard, Berchtesgaden.

„Du bist gut, Effendim!“ Und er machte die Bewegung des Geldzählens.

„Meinetwegen!“ schrie ihn Hans Weinhart an. „Wievie! wollen sie haben?“

„Gib ihnen tausend Pfund, und sie werden dich im Stiche lassen. Du gibst ihnen nur einmal, aber das Haus mit der roten Tür ist eine Quelle, die nie versiegt. Wenn du also ...“

„Jantün wär! Jantün wär! ... Großfeuer! Großfeuer in Stambul!“

Wie das Donnern eines Vulkanus dröhnte, brüllte, heulte es

plötzlich von Westen herüber. Eine riesige rotgelbe Lohe schoß wie ein entlegliches Fanal am Nachthimmel auf, knatternd zischend und mit Millionen leuchtenden Zungen in das Dunkel ledend.

„Jantün wär ... Großfeuer in Stambul ...“



Kulturfortschritt in Deutsch-Ostafrika: Zwei Eingeborene an der Nähmaschine.

Allah ist groß und Hassan Dschafar ist sein Knecht! Allah tut Großes an uns!“ Und mit ausgebreiteten Armen kniete er auf dem Boden des schmalen Balkons nieder und dankte Gott für das Unglück, das er ihm zum Segen gesandt hatte. ...

Dranten durch die Straßen eilten gräßliche Gestalten mit ledernen Eimern, rotenweife, alles niederrennend und niederschlagend, was ihnen im Wege stand. Wie Teufel, die zu einem Höllenfest eilen: die Zulumbadschis, Stambuls Feuerwehr. Jammernde Menschen rannten umher, die Blut der Lohe drang schon herüber zu den beiden auf dem Balkon, und die Gäste im Haus rafften in der Eile zusammen, was ihnen gerade in die Finger kam.

„Herr ...“ sagte Hassan Dschafar und stieß den Vater an. „Herr,



Aus Deutsch-Ostafrika: Zuckerrohrhändler auf einer Station der Usambaraabahn.

Gebr. Haedel, Berlin.

Wieder stand er neben Hans Weinhart, zitternd vor Erregung, mit glühenden Augen.

„Herr,“ flüsterte er mit verschlagener Stimme, „hed“ einen Revolver in die Tasche, wenn du zwei hast, so nimm alle beide!“

In langen Sägen flog die dürre Gestalt des Kawaffen die Treppen hinunter, Hans Weinhart hinterher, in jeder ein großkalibriges Schieß-eisen.

Qualm und Rauch flogen mit brandigem Geruch durch die Gassen. Und dazwischen ununterbrochen das angstvoll heulende: Jankün wär — Jankün wär ...

Drüben um Hussein Ali stand der Militärkorbon mit aufgepflanztem Bajonett.

„Im Namen des Sultans — laßt uns durch!“ schrie ihnen Hassan Dschafer zu. Aber sie wollten nicht. Da griff Hans Weinhart in die Tasche und warf dem Nächsten eine Handvoll Münzen ins Gesicht. Und während er sich bückte, rannten die zwei durch die Kette in die dicke, heiße Luft der brennenden Stadt.

Zwei Tulumbadschis suchten sie nun aufzuhalten. „Diebe, was wollt ihr hier?“

Mit beiden Händen rannte Hans Weinhart ihre Köpfe gegeneinander, daß die zwei Wadern sich überschlagend über das schmierige Pflaster tollerten.

Voraus rannte der Kawaff wie ein Windhund, ohne Atem zu schöpfen. Denen, die sich ihm entgegenstellten, schrie er den Namen des Großherrs ins Gesicht; gingen sie nicht, dann ließ er die Faust auf ihrem Schädel tanzen.

Hans Weinhart konnte kaum mehr folgen. Die Hitze machte ihn halb bewusstlos. „Wie weit noch?“ rief er.

Aber der Kawaff rannte weiter. „Still, Herr, merken sie, daß du ein Kasir bist, schlagen sie dich tot!“ Glühend leckte die Lohse über die Dächer herunter, in den Häusern, die taghell vor ihnen lagen, knisterte es. Alles war totensill. Da blieb Hassan Dschafer-Aga stehen.

„Hier!“ sagte er und deutete auf die Tür eines ausgestorbenen Hauses, die ausah wie vertrocknetes Blut.

„Hier, Herr!“ sagte er noch einmal und leckte die Lippen wie eine Kage, die Beute wittert. „Bete zu Allah und schieß erst, wenn ich es dir sage!“

Er trat an die Tür und klopfte dreimal auf merkwürdige Art. Im nächsten Augenblick schon erschien ein riesiger Schwarzer, der eine rote Binde, in der eine ganze Waffensammlung steckte, um den Bauch trug.

Schon stand Hassan Dschafer vor ihm. „O, du gottverfluchter Heide,“ brüllte er ihn an, „willst du all die Kostbarkeiten deines besudelten Hauses in den Flammen rösten? Siehst du nicht, wie das

Feuer dir über dem Affenschädel fladert? Heraus, sag ich, du schwarzer Satan, heraus mit den Weibern!“

Der Schwarze schien zu zögern. Da hielt ihm der Kawaff den Revolver vor den schwarzen Schädel.

„Glaubst du Hund, ich will mein Geld verlieren, das ich in diesen Weibern fieden habe? Ehe ich eine Sure gebetet habe, seid ihr hier, damit ich euch an einen sichern Platz bringe, oder ich zersehe dein Höllengesicht mit sechs Kugeln!“

Dieser Mahnung schien der Schwarze sehr zugänglich zu sein, denn binnen kürzester Frist erschien er mit einem halben Duzend verummelter Gestalten, die von zwei weiteren Schwarzen im gleichen Format wie der erste eskortiert wurden.

Im Lauffschritt, den die Verummelten kaum innehalten konnten, suchten sie dem Bereich des Feuers zu entleiten. Hans Weinhart lief an der Spitze, immer noch die beiden Revolver kampfhast umklammernd, während Hassan Dschafer wie ein Hirtenhund auf und nieder rannte. Jetzt lief er um die Spitze des Zuges.

„Herr, die vordere ist's! Wenn ich rufe, dann wende dich um, umfasse sie und laufe davon, so rasch du kannst!“

Hans Weinhart rannte wie ein Trunkener. Hinter und neben ihm brausten mit seltsamem Klang die Flammen, und vor ihm bröhlte wieder das Klagenbe „Jankün wär“. Und da, um eine Armeslänge vor ihm entfernt, hüpfte ein wandelnder Sack — das sollte das gesuchte blonde Frankenweib sein ...

„Jetzt, Herr!“

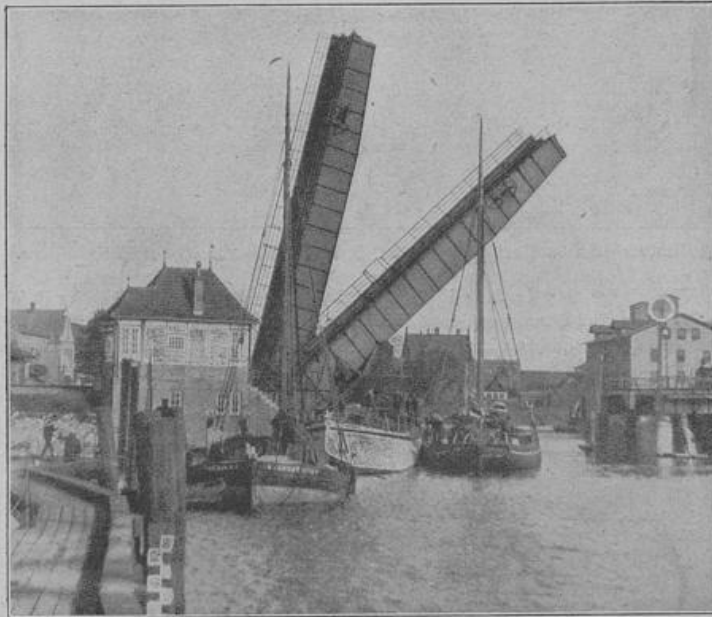
Schnell wie der Blick hatten Hans Weinharts feste Bajonettarme den Sack umfaßt. Da rannte es schon auf ihn los, riesengroß und ebenso schwarz.

„Schwarzer Satan!“ schrie Hassan Dschafer, und unmittelbar darauf knallte es. Ein dumpfer Schlag — und Hans Weinhart rannte weiter. Da klang's dicht vor ihm: „Jankün wär,“ Tulumbadschis rannten mit Eimern, und Bajonette bligten. „Wo hin?“

Hinten schlug sich Hassan Dschafer mit den beiden Mähren, und die wandelnden Säcke heulten dazwischen vor Angst und Entsetzen.

„Im Namen des Sultans — schlägt zu!“ Mit einem gewaltigen Satz flog der Kawaff hinter die schüßende Kette der Bajonette. Dann fuhr er herum und schoß und noch ein zweites Mal. Die beiden Schwarzen drehten sich im Kreis und fielen übereinander.

Hans Weinhart lehnte mit seiner Last an der Mauer. Er fühlte, wie ihm allmählich die Sinne schwanden. Nur eins sah er noch: das lachende Gesicht Hassan Dschafer-Agas, und seine rostige Stimme hörte er: „Wer hatte nun recht, Herr?“ — Dann fing ein Risam den Bornübergleitenden auf, und um ihn bröhlte es wieder heulend und jammernd: „Jankün wär — Jankün wär ...“



Die riesige Klappbrücke im Hafen von Husum. Verl. Ill.-Ges.

An Stelle der alten Drehbrücke wurde kürzlich im Hafen von Husum eine Klappbrücke gebaut. Sie wird in ein bis zwei Minuten gehoben, während die alte Drehbrücke eine halbe Stunde zur Öffnung brauchte.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 14.

Düsseldorf, 5. April

1915.

Suffragetten als Brandstifterinnen.



Das von Suffragetten eingeäscherte Landhaus der Witwe des Generals Sir George White. *Central News, London.*

Die letzte „Heldentat“ der Stimmrechtlerinnen ist die Einäschung eines kleinen Landhauses in Englefield bei Staines in Middlesex, das der Lady White, der Witwe des Belagerers von Ladysmith, gehört und seit drei Jahren unbewohnt ist. Das Feuer wurde morgens in aller Frühe entdeckt, aber ehe die Feuerwehr aus ihrer etwas entfernten Kaserne herbeieilte, war das ganze Haus ausgebrannt. Der Schaden wird auf 80000 Mark geschätzt. Man fand unter den Trümmern große Blätter von Schreibpapier, auf denen stand: Hört auf, unsere Kameraden im Gefängnis zu quälen.

Das Totenhemd.

Eine Geipenstergeschichte von Hans Hottenrott.

Es war an einem Februarabend des Jahres 1806, kurz nachdem das Kloster zu Gräfrath säkularisiert worden war, als in einem Hause des Küllersberg eine Anzahl junger Mädchen versammelt war und beim Spinnrade saßen.

Draußen war es bitter kalt. So ein richtiges Winterwetter. Krachende Kälte und hoher Schnee, der unter den Tritten derber Schuhs kreischte und knirschte. Drinnen aber im Stübchen bei den Mädchen war es warm und behaglich. Die Räder schnurrten und surrten, die Fäden liefen blitzschnell durch die geschickten Finger der Spinnerinnen, deren Mundwerk aber nicht minder fleißig ging als die Räder. —

Nach und nach fanden sich auch einige Burschen ein. Sie nahmen Platz auf den Bänken, die an den Wänden entlang liefen, und sangen an, sich mit den Mädchen zu neden. Denn so eine richtige Liebchaft kam damals in der Spinnstube zustande, und je heißereinkleines Mädelherz für einen Burschen brannte, um so spröder tat es, und um so länger ließ es ihn um einen Blick oder gar Fuß betteln.

Dralle Gestalten waren es, die an ihren Rädern saßen und den Fäden schnurrten ließen. Die kurzen, bebenden, selbstgewebten Röcke mit der bunten Kante schlossen sich um breite, feste Hüften, die man heute vergeblich suchen würde, und das volle, fast nicht zu bändigende Blondhaar, ein Vorzug der bergischen Frauen, lag einfach und schlicht in schweren Zöpfen wie eine Krone um Stirn und Nacken. Und stolz hoben die Trägerinnen ihren Kopf, und ihre Blauaugen strahlten scharf wie Messerklingen. Wen sie damit ins Herz trafen, war verloren.

Die Burschen der damaligen Zeit waren genau so verliebt wie heute, sonst wären sie ihren Schätzen nicht Abend für Abend von einem Hause ins andere nachgezogen und hätten sich neden — oder aufziehen lassen. Denn mancher arme Junge fand keine Gegenliebe bei seiner Auserwählten, und dann ging er entweder stillbetäubt umher und suchte der Liebsten mit bittenden Augen das Herz zu erweichen, oder wenn es ein tabiater Geselle war, fing er mit dem, der ihm vermeintlich oder auch ernstlich vorgezogen war, Streit an, und es gab eine Prügelei.

Es war Ehrensache, nicht feige den Platz zu verlassen, sondern für sein Mädchen, wenn es sein mußte, blutige Hiebe auszuteilen und auch zu empfangen.

Heute abend aber saßen die jungen Leute, fünf an der Zahl, gar friedlich auf ihren Bänken und schmauchten ihre kurzen Pfeifen, wobei sie einen Rauch entwickelten, der sich sowohl durch seine Dichtigkeit, als auch Geruchbarkeit bemerkbar machte. Das beste Kraut war es nicht, was sie im geschickten Lederbeutel mitgebracht hatten, den sie neben sich liegen hatten oder in der Seitentasche ihrer kurzen Friesjate trugen, je nach dem Reichtum der Perlenstüderei oder nach der

Hochschätzung der kleinen Hand, die ihn mit vielen Seufzern angefertigt hatte. Denn der Reichtum der Perlen und die Zierlichkeit und Schönheit der Stüderei waren die Gradmesser der Liebe des Mädchens.

Gerd Wilms, ein Fuhrmann, der die Waren der Kaufherren Solingens und Gräfraths nach Köln und Elberfeld, bis Hagen und Dortmund fuhr, hatte den schönsten Tabaksbeutel. Ein hübscher Bursch, mit breiter, kräftiger Brust und einem offenen, ehrlichen Gesicht, aus dem die sonst allzeit trübseligen Augen neidisch strahlten. Nur seit einiger Zeit blühte er trübe in die Welt, denn sein Schatz — ach Gott —

Ein Seufzer entrang sich mit dichten Tabakswolken, die er seiner Pfeife ingrimmig entlockte, aus seinem Munde. Und die, der er galt, neigte erglühend den blonden Kopf, den sie immer so stolz trug, über die Spindel, und ihr Fuß trat das Rad unbarmherzig, daß es knatete.

Grete Hammesfahr war eines der schönsten Mädchen Gräfraths — und stolz — stolz wie alle Bergischen. Und deshalb konnte sie es nicht vertragen, daß ihr Gerd, dem sie doch schon deutlich genug gezeigt hatte, daß er ihr nicht gleichgültig war, sich auch noch mit andern Mädchen neckte. Sogar einen Kuß hatte er kürzlich der schwarzen J o p h i e, die gar kein bergisch Kind war, sondern da unten aus dem Essenschen stammte, wo ihrer Meinung nach die Zigeuner und Tater hausten, gegeben.

Als sie ihn darüber entrüstet zur Rechenschaft ziehen wollte, hatte er lustig gelacht, gerade wie — na, wie einer, der die Mädel nur



König Konstantin von Griechenland,
geboren am 21. Juli a. St. 1868 zu Athen.



Königin Sophie von Griechenland,
dritte Schwester Kaiser Wilhelms II.
Währinger, Athen.



Von der Jahrhundertfeier in Hamburg: Alt-Hamburger Trachten.

Hans Dreuer, Hamburg.

In Hamburg wurde am Ostermontag ein Festzug in den historischen Kostümen veranstaltet, der in etwa 30 Gruppen die Zeit der Franzosenherrschaft illustrierte

aufziehen will, und hatte gesagt: „Was? Um einen Kuß machst du so viel Wesen? Da liegt mir gar nichts dran, ich habe noch genug! — Komm, du kannst auch noch ein paar kriegen!“

Voller Abscheu hatte sie sich von ihm gewandt.

Pfui! Was war das für ein Bursche, dem an einem Kusse nichts lag? Bei dem sie feil waren wie Brombeeren und der jede küßte, die es sich nur gefallen ließ. Nein — damit durfte er ihr nun doch nicht kommen.

Für sie war ein Kuß immer etwas Heiliges gewesen. Wenn er sie abends nach Hause begleitete und sie standen noch einige Minuten Hand in Hand abschiednehmend vor der Tür, dann erbat und erhielt er seinen Lohn für den Ritterdienst.

Und jedesmal bebte sie vor innerer Freude und heimlicher Angst, wenn er sich mit seinem Munde ihren Lippen näherte.

An die Brust hätte sie sich ihm werfen und rufen mögen: „Küsse mich tot — ganz tot — ich hab' dich ja so lieb!“



Von der Jahrhundertfeier der bayrischen Wehrkraftvereine vor der Festungshalle bei Kelheim an der Donau am Ostermontag: Lagerleben nach der Feier.

Nicolai Aluf, München.

Aber sie tat's nicht, Gewaltfam unterdrückte sie ihr heißes Blut, und Gleichgültigkeit heuchelnd, nahm sie Abschied und schlüpfte nekkend und lachend ins Haus.

Ihr Herz aber hätte springen mögen vor Glück und Weh, wenn sie sich zur Ruhe niederlegte und lange noch seiner Worte gedachte — und seiner Küsse — bevor sie einschlief.

Und dieser Bursche hatte ihr lachend erklärt, daß ein Kuß nichts zu bedeuten habe bei ihm. Und hatte die schwarze Zigeunerherze aus dem Essenschen geküßt. — Empört war sie. Entweißt fühlte sie ihr heiliges Gefühl, und als er lächelnd wiederkam und sie heimbegleiten wollte, da hatte sie ihn schroff abgewiesen und zu seiner Zigeunerin geschickt. Er aber hatte anfangs ganz verdußt dreingeschaut und dann



Die drei kühnen Retter,

Gebr. Haedel, Berlin.

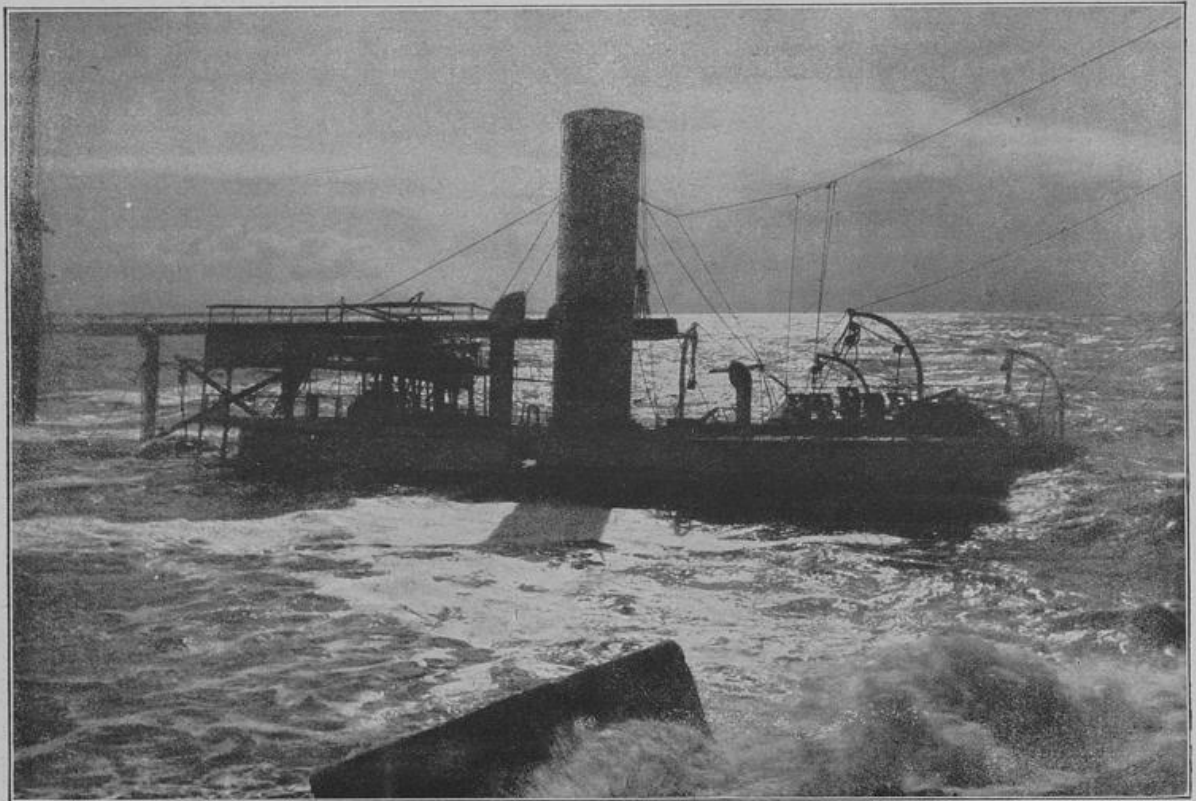
welche bei dem Schiffbruch des englischen Dampfers „Eastwell“ an der holländischen Küste vor Amuiden 75 Menschen mit eigener Lebensgefahr von dem Wrack holten. Von links nach rechts: Steuermann M. van de Put Kommandant Jan van de Wiele, Mechaniker A. Peter.

herzhaft gelacht — gelacht — über ihre Eifersucht.

Aber das Lachen war ihm bald vergangen, als er merkte, daß das schöne Mädchen ihm keinen Blick mehr gönnte und ihm aus dem Wege ging, wo sie nur konnte. Da sah er ein, daß es dem Blickmädel ernst war mit dem Trogen, und statt der freudigen Augen machte er ein gar trübseliges Gesicht, und statt der nedenden Scherze hatte er nur noch tiefe Seufzer.

Und still wurden beide. Die Grete und auch der Gerb.

Aber wenn er wußte, er konnte sie ängstigen oder gar kränken, dann tat er's mit Fleiß. Es war eine Wollust für ihn, sie zittern zu sehen. Zittern um ihn, dem sie kein Wort und keinen Blick gönnte, und den sie doch über alles liebte.



Schiffbruch bei Amuiden.

Gebr. Haedel, Berlin.

Das englische Frachtboot „Eastwell“ kam mit einer Reisladung von Rangoon und wurde vom Sturm gegen die Mole bei Amuiden geworfen und zerschmettert. Der Schaden beträgt etwa eine Million Gulden.

So saßen die beiden wortlos und eiferten sich still in einen künstlichen Groll. Und während jeder für sich im Herzen gelobte, den andern nie mehr mit einem Blick anzusehen — bei diesem Gedanken stiegen dem Mädchen sogar Tränen in die Augen, so sehr rührte sie dieser heroische Entschluß —, erzählten sich die übrigen Burschen und Mädchen von dem letzten Todesfalle in der Gemeinde.

Ein alter Mann war gestorben, der, solange er gelebt hatte, nie in die Kirche gegangen war, sondern seinen Platz immer auf der Steinbank vor der Tür der Klosterkirche gehabt hatte, die früher für die öffentlichen Bäder und Bäderinnen bestimmt war.

Auf dieser Bank saßen oder knieten in katholischen Zeiten des Klosters die Ausgestoßenen und Verbannten.

Und hier saß auch sein Leben lang der Verstorbene, von dem kein Mensch wußte, wer er war und woher er kam. Jedenfalls drückte eine schwere Schuld sein Gewissen.

Aber ein leises Raunen und Flüstern ging in Grätrath von Mund zu Mund. Heimlich und doch so offenkundig, daß es jeder wußte. Der Verstorbene saß jede Mitternacht auf der Bank vor der Klosterkirche.

Viele hatten ihn gesehen, wenn sie in nächtlicher Stunde über den

spiel halten wollte. — Grete antwortete nicht. Sie beugte sich über ihr Spinnrad und hörte vor Summen und Brummen der Spindel kaum, was die andern sprachen.

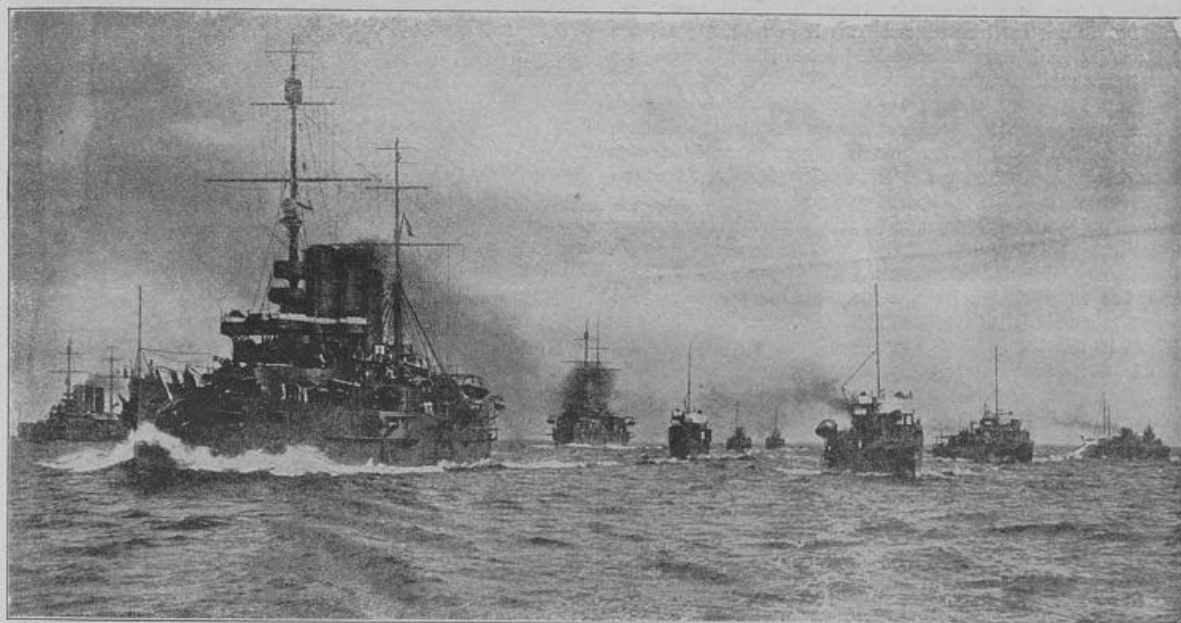
Plötzlich aber schlug ein heftiger Streit an ihr Ohr. Ein schrilles Wort — wie ein Verbot — und dann sein lautes, spöttisches Lachen. „Und ich sage euch, ich tu's. Gleich jetzt gehe ich hin und ziehe dem Manne das Hemd über den Kopf, und zum Beweise will ich's euch mitbringen.“

Da sah sie ängstlich auf und traf seinen herausfordernden Blick. Ah — furchtbar wollte er sie nur machen. Er dachte, sie solle ihm zu Füßen stürzen und um Gottes willen betteln und flehen, den frevelnden Gedanken aufzugeben. Ihre Willen — weil sie Angst um ihn hatte — und Sorge. —

Eine harte Falte legte sich um des Mädchens Mund. Und trotzig — wie es bergische Art ist, schwieg sie und tat, als ob sie keinen Anteil an dem Streit nähme.

Einen Augenblick war es totenstill im Zimmer. Die Mädchen hatten ihre Spindeln in Ruhe gesetzt und schauten ängstlich zu Gerd auf.

Nur eine nicht — nein — sie nestelte am Faden, den sie vor innerer



Die von Oesterreich-Ungarn am 22. März zur Demonstration gegen Montenegro an die Küste von Albanien entsandte Kreuzerdivision. Links vorn das Schlachtschiff „Erzherzog Franz Ferdinand“ mit dem großen Kreuzer „St. Georg“ und dem kleinen Kreuzer „Admiral Spaun“; rechts eine Torpedoboot-Division. Charles Trompus, Paris.

Klosterhof gingen. Und sie bezeugten alle übereinstimmend, daß er stumm, wie bei Lebzeiten, auf der Steinbank hockte, und daß seine dürre, morsche Gestalt das lange Totenhemd einhülle, womit man ihn ins Grab gelegt hatte.

Den Mädchen rieselte es kalt auf den Rücken bis in die blonden Haarkronen. Unwillkürlich blickten sie schen zur Seite, denn es war ihnen, als stände der, von dem sie sprachen, an ihrer Seite.

„Was mag er getan haben, daß er noch im Tode nicht Ruhe findet?“ fragte eine Spinnerin.

„Vielleicht will er erlöst sein,“ entgegnete eine andere. „Es gibt ja Menschen, die nach ihrem Tode noch umgehen müssen wegen einer schweren Schuld und nicht eher zur Ruhe kommen, bis sie gefragt werden, warum sie immer wiederkehren.“

„O, dazu gehört aber viel Mut,“ sagte Grete Hammesfahr und blickte schen zur Seite.

„Mut? Gar kein Mut gehört dazu!“ rief hastig und herausfordernd Gerd Wilms.

Und alle sahen lächelnd auf ihn, denn es war das erstemal, daß er seinen Mund heute abend auftrat. Und sie wußten auch, warum er trotzig geschwiegen hatte und daß er jetzt nur der Grete das Wider-

heißer Erregung zerrissen hatte. — Und er glaubte — es sei Gering-schätzung. Sie glaubte vielleicht, er prahle nur.

O — Grete Hammesfahr — das will ich dir beweisen — grollte es still in der Brust des Burschen.

Und er stand auf, redete sich in seiner stattlichen Größe, steckte umständlich den reichgestickten Tabaksbeutel — ein Geschenk Gretes — in die Brusttasche und machte sich reisefertig.

Schen blickten ihn die Mädchen an. Die Burschen suchten ihn zurückzuhalten.

„Mach keine Dummheiten,“ meinte der eine.

„Mancher ist schon sein Leben quitt geworden bei solchen Fahrten,“ belehrte ein anderer.

„Versuche den lieben Gott nicht,“ sprach ängstlich ein Dritter. Nur die — die am meisten Angst hatte, sprach nichts — nichts — und gerade von ihr hoffte Gerd ein Wort zu hören.

Gleichviel — ob es spöttisch war oder flehend. Nur ein Wort aus ihrem Munde. Und wenn es ihn auch geärgert oder gar beleidigt hätte. Besser ein wundes Wort als gar keins.

Aber für Grete schien kein Gerd auf der Welt zu sein. Und zornig verließ er das Zimmer, krachend schlug er die Tür hinter

sich zu, und mit dem eifigen Luftzug, der in den warmen Raum wehte, wehten auch die Worte zurück:

„Dammich! Ich bringe das Hemd!“

Unter dem Fenster verlangten die tapfenden, Irtschenden Tritte seiner schweren Schuhe.

Auf den Zurückbleibenden lag es wie ein Alp.

Keiner wagte zu sprechen, aber jeder folgte in Gedanken den Schritten des Übermütigen.

Dumpe Stille zog geheimnisvolle Fäden durch das Zimmer, von Wand zu Wand — und von Herz zu Herz. Und jeder trug Scheu, daran zu rühren — an die unsichtbaren Fäden des Schicksals. — — —

Die Turmuhr kündete Mitternacht. Laut hallten die zwölf Schläge über Gräfrath dahin. — Lange — lange blieb Gerd. Da — — jetzt knirschte es über der Schwelle, und es kam näher und näher. Die Tür des Hauses öffnete sich.

„Gott sei Dank, er ist wieder zurück,“ durchbebt alle dieser einzige Gedanke wie eine Erlösung. Groß und weit rissen sie aber die Augen auf und bleich wurden ihre Gesichter, als sie in seinem Arm ein zusammengewideltes schneeweißes Leinenbündel sahen.

Er trat an den Tisch heran, auf dem eine Lampe ihre rötlichen, von Qualm und Dunst verschleierte trüben Lichtstrahlen entsandte, rollte das Leinen auseinander, warf es wie geringschädig auf den Tisch und sagte mit einer Stimme, die fest sein sollte, aber doch ein leises Beben verriet: „Da ist das Hemd!“

Zuerst fuhren die Anwesenden scheu zurück vor dem langen weißen Totenhemd, das mit breiten schwarzen Schleifen und Bändern am Halsauschnitt und an den Ärmeln verziert war, dann aber traten sie neugierig näher, um es mit grauer Scheu zu betrachten.

Leicht lächelnd stand Gerd dabei und erzählte, wobei sein Auge Grete aufsuchte, um zu erspähen, ob sie Teilnahme an seinem mutigen Abenteuer.

Sie verzog keine Miene, sondern blickte stumm auf das Totenhemd, das einen eigenen dumpfen Geruch im Raum verbreitete.

„Es war nicht so schlimm,“ berichtete Gerd, „der Alte hielt ganz still, als ich ihm das Hemd auszog.“

Tief Atem holte er, ehe er fortfuhr:

„Als ich vor die Tür der Kirche kam, war noch niemand zu erblicken, und vergebens schaute ich mich nach dem Alten um. Die



Prälat Cremer

N. Kammer, Düsseldorf.

von der Lambertuskirche in Düsseldorf, päpstlicher Geheimkammerer, starb am 31. März im Alter von 79 Jahren.

Bank war leer. Doch beim ersten Schlage der Mitternachtsstunde brauste es wie ein Sturm um die Kirche, und ich sah — — —

Hestiges Pochen an die geschlossenen Fensterladen ließ Erzähler und Zuhörer verstummen. Aber ihre Bähne schlugen aufeinander und ihre Knie bebten vor Furcht und Angst, als draußen eine Stimme leise klagte:

„Mein Hemd — gib mir mein Hemd — hu — — mich friert — es ist so kalt — hu — !“

Und sie starrten sich schreckensbleich an, und keiner wagte zu atmen. Die Mädchen suchten Schutz an der Seite der Männer, die sich in den fernsten, dunkelsten Winkel zurückgezogen hatten.

Nur Gerd und Grete waren im Scheine des Lichtes stehengeblieben. Die blasroten Strahlen der Lampe fielen auf die Gesichter der beiden und beleuchteten matt den innern Kampf der Seele, der sich dort widerspiegelte.

Bei Gerd trozig — finster — kampfbereit; bei Grete bittend, flehend, angstbekommen und erneuoll. Ein Blick traf ihn aus ihren feuchten Augen — so furchtbar und hilfebegehrend, daß er sich abwenden mußte, um nicht weich zu werden.

Und wieder schlug es mit harter Faust an die Laden, und klagender — zitternder — aber auch befehlender klang die Stimme:

„Gib mir mein Hemd — ich friere — hu — ich friere — gib mir mein Hemd!“

„Gerd — Gerd — um Gottes willen,“ riefen die Burschen, „gib's ihm hin — sonst sind wir des Todes.“

Wie sie zitterten — die Weibchen.

Mit einem höhnischen Blick auf die Jüngenden griff Gerd zum Totenhemde, schritt zum Fenster und schrie:

„Sei still — ich gebe es dir — hier ist dein Hemd!“



Vom Nationalen Armeegepäckmarsch am 30. März,

veranstaltet vom Düsseldorfer Turnverein von 1847: Auf dem Marsch, rechts der Sieger Rob. Wilmsmeyer (x). f. Schwarz, Düsseldorf.



Branddirektor Schlunk in Düsseldorf
starb am 24. März in Cassel.

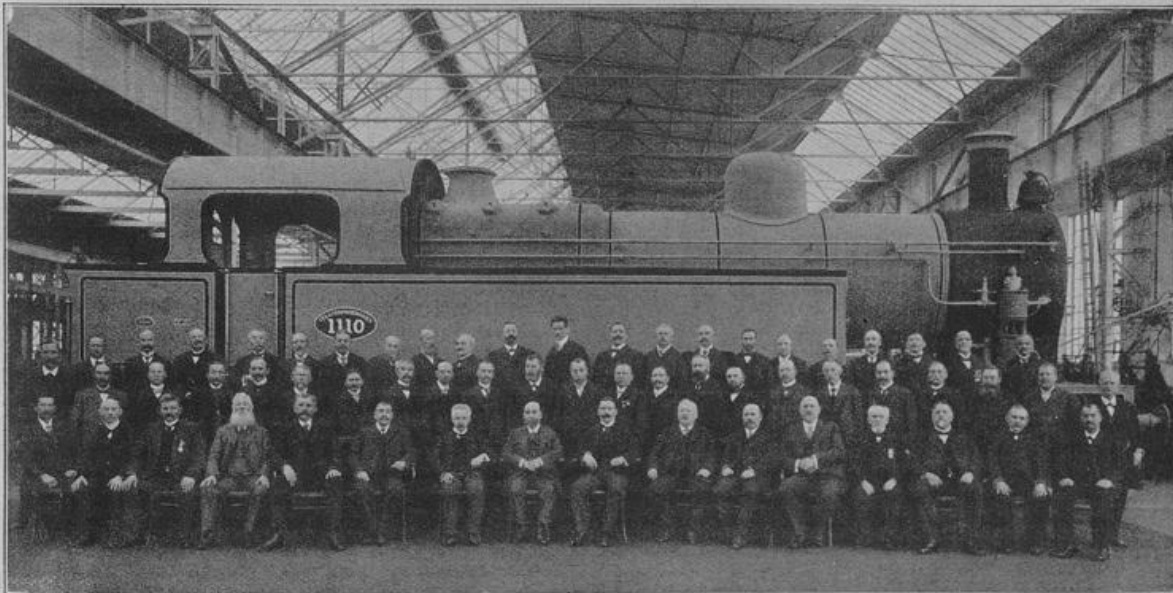


Bürgermeister Franz Stelen, Neuf.
Zum Ausscheiden der Stadt Neuf aus dem Kreisverband.

Und die Laden aufstoßend, wollte er das leinen Sterbtleid hinausreichen. Aber wimmernd klang es ins Zimmer: „Nicht hier. Bring's mit hin — wo du's mir nimmst. Auf dem Steine warte ich, bis die Uhr die erste Stunde kündigt. Wehe — wehe bringst du's nicht zurück!“

„Gerd,“ flüsterte Grete leise, „was willst du tun?“ Das klang so voll liebender Bangigkeit. — „Was ich muß, Grete. Ich bringe dem Alten sein Hemd.“ Da fiel ihm Grete um den Hals, weinte zum Herzbrechen und beschwor ihn, sich nicht der großen Gefahr auszusetzen. —

Aber die Burschen und Mädchen schrien: „Hat Gerd den Toten herausgefordert, so mag er ihn wieder verföhnen. Sollen wir uns feinetwegen der Gefahr der Rache aussetzen?“ — Da raffte sich Gerd auf und redete sich — als wolle er alle Bangigkeit von sich schütteln — und rief hier er und lauter als eigentlich nötig war: „Habe keine Furcht, ich gehe hin. Habe ich die Gefahr herausbeschworen — so will ich sie auch allein auf mich nehmen. Ich trage ihm das Hemd nach der Steinbant an der Kirchthür!“ — „Gerd — Gerd!“ — schrie Grete, „tu es um



Die 3000. Lokomotive der Aktiengesellschaft für Lokomotivbau „Hohenzollern“ in Düsseldorf-Grasenberg,
eine sechsachsige Tenderlokomotive für die niederländischen Staatseisenbahnen. Vorn 60 Beamte und Arbeiter, die 25—40 Jahre im Dienste der Firma stehen.

meinetwillen nicht. O, ich weiß — ich ahne es, du kommst nicht wieder.“ „Grete“ — seufzte Gerd, „ich muß. Wenn ich nicht gehe, kommt der Alte und holt sich sein Totengewand. Und was mir dann passiert für meinen Frevel — — ich mag nicht dran denken.“

Da sank das Mädchen an seine Brust und weinte, weil es all die sorgenvollen Tage und Wochen aus Trost- und eingegebildeter Verlassenheit nicht hatte weinen können.

Und Gerd nahm sie in seine Arme. Vor allen Anwesenden gab er ihr in der Stunde der Gefahr, die draußen auf ihn wartete, viele heiße Küsse und flüsterte:

„Hast du mich so lieb, Grete?“

„Ja, Gerd — ich habe dich lieb — zum Sterben lieb,“ hauchte sie voll Furcht und Angst um das Leben des Geliebten.

„Und — Grete — wenn ich — wenn ich gesund wiederkomme — willst du — dann die meine werden? — Willst du's mir fest versprechen?“ stotterte der Bursche sorgenvoll.

„Alles — was du willst, verspreche ich dir,“ schluchzte das Mädchen laut auf, „ach, ich glaube, du kommst nicht wieder. Er dreht dir den Hals um — ich ahne es.“

Und alle Mädchen schrien laut auf, als Grete vom Halsumdrehen sprach. Jede fühlte schon am eigenen Nacken die kalte Todeshand.

Gerd riß sich gewaltsam los: „Die Zeit drängt. Bald ist es ein Uhr, und der Alte will sein Totengewand bis dahin wiederhaben. Ich geh — lebe wohl, Grete — wenn ich gesund wiederkomme feiern wir Ostern Hochzeit. Und wenn nicht — dann — — —“

Der Bursche sprach die letzten Worte nicht aus. Das Hemd im Arm, stürzte er aus dem Hause, und seine hastenden, eisernen Schritte verlangten im knirschenden Schnee.

Grete hatte sich auf die Bank gesetzt. Ihre Brust war wie verwundet, so schmerzte jetzt ihre Lieblosigkeit gegen den Burschen, die er vielleicht mit dem Tode büßen mußte. Denn nur ihretwegen hatte er den Gang gewagt, um ihr zu beweisen, daß er nichts fürchte und daß er stark und mutig wäre — wenn auch aus Trost.

Und sie weinte, schluchzte und betete.

Und die Mädchen und Burschen trösteten sie und sprachen von einem schnellen Tode — wenn es denn doch einmal dazu käme. Denn die Rache der Verstorbenen sei gefährlich, und noch nie habe ein Sterblicher sie ungestraft herausgefordert.

Das Mädchen aber weinte — und horchte.

Das Gehör der Liebe ist scharf. Mit einem Schrei der Freude sprang sie plötzlich auf, teilte mit kräftigen Armen die Tröster und Trösterinnen und machte sich freizüßig Bahn, stürzte zur Tür hinaus und den knirschenden Schritten entgegen, die näher und näher kamen.

Bald darauf trat sie mit Gerd ein, und lautlos und wortlos vor Glück und Seligkeit hing sie an seinem Halse.

Und jeder frag — beschwor — bat — doch zu sagen, wie es abgelaufen sei.

Gerd aber beharrte in Schweigen.

Er stöhnte nur, und wenn sie ihm mit Fragen und Bitten zu sehr zusetzten, dann antwortete er wie geistesabwesend: „Fragt mich nicht. Es war entseßlich. Aber ich darf nichts sagen — sonst — —“

Und sie fragten ihn nicht mehr. — — —

Ostern war, wie Grete versprochen hatte, die Hochzeit. Hoch ging es her im Hause der Eltern der Braut. Gerd war glücklich — und Grete überglücklich.

Da nahte sich die Mutter Gerds, nahm ihre neue Tochter freudestrahlend in den Arm und sagte: „Aber eins muß ich dich noch fragen, Grete, denn von Gerd frage ich's ja doch nicht heraus. Was wollte der Schlingel bloß vor einigen Monaten mit Vaters Hemd und meinen schwarzen Haubenbändern, die er sich mitten in der Nacht holte? Ich kann es nicht rauskriegen. Frage du ihn mal.“

Zuerst knippte die Braut — dann aber zog sie peisend die Luft durch die schneeweißen Zähnen, und

ein ahnungsvolles: „Na, warte — du — das sollte ich gewußt haben,“ kam gedehnt aus ihrem Munde. Später gestand ihr denn auch Gerd seine Missetat ein. — „Und wer war denn der Tote, der am Fenster sein Hemd verlangte?“ frag die schmollende Grete.

„Der Nachtwächter, dem ich zufällig begegnete. Für bare Münze macht der alles, selbst Gespenster!“



Die neue Festhalle in Piersen.

H. Hahn, Piersen.



Die St. Paulus-Kirche in Düsseldorf, erbaut von Prof. Alcesattel. J. Heine, Düsseldorf.

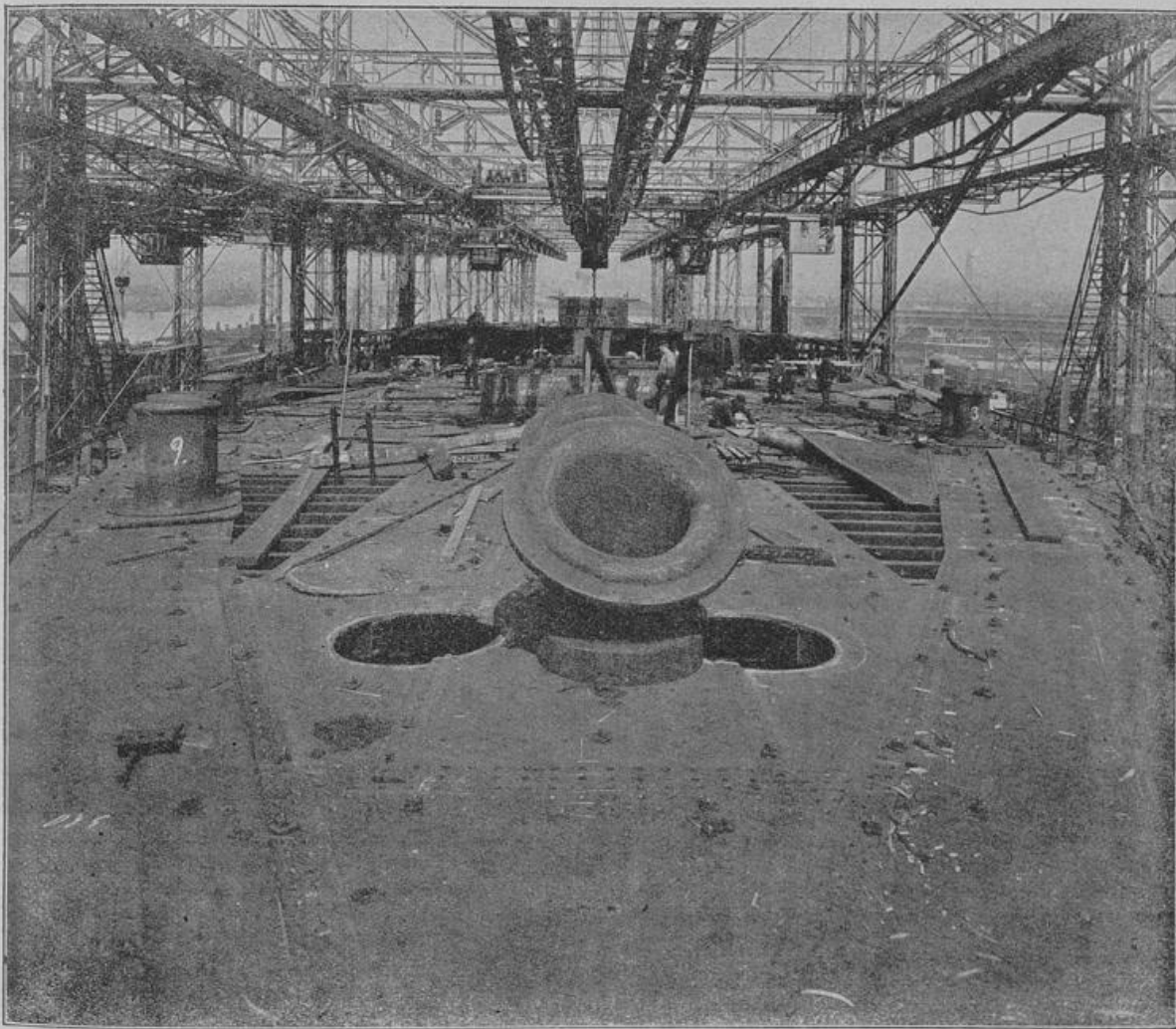
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 15.

Düsseldorf, 12. April

1915.



Der Vierschrauben-Turbinendampfer *Imperator* der Hamburg-Amerika-Linie.

Dieses Bild zeigt die Entstehung des Oberdecks aus aneinandergenieteten Stahlplatten größter Dimensionen, die auf den starken Deckbalken ruhen. Die gewaltigen Rohre im Vordergrund sind Ankerkläusen zur Führung der Ankerkette; an den Seiten sind die ungewöhnlich starken, säulenartigen Poller sichtbar, die zum Befestigen der Trossen beim Verholen des Schiffes im Hafen dienen.

Die Heliotropdame.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

Der junge Graf Axel war an den Verkehr mit Frauen nicht gewöhnt. Seine eigne kränkliche Mutter und die entzückende Frau seines Onkels waren die einzigen, mit denen er auf vertraulichem Fuße stand. Und so beurteilte er das Weib aus der Entfernung.

Doch nun sollte er sich verheiraten, und zwar reich, denn sein stolzes Erbgut war über und über verschuldet. Die Auserkorene, Fräulein Hella Dirkhoff, war die Tochter eines reichen Fabrikherrn, der nach einem aristokratischen Schwiegersehn trachtete.

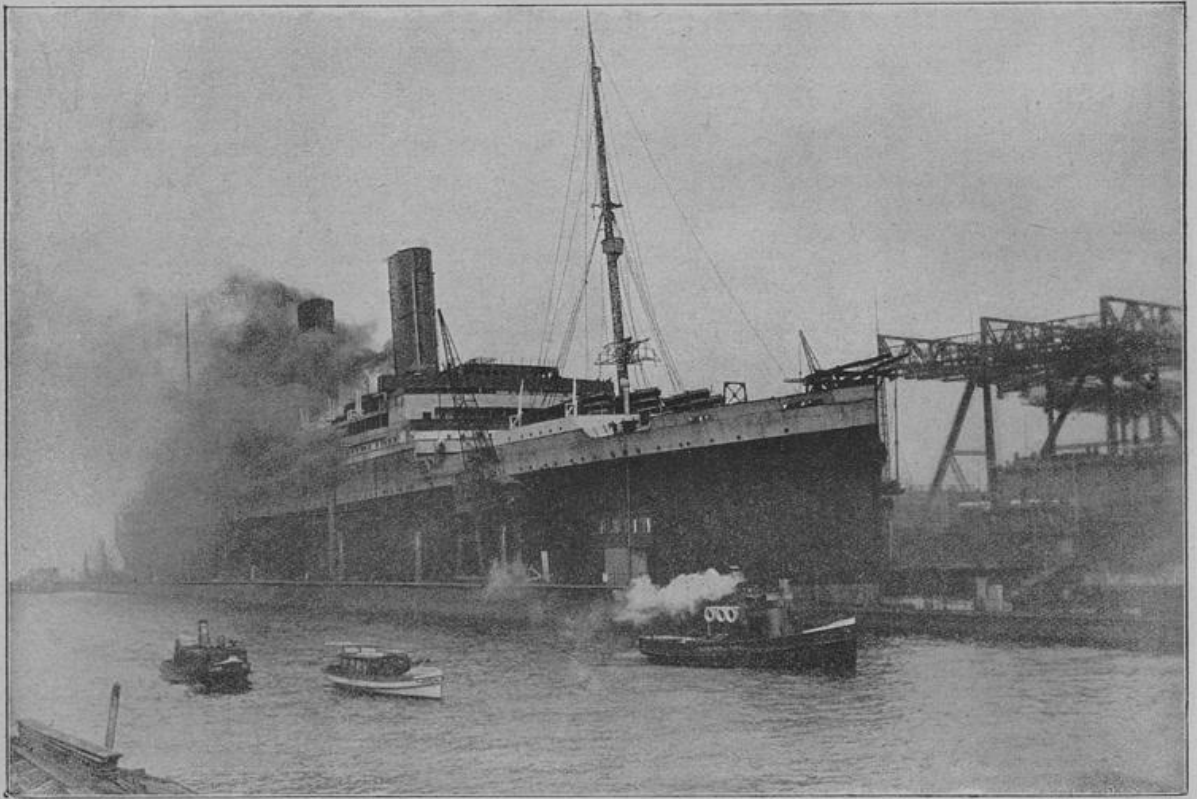
Graf Axel seufzte tief, als er sich dem Hause des reichen Mannes näherte. Das war also das Ende seiner schönen Träume. Wie trocken, wie aller Romantik bar war doch sein Vorhaben.

Eine Frau stand auf der Treppe. Sie zog die Brauen über den

Tropf der grauen Haare leuchteten ihre Augen in jugendlichem Feuer. Sie reichte ihm die Hand. Und als er sich verbeugte, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen, wunderte er sich insgeheim über deren frische Schönheit. Heliotropenduft umschwebte ihn.

Er entfernte sich durch den Park. Die kleine Porzellandame hatte sein Jünglingsherz bereits gewonnen. Wie sie seiner Mutter ähnelte, dachte er, sie hat ihre weiche Stimme und ihr hübsches, altes Antlitz. Am nächsten Nachmittag kam er wieder. Die alte, kleine Dame empfing ihn im Vorzimmer. Der ganze Raum duftete nach Heliotrop, und ritterlich nannte er sie im Herzen die „Heliotropdame“.

„Herr Graf,“ sagte sie, „ich muß Ihnen leider mitteilen, daß meine Nichte krank zu Bett liegt, doch sie sendet Ihnen viele Grüße.“



Der von den Vulkan-Werken in Hamburg erbaute Imperator im Dock.

H. v. Zychlinski, Hamburg.

ehelichen blauen Augen zusammen, daß sie wie zwei schmale Striche erschienen, und ging weiter.

Das war nicht Fräulein Hella. Das war eine alte Dame. Sie trug eine schneeweiße Haube mit einer koketten heliotropenfarbenen Samtrossette an der linken Seite und ein heliotropenfarbenedes Seidenkleid. Ihr Gesicht war fein und liebenswürdig, unter der Haube schimmerte das silberweiße Haar.

Graf Axel lästete den Hut und nannte seinen Namen.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich störe. Ich möchte Fräulein Dirkhoff meine Aufwartung machen.“

Zwei kleine weiche Hände hoben ein wenig den Seidentrock. Dann verbeugte sie sich tief und sagte: „Meine Nichte ist ausgegangen, Herr Graf. Sie wird sehr bedauern, nicht zu Hause gewesen zu sein.“

Die hellen Sonnenstrahlen glitten in die schönen, blauen Augen der Dame, und die Silberspangen an den eleganten Schuhen blinkten.

„Nein, ich bedaure, und bitte, wiederkommen zu dürfen.“

Sie betrachtete ihn ein wenig neugierig.

„Bedauern Sie es? Nein, gehen Sie noch nicht. Ich werde Ihnen von Hella erzählen.“

„Wer kann es bedauern, in Ihrem sonnigen Zimmer mit Ihnen zu plaudern.“

„Ein Kavaliere mit schönen Worten auf der Zunge,“ lächelte sie. Und er sah eine Reihe weißer Zähne und einen sprühenden Funken in den blauen Augen.

„Erzählen Sie mir von Fräulein Hella, ist sie schön?“

Die Haube schaukelte ein wenig auf den grauen Haaren.

„Nein, nicht schön, aber vielleicht grazios und angenehm.“

„Sie machen mir bange.“ Er erhob sich und beugte sich über ihre Hand. „Wenn meine Mutter lebte, wäre sie Ihnen ähnlich.“

Die kleine alte Dame tat keine Einwendung. Sie hatte ein Miniaturbild der Gräfin gesehen und wußte wohl, daß es kaum eine Ehre war, der Frau zu gleichen, doch ihr Blick verriet nichts, der wurde

plötzlich weich, als ob sie in der Ferne etwas Schönes sähe.

„O nein, Herr Graf, Sie erweisen mir eine zu große Ehre.“ —

Abends stand er auf seinem Schloß-alkan. „Gott segne sie,“ sagte er leise. — Graf Agel saß in dem heliotropdustenden Zimmer und wartete. Etwas Neues war über ihn gekommen, eine Festigkeit und klare Entschlossenheit lag in seinem ernstesten jungen Antlitz. — Die Sonne versank hinter den Bäumen des Parks, und in der matten Dämmerung stand die Heliotropdame auf der Schwelle. Ihr kleines Gesicht erschien ganz weiß neben den alten Eichenpaneelen, und ihr Blick irrte unruhig umher. „Ich bringe traurige Botschaft. Hella ist sehr krank und darf ihr Zimmer nicht verlassen.“

„Das tut nichts,“ meinte er, „denn was ich zu sagen habe, kann ich Ihnen sagen.“

Es wurde still im Zimmer.

„Sie wissen wohl, daß die Ehe zwischen Fräulein Hella und mir von unsern Eltern beschlossen wurde. Ihr Reichthum soll mein verarmtes Haus vergolden und mein Name soll ihrem Reichthum Glanz verleihen, aber ich kann nicht — seit ich Sie gesehen, kann ich Hella nicht heiraten. Ich weiß nicht, was es ist, doch glaube ich, daß Sie mir zu diesem Entschluß verholfen haben. Ich muß ehrlich lieben und vielleicht — vielleicht heirate ich nie; meine Träume müssen mit mir sterben.“ — Die Dämmerung umhüllte sie.

„Vielleicht tat ich unrecht,“ fuhr er fort, „so fern von der großen Welt zu leben, nur mit meinen Gedanken, meinen Büchern und



General der Infanterie Andra, der neue Kommandierende General des XVI. Armeekorps (Mek); bisher Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen. Jacobi, Metz.

meiner Arbeit beschäftigt. Doch stets, wenn ich von der Stadt heimkehrte, fragte ich mich: sind alle Frauen so leichtsinnig und alle Männer noch schlimmer?“

Da klang es fast wie Schluchzen. „Habe ich Ihnen weh getan? Verzeihung.“

„Ich muß um Verzeihung bitten.“ Sie schwieg, und während der Stille empfand er wieder den Frieden, der ihn stets in ihrer Gegenwart überkam.

„Ich bin Hella Dirkhoff! Ich hatte auch meine Träume, und wollte Sie kennen lernen. Es ist so schrecklich, sich für einen Titel zu verkaufen.“

„Und nun, nachdem Sie mich kennen?“

„Nun? —“

Er fühlte, wie etwas Neues in ihm aufstieg, ein Sehnen, quälend wie Hunger.

„Fräulein Hella, verstehen Sie nicht, daß ich nur noch wünsche, eines Tages einer ebenso großen Liebe würdig zu sein, wie ich sie für Sie empfinde? — Die kam ja, ohne daß ich es wußte.“

„Ja,“ sagte sie, „ja.“

Sie standen beide in der Fensternische. Er strich eine der silbergrauen Locken beiseite und küßte die jugendfrische Stirn. — Draußen vernahmen sie Schritte.

„Tante Maria — Tante Maria!“ Eine kleine, heitere alte Dame trat ein, gefolgt von einem Mädchen mit brennenden Kerzen.

„Tante Maria,“ klang es unter Lachen, „darf ich dir Graf Agel vorstellen?“

Die Heliotropdame benutzte die Pause, um die graue Perücke von ihrem goldblonden Haar zu entfernen.



Das neue Kammergericht in Berlin, vom alten botanischen Garten, dem jetzigen Kleist-Park, aus gesehen. In Photoverf. Berlin.

Das heimliche Lachen.

Skizze von Guido Kreuzer.

Der alte Johann, der nun auch schon fast zwanzig Jahre auf Elternbruch war, musterte noch einmal sorgfältig prüfend den Frühstückstisch, rüdtte das Hinnförschen mit den schmalen Brotschnitten zurecht, überzeugte sich gewissenhaft, daß auch die kleine Spiritusflamme unter der silbernen Kaffeemaschine hoch genug geschraubt war.

Dann wandte er sich um und nahm Haltung an.

„Gnädige Frau, es ist alles in Ordnung.“

Hanna Warrentzin stand leicht an die steinerne Balustrade gelehnt. Sie warf einen etwas zerstreuten Blick hinüber.

„Schön, Johann.“ — Und dann kam ein Lächeln in ihr Gesicht. „Der Niesentrauß Mohnblumen in der schlanken Kristallvase nimmt sich wirklich entzückend aus. Mein Mann wird eine große Freude darüber haben.“

Aber das Gesicht des Alten weiterleuchtete es, wie von innerem Stolz.

„Ja, gnädige Frau, heute ist's ein volles Jahr, daß sich der junge Herr Baron eine Gattin ins Haus holte. Und wie die Zeit vergangen ist — kaum gemerkt hat man's, wenn wieder ein Monat zu Ende war. Daß die alten Herrschaften das auch nicht mehr erlebt haben — das wäre eine Freude gewesen!“

Und als er keine Antwort bekam, zog er sich lautlos zurück. Die junge Frau hatte unwillkürlich die Lippen geöffnet und atmete ein paar mal tief auf.

„Wie die Zeit vergangen ist!“ — hatte das nicht eben der Johann gesagt? Aber es war eigentlich ein seltenes Zusammentreffen, daß der es auch empfand. Dieser Diener, der doch gewißlich auch nicht im entferntesten ermessen konnte, was das verfllossene erste Jahr ihrer Ehe ihr alles gegeben hatte; wie es segensreicher gewesen war an Glück und Tiefe und Reichtum. Und zu denken, daß ein Ende eigentlich noch gar nicht abzusehen sei, daß das so weitergehen würde Tag um Tag und Monat um Monat — sie zuckte hilflos die schmalen Schultern. Sie konnte sich das nicht so recht vorstellen.

Da hörte sie hinter sich das leise Klirren von Sporenrädchen. Aber



Professor Karl Koellshau,

Deutsche Ill.-Zei.

Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin, hat den Ruf nach Düsseldorf als Direktor der städtischen Museen angenommen.



Pierpont Morgan, Kester & Co., München

der am 31. März verstorbene Milliardär, als Ehrendoktor der Rechte der Yale-Universität.

ehe sie sich noch umzuwenden vermochte, fühlte sie sich von starken Armen umschlungen: — ihr Gatte.

Tief neigte er sich zu ihr hinunter, sah ihr sekundenlang mit ernstem Forschen in die Augen und küßte sie dann auf die Stirn.

„Jetzt sind wir ein Jahr verheiratet, Liebling. Und ich denke, das Schönste, was wir beide uns gegenseitig schenken können, ist der Wunsch, daß dieser Tag noch recht oft wiederkehrt.“ — Seine Stimme, die volle tönende Stimme des gereiften Mannes, war nicht ganz sicher.

Sie lehnte sich an ihn.

„Ich habe dir soviel zu danken, Gänter, daß ich manchmal ganz verzagt bin, wie ich alles vergelten soll.“

„Du gibst es mir täglich und stündlich überreich zurück, Hanna,“ sagte er schlicht. Und dann mit einem fröhlichen kurzen Auflachen, das die innere Bewegtheit verbergen sollte: „Jetzt komm aber an den Frühstückstisch, damit wir unsere eine kurze Plauderstunde auch wirklich auskosten können. Du weißt ja, wenn der „Luz“ erst gefaltet ist, dann läßt er mir doch keine Ruhe, bis wir aufs Feld kommen.“

Zuerst wurden natürlich die Klatschrosen — Gänter Warrentzins Lieblingsblumen von Kindheit auf — entsprechend bewundert. Der Baron entsetzte sich über den sträflichen „Leichtsinn“, in dünnen Hausschuhen auf der taufeuchten Wiese herumzulaufen, rüdtte aber seinerseits mit einem kostbaren Orchideenstrauß heran, den er von Berlin, in Eis verpackt, heimlich hatte schicken lassen; er mußte sich dafür „Verschwender“ und „leichtsinniger junger Mensch“

schelten lassen — aber schließlich war man doch soweit, daß man sich an den Kaffeetisch setzen konnte.

Frau Hanna bediente ihren Gatten, versorgte sich selbst; und dann kam die Unterhaltung in Gang. Diese morgendliche Plauderstunde auf der Terrasse, wenn über dem Park die Sonne aufging und der junge Tag erwachte, bildete ihnen immer wieder eine Quelle stillen Entzückens und ungetrübten köstlichen Genusses.

Der Baron langte ein schmales silbernes Etui hervor und zündete sich eine Zigarette an.

Hanna hatte sich tief in den Korbsessel hineingekuschelt und die Arme hinter dem Kopf verstrickt. Ein leises sinnendes Lächeln war in ihrem Gesicht.

„Sag mal, Günter,“ fragte sie plötzlich, „weshalb hast du mich eigentlich geheiratet?“

Der Ellernbrucher Herr ließ die Zigarette, die er gerade zum Munde führen wollte, erstaunt sinken.

„Gestatte, liebe Hanna, aber — —“

Sie lächelte ein klein wenig verlegen.

„Ach, Günter, ich habe mich falsch ausgedrückt. Versteh mich doch recht: — ich meine, weshalb du die gerade mich zur Frau ausgesucht hast. Ich hatte doch eigentlich recht wenig von einer sogenannten „glänzenden Partie“ an mir. Weber bin ich eine auffallende Schönheit, noch blende ich durch eine faszinierende Fülle von Geist. Auch war mein Vermögen keineswegs derart, daß es dich, den Besitzer von Ellernbruch, sonderlich reizen konnte.“

— Sie richtete sich aus ihrer bequemen Stellung ein wenig hoch und machte eine wegwerfende Handbewegung. — „Und daß ich, weil mein verstorbener Vater Oberleutnant gewesen war, aus einer guten Familie stammte — ja, lieber Gott, das allein konnte dich doch unmöglich zu einer Ehe mit mir veranlassen. Denn so was ist schließlich selbstverständliche Bedingung, meine ich.“

Günter Warrentzin rauchte schon längst wieder.

„Du bist mit deinen zweiundzwanzig Jahren tatsächlich noch ein rechter Kleinstkopf, Hanna! — Ich habe dich eben lieb gehabt — genügt denn das nicht?“

Sie nahm nachdenklich einen kleinen Schluck aus ihrer Tasse. Dann schüttelte sie so energisch den Kopf, daß die dunkeln Locken durcheinanderwirrten.

„Nein, lieber Freund,“ erklärte sie trohig, „das genügt noch lange nicht. Du hast mich eben lieb gehabt! — Ja, aber warum denn gerade

mich? Ich hab' doch nichts so außergewöhnlich Liebenswertes an mir!“

— Der Baron Warrentzin war plötzlich ernst geworden. Er warf die Zigarette fort, stützte den Ellenbogen auf die Tischplatte und legte die Stirn in die Hand.

Sekundenlang grübelten seine Augen in dem Gesicht der Frau. Langsam bestätigend neigte er den Kopf.

„Doch, Hanna, du hast etwas Liebenswertes an dir. Etwas, auf das außer mir vielleicht nie im Leben ein Mensch gekommen wäre.“

Und in seiner Stimme lag dabei solch ein seltsamer Unterton, daß sich Hanna Warrentzin plötzlich unsicher fühlte.

Es war eine Stille. Und dann sagte sie leise: „Was ist dir denn, Günter?“

Er stand, als ärgere er sich über sich selbst, auf und ging einige Male auf der Terrasse hin und her.

„Nichts, Kind; wirklich nicht das geringste.“

Aber als ihn ihre Augen nicht freigaben, ihm unverwandt folgten, kam er zu seinem Platz zurück, setzte sich wieder hin und erging sich mit seinem charakteristischen kurzen Auflachen: —

„Ich kann dir die Sache ja ruhig erzählen. Um ganz offen zu sein — ich hatte schon öfter diese Absicht, aber ich ließ es immer wieder. Denn du hättest dich doch möglicherweise darüber ärgern können. Trotzdem — die kleine Episode ist eigentlich kaum der Rede wert.“

„Handelt es sich um eine Frau?“ — Sie sprach so leise, daß er sie kaum verstand.

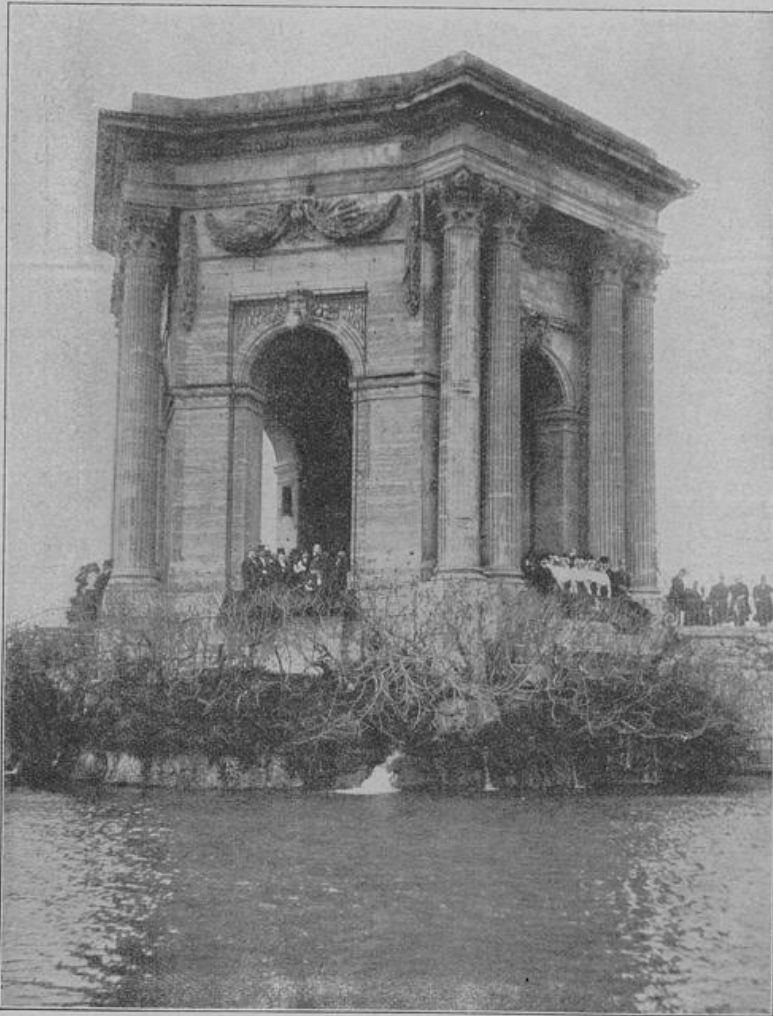
Der Ellernbrucher machte mit dem Kopf eine ausweichende Bewegung.

„Wenn du es so nennen willst — meinetwegen. Also dann hör' schon zu.“

Mit etwas unständlicher Präzision,

als wolle er Zeit gewinnen, zündete er sich eine neue Zigarette an.

„Damals, vor sieben Jahren, als ich vom Kadettenkorps kam und bei den Berliner vierten Garde-Dragonern eintrat — ja, siehst du, Maus — da war ich mit Gottes Hilfe gerade neunzehn Jahre alt geworden. Von Schnurrbart und ähnlichen Kennzeichen ausgereifter Männerwürde konnte allerdings noch nicht viel die Rede sein. Aber solche Bosheiten des Schicksals weiß man mit Fassung zu tragen. Namentlich, wenn man ein hundsjunges Kerlchen ist und die Leutnantsuniform am Leibe spürt. Das ist beinahe ein Gefühl, als trüge man einen elektrischen Gürtel, der das ganze Nervensystem aufspeichert und die Muskeln mit schwellender Kraft vollstopft. Die Psychologie des bishen bunten Trübes und des goldgestickten Kragens, der einen



Präsident Poincaré im Château d'eau bei Montpellier, wo er dem Kongress der Genossenschaften auf Gegenseitigkeit beiwohnte.

Crampus, Paris.

durch die ganze Zeit des Kadettenkorps wie eine unwahrscheinlich schöne Fata Morgana begleitet. Und wenn man ihn endlich erreicht hat und die Posten am Brandenburger Tor und an der Schloßwache mit einem etwas überflüssigen Aufwand von Geräusch vor dem klirrenden Leutnantsfädel präsentieren — ja, dann ist man natürlich der felsenfesten Überzeugung, das ganze lustige Berlin hätte mit all seinen Freunden und all seinen raffinierten Amusements ausgerechnet nur auf den jüngsten Leutnant der vierten Garde-Drägoner gewartet. Und da ist es denn selbstverständlich Ehrenpflicht, sich so schnell als möglich zu akklimatisieren. Denn die Armee im allgemeinen und das Regiment im besonderen muß doch jederzeit und überall entsprechend repräsentiert werden.“

Mit einem ironischen Zuden um die Mundwinkel sah der Baron Warrentshin dem Rauch seiner Zigarette nach.

„Aindlich harmlose Freunden; aber sie waren doch ganz schön. Und ich möchte sie heute nicht missen.“

Abgesehen davon — denn das hat mit meiner Geschichte eigentlich gar nichts zu tun — in jener Zeit der jüngsten Leutnantsherrlichkeit also da war ich mal eines Abends im Theater. Ich weiß heute nicht mehr, welches es gewesen ist, kann mich auch kein besten Willen nicht auf den Titel des Stückes besinnen. Trotzdem ist mir dieser Theaterabend all die Jahre hindurch fest im Gedächtnis geblieben. Einer Schauspielerinnen wegen die irgendeine ganz nebenfällige Rolle hatte, denn sie kam im Verlaufe des Stückes nur zwei- oder dreimal auf die Bühne. Noch dazu spielte sie schauderhaft schlecht und schien sich ständig vor dem Publikum zu genieren.

Aber das war mir alles mehr als gleichgültig. Ich sah nur immer das Gesicht und die ganze Erscheinung dieses Mädels.“

Günther Warrentshin hatte sich von seiner Frau abgewendet und starrte nachdenklich auf die übereinandergesetzten Spitzen seiner Reistiefel. Einmal strich er sich auch mit einer fahrigten Bewegung über die hohe Stirn, als suche er einen charakteristischen Ausdruck, um der Erinnerung nachzuhelfen.

„Also ungefähr so, Hanna: eine übermittelgroße üppigschlankte Figur, ein wundervoll geformter Hals. Und darauf ein unmaßstäblich stolz getragener Kopf mit einer Fülle dunkler Locken. Das Gesicht war — ja, wie soll ich sagen? — ein Zigeunergesicht; ganz mattgetönt und länglich schmal. Ein kleiner Mund mit blasfroja Lippen. Und was das schönste an der Frau war: große graue schimmernde Augen mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck darin.“

„Er sprach immer langsamer. . . . „Veinake so, als sei ein heimliches Lachen in ihnen und als mache sich diese armselige kleine Schauspielerin über das ganze Auditorium lustig. Weißt du? .. Und ich hab' solche merkwürdigen Augen nie wieder im Leben gesehen — außer bei dir.“

Die Frau an seiner Seite hatte jäh die Hand gehoben. Der Baron blickte, aufgeschreckt aus seinen Reflexionen, zu ihr hinüber. „Was ist, Hanna?“

Sie strich sich ruhig eine widerspenstige Locke zurück.

„Nichts, Günther. Ich bin nur gespannt auf das Ende deiner Geschichte.“

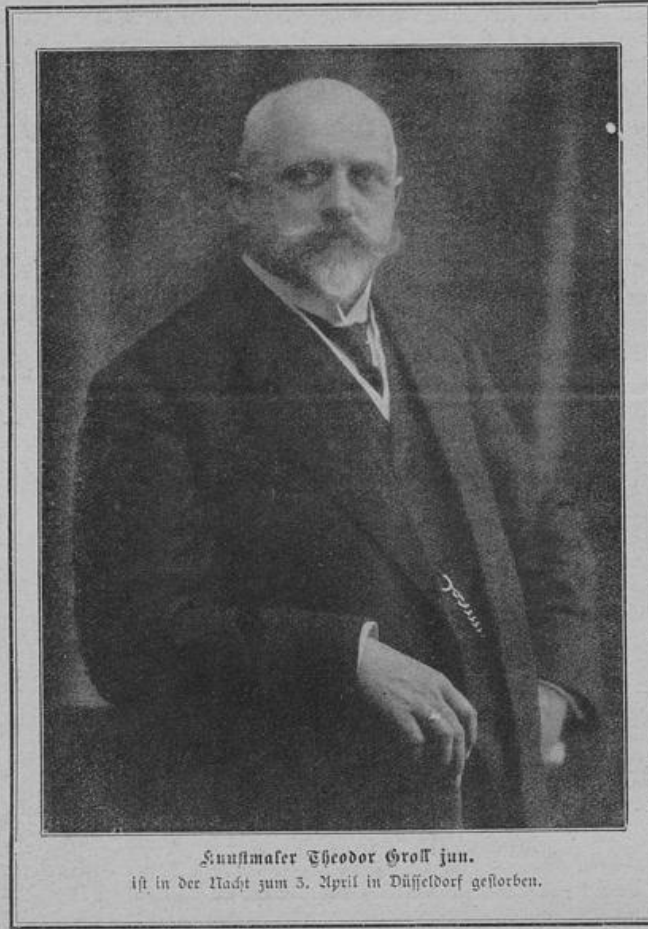
Er sah sie mit dem selbstgefälligen überlegenen Lächeln des vielerfahrenen Mannes etwas spöttisch an.

„Da gibt es Gott sei Dank kein Ende, Kind. Oder meinst du, ich wäre banal genug gewesen, die persönliche Bekanntschaft dieses kleinen Mädels zu suchen. Schade um die Illusion, die ich mir damit zerstört hätte. So ging ich nach Schluß der

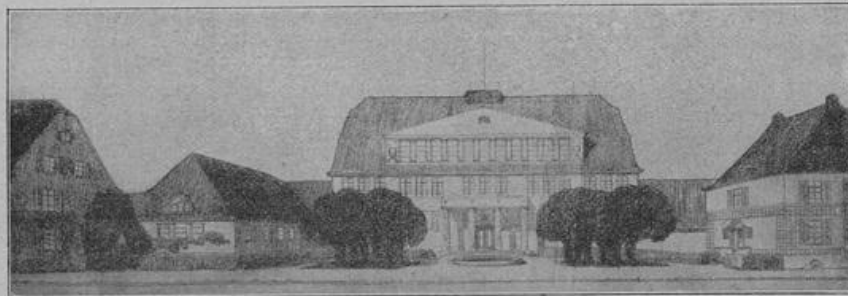
Vorstellung hübsch solide in meine öde Junggesellenwohnung und nahm das angenehme Bewußtsein eines reinen ästhetischen Genusses mit, der mir geworden war, ohne daß ich ihn gesucht hatte.

Aber komisch: Die ganzen Jahre hindurch bin ich die Erinnerung an dieses Gesicht und diese Augen nicht losgeworden. Trotzdem ich doch im Laufe der Zeit wirklich genug schöne und begehrenswerte Frauen kennen lernte — immer verglich ich sie unwillkürlich mit der

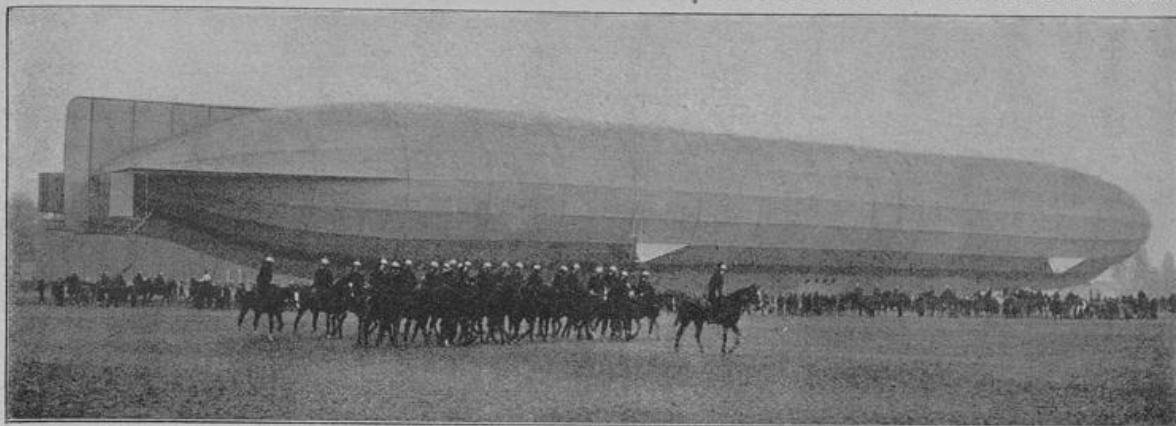
talentlosen kleinen Schauspielerin. Und keine hielt dem Vergleich stand. Bis zu dem Ballabend bei meinem Regimentskommandeur, wo ich dich zum ersten Male sah. Du erinnerst dich doch noch, Hanna?“ Frau Hanna antwortete nicht; aber Günther Warrentshin



Kaufmännischer Theodor Groß jun.
ist in der Nacht zum 3. April in Düsseldorf gestorben.



Die zukünftige Realschule in Hilden,
das Ergebnis eines Preisausschreibens, aus dem Architekt Klogbach in Barmen als Sieger hervorging.



Französische Dragoner bei dem auf dem Militärübungsplatz zu Lunéville gelandeten Zeppelinluftschiff Z IV zur Absperrung des Publikums.

schien auch gar nicht darauf gewartet zu haben. Lebhafter werdend, wechselte er den Weinüberwurf.

„Im ersten Moment, als ich dir gegenüberstand, dachte ich tatsächlich, ich sei nicht ganz nüchtern oder hätte noch nicht völlig ausgeglichen — denn solch eine frappante Ähnlichkeit konnte es doch eigentlich gar nicht geben. Dieselbe Figur, dasselbe Haar, dasselbe Gesicht und vor allen Dingen... dieselben großen schimmernden grauen Augen mit dem seltsamen heimlichen Leuchten darin.“

Er schüttelte kurz den Kopf, als wundere er sich noch nachträglich. „Du hast mich damals wahrscheinlich für einen rechten Grasaffen gehalten, weil ich sekundenlang da stand und dich nur anstarrte. Aber jetzt wird dir der Grund wohl klar sein. Denn ich hab' dich eben geliebt, noch ehe ich mich dir vorgestellt und meine Verbeugung angebracht hatte.“

Die nächsten drei Jahre, während deren ich dir ja nichts von meinen Empfindungen verraten durfte, weil ich noch keine Möglichkeit fand, dir eine entsprechende Existenz zu bieten — also du kannst dir

keinen Begriff davon machen, wie ich mich da hab' zusammennehmen müssen, um mich nicht zu verraten! Aber dann, als mein Vater starb und ich Elternbruch bekam, ja, da ließ ich mir die notwendigste gesellschaftliche Frist verstreichen, ehe ich zu deiner Mutter ging, um mir dein Jawort zu holen.“

Er machte eine kleine Pause und fügte dann fröhlich hinzu: „Ist das nicht geradezu romanhaft, wie wir unser Glück diesem einen Theaterabend verdanken?“

Hanna Warrentzin sah regungslos. Ihre Hände klammerten sich um die Seitenlehnen des Stuhls. Ein konvulsives Zittern rann durch ihren Körper. Aber sie bekam sich wieder in die Gewalt.

„Und dieser kleinen Schauspielerin mit dem mangelhaften Bühnentalent,“ ergänzte sie ruhig. „Das ist allerdings romanhaft. Du hast ganz recht.“ Dann stand sie auf. Sie schwankte nicht einmal.

„Jetzt mußt du mich aber entschuldigen, Günter. Wir haben nämlich unsere programmmäßige Plauderstunde, glaube ich, schon überschritten.“



Die Gondel des zu Lunéville am 3. April gelandeten Zeppelinluftschiffs Z IV.

M. Nol, Paris.

Im Vordergrund rechts die drei deutschen Offiziere Kapitän Glund, Führer des „Z IV“, Oberleutnant Brandeis von dem Luftschiffer-Bataillon zu Berlin und Hauptmann George von der Berliner Luftschiffer-Abteilung, der nach Metz detachiert ist.

Heute ist noch dazu für mich besonders viel vorzubereiten, weil wir ja abends das ganze Haus voll Gäste haben."

Der Ellernbrucher erhob sich gleichfalls. Er reckte und streckte sich wohlthig.

"Fünfundsechzig Personen!" konstatierte er stolz. „Und der Teufel soll sie freilassen, wenn sie nicht alle eine glänzende Laune mitbringen. Aberhaupt werde ich bei der Regierung eine Eingabe machen, daß unser Hochzeitstag unter die offiziellen Feiertage der Provinz Pommern aufgenommen wird."

Wie einem tropigen Knaben strich sie ihm im Vorbeigehen leicht über das Haar.

"Wie kann man auf seine Frau nur so stolz sein!"

Dann verließ sie die Terrasse.

Minutenlang blieb sie im Vorzimmer hörend stehen, bis seine klirrenden Schritte draußen auf dem breiten Kiesweg verhallten, der durch den Park zum Wirtschaftshof führte.

Da erstarb das Lächeln.

In ihren Augen, den „großen grauen schimmernden Augen mit dem heimlichen Lächeln", hockte die Verzweiflung. Langsam, mit müden Schritten, ging sie zu dem vergoldeten Esstisch, der bis auf den Fußboden hinabreichte. Ganz dicht trat sie an ihn heran und starrte auf das Gesicht, das er ihr zuwarf. Ein Zug von Verachtung und Widerwillen straffte ihre Lippen, während sie mitleidlos prüfend Linie um Linie und Zug um Zug musterte. Endlich wandte sie sich ab und setzte sich in einen Sessel, vergrub das Gesicht in den Händen und dachte nach.

Sie fühlte eine so bleierne Müdigkeit in den Gliedern und eine so entsetzliche Leere im Gehirn. Die Gedanken entglitten ihr immer wieder, aber gewaltsam nahm sie sich zusammen.

Deshalb also liebte er sie — um ihre äußere Ähnlichkeit mit dieser andern, die er selbst ein „Meines Mädel" genannt hatte. Deshalb umgab er sie mit solch ängstlicher Fürsorge, suchte ihre geheimsten Wünsche zu erraten und war ausgelassen vor Freude, wenn es ihm gelang — sie glich ja der andern: in der Gestalt, in den Augen und im Haar. Und das, was sie ihm sonst noch entgegengebracht, alle die Monate... ihre Jugend und ihre leidenschaftliche Bärtlichkeit und das tiefe heiße Sehnen ihres Herzens — galt ihm das überhaupt etwas? War er ihr nicht sowieso verfallen mit Leib und Seele, weil sie zufällig dieselben „schimmernden großen grauen Augen mit dem heimlichen Lachen" hatte? —

So war ihr taumelndes Glück nichts gewesen als eine einzige große Lüge. Und er hatte um diese Lüge gewußt und sie schweigend gebuddelt! — Hanna Warrentzin richtete sich jäh auf. Ihre Hände krampften sich im Schoß ineinander.

Was nun? —

Ein trodenes wildes Aufschludzen wollte in ihrer Kehle hochkommen; aber sie biß die Zähne aufeinander.

Was sollte jetzt werden? Es gab so wenig Antworten auf diese Frage.

Scheidung — sie verwarf den Gedanken, noch ehe sie ihn ausgedacht.

Erstern — leise verneinend bewegte sie den Kopf. Und dabei irrte ein so unsicherer Zug um ihren Mund, als lächle sie mitleidig über sich selbst. Wenn sie ging, dann würde doch die andre, die „kleine Schauspielerin", sofort wieder Besitz ergreifen von der Erinnerung Gänter Warrentzins. Denn sie hatte ja ältere Anrechte.

Und da legte die Herrin von Ellernbruch plötzlich den Kopf in den Nacken. Jetzt sah sie den Weg vor sich, den sie gehen mußte.

Bei ihm bleiben, ihm nicht von der Seite weichen! — Das war ein Gebot der Pflicht und — der Klugheit. Bei ihm bleiben und langsam, geduldig warten, bis das Wild der andern in seinem Herzen erblaste. Auch diese Stunde mußte ja einmal kommen. Und — der Lebende hat recht!

„Bis zur letzten Patrone stehen!" nannte es ihr Vater immer. Sie war nicht umsonst ein Soldatenkind gewesen.

Ruhig erhob sie sich, um an ihre Arbeit zu gehen. Nur ein leises Flackern war in ihren Augen.

Am Abend beugte sich der Regierungspräsident Erzellenz von Terminus, der ihr an der langen Tafel gegenüberlaß, hinüber.

„Abriß, gnädigste Baronin, Sie haben direkt eine verblüffende Ähnlichkeit mit einer mir bekannten Dame. Es ist mir nie so prägnant zur Erkenntnis gekommen, als gerade heute abend, wo ich die Freude habe, Sie während des ganzen Soupers mir gegenüber zu sehen."

Hanna Warrentzin drehte den schlanken Sektflask spielend zwischen den Fingern.

„Tatsächlich, Erzellenz? Das ist aber wirklich ein eigenartiges Zusammentreffen. Mein Mann nämlich glaubte heute morgen fast ganz dieselbe Beobachtung zu machen. Nur handelte es sich, soviel ich mich entsinnen kann, um eine Dame aus seiner Berliner Garnisonzeit. Danach zu urteilen, muß ich doch eigentlich eine recht alltägliche Erscheinung sein."

Und als die alte Erzellenz, entsetzt über diese Unterstellung der gnädigen Frau, lebhaft protestierend die Hände hob, begütigte die Herrin von Ellernbruch mit ihrem hinterziehenden Lächeln, für das die halbe Provinz Pommern schwärmte:

„Es ist ja übrigens auch sehr leicht möglich, daß Sie beide ein und dieselbe Dame meinen —"



Ein kühner Sprung.

Berliner Ill.-Gef.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 16.

Düsseldorf, 19. April

1915.



Vom Einzug des neuen Erzbischofes Dr. Felix von Hartmann in Cöln am 8. April 1915:
Die Prozession auf dem Wege vom Bahnhof zum Dom.

Jean Effer, Düsseldorf.

Tom Burkes Pech.

Skizze von Martin Proskauer.

Wir waren erst ein paar Tage in Alaska. Wochenlang hatten wir die kanadische Grenze entlang auf Gold prospektiert, aber ohne Erfolg. Das Vorkommen war gering, und die Prospektors früherer Jahre waren schon überall fleißig gewesen. So waren wir von Ogilvia langsam nach Fort Yukon herübergekommen. Da schien es besser zu sein. Wir suchten den Birch Creek ab und hatten endlich ein bißchen Glück. An einer Biegung des Flusses schien eine ganz ergiebige Goldstelle zu sein, und so viel wir sahen, war der Platz noch frei.

Wir zeichneten also auf der Karte die Stelle ein und markierten den Fluß hinaus, wo ein Haufen Blech- und Holzbaraden sich stolz mit dem Namen Circle City angesiedelt hatte.

Die Goldgräberstädte sehen sich so ähnlich wie nur möglich. Das Haus, das am größten und nettesten aussieht, ist der Saloon, die Aneipe, in der es auch gleich alles zu kaufen gibt, was der Goldsucher sonst braucht.

Es war es auch hier. Wir fanden bald den Saloon, der sich hier noch „Zum großen Klumpen“ nannte, und darin einen Haufen Leidensgefährten, die um den großen Tisch saßen und schwabronierten. Bald waren wir mit ihnen bekannt und hörten ihre Meinungen über die Goldaussichten. Als wir erzählten, daß wir am Birch entlang prospektiert hatten, lachten sie: „Das hat keinen Zweck, der ist seit Jahren ausgesucht wie eine Eierchale, nicht ein verdammtes Korn Gold liegt da!“

Wir ließen uns nicht entmutigen, und mein Freund sagte: „Das kann nicht stimmen, Boys, wo der Fluß die Biegung macht, ist noch was zu holen. Wir haben uns schon beim Sheriff die Scheine bestellt.“

Ein alter graubärtiger Goldgräber, der still in der Ecke hinter seinem Ginglas gelesen hatte, hob den Kopf:

„An dem Arie? Da wo die Felsen in das Wasser hineinstehen?“

Wir zogen die Karte heraus und zeigten ihm den Punkt. Er hieb mit der Hand auf den Tisch:

„By Jove, das ist Tom Burkes Mischief! Ihr seid an den einzigen Platz gekommen, Boys, wo noch 'ne Chance ist. Freilich,“ sagte er nachdenklich, „seit dort der gute Tom gelegen hat, hat keiner dort buddeln wollen.“

„Warum hat Tom dort gelegen?“ fragten wir naiv.

„Weil er nicht mehr aufstehen konnte, ihr Neulinge,“ brummte der Alte, „weil er ein bißchen totgeschossen war. Es war eben, Tom Burkes Pech!“

Wir wurden nun mächtig neugierig und wollten von dem Alten hören, was dort passiert war, denn die Zeiten, in denen jeder sein eigener Herr war und tun und lassen und — schießen konnte, was er wollte, waren doch schon vorbei. Die Sheriffs waren scharf hinter den zweifelhaften Burtschen her, und so war der Golbbigger-Distrikt

allmählich etwas besser geworden. Freilich, den Revolver hatte noch jeder in der Tasche, und die Grenze war nahe genug, aber es gab doch Wochen, in denen niemand totgeschossen wurde, gegen früher eine ganz neumodische Sache.

Wir bestellten nun sofort eine frische Runde, und auch die andern bestürmten den Alten, der schon seit Jahren hier saß und noch die Goldfieberzeiten mitgemacht hatte, wo man zwischen Morgen und Mittag Goldminenbesitzer und zwischen Abend und Morgen ein toter Mann sein konnte.

Endlich gab der Alte nach.

„Erinnert sich von euch keiner mehr an Tom Burke, den Fren? Na ja, ihr seid ja alle noch grün im Lande. Hol's der Teufel, vor fünfzehn Jahren, das war doch noch eine andre Zeit! Solche Pöppchen gab's da noch nicht hier wie ihr mit genähten Pelzen mit Luchsfutter. Was man brauchte, schoß man selber. Damals kam auch Tom Burke. Der war Pelzjäger und wollte hier jagen. Ein toller Burtsche, tranf,

spielte und arbeitete für drei. Na, wie der hier den ersten Goldklumpen sah, blieb er da, ging nach Yukon 'rüber und grub wie ein Wilder. Und abends kam er in die Bar und vertranf alles. Eines Tages sitzen wir auch da und sind ganz friedlich, da geht die Tür auf, und ein baumlanges Kerl kommt 'rein, stellt sich an den Bartisch und nimmt einen Drink. Das ärgerte nun unsern Tom schon, denn der Fremde sagte nicht Gutenabend und sah uns bloß groß an. Tom guckt so 'rüber und ruft:

„Komm, alter Burtsche, setz dich her!“

„Danke,“ sagte der Fremde, man hörte ihm gleich an der Aussprache den Engländer an, „ich mag nicht!“

„So?“ macht Tom und stellt sich vor ihn hin, „warum nicht, wenn's beliebt?“

„Weil ich nicht will!“

Tom wird langsam rot im Gesicht.

„Ihr scheint ja ein steifer Herr zu sein! Wollen euch mal 'n bißchen biegsam machen!“ sagt er und greift langsam in den Gurt hinten.

Wir wußten nun schon, was kam. Er wollte den alten dummen Cowboy-Trick machen und ihm vor die Füße schießen, damit er zu hupsen anfing. Aber der Engländer schien das auch zu kennen, denn wie Tom so 'ramgreift, holt er aus und schlägt dem Fren einen Sieb mit der Faust unters Kinn, daß Tom lang hinliegt!

Wir springen natürlich alle hoch, und wie Tom sich aufstappelt und auf den anderen los will, halten wir ihn fest. Er stampelt wie ein Verträchter und schreit bloß immer:

„Du Hund, das sollst du wiederkriegen!“

Der Engländer sagte ganz ruhig:

„Boys, haltet ihn fest, sonst mache ich ihn ganz kaputt!“



Zur Wehrvorlage: Der Aufstand in Spandau, in dem der Reichskriegsrat in Goldmünzen ausbewahrt wird.

Photo-Union, Berlin.

Wir trennten die beiden nun und machten dem Fremden klar, daß er Tom Genugtuung schuldig sei.

„Bitte,“ sagte der Engländer, „wie's unter Gentlemen üblich ist!“

Wie Tom das hört, fährt er wieder hoch und ruft:

„Gut! Dann ein Zigarettenduell!“

Wir waren nun auch mächtig aufgeregt geworden und fanden die Idee vorzüglich.

Der Engländer sagte:

„Gentlemen, ich lasse mich hier nicht zum Karten halten, ich bin ein alter Aaskamann; soll ich vielleicht mit dem Herren Zigaretten rauchen?“

Wir erklären nun dem Engländer, daß das Zigarettenduell kein Spaß ist, wie er denkt, sondern eine ernste Sache.

Das hat nämlich damals für mächtig couragiert gegolten, zum Zigarettenduell zu fordern.

Dabei setzen sich die Gegner irgendwohin ins Freie, wenn's dunkel wird, und rauchen Zigaretten. Und wenn nichts mehr zu sehen ist, als der glühende Punkt, dann scheßen sie aufeinander los, bis einer genug hat.

Na, dem Engländer schien das auch ernst genug zu sein,



Das Denkmal der Selbstenjungfrau Johanna Stegen zu Lüneburg.

Int. Ill.-Verlag.

aber er hielt mächtig Fassung und sagte:

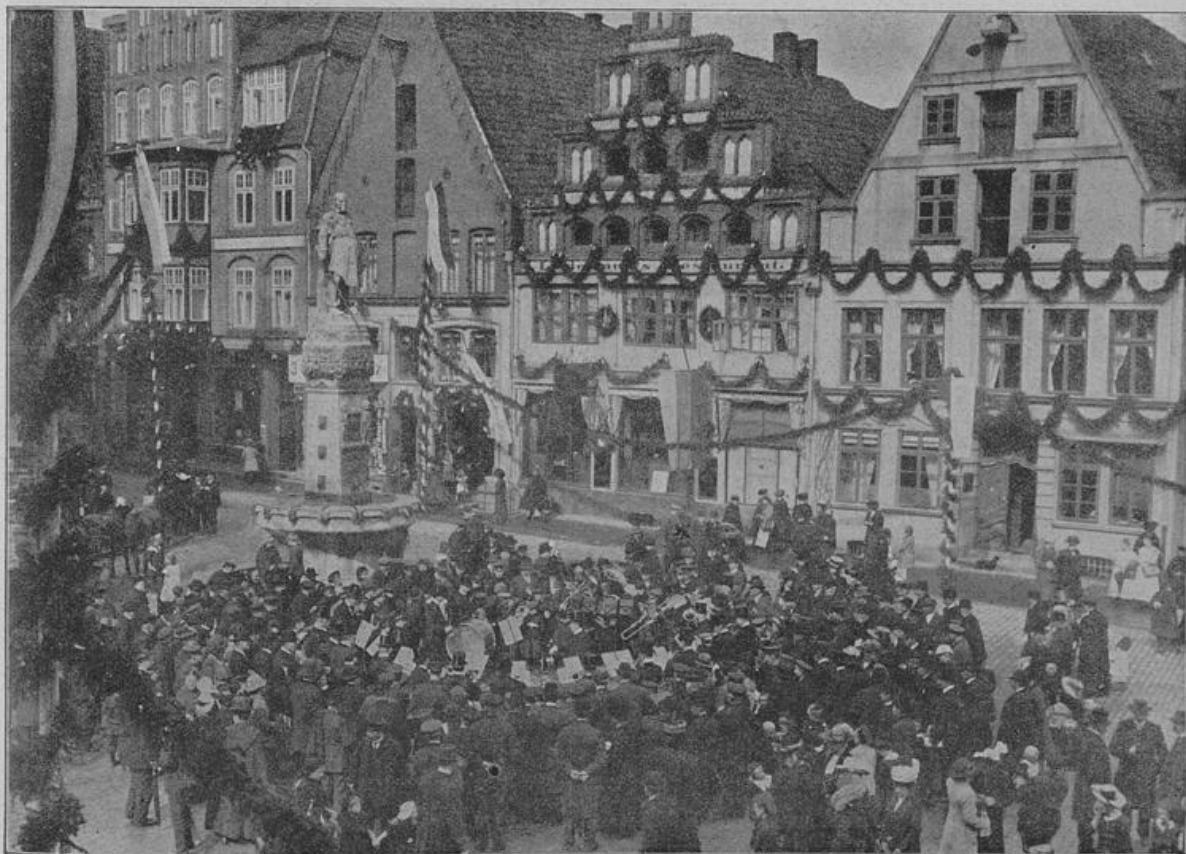
„Gut, ich mache mit!“

Inzwischen war es draußen dämmerig geworden, und wir zogen alle runter an den Creef und bauen unsere Duellanten auf. Tom kommt an das Flußufer, da wo ihr heute vorsektiert habt, und der Engländer hundert Meter weiter oben hin. Die beiden zünden ihre Zigaretten an, und wir drücken uns oben an die Uferböschung. Langsam wird es Nacht, wir hören das Knacken, wie die beiden die Revolvertrommeln zurücklaufen lassen, dann sieht man nichts mehr wie die beiden roten Punkte, die glühenden Zigarettenenden.

Bum! geht es auf Toms Seite los.

Pang! antwortet der Engländer. An dem Knall hören wir, daß er einen ganz modernen Revolver mit dem neumodischen Halbmantelgeschloß hat. Aber auch Tom, der übrigens ein famozer Schütze war, hat eine gute Knallbäckje.

Bum! Knack! Toms Revolver, und beide knallen vielleicht fünfmal hintereinander.



Von der Jahrtausendfeier in Lüneburg am 2. April: Das Festkonzert am Sand.

Int. Ill.-Verlag.

Wir wundern uns, daß keiner aufschreit, Tom scheint heute nicht disponiert zu sein.

So vergeht eine halbe Stunde. Die Nacht ist kühl, und in dem dünnen Flußnebel sehen die beiden Zigaretten wie rote Augen. Noch eine Stunde! Wir wissen nicht, was wir denken sollen, und sind vor Aufregung und Spannung schon ganz nervös. Da schießt der Engländer, und in den grellen Knallhineinbrüllt Tom drüber auf, seine Zigarette verschwindet, und wir hören einen Fall. Wir natürlich sofort Laternen angezündet und an das Ufer. Da lag Tom Burke auf dem Rücken und hatte die Kugel in der Schläfe — alle war's! Wir holen nun den Engländer, der keine Miene verzieht. Wie wir so stehen, sagt einer:

„Das hätte ich nicht gedacht! Tom ließ sich doch sonst nicht anführen!
„Wie so anführen?“ sagt der Engländer scharf.
„Na, mit der Zigarette! Wo haben Sie die denn hingetan?“
„In den Mund natürlich!“ sagt der Engländer.

Wir fallen fast auf den Rücken, und Billy, der Älteste, sagt: „In den Mund? Ja, wer konnte das vermuten! Mensch, Fremder, das ist doch der Trick beim Zigarettenduell, daß man den Klammstengel irgendwohin hält, neben den Sitz oder an 'nen Baum, und daß der andere nun schäßen muß, wo man selber steht! Haben Sie denn etwa auf Toms Zigarette gezielt?“

„Freilich,“ sagt der Engländer.

„Kinder,“ sagt Billy, „das ist ja schrecklich! Dieser Engländer ist der blutigste Neuling, den ich je in diesem Land gesehen habe. Da hat er also den guten Tom rein aus Versehen erschossen! Und jetzt ist mir auch klar, wieso Tom ihn nicht getroffen hat. Tom hat natürlich gedacht, der Kerl kennt den Trick und hat überall hin gezielt, nur

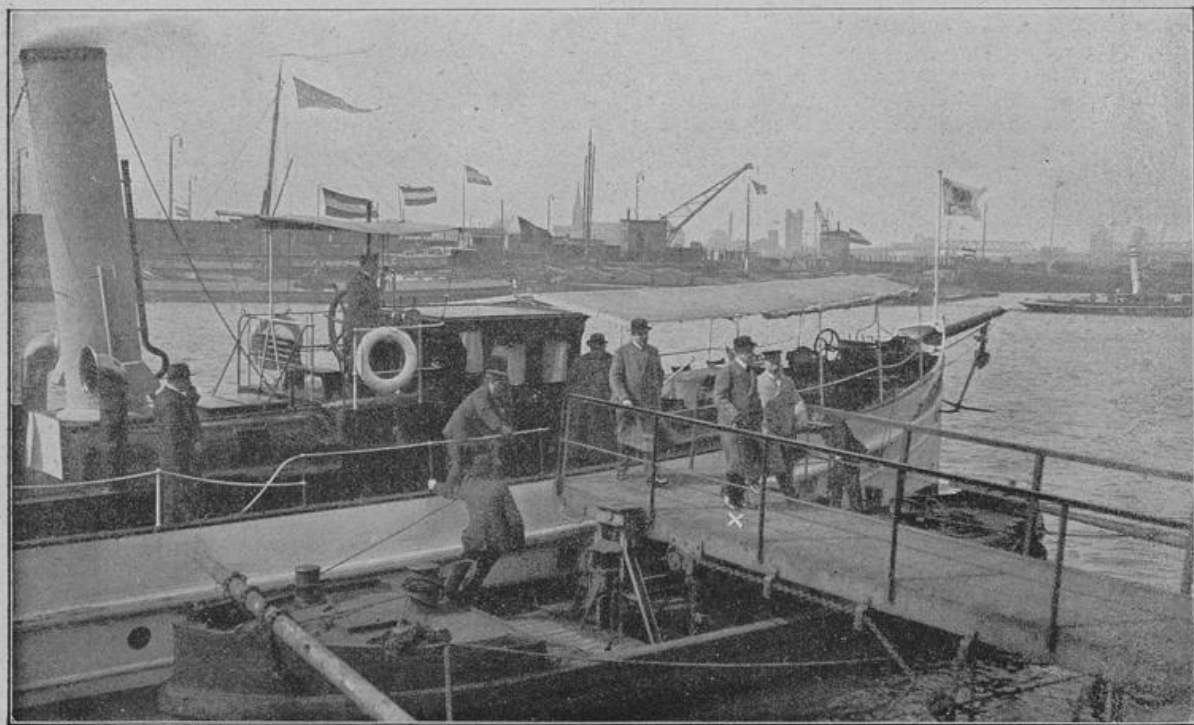
gerade nicht handbreit um die Zigarette. Und gerade da war des Engländers Kopf. Kinder, Kinder, was hat Tom Pech gehabt!“

Und da haben wir den armen Tom Burke in derselben Nacht gleich dort begraben, und seit der Zeit heißt die Stelle „Tom Burkes Pech.““



Ein historischer Augenblick: Das Herzogspaar von Cumberland trifft am 10. April zum Besuch des Kaiserpaares in Homburg ein.

C. H. Volgt, Homburg.



Der Kronprinz von Sachsen (X) bei seinem Besuch im Duisburg-Ruhrorter Hafen auf der Landungsbrücke. Wilmshämmerfeld.

Die blutige Hand.

Theaterhumoreske von Karl Pauli.

Das Theatergeschäft wird in Amerika wesentlich anders geleitet als in Europa. Es gibt „drüben“ zwar auch stabile Bühnen in den großen Städten, in denen englische und deutsche Schauspieler auftreten, aber alles andere, ja selbst diese feststehenden Bühnen reisen, sind reisende Gesellschaften in vollster Bedeutung des Wortes.

Es ist selbstverständlich, daß bei den hieraus entspringenden Strapazen die Schauspieler sehr aufeinander angewiesen sind.

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, als mich Neugier und Wanderlust über den Ozean getrieben hatten. Ich war nicht auf gut Glück „hinübergegangen“, sondern hatte hier in Europa schon festen Kontrakt mit einem Plattdeutschen Ensemblé abgeschlossen. Ich war

Opfer als selbstverständlich annehmen, ja fordern, aber entrüstet jede von ihnen erbetene Gegenleistung verweigern. Mitunter sind diese Menschen recht liebenswürdige Leute, dann sind ihre Fehler noch zu ertragen; mitunter aber sind sie ebenso unliebenswürdig wie egoistisch, und diese Sorte ist nur schwer zu verbauen.

Zu ihr gehörte Schmidt. Nie ist mir ein düntelhafterer, eitleerer Mensch begegnet. In allem wollte er kompetent sein, alles wußte er besser, kein Ding gab es über oder unter der Erde, im Wasser oder in der Luft, über das er nicht ohne weiteres geurteilt hätte und über dessen Zweck und Wesen er sich nicht, ohne eine Ahnung zu haben, mit der größten Unverschämtheit verbreitet hätte.



Vom diesjährigen Weltbewerb der Hydroaeroplane in Monaco: Gesamtübersicht der Wasserflieger im Hafen. M. Bol, Paris.

auch nicht allein gegangen; zehn Kollegen machten die Reise mit mir, und wir hielten treulich zusammen bei allen Kreuz- und Quertfahrten durch Amerika, wir bildeten sozusagen einen kleinen Idealstaat, in dem es weder Eigentum noch eigene Interessen gab.

Dieser Zustand, die Art des Verkehrs untereinander, die gegenseitige Hilfsbereitschaft hätte wirklich ein Bild reiner Harmonie unter einer Anzahl durch gleiche Interessen verbundener Menschen abgeben können, wenn nicht einer unter uns den schönen Bund verunziert und gestört hätte.

Schicksal jedes Idealstaates, Verhängnis jedes Menschenbundes.

Dieser Mann hieß Schmidt. Er hatte kaum seinen Kontrakt nach Amerika unterzeichnet, da schrieb er sich sofort Smith, das sagt genug. Schmidt war einer von jenen unangenehmen Egoisten, die meinen, um ihre nichtige Person drehe sich die ganze Welt, die jedes

Zu unserm Idealstaate stellte er sich sehr feindlich. Wenn einige zu ihrem Vorteil zusammenhalten, müßten sie das zum Nachteil von anderen, folgerte er sehr richtig; da ich nun nicht mit in dem Bunde sein will, so bin ich der andere. Nach dieser Schlussfolgerung bildete sich ein gespanntes Verhältnis zu uns heraus, und es war am Ende am besten so. Wir hatten nicht nötig, uns um ihn zu kümmern, da er sich nicht um uns kümmerte. Dennoch, gemächlich war es nicht, wenn er wie der steinerne Gast unter uns saß und unsere harmlose Lustigkeit mit seinen Bemerkungen begleitete oder uns dadurch zu ärgern suchte, daß er aus seiner extra zu diesem Zweck eingerichteten Lederstühle die feinsten Delikatessen auspackte und vor unsern Blicken zu verzehren begann. Er war nämlich ein großes Ledermaul, dazu sehr vermögend, und so brauchte er sich in dieser Beziehung keinen Zwang aufzuerlegen. Wäre man nun nicht gezwungen gewesen, sein halbes

Leben auf der Eisenbahn zu verbringen, so hätte man dem Durcheinander ausweichen können; so aber war man genötigt, in demselben Zug, oft in demselben Wagen, häufig in demselben Wagenabteil Stunden, ja Tage in seiner Gesellschaft zuzubringen.

Ein solches Schicksal traf mich einst auf einer Reise nach dem fernsten Westen, die beinahe acht Tage dauerte. Leider war die Abreise so schnell erfolgt, daß es den wenigsten gelungen war, sich genügend zu verproviantieren, nicht gerade so ungenügend, daß man hätte Hunger leiden müssen, aber es war wenig genug da, und vor allem hatten wir verabsäumt, uns vor der Abfahrt gegenseitig zu verständigen, welche Art von Schwären jeder besorgen sollte, und da hatte es denn ein unglücklicher Zufall gewollt, daß alle daselbe eingekauft hatten, nämlich Büchsenfleisch.

Der einzige, der sich ordentlich vorgelesen hatte, war Schmidt der in betreff der Reise dispositionen praktisch war als die meisten von uns. Seine Ledertasche war dick angeschwollen, und einige kleine Spantörbchen mit den Firmen von Delikatengeschäften zeigten an, daß er noch etwas in Reserve hatte.

In den ersten zwei Tagen begnügten wir uns mit unserem Büchsenfleisch. Das wurde am dritten sehr langweilig. Da aber Schmidt unsere Bitte, uns für gutes Geld etwas von seinen Vorräten abzulassen, schmächtig abschlug, so blieb uns nichts anderes übrig, als unsere schmale Kost, so gut es ging, zu verschlucken.

Während der Zeit näherten wir uns mehr und mehr dem Indianerterritorium. Waren schon beim Anblick dieser oder jener Stadt, beim Kaufen dieses oder jenes Glases die alten Lederstrumpferinnerungen in uns wach geworden, hier regten sie sich ganz energisch in der Brust; die meisten der Gesellschaft waren das erstemal in Amerika, und Amerika und Indianer sowie Rußland und Wolfe sind doch für uns Deutsche ganz dieselben Begriffe.

Wir sprachen den ganzen Tag fast von nichts als Indianern, erzählten die schauerlichsten Indianergeschichten,

von Überfällen, Niedermeglung von ganzen Ortschaften, Ausraubung von Eisenbahnzügen, Ermordung der Passagiere, Marterung des Zugpersonals und was dergleichen schauerliche Sachen mehr sind, so daß wir uns selbst in eine ganz ungewöhnliche Aufregung versetzten, die Damen aber in Angst und Schrecken jagten.

Nur Schmidt blieb kühl bis ans Herz hinan und äußerte, daß, wenn die Indianer wirklich den Zug überfallen sollten, er längst seine Maßregeln getroffen hätte, daß ihm nichts passiere. Für die Sicherheit der anderen konnte er natürlich nicht stehen. Auf unsern spöttischen Zweifel zeigte er uns eine Anzahl perlenschnuriger Tabakspfeifen, sagte aber nichts über deren Zweck und hatte für alle Fragen nur ein überlegenes Lächeln.

Kam es mir nun nur so vor oder war es Wirklichkeit: mir schien, als herrsche unter den Kollegen, nachdem wir das Indianergebiet erreicht hatten, eine ganz außergewöhnliche Erregung, und besonders unser Komiker Adolf Seelig, ein lang aufgeschossener Mensch mit einer mächtigen Gattennase, saß nicht einen Augenblick ruhig auf seinem Platz, sondern lief von Abteil zu Abteil, lachte, tuschelte und wisperte mit den Kollegen, bis er endlich ganz und gar verschwand und mit ihm fünf oder sechs der Kollegen. So saßen denn Schmidt und ich allein.

Ich hatte mir von einem Mitreisenden ein sehr gutes Buch geliehen und war so eifrig mit dessen Lektüre beschäftigt, daß ich Seelig, der auch mir etwas zuflüstern wollte, gar nicht anhörete, sondern ihr nur das, mich zu rufen, wenn wir an einem Indianerhof vorbeifahren würden oder sich sonst Indianer zeigten, mich im übrigen aber zufrieden zu lassen.

Ich war, wie schon gesagt, mit Schmidt allein im Wagenabteil geblieben, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde, sich zwei Revolverläufe durch den Spalt schoben und eine gurgelnde Stimme in schlechtem Englisch rief: „Hände in die Höhe!“

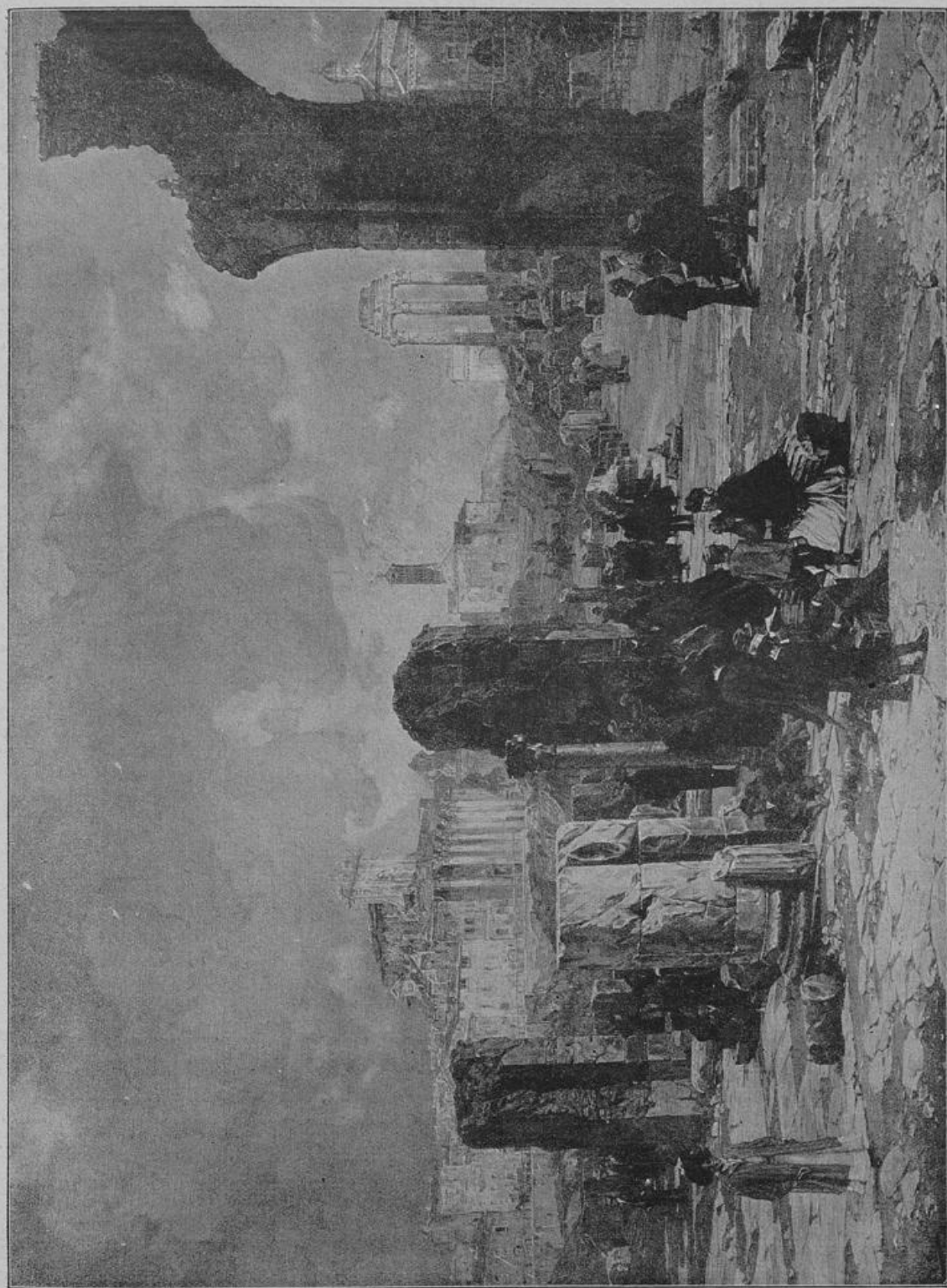
Ich kannte diesen Ruf aus



Das Heinezimmer im Düsseldorfser Kunstgewerbemuseum.
Jul. Schyn, Düsseldorf.



Vom Turn- und Spieltag des Allgemeinen Turnvereins Düsseldorf am 6. April:
Netballspiel der Turnerinnen.



Das Forum Romanum in Rom. Nach dem Gemälde des am 3. April verstorbenen Düsseldorfser Malers Theodor Groll jun.

Erzählungen. Ich ließ also sofort mein Buch fallen, erhob meine Hände zur Gesichtshöhe, wo ich sie, mit gespreizten Fingern, die Handflächen nach außen, den Räubern entgegenhielt.

Ich sah nach Schmidt hinüber, der sah schon, so schnell es auch gegangen, eine ganze Weile in dieser Stellung da.

Jetzt öffnete sich die Tür und herein traten drei Indianer.

Der vorderste, ein großer, hagerer Mann, trug rot- und blau-farierte Bleinleider und eine Pferdebede über den Schultern, sein Haupt zierte ein großer Busch von bunten Federn, im Gesicht trug er eine Tätowierung von scheinbar gräßlicher Bedeutung: eine sich quer über das Gesicht erstreckende blutige Hand. Unter der Pferdebede hervor lugten die Stalpe erschlagener Feinde. Er mußte wohl der Häuptling sein. Die beiden hinter ihm Eingetretenen waren ähnlich wie er bekleidet, aber ihre Gesichter waren noch gräßlicher verschmiert. Jeder von ihnen hielt einen Revolver in der Hand, dessen Mündung auf uns gerichtet war. Mir starrte das Blut zu Eis, all die schrecklichen Geschichten, die ich von Stalpiern, Marterpfählen, lebendig Schinden gelesen, kamen mir wieder in den Sinn. Mit aufgerissenen Augen starrte ich den furchtbaren Indianer an, der sich jetzt, schrecklich wie der wildesten Zone wildesten Krieger, an Schmidt wandte, den er mit den Augen zu verstrahlen schien.

Hier aber bewies Schmidt einen Mut, den ich ihm nie zugetraut; zwar mit freibleichen Lippen und schlotternden Knien, die Hände noch immer hochhaltend, wagte er es doch, das Ungeheuer anzureden:

„Großer Krieger,“ stammelte er, „ehabener Bruder mit der roten Haut, der du der Ruhm bist deiner Jagdgründe, siehe, das Blafgesicht grüßt dich mit lautem Huh! Huh! Das Blafgesicht, das fern hergekommen über das große Wasser, um dem erhabenen Krieger die Grüße seines Stammes zu bringen und die Friedenspfeife mit dem mächtigen Häuptling zu rauchen. Fünf solcher Calumets habe ich mitgebracht, wenn der große Krieger sein Falkenauge in meinen Koffer senkt, wird er sie erbliden.“

„Quatsch!“ unterbrach hier der Indianer die Rede — ein Wort, das wahrscheinlich auch in der Indianersprache Unsinn heißt —, dann winkte er seinen Begleitern, worauf der eine seinen Revolver seinem Genossen gab, der ihn in die linke Hand nahm, und dann einen Strick aus der Tasche zog, um Schmidt zu fesseln. Um zu ihm zu gelangen, mußte er den Häuptling ein wenig beiseite schieben, der nunmehr in meine Nähe kam und sich dem Lampenlicht — der Vorgang spielte sich in der Dämmerung ab — mehr aussetzen mußte. Schmidt bat und flehte, gab den rothhäutigen Spitzbuben die besten Worte, es mußte nichts, er wurde doch gefesselt. Aber während dies geschah, hatte ich Zeit genug, mir den großen Krieger etwas genauer anzusehen, und da machte ich bald gar eigentümliche Entdeckungen.

Ja, war das nicht die blau- und rotfarierte Hose, die Seelig immer als Trüffelstiefel in dem Stück „Ut mine Stromtid“ anhatte? War die Pferdebede nicht eigentlich die Reisbede von Fräulein Friebe, und der Federbusch, ja, Federn waren es wohl, aber die saßen nicht auf dem Kopfe der Rothhaut, sondern am Stiele eines Staubwedels, den der große Krieger zwischen Nack und Nacken gesteckt hatte. Aber die Stalpe, die schrecklichen Stalpe, jene furchtbaren Kriegstrophäen aus den Kopfhäuten erschlagener Feinde, sie zeugten für den echten Indianer — und doch, jenes lange weiße Haar, wo hatte ich es schon gesehen? Ach, richtig, das war ja das Haar des Pastors aus „Ganne Rüte“, und gleich daneben hing das Haar des Müllers aus der „Franzosenzeit!“ — Perücken waren die furchtbaren Stalpe und der wildesten Zone wildesten Krieger kein anderer als Adolf Seelig. So ein Unfug sah ihm ähnlich. Das war einer von seinen Verräten, aber mir ahnte der Zweck des Überfalls, und ich schwieg.

Als auch ich gefesselt war, ging's ans Ausrauben des Wagens. Schmidts Ledertasche und die beiden Spanförbchen fielen den Indianern zur Beute, von mir nahmen sie nichts als ein Bündchen selbstverfaßter Gedichte. Seltsame Indianer! Dann gingen sie weiter, und im nächsten Augenblick hörte man sie in den nebenliegenden Abteil einbrechen, nach einer Weile wurde es auch dort ruhig.

Wohl eine halbe Stunde mochten wir so gefesselt gelegen haben, die Luft mit unseren Klagen erfüllend, da stürzten auf einmal die Kollegen mit dem Ruf: „Sie sind fort!“ zu uns herein und befreiten uns von unsern Fesseln, dabei erzählend,

wie die Indianer — zwölf seien es im ganzen gewesen — unter der Führung ihres Häuptlings „Die blutige Hand“ alle Reisenden gefesselt und den Zug ausgeraubt hatten, die Kasse des Direktors hätten sie auch mitgenommen. Mit gestäubten Haaren hörte Schmidt die schauerliche Mär, von deren Wahrheit er sich ja selbst überzeugt, ich aber schlich hinaus bis dahin, wo ich Seelig fand, und heischte meinen Teil an der Beute, der mir auch anstandslos übermittlelt wurde.

So schwelgten wir den Rest der Reise in Schmidts Delikatessen, während er sich mit Büchsenfleisch und Maibrot, was wir ihm großmütig abtraten, begnügen mußte.

Seit jener Reise bzw. nach jenem Abenteuer wurde Schmidt viel lebenswürdiger und kameradschaftlicher; er hatte einsehen gelernt, daß doch ein Kollege auf den andern angewiesen ist.

Daß er einem Wig von Seelig zum Opfer gefallen war und die Indianer an seiner Verabingung gar keine Schuld trugen, hat er erst erfahren, als er Amerika verließ. An diesem Tage bekam er als Andenken von den Kollegen Seeligs Bild als Indianer im damaligen Kostüm mit der Überschrift: „Adolf Seelig oder Die blutige Hand!“



Von der Sturmkatastrophe in Amerika: Eine eingestürzte Kirche in Omaha. Berl. Ill.-Ges.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 26. April

1915.



Vom Generalsstreik in Belgien.

Newspaper Ill.-Bild.

Miliztruppen halten auf dem Groenplaats (Place verte) in Antwerpen die Ordnung aufrecht. Im Hintergrund ist die Kathedrale zu sehen, vorn rechts Rubens Bronzestandbild von Geefs. In Antwerpen ist am 12. April der Generalsstreik unvermittelt in zwei Metall- und Automobilfabriken ausgebrochen. Die meisten Dampferlinien teilen mit, daß sie bis auf weiteres die Frachtbeförderung nach Antwerpen unterbrechen.

Die bunte Decke.

Eine einfache Geschichte. Von Klara Blüthgen.

Wenn man aus einer Kleinbürgerfamilie der Kleinstadt stammt und außerdem die älteste von sieben Geschwistern ist, so heißt's, sich mit den Freuden der Welt zu bescheiden und an den schönen Schein der Dinge nicht allzu hohe Anforderungen zu stellen.

Zimmer steht das rein Praktische an erster Stelle.

„Was, Toni, du siehst da und ließt? Bedenst du denn gar nicht, daß die Strümpfe für die Kleinen gestopft werden müssen? Sonst fehlt's doch morgen, zum Sonntag, am Nötigsten!“

„Aber Kind! Das ist ja recht schön, daß du für Liese Modestrippen aufzeichnest, aber schließlich gehen doch die grünen Bohnen, die geschnitten werden müssen, vor.“

„Toni — ich sehe wohl nicht recht! Du willst die guten Spigen, die noch ganz gut zu einem Rock reichen, zerschneiden? — Was? Für eine Decke für deinen Arbeitskorb? —

So etwas! Ich meine, zuerst käme doch das Notwendige daran. Weißt du nicht, daß die ganze Wäsche noch abzunehmen ist?“

Und Toni rollte die Spigen, die glücklicherweise noch nicht zerschritten waren, zusammen und legte sie mit einem kleinen Seufzer zur Seite. So war das nun stets. Immer ging, wenn sie sich etwas ausgedacht hatte, etwas anderes vor, immer kam das Nützliche zuerst, oder vielmehr überhaupt, denn

sie hätte sich nicht zu erinnern vermocht, daß in dem geschwistergesegneten Haushalt jemals Zeit für das geringste Nützliche gewesen wäre. Und sie, Toni, hatte ein so höchst überflüssiges Schönteil empfinden, das ihr, Gott mochte wissen von woher, angefliegen war.

Ihre Schulfreundschaften langten alle etwas über ihre eigne Sphäre hinaus. Da beobachtete sie denn oft mit einem Anflug von Neid, wie die Freundinnen nachmittags mit einer Handarbeit am Fenster saßen, einer Wollstickerei für ein Kissen, einer mit bunter Seide gestickten Decke. Das machte sich so hübsch und vornehm! Die Stube wurde nicht durch irgendwelche Gliden verunziert, die Hände wurden nicht verdorben, und gar vergnüglich mußte es sein, wie sich nach und nach das Muster bildete, die einzelnen Formen sich zusammenschlossen zu einem bunten, bezaubernden Gebilde. Wer doch ein einziges Mal seine Zeit an eine so reizende Unnützlichkeitswenden dürfte — nicht immer nur ganze Berge von zerrissenen Strümpfen stopfen, in Nachttröckchen bunte Kattunfäden nach dem Streifen und in Brüderhosen dicke Tuchfäden nach dem Karo einseifen!

Schließlich wurde der Wunsch nach solcher, mit bunter Seide zu bestickender Decke bei Toni geradezu zur fixen Idee. Sie erschien ihr als das Symbol von Vornehmheit, Freiheit, Luxus. Zudem war sie etwas Bleibendes, an dem man für immer seine Freude hatte. So wünschte sie sich denn von ihrer Mutter eine ausgezeichnete Decke samt Material zum Geburtstag, bekam aber anstatt solcher einen Regenmantel, denn dieser war notwendig, die Decke aber war „unnützlich“.

Man blieb sich eben in allen Dingen konsequent im Hause Niemann.

Bald darauf aber war die Enttäuschung vergessen, und wenn jetzt Toni die schadhafte Hosenböden der Brüder nach allen Regeln der Kunst ergänzte, so flog ein so seltsames Lächeln über ihr

Gesicht, als ob ihre Hände nur in eitel Chenille, in Seidenjammet und Goldfäden wühlten.

Das große Wunder war gekommen: Toni hatte sich verlobt.

Ein Wunder, daß sie unter den vielen im Städtchen gerade die Begehrte war, und ein Wunder, daß er es war, der sie erwählt hatte.

„Er“ war Lehrer an den untern Klassen einer Mittelschule, und es stand ihm auch keine besondere Laufbahn in Aussicht. Vermögen besaß er selbstverständlich keinen

Pfennig, auch war er gerade nicht ein Adonis, aber immerhin eine angenehme Durchschnittserscheinung, wenn auch allzu sehr auf das Blasse und Blonde getönt. Wenn er mit der zierlichen, brünetten Toni ging, die er gerade um das gebührende Maß übertrugte, so konnten wohlwollende Gemüter noch von einem „netten Paar“ sprechen.

Toni war eine überglückliche Braut, wenn sie auch von dem, was man gemeinlich als die „Freuden des Brautstandes“ bezeichnet: ein ungekürtes, festes Teieinander mit dem Verlobten, ein Wandeln unter den alten Lindenbäumen des Stadtwalles, die im Abenddämmern so bezaubernd dufelten, ein Angefeiertwerden im Kreise bekannter Familien — nicht eben viel erlebte. Für all das reichte die Zeit nicht, denn es galt nun, die Aussteuer zu beschaffen, und daß man dies nicht in einem vornehmen Atelier, sondern im eignen Hause und ohne jede fremde Hilfe besorgte, verstand sich bei den Finanzen der Familie Niemann und dem Sittentodex ihrer Kreise ganz von selbst.

So klappte denn die Nähmaschine den ganzen Tag, und erst gegen Abend, wenn die Stunde für den Besuch des Bräutigams



Fom Generalkreuz in Belgien: Patrouillen in den Straßen von Charleroi.

Die Stadt ist der Mittelpunkt der südbelgischen Eisenindustrie und hat 28 000 Einwohner. Ch. Delius, Paris.

nahte, wurden eiligst alle die werdenden Hemden und Nachjoden auf die Seite gekäumt, und an ihre Stelle trat ein Duzend Handtücher, die Toni, in aller Ehrbarkeit neben Herrn Behrend sitzend, zeichnen konnte.

Zuweilen kam ihr eine leise Auflehnung gegen alle diese schrecklichen Nützlichkeiten, und endlich, in einer Stunde des ungehörten Alleinseins mit dem Verlobten, wagten sich alle ihre scheuen Lüstwünsche hervor.

„Sieh, man lebt doch nicht nur für das Nützliche, und die Sehnsucht nach ein bißchen Schönheit um sich her hat wohl jeder. Wenn ich mir das ausmale, wenn ich gerade unsere Wohnstube ein bißchen nett herrichten möchte, den Stuhl vor deinem Schreibisch mit einem hübschen Kissen in bunter Wollstiderei, und für unsern Sofaisch eine schöne Decke, lauter bunte, ganz natürlich aussehende Blumen, wie das jetzt so Mode ist, auf Tuchgrund. Könntest du dir das nicht

schön die Farben zu dem kaffeebraunen Tuchgrunde paßten! — Ach, er war doch der beste und aufmerksamste Mann von der Welt. — Freilich würde sie im Augenblick nicht an die Arbeit kommen, erst müßte das Leinzeug, müßten die Kleider fertig sein. Aber so etwas Entzündendes hebe man sich ja gern wie den letzten Bißen bis zuletzt auf.

Selig hing sie die Decke über eine Stuhllehne und weidete sich an ihrem Anblick. Und dort hing sie von jetzt ab immer, wenn ihr Verlobter kam, und sie wurde ihr zu einem herrlichen Versprechen für die Zukunft.

Zu Michaeli sollte geheiratet werden, und wirklich schaffte es Frau Niemann noch mit der Aussteuer. Freilich, die bunte Decke war noch nicht einmal in Angriff genommen, aber man konnte doch um göglicly darum die Hochzeit aufschieben.

Darin waren alle einig, und Herr Behrend tätschelte die Hand seiner Braut und sagte verheißend: „Welt, Schatz, das wird nun erst



Nach der Einnahme von Adrianopel: Türkisches Fort mit gefallenen türkischen Soldaten. Chasseau-Glaivens, Paris.

reizend denken? Aber du weißt ja, wie Mama nun einmal ist!“ Selbstverständlich konnte sich Herr Behrend das alles „ganz famos, wirklich sehr nett“ denken, und ebenso selbstverständlich war er schon dahingekommen, wie seine Schwiegermutter „nun einmal war“. So tat er denn etwas unerhört Kühnes. Er ging heimlich in das erste Stridereigeschäft des Städtchens und suchte dort mit Hilfe eines sehr beredten Ladenräuleins ein angefangenes Prachtstück aus, das ungefähr Tonis Wünschen entsprechen mochte. Dagegen konnte es nicht in Betracht kommen, daß es das Honorar für sechs Privatstunden verschlang.

Tonis überschwängliches Entzücken belohnte ihn. So — gerade so hatte sie sich diese Decke gedacht. Wie entzündend dort das angefangene Stückchen der Bordüre, diese Aehren, Klatschrosen, Kornblumen zur Girlande vereinigt, alle in den natürlichen Farben — und diese Kornrade, wirklich zum Abpflücken natürlich! Und wie

recht schön werden, wenn wir zwei abends zusammensitzen und meine fleißige, kleine Frau an dem Wunderwerk arbeitet.“

Und sie erwiderte den Druck seiner Hand und lächelte überselig vor sich hin wie bei dem Ausblick in ein Zauberland.

Sie waren nun ein junges, sehr, sehr glückliches Paar. Allerdings zeigte es sich, wie bei so sehr vielen jungen glücklichen Paaren, daß die Bilanz, auf der man geglaubt hatte, den Haushalt so sicher aufzubauen, nicht ganz stimmte. Wenn man sich wirklich, wie man es sich so lustig ausgemalt hatte, mittags von biden Bohnen und Sped und abends von Leberwurst und Salzgurten nährte, und sich nur für die größte Arbeit eine kleine Aufwartung hielt, so gab es doch hundert kleine Nebenausgaben, an die man nicht gedacht oder die man nicht hatte voraussehen können.

In einer Lehrfamilie ist da gewöhnlich der nächstliegende Gedanke: Pensionäre nehmen. Als bald waren denn auch drei Quar-

taner gefunden, die den stillen Fitterwochenhaushalt sofort auf den Kopf stellten. Nun mußte die junge Frau sich tüchtig tummeln, um mit all der vermehrten Arbeit fertig zu werden.

An ihre geliebte Dede war sie noch nicht gekommen, und im Grunde war dies ja auch nicht so notwendig, da die Wohnstube zugleich als Eßstube diente und der Esstisch entweder mit einem großen Tischtuch oder einer blau- und weißgewürfelten Nachstuchbede geschmückt war. Saß man abends, nachdem die Schularbeiten unter Aufsicht glücklich erledigt und die drei Buben ins Bett geschickt waren, zu zweien zusammen, so zeigte es sich, daß Herrn Behrends Rodfütter genau so reparaturbedürftig war wie früher jenes der Brüder, und wieder „ging das Notwendige vor“.

Sin und wieder holte freilich Toni ihren wofleingewickelten Liebling vor, breitete ihn aus, genau wie in der Brautzeit, und sagte: „Glaubst du wohl, daß ich je dazu kommen werde, Franz? Ach, sie ist doch wirklich wunderschön!“

Ein weher Ton lag dabei in ihrer Stimme. Er aber nahm sie in seine Arme und redete ihr gut und tröstend zu: „Laß nur, die Zeiten werden auch noch kommen. Ich muß ja doch mit meinem Gehalt steigen, dann lassen wir die Pensionäre laufen, und meine kleine Frau kommt endlich an das Ziel ihrer Wünsche.“

Da war sie schnell getröstet, und ihre Augen, die jetzt oft etwas müde blickten, hatten wieder den beseligten Ausdruck, als ob sie in ein Zauberland sähen.

Das Gehalt des Lehrers stieg ordnungsmäßig, aber ebenso ordnungsmäßig stellten sich vier junge Weltbürger ein. Natürlich konnte man nun nicht mehr daran denken, die Pensionäre „laufen zu lassen“, sondern mußte zufrieden sein, daß man noch einige dazu bekam.

Es war nun ein großer, recht unruhiger Haushalt, der Arbeit über Arbeit in nie endender Fülle brachte. Waschen, Schneiderei, Gliderei lösten sich ohne Pause ab, die Ferien füllte stets ein sehr notwendiges Generalreinemachen aus.

Herr Behrend überstand das in guter Form. Sein Haar wich jetzt zwar über der Stirn in jeder Kurve zurück, an den Schläfen war's ergraut, was man aber bei dem sehr hellen Blond kaum merkte. Dafür hatte sich das stattliche Bäuchlein der reifern Jahre eingefunden, das ihm einen Anstrich von Würde und Behaglichkeit zugleich verlieh.

Wohler hatten die Jahre und die nie ruhende Arbeit Toni mitgespielt. Ihr dunkles Haar war von breiten, weißen Streifen durchzogen, über das Gesicht spannte sich ein Netz winziger Fältchen, die man freilich erst in der Nähe gewahr wurde. Die Haltung war gebeugt. In der letzten Zeit hatte sie auch begonnen zu kränkeln. Da war's denn ein Glück, daß die beiden ältesten Söhne frühzeitig

untergebracht waren, der eine in dem Bureau eines Rechtsanwalts, der andere in dem einer Versicherungsgesellschaft. Geradezu aber als ein Wunder mußte es erscheinen, daß die einzige Tochter sich früh verheiratete, selbstverständlich wieder in enge Verhältnisse hinein — eine Kette, die in regelmäßigen Ringen von einer Generation in die andere griff.

Nun hätte man aufatmen können, aber gerade jetzt ereignete sich etwas Furchterliches: der Jüngste, ein frisches Bürschchen von zwölf Jahren, brach beim Schlittschuhlaufen durchs Eis und wurde als Toter hervorgezogen.

Die angegriffene Gesundheit der Mutter vermochte diesem Schlage nicht standzuhalten. Als man ihr den Sohn so ins Haus brachte, warf sie der Jammer ganz darnieder. Lange Zeit lag sie krank — eines jener nervösen Leiden, die man anfangs kaum recht für voll nehmen will, die sich aber im weitem Verlauf als ganz besonders ernst und unangreifbar erweisen.

Die Pensionäre mußten nun entlassen werden; eine kleinere Wohnung wurde gemietet.

Herr Behrend arbeitete, um seine Frau zu schonen, soweit seine Zeit und seine ungeschickten, verwöhnten Hände es zuließen, für den Umzug vor, brachte die Sachen des Verstorbenen weg, ordnete den Inhalt von Kisten und Kasten.

Dabei traf er auf ein größeres, sorgfältig eingewickeltes Paket: die bunte Dede, die er einst seiner Braut geschenkt hatte.

Sie war noch in derselben Verfassung wie damals: die angefangene Stelle der Vorbüre hob sich leuchtend von dem kaffeebraunen Grunde ab, sonst nur die weißen Linien der Verzierung, ein ganzer Haufen bunter Woll- und Seidenbündel.

Er freut brachte er sie seiner Frau. „Sieh nur, Liebste, unsere Dede! Die wird dich unterhalten, wenn wir erst nach dem bösen Umzug in Ordnung sind. Du hast dich ja solange schon darauf gestreut!“

Sie strich mit der Hand, die nun ganz blaß und vornehm geworden war, darüber: „Wertwürdig, ein halbes Menschenalter hat's gedauert, ohne daß ich dazu gekommen bin — und nun —“

Die Stimme brach ihr im Schluchzen.

Vier Wochen später war man in der neuen Wohnung eingerichtet. Sie war klein, aber behaglich, und — ihr besonderer Vorzug — sie besaß einen rechtsschaffenen Erker, wie er sich in unserer fortgeschrittenen Zeit auch bei den billigen Bauten der Kleinstadt findet.

Dort saß jetzt Frau Toni und stützte an der Dede, genau wie sie es sich in ihren Mädchenträumen ausgemalt hatte. Keine häßlichen Stoffecken lagen umher, die Woll- und Seidenfäden wurden in einem Schmuckförschen geborgen, und die Hand, die die Nadel führte, war noch immer blaß und vornehm. Jedesmal, wenn ihr Gatte aus der Schule zurückkehrte, überzeugte er sich interessiert von den Fort-



Präsident Poincaré als Ehren-Domherr.

Der Tradition gemäß nimmt der neunte Präsident der französischen Republik in seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt den Titel eines Ehren-Domherrn an von Le Mans, Angers, Tours, Poitiers, Orléans, Lyon, Vienne, Angere, Châlons, Nancy und von San Giovanni in Laterano in Rom. Delius, Paris.

schritten ihrer Arbeit, bewunderte sie über die Maschinen, und beide rechneten aus, wann die Dede fertig sein und sie an dem Tische, der sie trug, sitzen würden. —

Und doch war alles so anders, als es hätte sein sollen. Obgleich Frau Toni ziemlich wieder hergestellt war, ließ sie doch oft in schwerer Müdigkeit die Hände in den Schoß und den Kopf hintenüber-sinken, und in ihren Augen lag ein rätselhafter Ausdruck, als sähen rückwärts — in ein fernes, grünes Jugendland.

Eines schönen Tages traf unangemeldet ein Besuch von außerhalb ein, eine jüngere, entfernte Base, die alle Jahre vielleicht einmal vor sprach. Sie trug sich mit einer eleganten Einfachheit, die man hier in der Kleinstadt als „gejucht“ abtat, war sehr ge-bildet und mit allen „neuern Richtungen“ der gesamten Kunst wohlvertraut.

So häufig war sie ins Zimmer getauscht, daß Toni nur eben ihre Dede zur Seite werfen und sich erheben konnte. Aber vielleicht gerade deshalb wirkte der Anblick so stark auf die Eintretende.

„Toni — du mit einer Handarbeit? — Aber da fällt ja der Himmel ein!“ rief sie, nachdem sie sich kaum zu einer Begrüßung und den üblichen Fragen nachdem Ergehen die Zeit gegönnt hatte. „Daß doch sehen, wie das ist. — Aber Toni!“

„Gefällt sie dir nicht?“ fragte Toni unsicher, der ein unbehagliches Gefühl ans Herz kroch.

„Gefallen — nun ja. Wie man's nimmt.“

„Es ist noch ein Brautgeschenk von Franz,“ sagte Toni leise in einem Tone, als ob sie sich entschuldigen müsse. „Sieh, ich hatte immer solche Sehnsucht, einmal etwas anderes zu arbeiten als die ewigen Nähereien und Flicke-reien — weißt du, etwas Bleibendes. Aber mein Leben war ja nun so, daß ich bisher nie dazu kam. Du weißt ja —“

„Nun ja, das begreife ich vollkommen. Und es ist — verzeih meine Offenheit, Toni — sozusagen ein Milderungsgrund.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Nun denn, rund herausgesagt, ich finde, daß du keine Zeit

vergeudest, wenn du das alte Ding da, das ja früher, als so etwas Mode war, recht hübsch gewesen sein mag, fertig machst. Kaufe dir doch, wenn du gern etwas arbeitest, eine moderne Dede. Man hat jetzt so reizende Sachen.“

„Und du findest diese wirklich nicht hübsch?“ fragte Toni trostlos und hartnäckig weiter. „Aber Franz und ich und alle, die sie sahen,

waren doch damals so entzückt davon — und ich habe mich die langen Jahre hindurch so auf die Arbeit gefreut!“

„Ich möchte dir nicht wehe tun, Toni, aber mir tut es leid, wenn ich sehe, daß du so viele Mühe an etwas verwendest, das dir selbst, sobald es nur erst vollendet ist, greulich vorkommen wird. Hübsch?

Hübsch ist jetzt anderes. Sieh dir doch nur diese grellen Farben an! Die Augen schmerzen einem ja, wenn man sie nur ansieht. Und dann diese Unmöglichkeit, wie bei dem Mittelstück alle Stiele symmetrisch aus einem Mittelpunkt hervorzuschlagen. Da ist doch von keinem Arrangement, keinem Stilgefühl die Rede!“ Sie hatte die Dede vor sich ausgebreitet wie eine Landkarte und demonstrierte mit ihrem grüneland-schuhnten Zeigefinger sämtliche Mängel. „Wenn man dagegen annimmt, was die Kunst heutzutage leistet!“

Frau Wehrend hatte in ihrem arbeitsreichen Leben herzlich wenig Zeit gehabt, sich um die Leistungen der modernen Kunst zu bekümmern, aber das verstand sie, daß diese etwas sehr Erhabenes sein müsse, und daß das Werk ihrer Hände dagegen altmodisch und unschön sei. Ein unklares Gefühl von trostlosem Jammer sank auf sie herab.

Da fühlte sie den Arm der Base um ihre Schultern. „Versprich mir, Tonchen, daß du diese Scheußlichkeit nicht fertig machst! Ich könnte ja wahrhaftig die Augen nicht aufstun, wenn ich bächte, daß all diese Kornblumen und Klatschroten mich vom Tische her anglockten.“

„Das verspreche ich dir. Ich war sowieso schon mit mir darin einig.“ Tonis Stimme

klang wie nie zuvor, förmlich gebrochen, so daß es selbst die andere packte.

„Mein Gott, Toni, du nimmst das so tragisch! Eine alte Dede, die aus der Mode gekommen ist — was ist denn daran so schrecklich? Sei mir nicht böse, verlegen wollte ich dich gewiß nicht.“

„Aber du bist ja im Recht, vollständig im Recht! Es mag wohl immer so gehen, daß man sich ein Leben lang etwas brennend wünscht, und wenn man's dann am Schluß erreicht, zeigt es sich, daß es nun nichts mehr wert ist. Damit muß man sich eben abfinden.“ —

Als die Base im nächsten Jahr wiederkam, fand sie den Tisch im Wohn-

zimmer durch eine ziemlich neu aussehende Dede in billiger Fabrikarbeit bedeckt. Hübsch war das nun freilich auch nicht, aber sie war nun so klug geworden, zu schweigen.

Die halb vollendete bunte Dede aber lag wohl eingewickelt in einer Kommode, in der allerlei austrangierter Hausrat seinen Platz gefunden. — Sie hatte eben ihre Zeit verpaßt.



Transport der Maschinengewehre auf Motorzweirädern im holländischen Heere. Int. Ill.-Verlag, Berlin.

Leutnant van Volken schließt mit dem Maschinengewehr, welches auf einem Motorrad befestigt ist.



Transport der Maschinengewehre auf Motorzweirädern im holländischen Heere.

Kaer, der Präsident der Militär-Motorfahrer, erklärt in Gegenwart des Kriegsministers Colyn (rechts in Zivil) die Beförderung eines Maschinengewehrs. Int. Ill.-Verlag, Berlin.

Der schlaue Kunstfreund.

Humoreske von Adolf Thiele.

Denken Sie sich, lieber Freund," mit diesen Worten stürmte der Vizeadmiral ins Sprechzimmer des österreichischen Konsuls in Larnaka auf der Insel Zypern. „Denken Sie sich, was ich heute entdeckt habe: den Speerträger des Polknet!"

„Tot oder lebendig?" fragte der Konsul, lächelnd über den Eifer des alten Seemanns, den er als leidenschaftlichen Kunstfreund kannte.

„Natürlich nicht den echten," fuhr Vizeadmiral Freilich fort. „Diese Bronzestatue ist ja überhaupt verschwunden. Aber eine schöne Nachbildung in Marmor habe ich entdeckt beim Kunsthändler Rosevalley und habe sie gekauft —"

„Aber wie wollen Sie —" warf der Konsul ein.

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen," unterbrach der Vizeadmiral stürmisch. „Sie meinen das Verbot der türkischen Regierung, Altertümer aus dem Land zu führen. Ich habe mit Rosevalley ausgemacht, der Kauf gelte nur dann, wenn es mir gelingt, die Statue hinauszubringen —"

„Das wird unmöglich sein," sagte der Konsul.

„Nun," fuhr Milloficz fort, „habe ich mir einen Plan zu rechtgelegt."

„Der bei der strengen Wachsamkeit der Zollwächter zu Wasser werden wird," ergänzte der Konsul.

„Offentlich nicht, verehrter Freund!" rief der Vizeadmiral. „Es kommt auf Sie an!"

„Auf mich?" fragte der Konsul erschaut. „Was kann ich tun, meine Einsprache würde hier gar nichts helfen können."

„Das ist auch gar nicht nötig!" rief der Kunstfreund eifrig. „Ich bitte Sie nur um eins: daß ich die Statue verhüllt und ganz unauffällig in Ihr Haus bringen lassen darf."

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden, lieber Freund," erwiderte der Konsul. „Sie wissen, ich bin Ihnen gern gefällig. Aber

wie wollen Sie die Statue aufs Schiff bringen?"

„Das lassen Sie ganz meine Sorge sein! — Sie kommen gar nicht mit ins Spiel, Sie werden nicht im mindesten kompromittiert!"

„Das klingt ja vielversprechend!" sagte der Konsul lächelnd.

„Sie sollen völlig unschuldig bleiben," fuhr der Vizeadmiral fort, „wenn aller Erwartung zuwider doch etwas herauskäme; ich nehme alles auf mich!" Mit kräftigem Händedruck verabschiedeten sich dann beide.

Am Abend hielt ein kleiner Handwagen vor dem Konsulate, und mehrere Männer trugen einen beinahe mannhohen, dicht verhüllten Gegenstand ins Haus.

Als sie sich entfernt hatten, führte der Vizeadmiral, der in Zivilkleidung den Transport überwacht hatte, den Konsul in das Zimmer des Erdgeschos, wo der Gegenstand untergebracht war. „Ich muß

ihn doch einmal anschauen," rief er, indem er die Hülle löste. „Ach, da sehen Sie! Welche jugendliche Kraft und Schönheit, ein wahrer Mustermensch, dieser Speerträger! Das wird eine Perle meiner Sammlung!"

„Mit Verlaub, Herr Enthusiast," fragte der Konsul: „Also Rosevalley weiß nicht, daß die Statue zu mir geschafft wurde?"



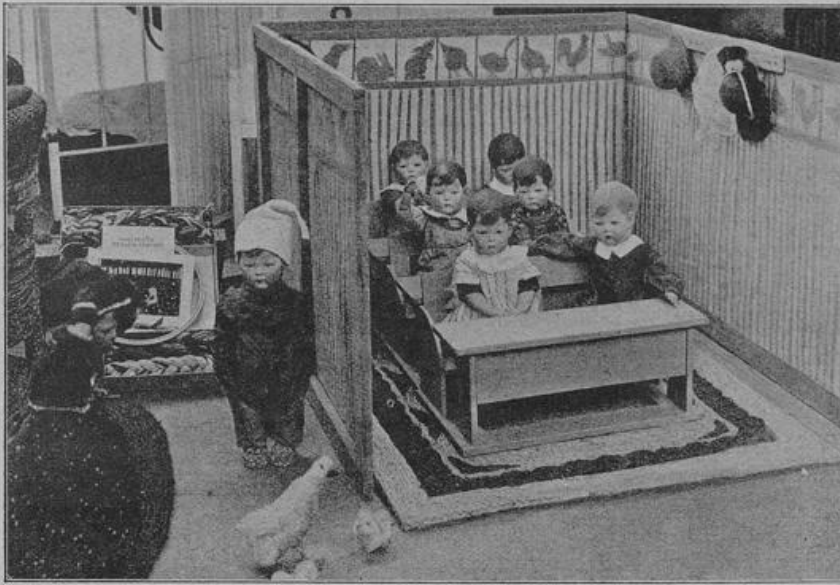
Frühlingsbild aus dem Bergischen: Motiv aus Bergisch-Neukirchen.

Dr. E. Quadenfeldt, Düsseldorf.

„Nein, nicht das mindeste,“ erwiderte der Vizeadmiral; „ich ließ die Statue durch Arbeiter an einen stillen Ort tragen und sie von dort durch Matrosen in Zivil hierher bringen. Sie bleiben völlig aus dem Spiele!“

Am nächsten Abend gab der Konsul zu Ehren des österreichischen Geschwaders das unumgängliche Fest; das Konsulat erstrahlte im Lichterglanze. Außer den Offizieren des Geschwaders und den Mitgliedern der österreichischen Kolonie hatten

sich die Spitzen der Behörden und eine Anzahl geladener Gäste eingefunden, man soupierte, die üblichen Toaste wurden ausgebracht, und schließlich tanzte man. Im festlichen Gemüth trafen einmal der Vizeadmiral und der Konsul zusammen. „Ich sehe es Ihnen schon an,“ scherzte der Gastgeber, „Sie lächeln am liebsten unten beim Speerträger.“ „Allerdings!“ flüsterte der Kunstfreund. „Das Zeitalter des Perikles erstet vor meinen Augen, wenn ich dies Kunstwerk betrachte.“



Von der Ausstellung „Das Kind“, die am 12. April in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin eröffnet wurde: Gruppe aus der Käthe-Kruse-Puppenausstellung. Ill.-Photo-Verl.

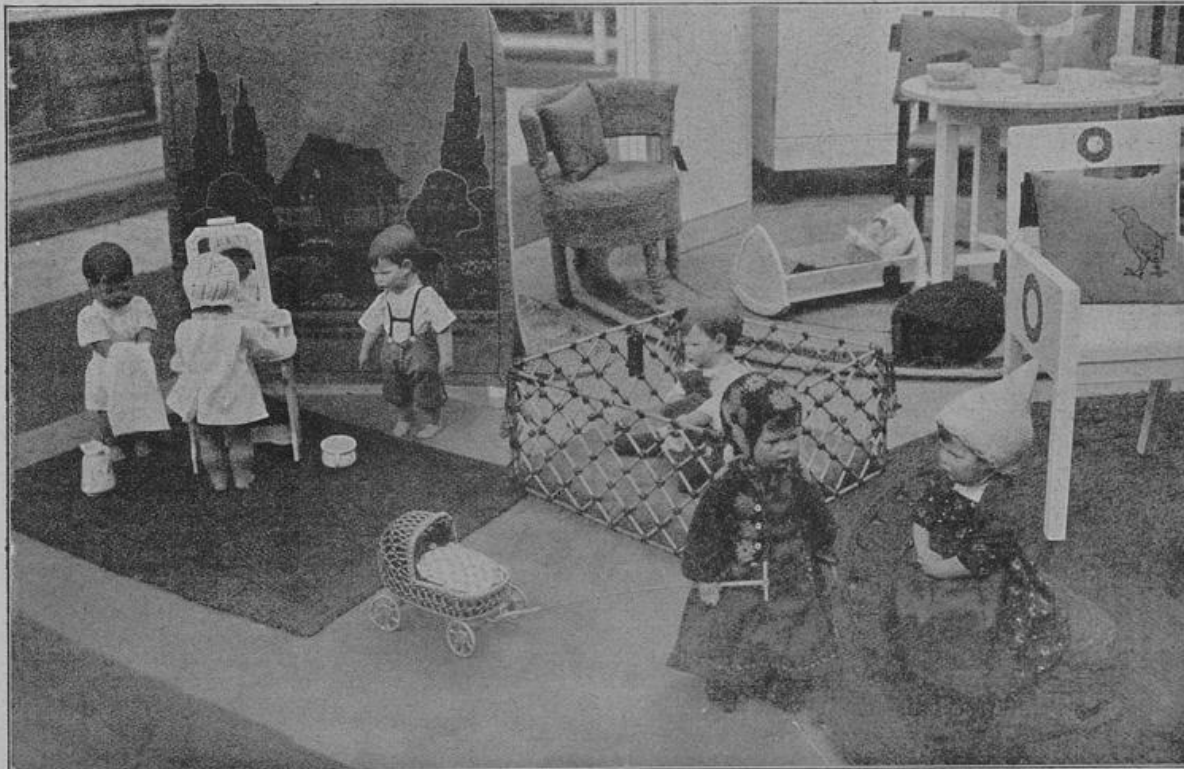
„Ich will Sie gern nach Ihrer Fassung selig werden lassen,“ sagte der Konsul, „aber froh wäre ich, wenn wir erst den steinernen Gast aus dem Hause hinaus und auf das Admiraltätschiff gebracht hätten.“

„Ganz unbedorrt,“ erwiderte der Vizeadmiral: „Meines achtigen Dankes können Sie verichert sein!“

Das Fest geatete sich wirklich glanzvoll, im reichgedrückten Tanzsaale drehten sich die jüngeren österreichischen Seesoffiziere mit

den Schönen der Stadt im Walzertakt, und in den Saalräumen saßen die älteren Herren bei einem guten Tropfen.

Mitternacht war schon vorüber, die einschmeichelnden Klänge der „Geschichten aus dem Wienerwald“ von Strauß wedten in den jungen Seemännern Erinnerungen an die Heimat am Donaustrand, da entstand plötzlich eine Störung. Ein junger Fähnrich, der sich eifrig am Tanzen beteiligt hatte, stürzte mitten im Saal zu Boden,



Von der in Berlin am 12. April eröffneten Ausstellung „Das Kind“: Käthe-Kruse-Puppen. Geb. Baedek, Berlin.

Geb. Baedek, Berlin.



Kaspar Haensler,

bayerischer Generalmajor z. D., Reichstagsabgeordneter (Zentrum), der im Reichstag einen Zusammenstoß mit dem bayerischen Militärbevollmächtigten Generalmajor Wenninger hatte. Deutsche Illust.-Zelt., Berlin.

und beorderte Matrosen, die diesen auf einer Hängematte forttragen sollten. Dann schloß er das Zimmer und begab sich in den Saal zurück, um mitzuteilen, die Sache sei nicht gefährlich und das Fest möge seinen Fortgang nehmen. Die Teilnehmer des Festes, die ihr Mitgefühl mit dem hübschen jungen Mann geäußert hatten, wurden durch diese Mitteilung beruhigt und nahmen an den Tafeln in den Nebenräumen Platz, wo Kaffee serviert wurde.

Nur eine halbe Stunde war vergangen, als acht Matrosen eintrafen, um den Kranken abzuholen. Der Vizeadmiral nahm den Konsul zur Seite und sagte: „Bitte, lassen Sie den Transport des Kranken meine Sache sein, bleiben Sie, wenn ich bitten darf, eben im Saal; es ist gut, wenn Sie dort gesehen werden!“

„Ganz wie Sie wünschen!“ sagte der Konsul mit einem diplomatischen Lächeln. „Transportieren Sie nur Ihren Kranken heil und ganz fort; hoffentlich bricht er unterwegs nicht!“

Der Vizeadmiral unterdrückte seine Heiterkeit und sagte: „Verehrter Freund, Sie haben jetzt nur eine Pflicht, Ihre Gäste zu unterhalten.“

„Das heißt, die Lebendigen, nicht die Steinernen!“ flüsterte der Konsul und mischte sich in die Gesellschaft. Der Vizeadmiral ersuchte nun auch alle andern Anwesenden, ihm den Transport des Kranken zu überlassen, schloß die Tür im Zimmer des Erdschoß auf und führte die Matrosen

doch erhob er sich nicht wieder, sondern zuckte mit den Armen und Beinen; anscheinend war der Bedauernswerte von Krämpfen befallen.

Der Tanz stockte, die Musik schwieg, und einige hilfsbereite Kameraden trugen den Kranken zum Saal hinaus. Auf das Geheiß des Vizeadmirals schaffte man ihn dann in ein im Erdgeschloß liegendes Zimmer, wo er auf ein Sofa gelegt wurde.

Der Befehlshaber sandte nach dem Admiraltätsschiff, auf dem der Fähnrich diente,

hinein. Bald lehrten diese nun zurück mit ihrer Last, die auf einer Hängematte lag und mit Tüchern überdeckt war. Langsam bewegte sich der traurige Zug durch die Menge, die vor dem Konsulat stand und bereits von dem Unfall des Kapitän gehört hatte. Vier Matrosen waren als Träger tätig, vier andere gingen daneben und wechselten oft mit jenen.

So kam man zum Hafen. Kurz vor der Zollwache wurde nochmals gewechselt. Die Zollwächter grüßten den Vizeadmiral, der den Transport leitete,

und bald war ein Boot erreicht, in das man die traurige Last hineinhob. „Nur recht vorsichtig!“ rief der Vizeadmiral seinen Leuten zu, und diese legten die überdeckte Hängematte sorgfältig auf den Boden



Karl Sagenbeck,

der bekannte Hamburger Tierhändler und Gründer des berühmten Tierparks in Stellingen, geboren am 10. Juni 1844 in Hamburg, ist daselbst am 15. April nach längerer Krankheit gestorben. S. Venus, Hamburg.

des Rahmes nieder. Bald ertönten dann die regelmäßigen Ruderschläge, unter denen das Boot in das Dunkel hinausfuhr, gerade auf die Lichter des Admiralschiffes zu, wo dann vorsichtig nicht etwa der Fähnrich, sondern die — Statue an Bord gebracht wurde.

Der Vizeadmiral jedoch kehrte zum Feste zurück und teilte den Gästen erst mit, daß sich der kranke Fähnrich bedeutend besser befinde; es sei anscheinend nur ein vorübergehendes Unwohlsein. Die Gäste waren hierüber erfreut, und wenn auch nicht weitergetanzt wurde, so fand das Fest doch einen harmonischen Abschluß.

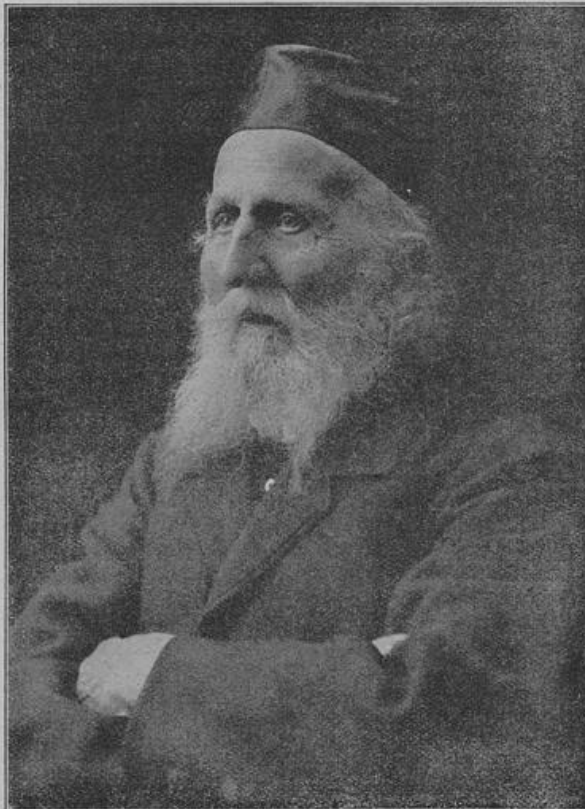
Am nächsten Morgen besuchte der Vizeadmiral den Konsul. „Nun, hat sich Ihr Patient erholt?“ rief er lachend.

„Völlig wieder hergestellt!“ erwiderte der Vizeadmiral heiter.

„Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen noch bemerken, daß die Statue des Speerträgers aus dem Zimmer unten verschwunden ist.“

„O, wie schade!“ sagte der Vizeadmiral. „Vielleicht hat sie einer der Matrosen eingesteckt, ich muß doch gleich einmal die Taschen und Brotbüchsen revidieren lassen!“

„Da Sie morgen abreisen,“ erwiderte der Konsul, „so wünsche ich Ihnen allen so gute Gesundheit, wie sie Ihr Fähnrich mit den „Krämpfen“ hat!“



Heinrich Wilhelm Schnaar, S. Pullan, Venrath,

gebürtig aus Elberfeld, Zeichner und Maler, ältester Bürger von Venrath-Urdenbach, feierte am 23. April seinen 94. Geburtstag.

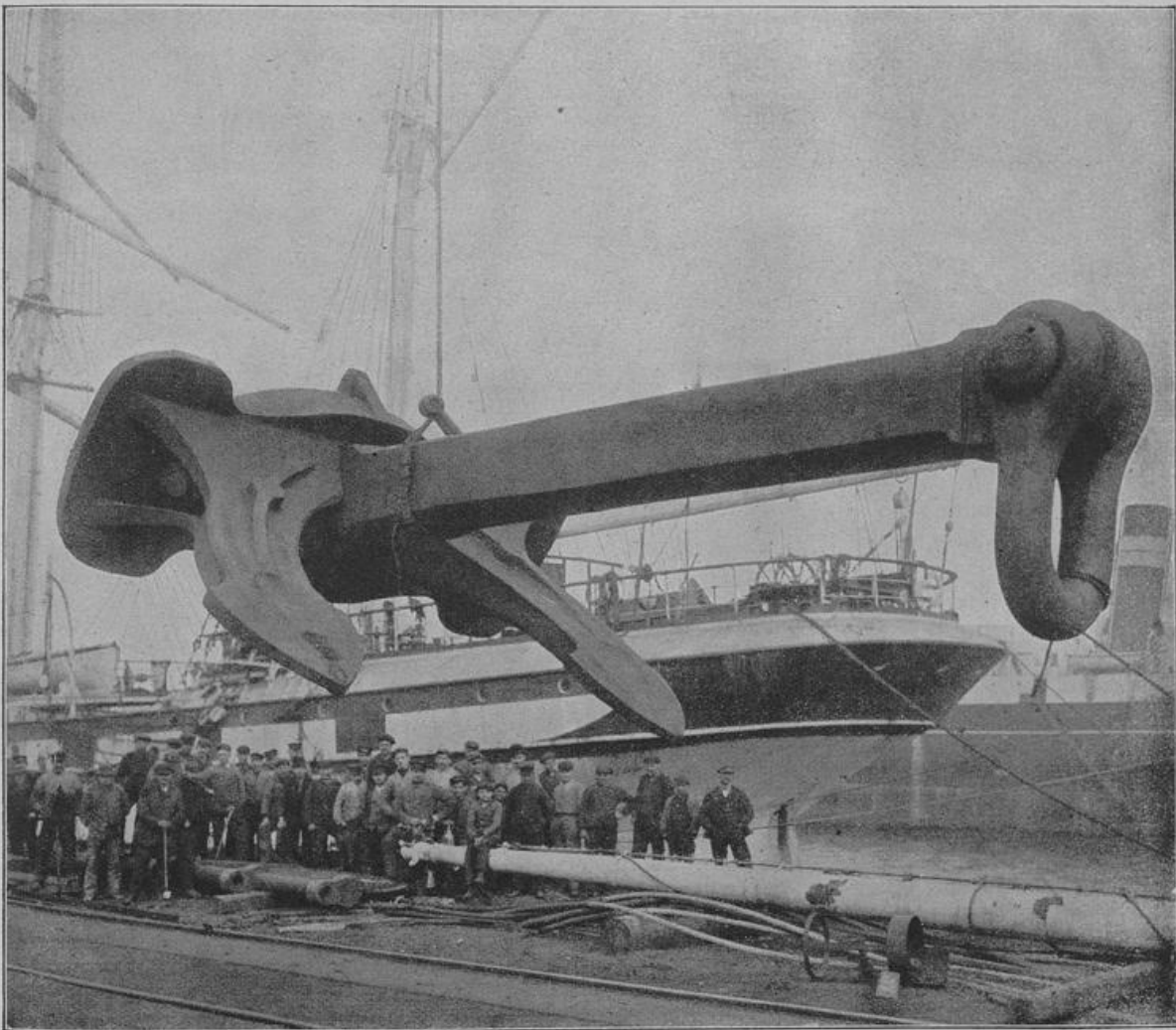
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 18.

Düsseldorf, 5. Mai

1913.



Ein Anker des Turbinenschnelldampfers *Imperator* der Hamburg-Amerika-Linie.

Erbauer Vulkan-Werke in Hamburg. Aufnahme vom 16. April 1913.

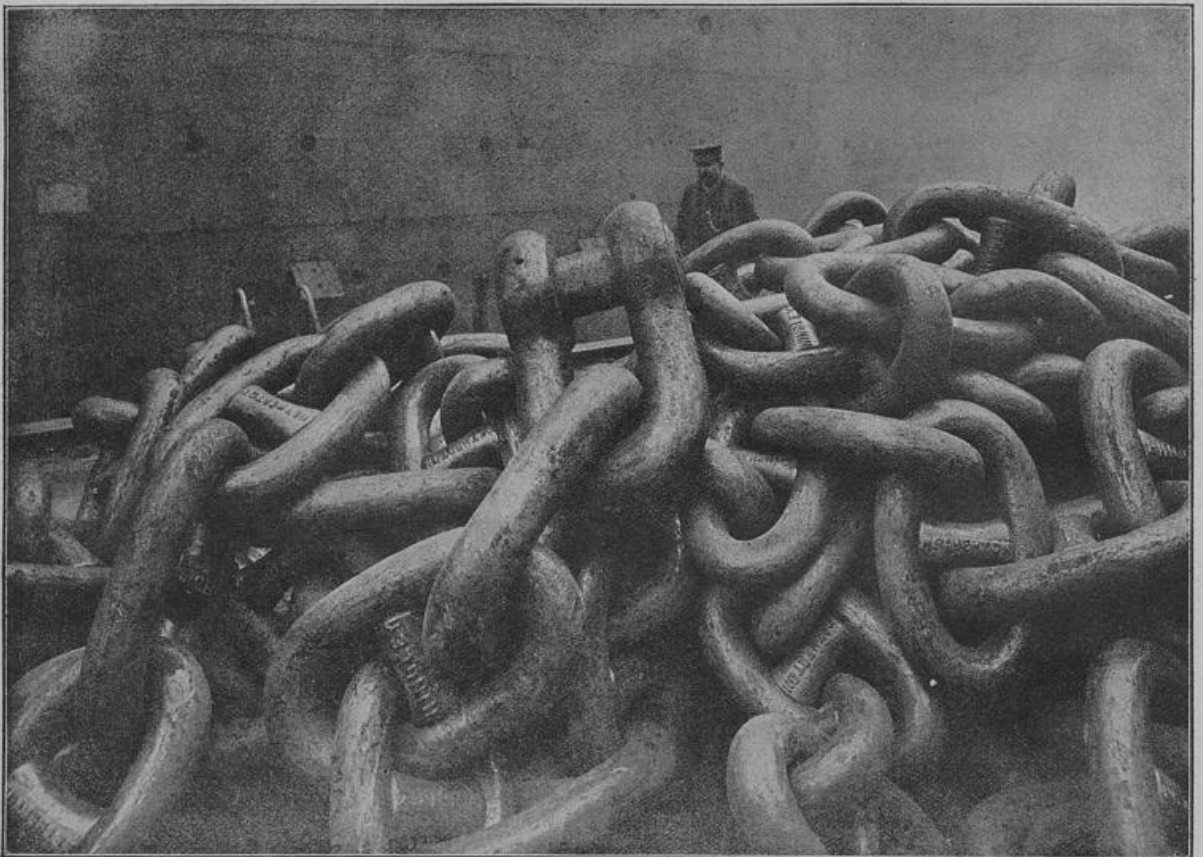
Der Leibfriseur.

Groteske von Guido Kreutzer.

Friseur war er, der Dietrich Wurzelbach; aufgetaucht aus den dunklen Massenquartieren Berlins und zu unseren masurenischen Dragonern verschlagen, wo er seine drei Jahre herunterreißen sollte. Gerade in den Tagen seines Dienst Eintritts vertauschte ich die Fähnrichsstreife mit den Messelstücken; und sicherlich war ich über meine funkelneugelneue Uniform bedeutend glücklicher, als Herr Wurzelbach über die seinige. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir — den kleinen, dünnen, fast dürftigen Gesellen mit dem verschmierten Straßenjungen-gesicht und den vorwitzigen dunklen Augen, die einem in ihrer merk-würdig unbestechlichen Gelassenheit oftmals — bei den Instruktions-

„Manöveresel“ mit ihm durchging und auf ein Haar die ganze Eskadron geschmissen hätte — da wars zu Ende mit Dietrich Wurzelbachs militärischer Laufbahn; da machte ihn der Oberleutnant Bradenheim unschädlich und nahm ihn als Burschen zu sich in seine Junggesellenbude.

Und hier erst zeigte sich das wahre Genie unseres Berliner Friseurs. Wie ein Phönix stieg er aus der Asche; und es ward sonnenklar — ihm hatte ganz einfach der „Familienanschluss“ gefehlt. Jetzt endlich besaß er ihn; und schon am dritten Tage seines häuslichen Wirkens gab sich der phlegmatische Bradenheim seinerlei Illusionen darüber hin, daß er nie wieder im Leben einen so hervorragenden Burschen



Ankerketten des Turbinenschneeldampfers Imperator der Hamburg-Amerika-Linie.

stunden oder draußen auf dem Truppenübungsplatz — geradezu lässig wurden. Ein fixer Kerl war er; immer adrett, fabelhaft penibel, nicht tot zu kriegen vor Dienstfeier. Und doch ungeachtet aller dieser Vorzüge ein Soldat — daß Gott erbarm!

Auf dem Gaul hockte er wie ein verförter Sägebod; der 3,2 Meter langen Stahlrohrlanze suchte er mit verbindlichem Bleistiftgriff beizukommen; und dem Karabiner M. 88 brachte er eine an Idiosynkrasie grenzende Abneigung entgegen. Nie hat er reiten und fechten gelernt; dafür aber bekam er es fertig, auch nicht eine einzige der bei Kavallerie doch wirklich leichten Schießbedingungen zu erfüllen. Ran bat, bettelte, beschwor, schimpfte, tobte, bestrafte — hoffnungslos! So quälte sich die fünfte Eskadron mit diesem katastrophalen Unglücks-menschen durch den ganzen Winter und das folgende Frühjahr. Aber als dann noch bei einer Felddienstübung in Brigadeverbänden sein

bekommen würde. Dietrich Wurzelbach hürstete, putzte, wuschte — es war ein ästhetischer Genuß! Den ganzen Tag summelte er in den beiden Zimmern seines Herrn umher; suchte durch Sesselverstellen und Bilderrumhängen, durch schräg aufgelegte Tischbeden und musterhafte Ordnung des spärlich besetzten Bücherregals den Schimmer warmherzigen Familienlebens herbeizuzaubern. Und wenn all die Möbel dagewesen wären, die leider fehlten, dann hätte Bradenheim ein direkt bizarres Künstlerheim besessen.

„Tüchtiger Knabe!“ lobte der Dide seinen Sancho Panza und bedierte ihn allwöchentlich eine seiner betrichtigten Besuchszigarren. Die Beziehungen zwischen Herr und Diener waren jedoch noch weit intimerer Natur. Teils insofern, als Dietrich Wurzelbach seinen Oberleutnant allmorgentlich vor Tagesanbruch rasierte — teils auch, weil in unserm Garnisonstädtchen Fräulein Edith umging.

Fräulein Edith wurde von zwei Seiten geliebt:

Offiziell von ihrem Vater, dem verwitweten, blödsinnig begüterten, ewig mißgestimmten Privatier Notnagel, der gleichzeitig eine Stütze der konservativen Partei war.

Unoffiziell von dem Oberleutnant Hans Bradenheim.

Notnagel wollte, ungeachtet seiner politischen Gesinnung, nichts von Bradenheim wissen; und Bradenheim noch weniger von Notnagel, weil der Privatier mit einer Hartnäckigkeit, die wirklich einer besseren Sache würdig gewesen wäre, sich weigerte, das Kommissvermögen herauszurufen.

In Ermangelung des väterlichen Segens waren die beiden jungen Herrschaften demnach auf diskrete Korrespondenz und heimliche Promenaden im Stadtwalde angewiesen, denen die Eingeborenen bereits seit anderthalb Jahren mit regem Interesse folgten.

So unerfreulich also lagen die diplomatischen Beziehungen dieses kleinen frohsinnigen Kreises, als Dietrich Wurzelbach sich ihm anschloß

Dann rief er den Burschen.

„Für Fräulein Notnagel!“ sagte er lakonisch.

„Befehl, Herr Oberleutnant; wie immer — Hintertreppe rauf und der „schleisschen Anna“ in die Hand gedrückt! Ist Antwort?“

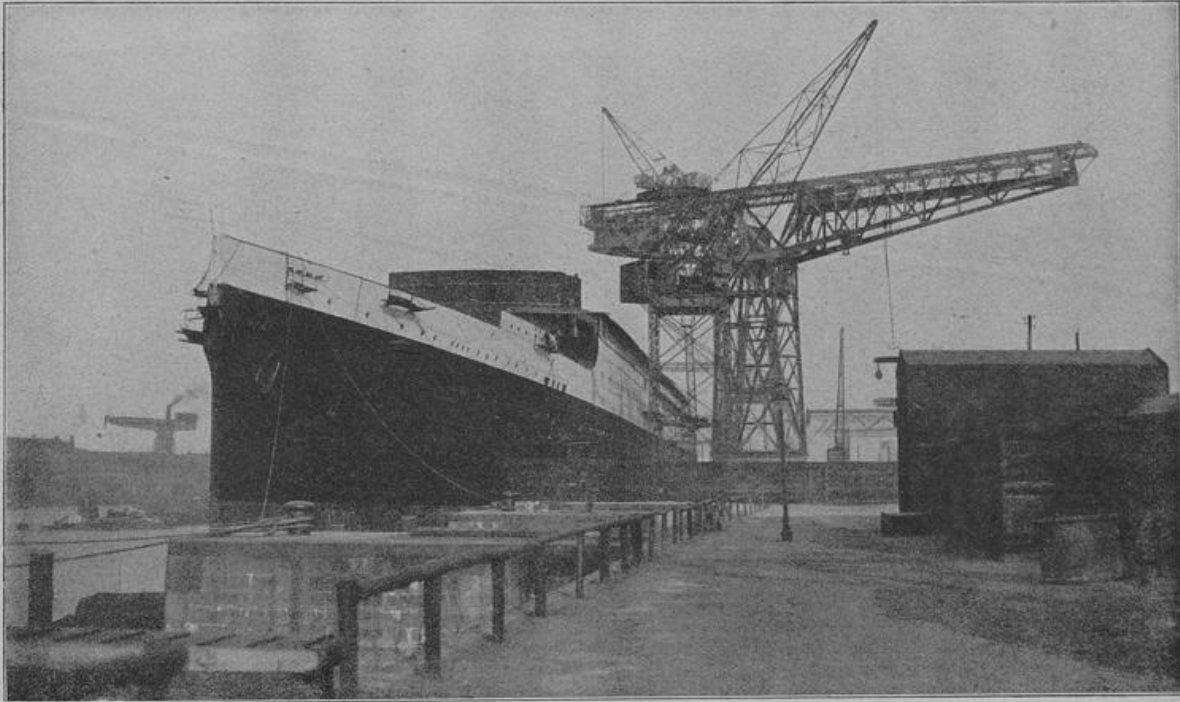
„Sie können ja sehen, ob's eine gibt. Unbedingt erforderlich ist sie nicht; denn ich treffe ja Fräulein Notnagel heute abend bei Sr. Erzellenz. Das aber sage ich Ihnen, Herr Wurzelbach — kommt der Brief in falsche Hände, dann passiert Ihnen was!“

„Befehl — Herr Oberleutnant hängen mich als Fahne aus der Kasernenluke!“ rapportierte Herr Wurzelbach die beliebteste aller Todesdrohungen. Und wollte schon mit starrer Kehrtwendung abflitzen, als ihn sein Herr noch einmal zurüdrief.

„Hören Sie, Wurzelbach.“

„Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Mein zweites Rasiermesser, das Sie nach der Königsberger Straße zum Schleifen gegeben haben, muß doch längst fertig sein?“



Der größte Kran der Welt

wurde soeben auf der Hamburger Werft von Blohm & Voß aufgestellt. Er hat einen 90 Meter langen, drehbaren Ausleger und ist imstande, ein Gewicht von 250 000 kg noch über die Masten der größten Ozeanriesen hinwegzuheben. Das ganze Hebewerk ruht auf mehr als 300 Rammpfählen und auf einem auf den Pfahlrost gegossenen Betonsockel, der 18 m im Geviert mißt und 6 m hoch ist. Die Kosten des Krans betragen 2 Millionen Mark. Das Bild den Riesen mit dem darunterliegenden Ozeandampfer „Vaterland“, bei dessen Ausbau der Kran zum erstenmal in Tätigkeit treten wird

und mit seinem Rasiermesser ... aber das ist ja eben die Geschichte, die Hans Bradenheim uns am Tage nach seiner Verlobung mit Edith Notnagel hohnlachend im Kasino erzählte, während wir alle an der großen „Katerbowle“ saugten, die er uns hingelegt hatte. — — —

Also es war Ende Januar, und Sr. Erzellenz der Generalleutnant von Hüllach, unser Divisionär, hatte zu dem allwinterlich einmaligen großen Ball gebeten, auf dem es traditionell viel zu tanzen, aber wenig zu essen gab. Trotzdem galt diese Fete natürlich als die „entzündendste“ der ganzen „Saison“!

Auch Bradenheim fühlte sich bemüht, nach besten Kräften zum Gelingen des schönen Festes beizutragen, was ihm für seine Person auch vollkommen gelang. Denn vermittels irgendeines somnambulen Kniffes glückte es ihm noch in allerletzter Stunde, sich die reizende Edith als Tischdame zu sichern. Die Edith ahnte noch nichts von ihrem Gluck, weshalb sich der Oberleutnant schleunigst zu einem Bilettdouz gezwungen sah, das er, schon fertig angezogen, auf einen profanen Melbezettel hinhieb und in ein Dienstuvert steckte.

„Befehl, Herr Oberleutnant — seit heut mittag!“

„Na, dann gehen Sie auf dem Hinwege gleich heran und bringen Sie's mit. Und nun los; in zwanzig Minuten sind Sie zurück!“

Draußen vertauschte der Postillon d'Amour den Drillschittel mit der Burschenjade und nahm Brief und Weine in die Hand.

Zuerst zum Friseur — das Messer war wirklich schon fertig!

Dann pleine carriere nach der Luisenallee!

„Mächtich kiemich wohnt die olle Salatschaube!“ reflektierte Dietrich Wurzelbach; auch ihm war der Privatier Notnagel bis in die tiefsten Tiefen seiner Rasieursseele verhasst!

Blitzschnell stüzte er durch den Hausflur, um über den Hof die Hintertreppe zu erreichen. Auf deren läuferlosen Stufen klirrten zwar die Sporen unverschämt, aber — na, man schlängelte sich schon zur ersten Etage hoch! Und schließlich — wer konnte ihn groß hören? Einzig doch Notnagels Diensthölzen, die „schleissche Anna“ aus der Tarnowiger Gegend; bid wie 'n Gasometer war sie und rüchelte immer so asthmatisch. Aber wenn man ihr in die Baden kniff und

süß mit den Augen plinkerte — dafür ließ sie Gott und die Welt! Demgemäß klopfte Herr Wurzelbach an der Küchentür der ersten Etage, nahm schnell den Brief in die Linke und krümmte Daumen und Zeigefinger der Rechten scherenförmig.

Aber er kniff nicht! Und wenn so was einem Berliner Jungen überhaupt passieren könnte — dann wäre er vor Schreck am liebsten gleich gestorben.

Nämlich die Tür öffnete sich und vor ihm stand — in Frackhemd, Frackhose und Lackstiefeln — der Privatier Notnagel.

Verständnislos und unfreundlich starrten sich die beiden Herren an.

Und gerade, als der Dragoner mit gewaltigem Satz entweichen wollte, sah der Hausherr den aus der roten Pfote hingestreckten Brief; und begriff; und saßte zu; und hätte; und zog sich triumphierend in den Hintergrund der Küche zurück.

Der Postillon d'Amour kam gleich mit, schloß vorichtshalber

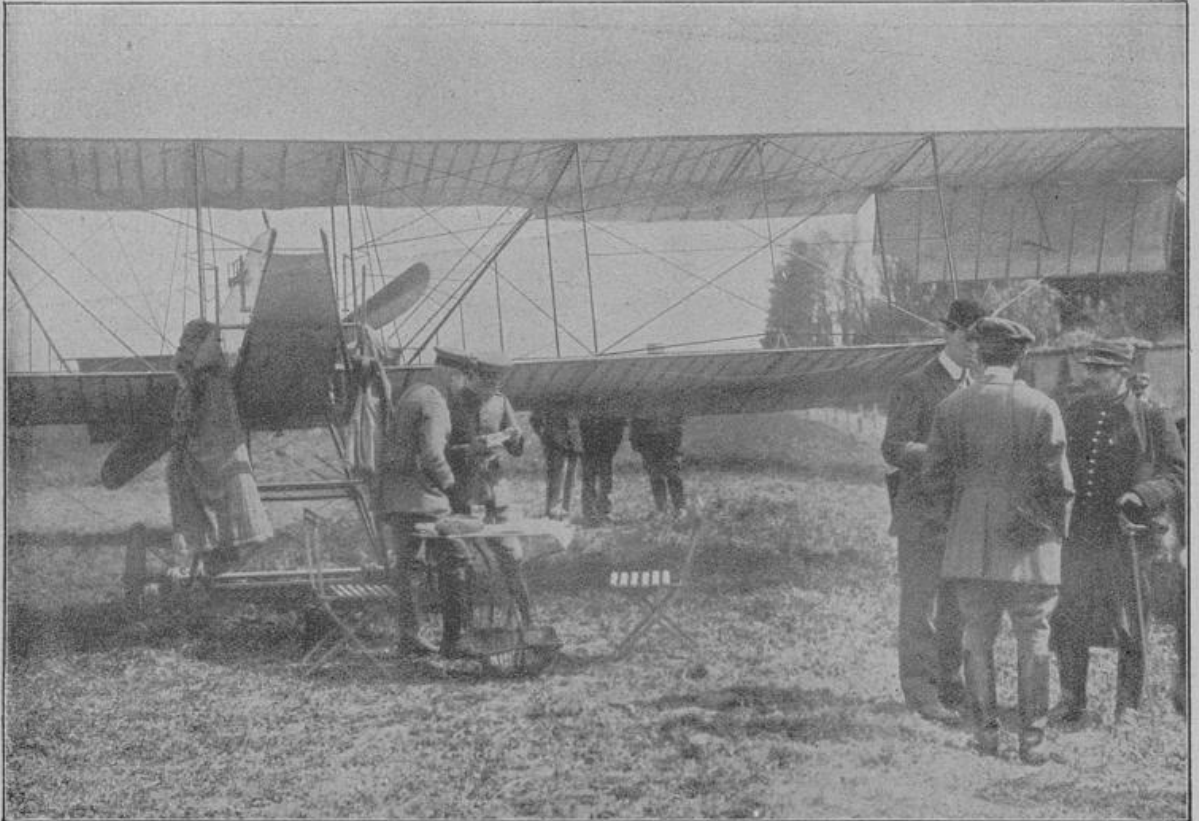
Darüber wußte Herr Wurzelbach nicht näher Bescheid und so ließ er den lieben Gastgeber weiterreden.

Der war sowieso gerade nett im Zuge. Er riß das Billettboug noch einmal an die kurzlichtigen Augen, ehe er es zusammenknüllte und auf die Erde warf.

„Süße Eitel“ ... es ist entzückend ... „Süße angebetete Eitel“ — Für Ihren Herrn Oberleutnant ist meine Tochter „gnädiges Fräulein“, aber nicht „süße angebetete Eitel“ — das merken Sie sich, Sie unverschämter Mensch!!“

„Au wasflucht, mein Junge, da biste aba hinten runtastefallen!“ ... dachte Dietrich Wurzelbach schadenfroh und überlegte gleichzeitig, wie er denn hier nun eigentlich wieder rauskäme.

Vorläufig aber hatte noch Herr Notnagel einige Wünsche. Finstertat er vor den erschreckt zusammenfahrenden Dragoner und herrschte: „Wielange betreiben Sie das schon, diese ... Zwischenträgererei?!“



Der am 22. April bei Arracourt gelandete deutsche Aeroplan.

Miroir, Paris.

Das Bild wurde wenige Minuten nach der Landung aufgenommen. Der militärische Euler-Doppeldecker ist 70 Pferdekraft stark. Der Offizier mit der Landkarte in der Hand ist Hauptmann v. Dewall, Leiter des Flugübungsplatzes Darmstadt; rechts Zollbeamte und ein französischer Gendarmenkapitän.

auch die Tür. Ihm schwante, es würde gewaltigen Kravall geben. Und wie man hier über seinen unglücklichen biden Oberleutnant dachte, das brauchten die anderen Hausbewohner ja nicht gerade zu hören! Inzwischen hatte der Alte bereits das Dienstklavier aufgerissen und den Melbezettel gelesen. Sein Gesicht war an sich schon rot — jetzt wurde es aber noch röter! Er kreuzte die Arme über der Brust und sah seinen Besucher vernichtend an.

„Ha?!“ ... donnerte er mit Vaterstimme in Reinkultur ...

„Bin ich euch endlich auf die Schliche gekommen?!“

„Zu Befehl, Herr Privatier!“ gab der andere unumwunden zu.

„So also werde ich betrogen, hintergangen, verhöhnt?! So wird mein ausdrücklicher Wille mißachtet?! Ja — bin ich denn überhaupt noch irgendwie maßgebend, bin ich denn noch Herr im Hause oder bin ich schon ein kraftloser alter Tapergeiß, dem jeder auf der Nase herumzutangen sich erlaubt?!“

„Herr Privatier wollen mich bitte nicht zum Verrat militärischer Geheimnisse verleiten!“ wehrte der Sendbote mit Würde.

Darob schlug der Hausherr eine höhnische Lache an.

„Militärische Geheimnisse ... Sie sind ja direkt witzig, junger Mann! Wenn Sie übrigens von Ihrem Stand eine so hohe Meinung haben, dann wundert es mich nur, daß Sie, ein preussischer Soldat, sich zu derart unwürdigen Heimlichkeiten hergeben!“

Dietrich Wurzelbach zuckte die Achseln, als wolle er sagen: „Was soll man schließlich machen?!“

Worauf ihm der Alte verächtlich den Rücken wandte und unter mißdienendem Knarren der neuen Lackstiefel zwischen Kochherd und Küchentür einen Dauermarsch begann.

Und dann tobte er plötzlich los:

„Ist denn heut reinweg alles bernarrt? Meine Tochter führt eine ihr streng verbotene heimliche Korrespondenz! — Sie, den ich

gar nicht herbestellt habe, kommen hier ganz unverfroren angezogen! — Mein Herr Barbier aber, auf den ich jetzt eine geschlagene Stunde warte, läßt sich überhaupt nicht sehen; läßt mich ganz einfach im Stich! Ja — legt man es denn systematisch darauf an, mich verrückt zu machen? Wagt man es wirklich, mich einfach so zu

„Ignorieren!“ wollte er wahrscheinlich sagen; doch er sagte es nicht. Er blieb ruckhaft stehen und starrte seinen Partner grenzenlos verblüfft an.

Der hielt nämlich ein Rasiermesser in der Hand und war mit einem Schläge nicht mehr masureischer Dragoner und Offiziersburche, sondern Friseur; und erkundigte sich mit verbindlich geschwungener Rückenlinie und hinreißend diskretem Lächeln:

„Wenn ich mir gestatten darf, Herrn Privatier zu bedienen? Herr Privatier würden sicher zufrieden sein und ständiger Kunde werden!“

Den alten Notnagel faszinierte das aufgeklappte Rasiermesser;

Endulieren, Champonieren, Lodenbrennen, Bartausziehen! Meine Spezialität sind penible, reizbare Herren! Ich rasiere zum Beispiel glatt wie'n Kal und besitze die Gabe, stundenlang die Kunden in amüsantester Form zu unterhalten!“

„So.“

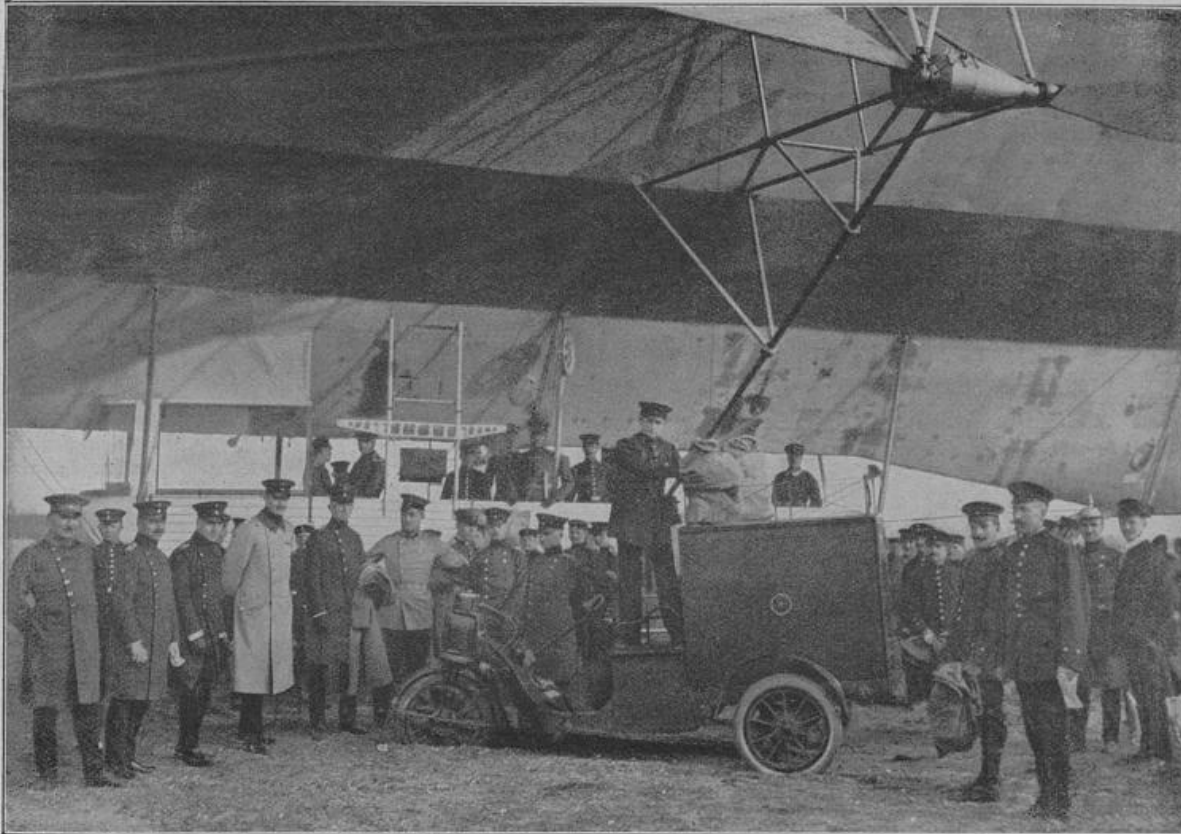
„Jawohl; und wenn sich der Herr Privatier mir, der ich mich einen wirklichen Haarfünsler nennen darf, anvertrauen wollen, dann werden der Herr Privatier zugeben, daß ein Berliner Friseur doch seine ganz eigene unkopierbare Note besitzt!“

So sprach er noch lange und gehaltvoll; und der alte Notnagel hörte ernst und mit rapide schwindendem Mißtrauen zu.

Das Endergebnis aber aus Rede und Gegenrede gestaltete die Situation derart:

Daß der Hausherr um Handtuch und Wasser schrie!

Daß die schlechte Anna aus dem Ankleidezimmer ihrer jungen



Übergabe der fünf Postfäcke voll Lustpostkarten, die am Kinderhilfsstage geschrieben waren, an das Kölner Militärluftschiff „Z 2“ in Düsseldorf am 22. April. Jof. Henne, Düsseldorf.

ersch es immerzu an; er sah auch Herrn Wurzelbach an, dessen lungernde Augen ihm geradezu unheimlich waren.

Und schließlich fragte er ganz zaghaft:

„Sagen Sie mal, ist das eigentlich Ihre Privatbewaffnung? Ich meine, laufen Sie immer mit diesem ... Fäschinenmesser herum?“

„Ich bitte, Herr Privatier — ich hatte es zum Abziehen gegeben und eben auf dem Herwege wiedergeholt. Ich rasiere doch meinen Herrn Oberleutnant jeden Morgen.“

„Verstehen Sie denn das?“

Dieser Unglaube schien den Besucher empfindlich zu betrüben. Er warf sich in die Brust und zitierte in freier Bearbeitung seiner Bewerbungsschreiben, die er stets bei beabsichtigtem Stellenwechsel zirkulieren ließ:

„Ich bitte, Herr Privatier — ich bin doch Friseur von Profession! Ich habe nur in allerersten Salons gearbeitet! Ich beherrsche alle in diesem Fache einschlagenden Arbeiten — wie Rasieren, Frisieren,

Herrin asthmatisch röchelnd herbeivuchete und beim Anblick des Dragoners weiß wie der Kalk an der Wand wurde.

Daß Fräulein Ebith in fraisefarbenem Peignoir gleichfalls auftauchte und beim Anblick des Dragoners noch weißer wie der Kalk an der Wand wurde.

„Mein neuer Leibfriseur!“ stellte der Alte ihn malitios seinen beiden Damen vor. Die Antezedenzen dieser ehrenvollen Berufung verschwieg er dagegen satanisch.

Zwei Minuten später saß er in einem Sessel seines Arbeitszimmers und trug ein Handtuch um den Hals und fühlte sich eingeseift — während die Weiblichkeit sich fluchtartig in das Nebengemach zurückzog und aufgeregt wispelnd durch den Türspalt zuschaute. Dietrich Wurzelbach war ein Mann von Herz und Geist.

Das Herz litt und lebte für den abgöttisch verehrten Oberleutnant Bradenheim, in dem die mitleidige Friseurphantasie ein beweinenwertes Opfer heimtückischer Intrigue sah.

Der Geist dagegen hatte bei Herrn Notnagels letztem Wutanfall sofort zu arbeiten begonnen und einen Plan von geradezu erhabener Niebertätigkeit zutage gefördert....

Also der Postillon d'Amour war an der Arbeit; erzählte und rasierte. Er plauderte nicht übel, noch besser aber rasierte er. Wie öfter Schneidenschleim hauchte das Messer über die Hängebäden, umschmeichelte das Kinn, koste den Hals, bis es....

Ja — bis es jählings gerade an der Kehle stehen blieb.

Und in die unheilischwangere Stille hinein fragte der Haarkünstler bescheiden:

„Haben Herr Privatier eigentlich schon mal daran gedacht, wie wenig doch dazu gehört, daß ein Friseur beim Rasieren plötzlich wahnsinnig wird und seinem Kunden den Hals durchschneidet?“

„An!“ sagte der Privatier. Etwas anderes konnte er im Moment nicht sagen; denn er saß tief im Sessel, hielt den Kopf ganz weit hintenübergelegt und die Beine nach Möglichkeit von sich gestreckt, damit die Fradholer nicht um ihre schwer ertungenen Bügelfalten kamen.

„Ich kann es mir recht gut denken!“ hub Herr Wurzelbach mit seiner gewinnenden Bescheidenheit wieder an. „Ich kann mich sogar in die Lage solcher Kollegen versetzen. Denn nicht wahr, es braucht ja nicht immer gleich Wahnsinn, es kann doch auch rein persönlicher Haß sein?! Beispielsweise — jemand, der sich bei dem betreffenden Friseur rasieren läßt, hat ihn irgendwie schwer beleidigt oder tut einem dritten Menschen, an dem der betreffende Friseur mit großer Liebe hängt, bitteres Unrecht.“

„An!“ protestierte der alte Notnagel beunruhigt und versuchte den ideenreichen Haarkünstler loszuwerden. Doch es ging nicht — Herrn Wurzelbachs Linke hatte sich mit sanfter Energie um sein Kinn gesaugt; und t... Rasiermesser kühlte die Gurgel.

„Um gleich mal diesen Fall hier zu nehmen!“... variierte der andere das unsympathische Thema weiter.... „Ich meine den Brief

vorhin und daß der Herr Privatier so erobst waren. Ich verehere meinen Herrn Oberleutnant, wie noch nie ein Soldat einen Oberleutnant verehere hat. Er könnte mit mir anstellen, was er wollte — ich würde alles tun, weil ich doch so an ihm hänge und weil ich doch nicht mehr zu reiten brauche. Ich weiß aber auch, wie sehr mein Herr Oberleutnant Fräulein Edith liebt und wie wenig der Herr Privatier von ihm wissen wollen. Das macht mich oft sehr traurig; und nicht wahr, wenn ich mich gerade jetzt, wo ich den Herrn Privatier doch

sozusagen unter dem Messer habe, von dieser Traurigkeit überwältigen ließe — das wäre für den Herrn Privatier doch sehr peinlich!“

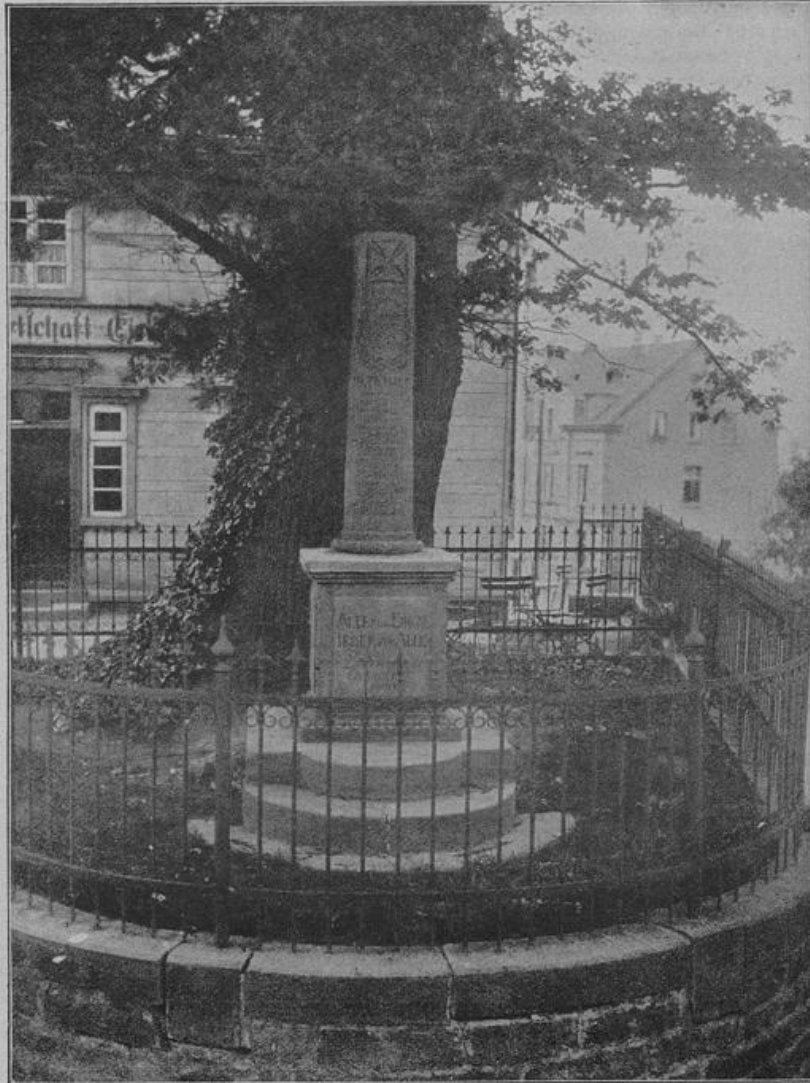
Jetzt mußten die Bügelfalten doch daran glauben; der Hausherr zog die Beine zum Sprung an. Vergebens — seines Leibfriseurs Linke hielt ihm unentwegt drohend das Kinn umflammert; und das Messer, das verfluchte Messer — wo man doch so wie so schon einen Kropf hatte....

Abgesehen melbeten sich bei Dietrich Wurzelbach mit stupendem Gedankenhupf wieder militärische Reminiscenzen. Er gab es unumwunden zu:

„Herr Privatier — ich bin man ein jämmerlicher Soldat gewesen; und mit dem Schießen und mit der Lanze, das war immer ein Glend! Da hat mich der Herr Oberleutnant Bradenheim als Burschen genommen und ist immer so freundlich zu mir und schenkt mir ganz schwere Zigarren; und ich bin ihm so dankbar, daß ich für ihn sogar einen Mord auf mein Gewissen laden würde! Vielleicht

wär's wirklich das Beste, denn ein schlechter Soldat taugt doch zu nichts, aber ein so guter Oberleutnant muß glücklich werden!“

Dem alten Notnagel war der Schweiß ausgebrochen — teils wegen der Angst, teils wegen dem Kropf. Er war auch herzkant und litt nachts immer an Alpdruck — jetzt kühlte er, wie ihm der Atem knapp zu werden begann. Und alles Augenrollen versing nicht; denn der Dragoner stand hinter ihm und zog jetzt deutlich fühlbar den Hals noch mehr zu sich herüber, wobei ihn die Fassung mehr und



Zur Jahrhundertfeier: Kriegerdenkmal in Wetter a. d. Ruhr.

Auf den Aufruf des Pfarrers Müller zogen 1813 26 Söhne der damals 600 Seelen zählenden Gemeinde als Freiwillige in den Kampf. Sie erhielten das Versprechen, daß ihnen ein Denkmal gesetzt würde, wenn sie auf dem Felde der Ehre blieben. Dieses Versprechen hat die Gemeinde gehalten und aus freiwilligen Gaben unter der herrlichen, Jahrhundert alten „Kirche“ ein stimmungsvolles Denkmal gesetzt. Der Sockel trägt die Widmung „Alle für Einen, Jeder für Alle. Die dankbare Gemeinde 1819“. Auf der Rückseite stehen die Namen der Freiwilligen.

mehr zu verlassen schien. Dann stieß er dumpf hervor: „Herr Privatier — machen Sie uns nicht alle unglücklich! Wenn ich daran denke, daß mein Oberleutnant wirklich nicht Fräulein Edith kriegen sollte, dann könnte ich Ihnen gleich...“

„Knnn!!!“ machte der alte Herr entsetzt. Er slog am ganzen Leibe; er atmete nur noch periodisch; er trat sich in ohnmächtiger Verzweiflung immer umschichtig auf die Lachstiesel.

„Herr Privatier — merken Sie, wie meine Hand zittert? Ich habe mich schon nicht mehr in der Gewalt; ich muß immerzu an meinen armen Oberleutnant denken! Und das Rasiermesser ist so scharf; man braucht es bloß ansetzen und schneidet sich schon! Und wenn es mir in der nächsten Minute austritt, dann sind Sie ein toter Mann und ich komme wegen § 51 nach Herzberge!“ — Langer schweigender Kampf; abgeschlossen durch einen unartikulierten mißtönigen Laut des bejahrten Opfers, dem sich die wenigen Haare längst wie ein starrer Lanzenwaid gestäubt hatten. Dann warf Herr Wurzelbach den Mantel übertünchter Höflichkeit ab und stellte sein Ultimatum.

„Herr Rotnagel — meine Zeit ist gemessen; ich muß nach Hause, auch noch meinen Herrn Oberleutnant rasieren. Aber ich traue mich nicht so zu ihm zurück — wo Sie doch den Brief abgefangen haben und ich Sie unter dem Messer hatte, ohne daß ich damit was anzufangen wußte! Lieber sollen Sie mich nach Herzberge bringen; mir ist schon alles egal! Oder wollen Sie Fräulein Edith meinem Herrn Oberleutnant endlich zur Frau geben? Dann heben Sie die rechte Hand hoch und sagen Sie laut und deutlich: ich schwöre, so wahr mir Gott helfe!“



Ein Varieté-Kunradfahrer in den Straßen Düsseldorf.
Jean Effer, Düsseldorf.

„Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe!“ sagte der Privatier Rotnagel laut und deutlich mit steil hochgestreckten Schwurpfingern.

Pföpflich nämlich konnte er wieder sprechen, weil ihn sein Leibfriseur im selben Moment losgelassen hatte und zurücktrat.

„Ich danke, Herr Privatier. Die Damen bitte sind Zeugen gewesen. Herzlichen Glückwunsch, gnädiges Fräulein. Guten Abend allerseits!“

Klappte das Verlobungsmesser zu und verschwand fluchtartig, noch ehe der Hausherr aufspringen konnte. Was nützte es dem, daß er wie der Blix hinterher wettete? — Die Dragonersporen klingelten schon lustig auf den Fliesen des Hausflurs! — Was half es, daß er wutzitternd das Fenster aufriß? — Unten auf der Straße schrie der eilfertig abtrabende Herr Wurzelbach gerade einem andern Dragoner zu: „Eben hat sich mein Oberleutnant mit Fräulein Rotnagel verlobt!“

Was tobte er unmanierlich noch lange in der Wohnung umher? — Ein geschworener Eid bleibt unter allen Umständen ein geschworener Eid! Und den Deuwel nochmal — ein preussischer Privatier staatsrechtlicher politischer Gesinnung wird doch wohl von der Heiligkeit des Eides die selbstverständliche Moralauffassung besitzen?!

So wurde die Verlobung schon am Abend zwischen Hecht grün und Braten proklamiert.

Nur zwei Veränderungen wären noch zu registrieren. Eine vermögensrechtliche — indem Dietrich Wurzelbach als Dedication von Seiten des Brautpaares einen blauen Lappen einheimste!

Und eine vernunftgemäße — indem sich Herr Privatier Rotnagel per Eilpost aus Berlin einen Rasierapparat schicken ließ.



Von der Zwischenrunde um die deutsche Fußball-Meisterschaft am 27. April in Essen, ausgetragen vom Duisburger Spielverein und Holslein-Kiel: Duisburg gewann mit 2:1, Halbzeit 1:1.

Helle Kleidung Kiel, dunkle Duisburg. 1 Bongartz, 2 Homeister, 3 Binder, 4 W. Fischer, 5 Möller, 6 Wiggert, 7 Kudewig, 8 Werner (Kleiser Torwart), 9 Bruffsch (Duisburger Torwart), 10 Büscher, 11 Reefe, 12 Steinhauer, 13 Dehning, 14 Klitters, 15 Bork, 16 Schiedsrichter Knab-Stuttgart, 17 Schäfer, 18 Sinde, 19 Jid, 20 Quatram, 21 Krogmann, 22 H. Fischer, 23 Schütten.

In der Fremde.

Von Ignaz Pauer, Wien.

In absehbar Weiten wogte das Meer.

Zwei Reisende saßen am Strande und blickten schweigend in träumendem Sinnen in die dämmernde Ferne. Nie zuvor hatten sie sich gesehen, und hier waren sie zusammengetroffen auf einsamen Wege, hatten sich mit stummem Neigen begrüßt und dann lautlos nebeneinander Platz genommen. Lange währte die Stille, und bedächtig strich jeder von ihnen seinen langen, weißen Bart.

Endlich brach der eine das lastende Schweigen, um mit bebender Stimme zu sprechen: „Groß und erhaben, o Fremdling, ist doch das unendliche Meer!“ Er hatte in einem Englisch gesprochen, das der andere offenbar nur deshalb verstand, weil er ebenfalls kein Engländer war.

„Auch ich, o Fremdling,“ entgegnete dieser nach einer langen Pause in derselben Sprache, „empfinde die Größe und Erhabenheit des Meeres, denn es weckt die Erinnerungen an die weiten Ebenen meiner fernem Heimat! So wie hier wogende Wellen, so ist dort fester Boden, aber in einer Ausdehnung, im Vergleich mit dem das Meer nur wie eine Pfäde erschiene.“

Tiefe Stille folgte diesen Worten.

Während einer langen, langen Pause strichen die beiden Weggenossen sinnend die weißen, wallenden Bärte. Endlich hob der andere an: „Die Schilderung der Ebene deiner Heimat, o Fremdling, hat mich mächtig ergriffen. Aber auch mein Vaterland besitzt weitgedehnte Flächen, die noch kein Lebender durchmessen hat. Wollte ein blühender Knabe das Wagnis unternehmen und würde ihn Gott der Allmächtige auf rüstig schreitenden Füßen unermüdet erhalten, dann könnte er vielleicht als Greis einst zum fernem Ziel gelangen...“

Wieder trat eine lange Pause ein, und wieder strichen sich die beiden Alten die silberweißen Bärte. Da fing der eine abermals

an zu sprechen: „O Fremdling, ich vermute, daß die Ebenen deines schönen Heimatlandes vielleicht größer sein mögen als die des meinen. Mein Vaterland aber ist reich und besitzt eine mächtige Flotte, deren einzelne Schiffe so groß sind wie keine andern der Welt. Um an Bord von einem Ende zum andern zu gelangen, müßte auf dem Deck eine eigne Eisenbahn gebaut werden, auf der die Büge ununterbrochen bei Tag und Nacht verkehren.“

Blinzeln blickte der andere in die Ferne. Er schwieg. Nach einer Weile aber begann er nachdenklich: „Groß und imponierend, o Fremdling, mögen sie sein, die stolzen Schiffe deines Vaterlandes, das Gott segnen möge. Aber auch unsere Schiffe gehören nicht zu den kleinsten. Liegt eins von ihnen am Hafen, dann wird es dazu benutzt, um darinnen die großen Volksversammlungen abzuhalten.“

„Volksversammlungen?“ staunte der Gefährte, „im Schiffe? Warum hält man sie nicht auf den unermesslich großen Ebenen, von denen du vorhin erzählst?“

„Weil auf diesen Ebenen zu wenig Platz wäre, o Fremdling,“ entgegnete der Gefragte und strich sich wieder den langen, silberweißen Bart.

Eine dumpfe Stille folgte. Die Dämmerung sank langsam nieder, und die beiden Reisenden betrachteten schweigend den Flug der Möven.

„Prachtvoll ist die Hauptstadt meines Vaterlandes,“ begann der eine wieder bedächtig. „Wie zu

den Wolken ragend die Häuser, und ewiger Schnee bedeckt die Dächer.“

„Auch in meiner Vaterstadt,“ klang des andern Antwort, „baute man früher hoch, jetzt allerdings nicht mehr so. Es stellte sich nämlich ein Uebelstand ein, an den man vorher nicht gedacht hatte.“

„Und was für ein Uebelstand war das, o Fremdling?“

Sinnend blickte der andere empor zu dem eben aufsteigenden Mond. „Niemand hatte daran gedacht, daß der Mond die Schornsteine umwerfen würde...“

Entsetzt sprang da der Zuhörer auf und rief in seiner Muttersprache: „Nu hören Se aber mal uff, — id bin ooch Berliner!“



Kinderfest am 5. Mai in Japan.

Gebr. Haedel, Berlin.

Am 5. Mai werden in Japan zu Ehren der Geburt eines männlichen Kindes Karpsen aus Seide oder Seidenpapier ausgehängt, die sich bei jedem Kustzug bewegen.

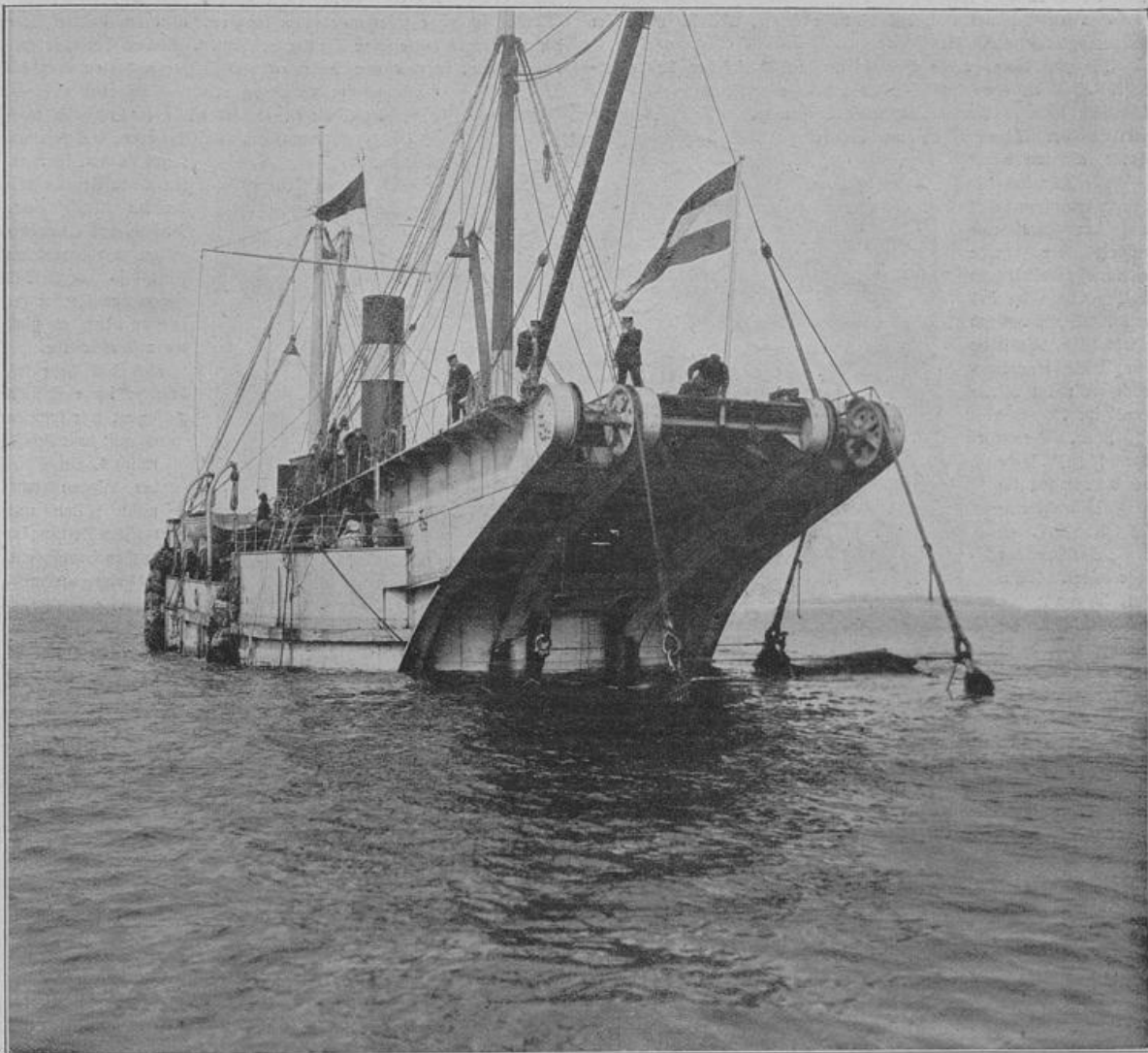
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 19.

Düsseldorf, 10. Mai

1915.



Hebung des Torpedobootes S 178, das in der Nacht zum 5. März bei Helgoland von dem Kreuzer
Vork überrascht wurde.

S. Schenck, Helgoland.

Der Pfingststern.

Eine erlauchte Pfingstgeschichte von Karl Pauli.

Es war an einem Pfingstsonnabend, als ich spät in der Nacht das Lokal des alten einarmigen früheren Matrosen Wantner betrat, das in einer Seitenstraße des Sandtorkai in Hamburg lag. Aber ich hatte meinen Weg vergeblich gemacht. Wantner, der mir eine Auskunft geben sollte, die ich zur Aufklärung einer Erzählung brauchte, war ausgegangen, aber ich sollte keinen Schaden haben und dennoch zu einer Geschichte kommen und noch dazu zu einer ganz unerwarteten.

Am Nebentisch — ich hatte mich doch niedergelassen — saßen drei alte Seebären vor ihrem Getränk. Alles war ruhig, bis der eine mit einem Glaskrug an das Glas klopfte.

„Willst schon gehen?“ fragte einer der beiden andern den Alten. „Es ist ja noch zeitig!“

„Pfingstsonnabend!“ gab der Angeredete wichtig zur Antwort. „Du weißt, da gehe ich stets früh.“

Sie sprachen natürlich das platteste Platt, was ich aber hier wiedergeben unterlasse.

„Warum denn gerade Pfingstsonnabend?“ rief der Dritte lebhaft. „Hast du etwa Angst, daß der heilige Spiritus über dich kommt? Brauchst dir keine Sorgen zu machen, der kümmert sich um andere Leute, als um dich!“

„Weißt das so genau, Grünschnabel?“ rief der Alte und richtete die große wetterfeste Gestalt hoch auf. „Wenn du das erlebt hättest, was ich erlebt habe, bleibst du am Pfingstsonnabend auch nicht im Wirtshaus sitzen.“

„Um, das kommt darauf an,“ sagte der andere, der sich nicht so leicht einschüchtern ließ.

„S?“ rief der Alte hart. „Nun gut, ich werde dir die Geschichte erzählen, und dann sollst du selbst sagen, ob ich recht habe.“

„Erawo!“ riefen die Versammelten, und einige Gäste, die bisher allein in einer Ecke gesessen hatten, rückten näher; der Matrose, Jakob Bedensee nannte er sich, wie ich später erfuhr, war ein alter Matrose, der viel mitgemacht, der konnte schon was erzählen.

Er machte auch nicht lange Umstände, sondern setzte sich wieder auf seinen Platz, bestellte ein neues Glas und begann:

„Es ist schon lange her, ich war damals noch ein junger Bursche, eben ins Leben getreten, das mich gar nicht freundlich anlächelte, denn der Vater war vor kurzem gestorben und hatte die Mutter und ein Bündel Kinder unverorgt zurückgelassen. Da hieß es, die Ohren steif halten, deshalb nahm ich auch den Platz auf dem alten Schiff die „Gerda“ an, denn das Ding war nicht mehr so recht seefest und Käpten bekam nur noch schwer Mannschaft, aber er zahlte gut und gab Vorschuß, und da gerade wieder einmal zu Hause große Klemme war, so schlug ich ein. Rot bricht eben Eisen.“

Die Fahrt ging auf Bolivia, und in der ersten Zeit ging auch alles glatt, wir hatten guten Wind und kamen rasch vorwärts, aber in der dritten Woche kam uns ein Sturm über Bord, wie ihn noch keiner hier erlebt hat. Wir taten was möglich war, und der alte Käpten wehrte sich zwei Tage wie ein Held, ich hatte nimmer geglaubt, daß die alten Planken so lange zusammenhalten könnten, aber am dritten Tage gegen Morgen hatte seine Stunde geschlagen. Meine Seele, so was von Wellen, so was von Stürmen und Schlägen hatten noch die wenigsten der Besatzung erlebt — ich auch nicht — dabei ein Regen, als wolle er uns alle wegschwemmen, und Sturzseen, daß wir uns kaum halten konnten.

In einer Stunde verlor das Schiff beide Masten, und einer derselben wurde von der Flut so unglücklich gegen das Steuer getrieben, daß es glatt wegrasterte wurde.

Was das bedeutet, brauche ich euch nicht zu sagen, wir konnten uns auf dem Schiff, welches ein Spiel der Wogen war, nicht halten und mußten Rettung im großen Boot suchen. Es gelang uns auch, das selbe glücklich ins Wasser zu bringen, und da wir alle drin Platz fanden, waren wir voll guter Hoffnung, denn der Käpten hatte ausgerechnet, daß das Land nicht weit sein könne, und wir das selbe mit Ruder und Segel erreichen könnten. Das große Boot war eine alte Dampfbarke mit einem Deck und einer Kajüte und seetüchtig, so daß wir wohl hoffen konnten, mit demselben das Land, wenn wirklich welches in der Nähe war, zu erreichen.

Pfingstmorgen.

Duftatmend weitet sich das grüne Feld,
Auf dem sich Roggenhalme tauschwer neigen,
Kühl weht die Morgenluft; es liegt die Welt
Voll Sehnsucht in erwartungsvollem Schweigen.

Die Sonne naht! Es treibt ihr Feuergeist
Zu neuem Segen schneller alle Säfte,
Des jungen Frühlings Blutstrom jauchzend kreist,
Zur höchsten Leistung spannen sich die Kräfte.

Der Schöpfergeist weht durch das Weltenall,
Es redet die Natur in tausend Zungen — —
Wie leises Echo ist ein ferner Hall
Erkenntnis weckend auch zu mir gedrungen:

Mit Pflichtgefühl schaffst du dein Tagewerk,
Doch wird dir Großes dabei nicht geraten;
Begeisterung erst zwingt den höchsten Berg
Begeisterung ist die Quelle großer Taten! w. b.

Aber die Hoffnung trog — wir ruderten Tag und Nacht, aber kein Land zeigte sich und kein Felsen Leinwand ließ sich sehen — wir mußten uns in einer Gegend befinden, wohin nie ein Schiff den Kurs nimmt. Nun trat auch noch Windstille ein, so daß wir allein auf's Rudern angewiesen waren, eine beschwerliche Arbeit für Menschen, die nur auf Schiffszwiebad angewiesen sind.

Gewiß, wir hatten Proviant an Bord, aber man mußte doch sparen, wer wußte, wie lange die Fahrt noch dauern würde? Wir hatten gehofft, auf befahrene Seestraßen zu kommen — und wo waren wir?

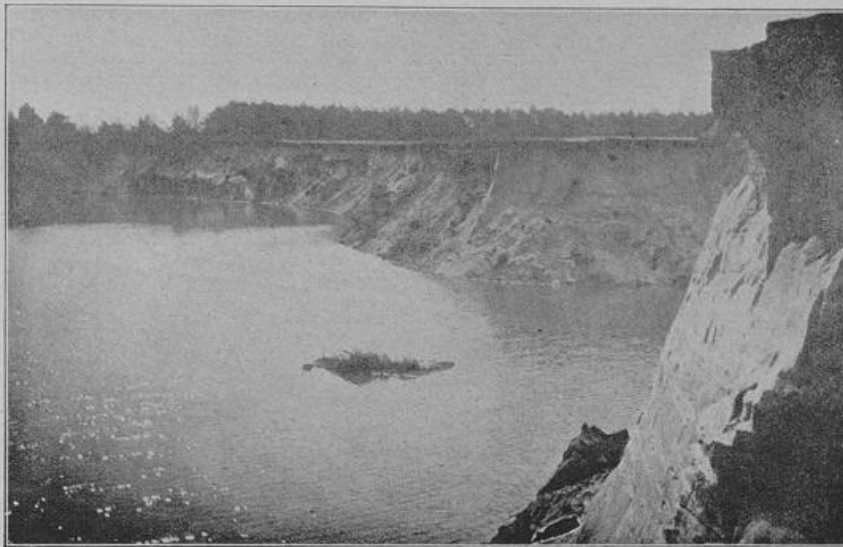
Wald trat Not ein — es gab nur noch wenig Zwiebad —, das

Fleisch war schon am dritten Tage ausgegangen, kam nicht bald Hilfe, o waren wir dem Verderben preisgegeben. Täglich wurde der Dienst strengender, aber jeder gab seine beste Kraft her, galt es doch unsere

Rettung. Jeden Morgen erhoben wir uns in der sichern Hoffnung heute, heute werden wir Land erreichen — heute wird ein Fahrzeug gesichtet werden — und niemals, niemals! — Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der ganzen Mannschaft, Mut und Angst taten das ihre — eine Verschwörung gegen den Kapitän, dem man alle Schuld gab, schwebte unter der Mannschaft und wäre beinahe zum Ausbruch gekommen, als verlautete, daß die Rationen noch einmal auf die Hälfte reduziert werden müßten.

So standen die Dinge, als ich eines Sonnabends, nachts gegen elf, in meiner Hängematte lag — ich war todmüde, aber kein Schlaf kam in meine

Augen — ein eigenes Gefühl ließ mich keine Ruhe finden, mir war, als müsse ich hinauf auf Deck, als habe ich dort etwas Wichtiges zu tun. — Ich hatte nichts da zu tun, ich wußte es ganz genau — und



Ein neuer See im Ränkerlande.

Am 14. April fand bei Hopsten ein großer Erdfall statt, der ebenso wie das 400 Meter entfernt liegende Heilige Meer infolge Auslaugens von Gips und Salzen entstanden ist.



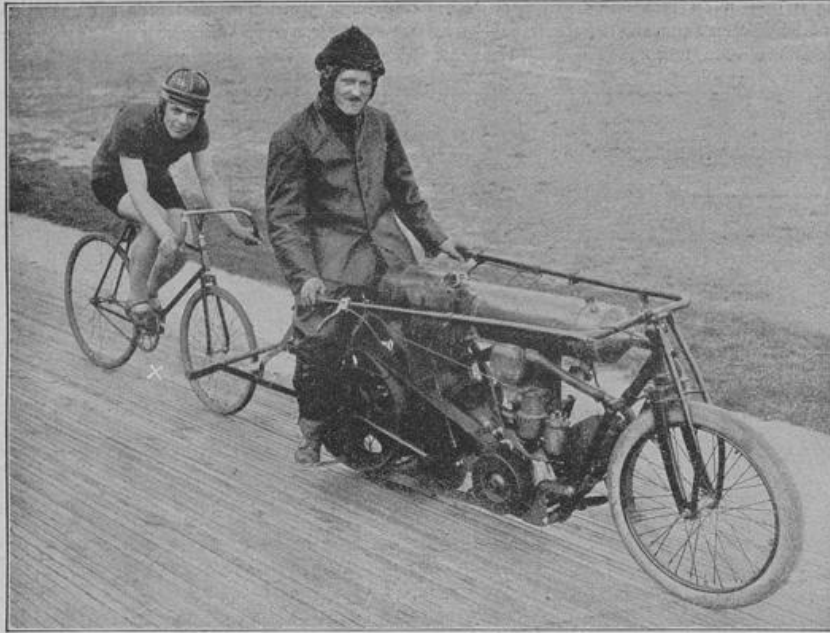
Schloß Herrenhausen bei Hannover, erbaut unter Kurfürst Ernst August 1698,

Hans Breuer, Hamburg.

wo Prinz Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, nach seiner Hochzeit mit Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mehrere Wochen wohnen wird

doch litt es mich kaum — ich gab meinen Gedanken eine andere Richtung — ich dachte daran, wie wohl keiner von uns die Heimat wieder sehen werde, dachte an meine Mutter, meine Geschwister, denen mit mir die letzte Stütze genommen wurde — und daß es doch so fürchterlich sei, so elend umkommen zu müssen.

Der Gebante machte mich so verzagt, daß es mir nicht möglich war, ruhig liegen zu bleiben — ich erhob mich und ging auf das Deck hinauf — oder kroch vielmehr, denn zum Gehen war der Raum zu niedrig — und als ich auf Deck kam sah ich, daß ich wohl Ursache hatte, hinaufzugehen, der Matrose am Steuer, der zugleich die Führung des Bootes hatte, schlief, und der Wind trieb das Fahrzeug, wohin er es treiben wollte. Wir segelten jetzt wieder, weil der Wind günstig war. — Worte, dachte ich, dich werde



Der frühere Meisterläufer und jetzige Radrennfahrer P. Nettelbeck (X) Int. III. Welt. schlug am 27. April auf der Olympiaparkbahn den 6-Stunden-Weltrekord. Nettelbeck legte in der ersten Stunde 78,800 km zurück, nach der zweiten Stunde waren 152,950 km zurückgelegt, nach der dritten 225,170 km, nach der vierten 285,200 km, neuer Weltrekord (früher 251,780 km), fünfte Stunde 344,600 km und nach der sechsten Stunde 410,400 km. Durch diese großartige Leistung ist der frühere, durch den Rennfahrer Robl gehaltene Weltrekord um 51,456 km verbessert worden.

ich lehren, deine Kameraden im Stich zu lassen und zu schlafen, wo du wachen sollst — eben hebe ich die Hand, um ihm eine hinter die Ohren zu geben, da bemerkte ich, daß ein leichter roter Schein über das ausgespannte Segel hingleitete. — Was ist das? — Ich drehe mich um, und sehe — sehe — dort, dort drüben — ja ganz deutlich, ein Licht — ja ein Licht, ja ein Licht von Menschenhänden angezündet — und wo Menschen sind, ist Rettung.

Ich riß die Tür zum Schlastraum auf: „Rettung! Rettung!“ schrie ich, lachend und weinend dabei wie ein Toller, dann rannte ich zur

Schiffsglocke und riß daran, als wollte ich das jüngste Gericht einläuten. Sei, wie sie da herauskamen, die Leute alle — auch die beiden Kranken krochen mit heraus — wie sie jubelten, schrien, lärmten, sich die Hände gegenseitig schüttelten, sich umarmten und nach dem



Das neue königliche Land- und Amtsgericht in Essen, das am 16. Mai eingeweiht wird. Peter Kölgen, Düsseldorf.

Licht hinüberschrien, obwohl es viel zu weit war, als daß Menschenstimmen es hätten erreichen können.

Aber endlich trat Ruhe ein und es geschah, was zu geschehen hatte. Es war ein Schiff, von dem das Licht zu uns herüberschimmerte, nicht Land, was ich zuerst geglaubt. Fackeln wurden angezündet und geschwungene Mateten gingen in die Höhe und bald jubelten wir über die Erkennungszeichen, die uns das fremde Fahrzeug herüberfandte.

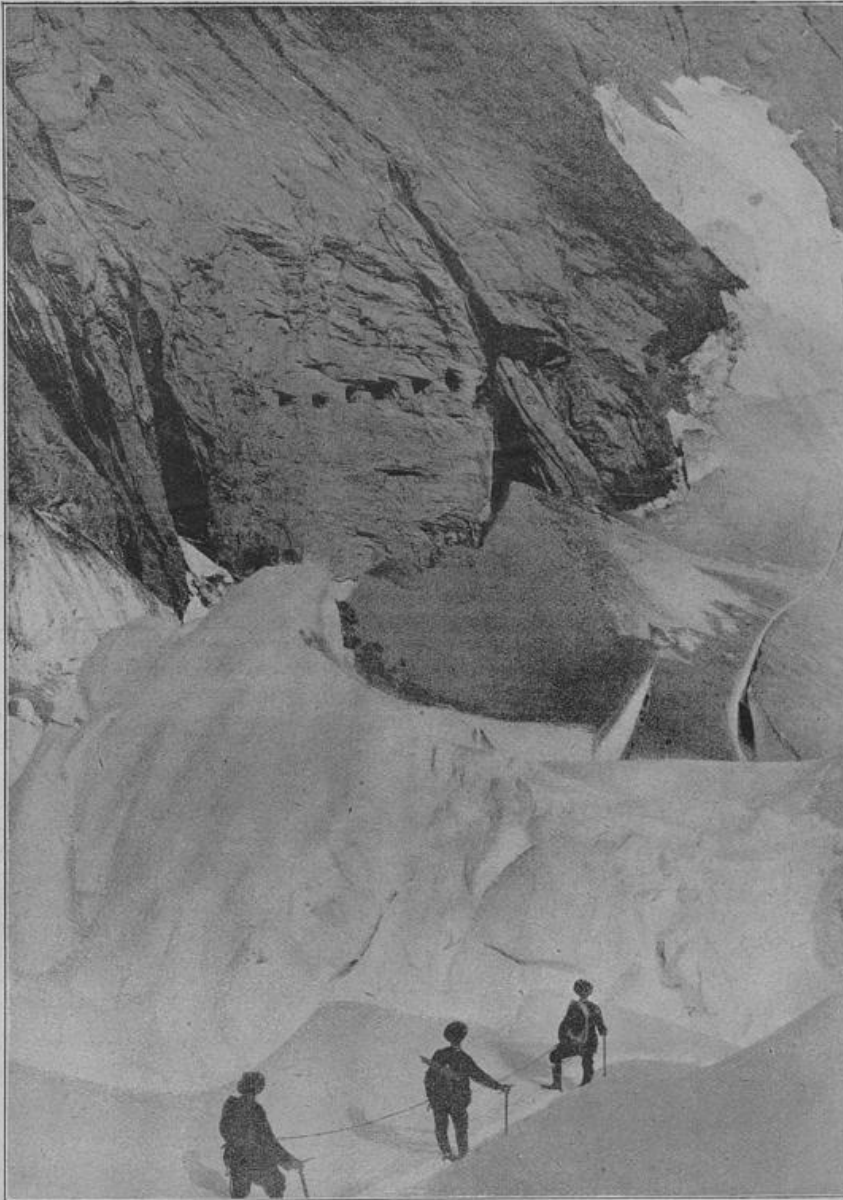
Es drehte bei und gab uns zu verstehen, daß es warte.

Und was nun noch Hände hatte, daß stürzte nicht zu den Rudern, das flog, und was Arme leisten können, das konnte man dort sehen. So kam es, daß wir in kurzer Zeit das rettende Schiff, einen spanischen Segler, erreichten.

Das war am Morgen des Pfingstfestes — und wißt ihr, wem wir unsere Rettung einzig und allein verdankten? Diesem Fest! Das Licht, das ich gesehen hatte, strahlte nämlich von einem Altar aus, den die Mannschaft des Schiffes auf dem Deck aufgerichtet hatte — um von einem Priester, der sich zufällig an Bord befand, um zwölf Uhr Nachts, die erste Pfingstmesse lesen zu lassen, und diesen Altar schmückte ein großer Stern, der aus brennenden Kerzen hergestellt war — dieser Stern, der Pfingststern, war unsere Rettung geworden, ihm verdanke ich, daß ich noch lebe, und daß ich meinen Geschwister noch lange eine Stütze sein konnte. —

„Begreiffst du nun,“ wandte er sich an den Matrosen, der ihn wegen seines zeitigen Ausbruchs verhöhnt hatte, „daß ich am Pfingstsonnabend zeitig nach Hause gehe und den Tag im stillen Andenken feire?“

„Nein, Jakob,“ erwiderte der Spötter beschämt, „wenn mir das wiederfahren wäre, würde ich es geradeso machen.“



Blick auf die Galerie-Oeffnungen der Station Eismeer (3161 m) der Jungfraubahn vom Gletscher aus.

Ein feines Geschäft.

Humoreske von Adolf Thiele.

In der Fahrradhandlung von Karl Junkelmann, Berlin, Alexanderstraße, trat eines Morgens in recht zuversichtlicher Haltung ein Kleiderbajarmäßig gekleideter Herr. Mit laut schallenden Worten begrüßte er den noch jugendlichen Geschäftsinhaber und

begann: „Hören Sie, Herr Junkelmann, ich habe einen feinen Kunden für Sie.“

„So?“ antwortete der Geschäftsinhaber, „Wer ist es denn?“

„Ein Agent in diversen guten Artikeln, Inkassogeschäft usw. Feiner Mann, zahlbar. Im Vertrauen gesagt, der kann's auch aushalten, wenn Sie einen guten Preis machen.“

„Hm!“ äußerte nun Junkelmann. „Also der Mann ist gut?“

„Was wollen Sie, ein feiner Mann, verdient seine sechs, acht Mille jährlich. Wenn es Ihnen recht ist, bringe ich ihn her, dann können Sie ja selbst mit ihm reden.“

„Schön bringen Sie ihn nur her, ich habe hier, wie Sie sehen, eine großartige Auswahl und leiste Garantie für prima Ware.“

„Zwölf, kann ich mir denken; komme deshalb gerade zu Ihnen. Und — sagen Sie mal, Herr Junkelmann, wie steht es denn mit der Provision? Dreißig Emchen, was?“

„Das ist wohl zu viel,“ entgegnete Junkelmann. „Zwanzig sind die gewöhnliche Gebühr.“

„Na sagen wir denn also fünfundzwanzig.“

„Höher als zweiundzwanzig kann ich nicht gehen.“

„Nun gut, also zweiundzwanzig! Morgen bringe ich den Käufer.“ Am nächsten Morgen erschien der Kleiderbajarmäßig gekleidete und mit ihm ein Herr, der sozusagen in jeder Weise Wohlstand atmete. Die Kleidung des wohlgenährten Herrn war modern und elegant,



an den Händen trug der neue Kunde Ringe mit blinkenden Steinen, auf seiner Brust funkelten Diamanten, und dann fiel der Blick auch noch auf die schwere goldene Uhrkette — kurz der Mann mußte Geld haben.

Der Vermittler leitete nun die Sache ein, und der Käufer, ein Herr Möllner, Leipziger Straße 16, zeigte sich nach eingehender Prüfung bereit, eins der Räder zu kaufen.

„Aber nun noch eins, mein lieber Herr Junkelmann,“ äußerte er dann mit Gönnermiene. „Sehen Sie, Sie sind noch ein Anfänger in Ihrem Geschäft. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich weiß ja doch nicht, ob das Rad gut geht und wie es mit der Garantie steht. Geht es nachher nicht, wie es sein soll — dann sage ich da. Wissen Sie was, ich gebe Ihnen dreißig, vierzig Mark und einen Wechsel — er ist



Nach an der Ahr.

H. Krippendorf, Düsseldorf-Verfasser.

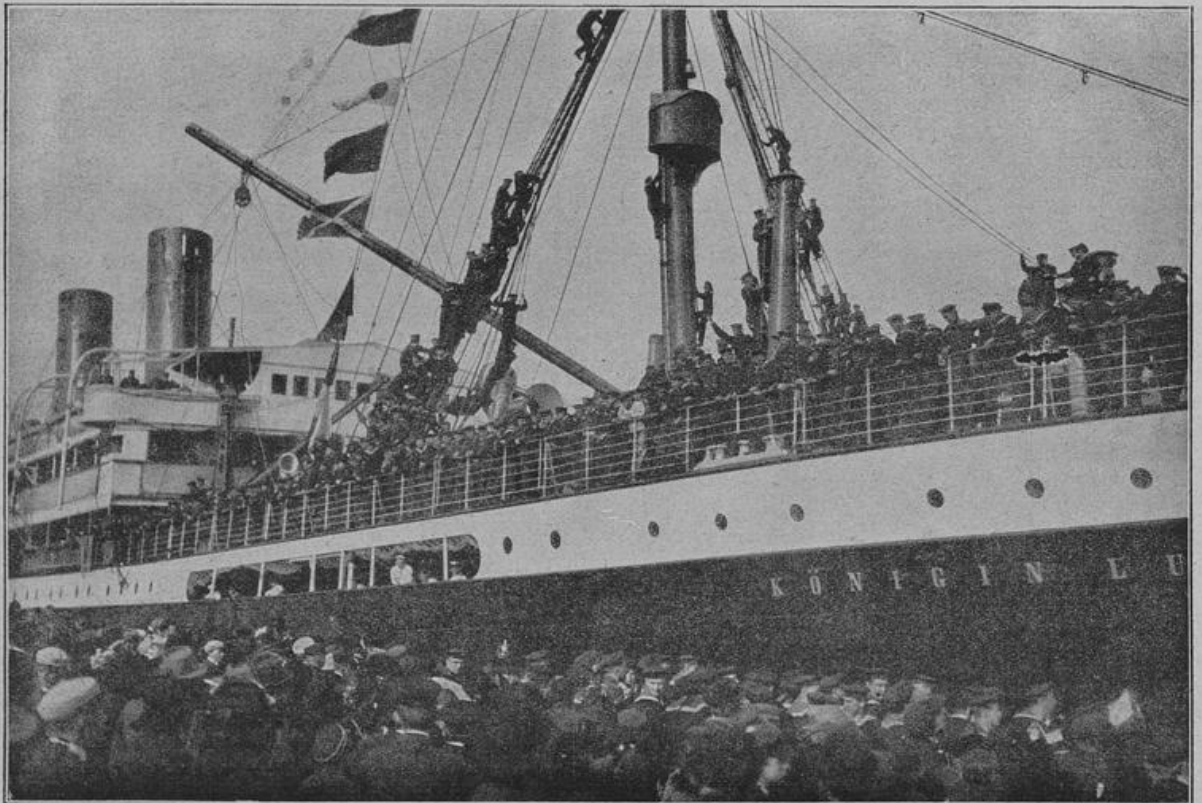
so gut wie bares Geld. Geht das Rad, wie es soll, dann löse ich ohne weiteres den Wechsel ein, geht es nicht, dann geben Sie mir ein andres dafür. Sicherheit haben wir so alle beide.“

„Nun ja, das könnte man sich ja überlegen!“ meinte Junkelmann vorföchtig zögernd.

„Was meinen Sie dazu, Herr Kränkel?“ fragte der Käufer den Vermittler.

„Mein Herr,“ erwiderte dieser stolz und vornehm, „wie Sie Ihre Zahlungsbedingungen re-

geln, geht mich nichts an. Wenn ich aber —“ fuhr er auf Junkelmanns fragenden Blick fort, „offen sein soll, so kann ich Herrn Möllner nur zustimmen. Sie, Herr Junkelmann, sind noch ein Anfänger, und — Sie nehmen es mir nicht übel — ein Anfänger muß stets mehr Garantie leisten als ein altes Geschäft.“



Abfuhrtransport für das Kreuzergeschwader in Ostafrika: Der Lloyd-Dampfer „Königin Luise“ klar zur Abfahrt.

„Nun gut,“ entschied sich der Händler, „geben Sie mir 40 Mark bar und einen Wechsel über den Rest, dann sende ich Ihnen das Rad heute noch zu.“

Möllner zahlte nun 40 Mark, stellte den Wechsel aus und verließ den Laden.

Der Vermittler erhielt seine Provision, versprach, die Augen offen zu halten, um Junkelmann bald wieder einen Käufer zu verschaffen, und ging dann ebenfalls.

Junkelmann suchte zunächst den neuen Kunden im Adressbuch auf und fand ihn auch, dann begleitete er größerer Vorsicht halber den Boten, der das Rad zu jenem brachte.

Ein Kontor schien Möllner allerdings nicht zu haben, vielmehr wurde das Rad von seiner Logiswirtin angenommen. Besonders begütet schien er nicht



Besuch des Erzbischofs von Köln Dr. Felix v. Steinhilber (X) in Düsseldorf am 4. Mai. Fern Dechant Hr. Krieger (XX), Jean Esler, Düsseldorf.

zu sein, wenn man nach dem Aussehen der sehr einfachen, im dritten Stockwerk gelegenen Wohnung urteilen wollte.

Etwas bellommenen Mutes kehrte der junge Fahrradhändler nach seinem Geschäft zurück, doch tröstete er sich, daß er ja den Wechsel in Händen hätte, und daß Möllner seine Existenz aufs Spiel setzen würde, wenn er ihn nicht einlöste.

Zwei Tage waren vergangen, als ein etwas schäbig gekleideter Herr das Geschäftslokal Junkelmanns betrat. Durch ernstes Neigen seines mit einer gewaltigen Platte geschmückten Hauptes begrüßte er den Fahrradhändler und äußerte dann in halblautem, geheimnisvollem Tone: „Ich habe die Ehre mit Herrn Junkelmann selbst?“

„Mein Name ist Junkelmann.“



Der am 3. Mai enthüllte Brunnen vor dem Ausstellungspalast in Düsseldorf, den die Großindustrie von Rheinland und Westfalen zum Andenken an die Ausstellung 1902 gestiftet hat. (Architekt G. Nestler, Bildhauer Fred. Coubillier.) Hofphot. J. Schön, Düsseldorf.

„Es tut mir leid, Ihnen eine unangenehme Mitteilung machen zu müssen. Die Sache ist von Interesse für Sie, und Sie werden gewiß auch erkenntlich sein.“

„Ja wohl, ja wohl . . .“ flüsterte der junge Mann mit erschrecktem Gesicht.

„Gut, zahlen Sie mir also zwanzig Mark für eine Mitteilung, die Sie vor großem Verlust bewahren wird?“

„Wenn dies der Fall ist, zahle ich Ihnen die zwanzig Mark.“

„Nun also,“ begann der Besucher mit halblauter Stimme, „wir sind doch ungestört?“

— Auf Junkelmans Bejahung fuhr er fort: „Wie ich zufällig erfahren habe, haben Sie dem Agenten Möllner ein Rad auf Kredit gegeben?“

„Nicht eigentlich auf Kredit, auf Wechsel.“

Ihnen nichts zu tun haben. Hier ist Ihr Rad, ich habe es noch gar nicht benutzt.“

Junkelmann übergab seinem Voten, der vor der Flurtür stand, das Rad und ersattete dem Beleidigten Wechsel und Anzahlung zurück.

„Sie hatten wirklich recht,“ sagte Junkelmann zu dem schäbig-gelbeideten Herrn, „schon als ich von Möllners Logiswirtin gar nichts von ihm erfahren konnte, kam mir die Sache faul vor und nun bin ich froh —“

„Dass Sie Ihr Rad wiederhaben,“ ergänzte der Warner mit freundlichem Lächeln.

Auf seinen fragenden Blick zahlte ihm Junkelmann dann die versprochenen zwanzig Mark aus.

„Also du hast zweiundzwanzig Mark eingenommen,“ sagte Herr Möllner am selben Abend zu dem Vermittler, „und du hast zwanzig



Sommermoden 1913.

C. Ulrich & Co.

„Nun der Wechsel ist gar nichts wert. Möllner ist faul. Er hat nichts als Schulden.“

„Aber,“ fiel Junkelmann betroffen ein, „er machte doch einen so wohlhabenden Eindruck, die Ringe, Brillanten, die Uhrkette —“

„Alles Talmi, Glas! Nein, der Mann ist faul; lassen Sie sich Ihr Rad wiedergeben, und wenn Sie etwa Anzahlung bekommen haben, geben Sie sie gerne zurück.“

„Nun gut, ich gehe sofort zu ihm, wegen der zwanzig Mark kommen Sie dann morgen wieder.“

„Herr Möllner, es tut mir leid,“ sagte Junkelmann gegen Abend, nachdem er jenen vergeblich aufgesucht hatte, „aber ich muß Ihnen Ihren Wechsel und Ihre Anzahlung zurückgeben.“

„Wie? Sie geben mir keinen Kredit?“ rief Möllner erregt. „Mein Herr, das ist für einen Ehrenmann eine Beleidigung! Wie kommen Sie dazu, mich so zu verdächtigen? Aber gut, ich will mit

herausgequetscht,“ wandte er sich an den Warner. „Summa zweiundvierzig. Jeder ist zweimal in Aktion getreten, ich halte aber die fatalste Partie.“

„Das ist wahr,“ pflichtete der Kleiderbasarbesleidete ehrlich bei und auch der Schäbige nickte zustimmend.

„Also drei Mark will ich,“ fuhr Möllner fort, „für die fatale Szene rechnen und noch einmal drei, weil ich doch immer den Feingelbeideten machen muß.“

„Ganz recht,“ stimmte der Vermittler zu und: „s ist nicht zuviel,“ ergänzte der Warner.

„Bleiben also,“ rechnete Möllner weiter, „sechsbunddreißig Mark, kommen auf den Mann zwölf, Ich bekomme also von dir zehn und von dir acht Mark, nicht?“

„Ganz in der Ordnung,“ sagte mit biederem Lohne der Basarbesleidete und zahlte den Betrag hin, und auch der Schäbige entrichtete seine acht Mark mit den Worten: „Recht muß Recht bleiben.“

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 20.

Düsseldorf, 17. Mai

1915.



Zum Konflikt Oesterreichs mit Montenegro und Serbien.

Welt-Press-Photo-Komp.

In Wien und in andern großen Garnisonen der österreichisch-ungarischen Monarchie wurden in den letzten Tagen große militärische Vorbereitungen getroffen für den Fall, daß die Montenegriner die Stadt Skutari nicht freiwillig räumen. Das Bild zeigt den Platz am Arsenal in Wien mit Ausstattungsgegenständen für den Krieg, Proviantladungen, einer Feldküche usw. Diese energischen Rüstungen, welche die Entschlossenheit Oesterreichs bekundeten, die Durchführung des europäischen Beschlusses über Skutari nötigenfalls selbständig durchzusetzen, haben bekanntlich ihre Wirkung nicht verfehlt: die Montenegriner haben Skutari bis auf eine kleine Besatzung verlassen.

Sergej.

Von Karl Marilaun, Wien.

Der Uhrmacher Florian Wöginger erzählte:

„Das war an der Aare, im Bernerland, als wir uns trafen. Es stellte sich heraus, daß wir einen Weg hatten, nämlich, daß mein frühgefangener Kamerad nach Bern wollte, und ich gegen das Mitkommen nichts einzutenden fand. Er hatte mich angeredet und in einem schnurrigen Deutsch gefragt, von wo ich her sei, und ich hatte es gleich vom bloßen Hinschauen weg, daß mir da ein absonderlicher Kunde in den Händen ging. Seine Schuhe waren gewiß um nichts besser als die meinen, und auch in seinem sonstigen Aufzug gab er mir nichts vor, und doch schien er mir anders als die Pennbrüder, Stromer und Schnallenbrüder, mit denen man in der Herberge zusammensitzt und das Blaue vom Himmel herunterredet. Ich gab mir Mühe, seine Profession zu erraten, und weil ich überhaupt nach der siebenstündigen Schweigefamkeit dieses Wandertags Lust hatte, den Stimmstock aufzustellen, fadelte ich nicht lange und murzte mit Zartfimm und Diplomatie:

„Ja also, Bruder ...“

Aber ich kam nicht weiter fürs erste, denn mein Kamerad blieb stehen und bekam es mit einem Husten zu tun, der den ganzen Menschen erbärmlich hernahm. Ich ließ also das Fragen für eine Weile sein und legte ihm dafür ungefragt meine Meinung aufs Herz, daß ein Lindenblütentee und ein warmer Ziegel unter die Füße für seinesgleichen nicht zu verachten wäre. Er sagte nichts, sah mich an und ich ihn, und ich stellte fest, daß er schlecht aussah und um seine dünnen Lippen zwei sonderbare Falten hatte, die ihn — ich weiß nicht — hochmütig oder menschenfeindlich oder bloß krank aussehend machten. Es regnete in Schauern vom Himmel herunter, und wie er sich nun mit den Händen eine Strähne seiner dunkelblonden, ganz nassen Haare hinter den Hut strich, sah ich, daß diese Hände weiß und mager waren, mit langen Fingern, so daß er von Profession ein Buchbinder oder Klavierstimmer sein konnte. Jedenfalls aber schien er mir auf eine in der Geschwindigkeit nicht gleich festzustellende Art überlegen und bevormundet, und ich spürte es gleich mit einem leisen Unbehagen, wie er mich jetzt schon in seine Hände bekam, ohne daß er sie nach mir auftat.

Und ich wußte gleich, daß der unfernein nie für voll nehmen würde, wenn er auch affukat so stromerhaft abgerissen wie ich selber neben mir her ging, und krank dazu war, daß man dem Wind hätte sagen mögen: blas den nicht weg! und dem Regen: mach ihn nicht naß!

Später stellte sich heraus, daß es ein Russe war, den ich mit da im Regen auf der Landstraße zugesellt hatte, und weil ich ein Osterreicher bin, er selber aber einmal ein Jahr in Wien gewesen war, schien es Gesprächsstoff zu geben, den ich gleich auszuwitzen beschloß. Aber mein Russe trug seine schweiggame Dürftigkeit wie die Leinspindel Rühmlichkeitslichter vor sich her, und die zwei Falten, die von der Nase herunter um seinen unjungen Mund liefen, setzten sein Redeseug unter Klammer und Klausur. So sahen wir denn bald in Trappisten-

befaulichkeit zu, wie auf dem Felsen über der Aare auf einmal eine mauergraue und dächerrote Stadt im wolkenüberschiffen Abend lag. Auch ein turmboll Gloden flog herüber, wir aber marschierten mit langen Weinen zur Brücke hinunter, weil mein Kamerad sagte, daß er noch vor Torckluß auf dem Postamt in der Gerechtigkeitgasse sein müsse. Und da war nun auch schon das erste Laubensträßlein da mit den gemalten Häusern, den Türklopfen und schmiedeisernen Gittern vor den Fenstern, und Wagen fuhren, Pfeifer bliesen einen Marsch, und Soldaten trommelten, junge Leute gingen mit der Liebsten unterm Arm spazieren, kleine Kinder hingen sich an den Rock ihrer Mütter, und der Polizeistrich sich ernsthaft und würdig den Schnauz, ehe er uns Auskunft gab und den Weg zum Postbureau ansagte.

Dort stellten wir uns beim Schalter an, der Russe suchte über Verlangen aus einer inwendigen Tasche seine Papiere heraus und bekam daraufhin vom Beamten einen grauen Geschäftsbrief, darauf mit zarten Fingern ein kleines violettes Billett ausgefolgt, um schließlich gegen Abgabe seiner Unterschrift in den Besitz von vier schweizerischen Fünzigfrankstheinen gesetzt zu werden, worüber mir der Schred in die Weine fuhr und ich mir gleich zurechtlegte, daß Sergej weder ein Klavierstimmer noch ein Buchbinder sein könne.

Indessen verhielt ich mich vor den Leuten ruhig, draußen auf der Gasse erklärte ich ihm aber, daß ich nun dank schön sage für die Begleitung, weil ich meine Herberge in der fremden Stadt aufsuchen müsse.

Davon wollte er nun nichts hören, sondern nahm mich im Gegenteil ohne viele Worte unter den Arm, und wie wir auf dem Waagplatz vor einem Bureau des renseignements, zu deutsch einer Auskunftsteil, standen, mußte ich ihm extra die Hand drauf geben, daß ich warten wollte, bis er drinnen ein Zimmer für uns zwei in Erfahrung gebracht hätte. Er kam dann mit der aufgeschriebenen Adresse heraus und



Esad Pascha,

A. Grohs, Berlin.

der Verteidiger von Stutari, der bei der Neuordnung in Albanien eine bedeutende Rolle spielen wird.

Bing mit mir die Laubengassen hinunter bis zu einem Haus, in dessen Flur auf einer blankgeriebenen Messingtafel das Wort „Pension“ stand.

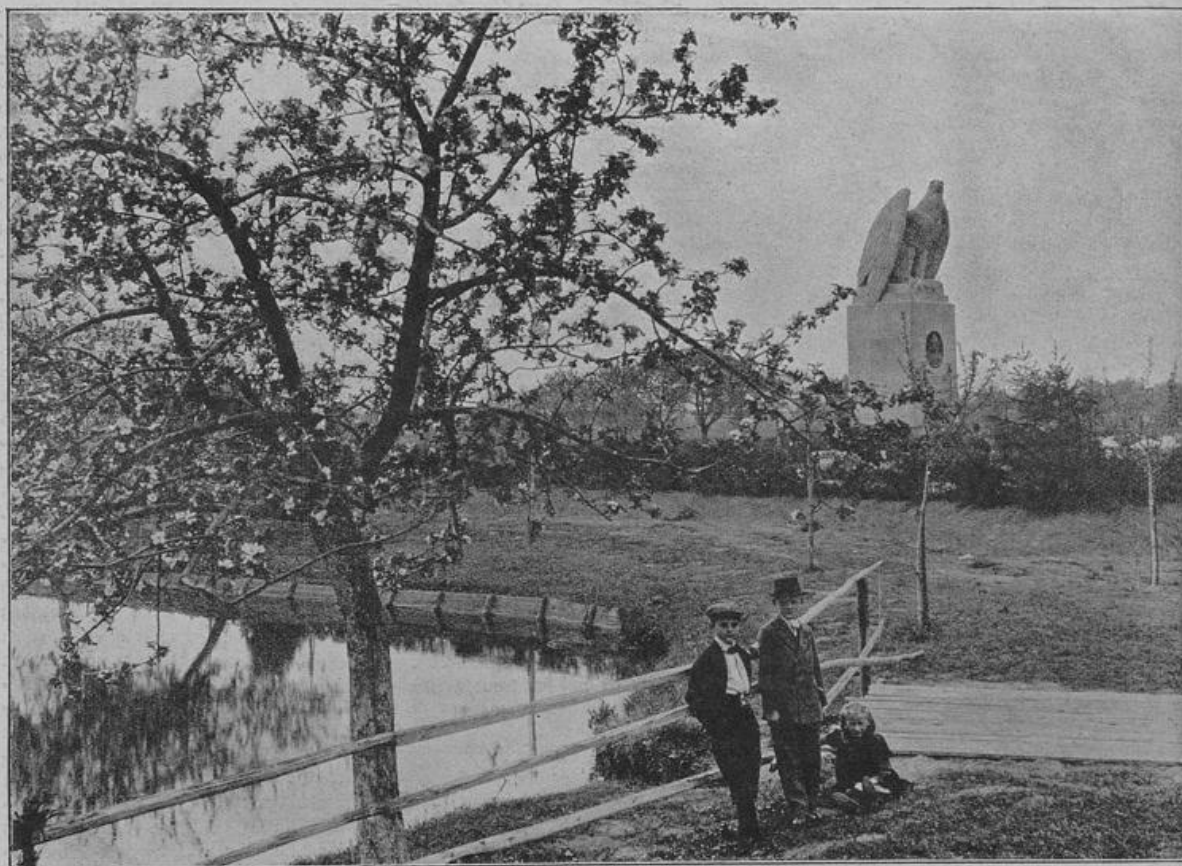
Wir stiegen hinauf in die zweite Etage und unterhandelten mit einer Madame Rogberghe, das heißt, Sergej führte das Wort, da ich selber kein Französisch verstehe, und was unser abgerissener Anzug an Bedenken übrig ließ, brachte ein vorgewiesener und von der Alten mit milles compliments eingestekter Fünzigfrankschein in die allerbeste Ordnung. Es verging auch keine Stunde und wir hatten ein Zimmer und Feuer im Kamin, die niedrigen französischen Betten wurden frisch überzogen und die Madame rollte mit ihrer Schwester, einem verwachsenen, dünnhaarigen Fräulein, einen rosenblumigen Teppich auf dem Badsteinboden auseinander. Dann waren wir allein, Sergej legte Geld, Papiere und die auf der



Ein originell geschmücktes Bauernhaus bei der Jahrhundertfeier der Schlacht von Großgörschen. Int. Ill. Mg.

Post erhaltene Brieffschaft auf den Tisch und es entstand eine längere Schweigensamkeit, in der ein Engel durchs Zimmer flog und mein Stubenkamerad das kleine violette Billett mit Sammlung und Andacht las. Hernach fing er an, sich aus den Kleidern zu schälen und gab sich mir als russischer Student zu erkennen, wohingegen ich mich als ausgeleerter Uhrmachergeselle vorstellte. Auch bekannte ich ihm gleich, daß ich vorläufig nicht imstande sei, das halbe Zimmer zu bezahlen, und er meinte, daß sich dazu wohl noch die Gelegenheit finden würde. Und nun erfuhr ich auch von ihm, daß er vier Tage auf der Wanderung gewesen sei, weil sein Eisenbahnbillett nicht mehr bis daher gelangt hatte. Später wollte er weiter, nach Lausanne, wo es keinen Schnee um seine franke Brust zu gehen. Das Geld, das er

und überhaupt keinen Winter gäbe, reparieren und auf die Universität zu gehen. Das Geld, das er



Zur Jahrhundertfeier: Das am 2. Mai 1913, dem 100. Jahrestage der Schlacht von Großgörschen, auf dem Schlachtfelde enthüllte Denkmal für den General Scharnhorst. Kelpziger Presse-Bureau.

auf der Post behoben hatte, war Honorar für politische Artikel, die er für Zeitungen schrieb.

Ich ließ die Dinge nun schon über mich ergehen, legte mich gänzlich ausgewidelt in mein reines, weißes, lächerlich schaukelndes Federbett, drehte vorher über Sergejs Weisung unser Licht ab und kam weiter mit ihm ins Neben, bis er es wieder mit dem Husten und einer argen Atemlosigkeit zu tun hatte und ich erschrocken zuwarten mußte, daß er wieder in Ordnung kam. Es war nun übrigens schon spät geworden, und vom Feuer im Kamin lief zuweilen ein stumm flackerndes Lichtschein über die rot und grün verblischene Teppichrose. Draußen in der fremden Stadt schlug langsam und klagen eine Uhr die nächtliche Stunde, und über die Dächer kam von fern her, verhallend wie das Spiel einer Windharfe, der dreistimmige Uhrenschlag der Münsterorgeln. Unter diesen fremden Klängen schloß ich in einen wunderlichen und traurigen Traum hinüber, der mich bis zum Morgen mit seltsamen Bildern einspann. —

In den nächsten Tagen, in denen der November zu Rand ging und der Dezember mit Eiszapfen und Schlittenschellen über unsere Stadt kam, ging weiter nichts Erhebliches vor, als daß ich einen Meister fand, der Ulrich Ziegerli hieß und in dessen Uhrenladen im Sternengäßchen ich mich nun jeden Morgen um halb acht einstellte. Bei den Damenhofbergsche verfiel ich hinfort nur die Rolle eines Schlafgängers, da Herr Ziegerli als weiblicheidlicherJunggefelle selber lochte und mich in Pension nahm. Den Russen Sergej aber durfte ich nun wohl meinen Freund nennen, wenn auch weiter nichts vorfiel, als daß er an den Abenden gereizt, müde und täglich kränker schien, worüber man aber mit ihm nicht reden durfte. Ich hatte ihm schon am zweiten Tage von einem Vorschub, den mir Herr Ziegerli auf mein Ansuchen ausfolgte, meine Schuld bezahlt, worüber er die

Augenbrauen hochzog, ironisch lächelte und das Geld verachtungsvoll eine halbe Woche auf dem Tisch, wo ich es hingelegt hatte, liegen ließ. Ich aber lernte trotz mancher Launen, unter denen man von Sergej zu leiden hatte, Geduld mit ihm zu haben, denn so viel sah ich mit meinen zwei Augen, daß es nicht zum besten mit ihm stand und daß er mich

auf seine Weise gewiß brauchte, was er freilich wenig genug merken ließ und mit Hochmut in der hintersten Schublade verschloß. Und so wurden wir wirklich Freunde.

Abends, wenn ich kam, saß er krumm und zusammengebeugt wie ein Staatschreiber am Tisch beim Ofen und schrieb mit seinen kyrillischen Buchstaben einen Bogen um den andern voll. Ich setzte mich in einen unserer altnobischen, mit geblumten Kreton überzogenen Stühle, sah von weitem zu, und er fragte dann wohl in Gnaden, was ich tagsüber machte und wie ich mit dem Monsieur Ziegerli zufrieden sei. Ich aber hätte gern einiges über seinen Zustand in Erfahrung gebracht, und so steckte ich mich hinter unsere Pensionsmütter, da ich wohl sah, daß Sergej von Tag zu Tag mehr herunterzukommen schien. Unsere Unterhaltung war aber wenig erprießlich, weil wir zwei Sprachen redeten und immer etwas Verlehtes dabei herauskam. Dafür entdeckte ich eines Abends auf unserm Staats-teppich einen violett-farbenen Briefumschlag und war auch gleich im Bild, daß ich an jenem ersten Abend im Postamt in der Gerechtigkeitsgasse affurat ein solches Billettchen in Sergejs Händen gesehen hatte. Ich reimte

mir in meiner Knabendummheit allerhand auf diesen Umschlag zusammen und muß dazu kein besonders glückliches Gesicht vollführt haben, denn Sergej wurde aufmerksam, sah mich forschend und etwas spöttlich an, wie das seine Art war, hob dann das Papierchen vom Teppich auf und zerriß es mit seinen weißen Fingern, indessen ich schuldbeußt in sein schmerzhaft blaßes, hochmütiges und von den

Zum 100. Geburtstag Richard Wagners.

Handwritten musical score with German lyrics and circled words like 'Dau', 'voll', 'Dau', 'voll', 'Dau', 'voll', 'Dau', 'voll', 'Dau', 'voll'. The lyrics are in German and appear to be a vocal line from Wagner's 'Der fliegende Holländer'.

Aus Richard Wagners Oper „Der fliegende Holländer“. Chor aus dem Anfang des 3. Aufzuges. Faksimile nach der Handschrift vom Jahre 1841. Aus Chamberlain „Richard Wagner“, Verlag J. Neumann Neudamm U. G., München.

zwei Falten zerschnittenes Gesicht schaute. Geredet wurde über die Sache kein Wort, hingegen bat mich Sergej, für ihn einen Brief aufzugeben, der an eine Zeitungsredaktion in Warschau adressiert war und noch heute abgehen sollte. Ich nahm meinen Hut und ging, machte auch einen Umweg durch die kleinen, stockfinstern Gassen beim Münster, in denen das Eis unter meinen Füßen wie Glas zersprang, und mußte immerfort an Sergej, seine Krankheit und den violetten Umschlag auf dem Teppich denken.

Als ich nach Hause kam, tranken wir Tee miteinander, und, obwohl mir nicht danach zumute war, erzählte ich irgenbeine Schrylle meines wunderlichen und eigenfinnigen Meisters Ziegerli. Dabei sah ich mit Angst und Schrecken zu, wie verfallen und reglos mein Freund in seinem Stuhl saß. Ich fragte ihn, ob er sich nicht zu Bett legen wolle, was er verneinte, so daß unter Schweigen und Zuwarten eine bange Nachtfunde verging. Das Feuer im Kamin löschte aus und fiel in graue Asche, draußen im Vorzimmer tickte die alte Wanduhr, und wenn ich es nur anzustellen vermocht hätte, wäre ich zu den Damen Roßberghe gegangen, um sie herüber zu meinem bleichen und gänzlich verstummen Kameraden zu holen. Da ich daran aber doch nicht denken durfte, denn im Grunde war Sergej heute kaum anders als je, stand ich wenigstens leise auf und machte mitten in der Nacht ein Feuer in den Kamin an. Als ich das mit allerhand Schwierigkeiten fertig gebracht hatte und mich nach Sergej umfah, lächelte er und sah mir mit seinen zwei dunkelglänzenden, schwermütigen Augen gerade ins Gesicht. Dann fragte er unerwartet und so leise, daß man ihm auf den Mund sehen mußte, um ihn überhaupt zu verstehen: „Bist du einmal verliebt gewesen, Kleiner?“

Ich dachte gleich an das violette Briefchen und konnte es nicht hindern, daß ich ohne Notwendigkeit rot wurde. Dunkel und halb unbewußt empfand ich aber wohl, daß diese Stunde vielleicht wichtig sei und daß ich später noch oft an sie zurückdenken würde. Ich sagte

also nicht mehr als die Wahrheit, nämlich: „Rein“. Sergej aber gab noch nicht nach und frag: „Und wie alt bist du eigentlich, du?“

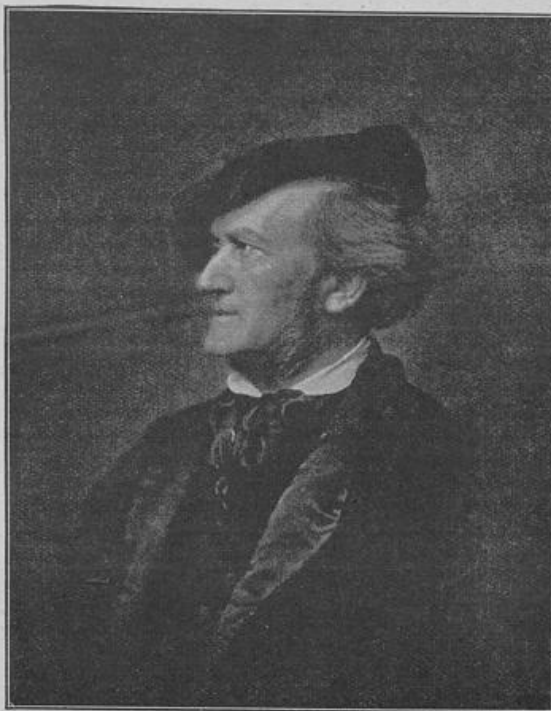
„Neunzehn,“ gab ich zur Antwort. Sergej aber saß fröselnd in seinem Stuhl, und die beiden tiefen Gram- und Krankheitsfalten um seinen Mund zitterten ein wenig böshast. Indessen seine Augen dunkel und kalt wie blauangelaufener Stahl wurden, sagte er nichts weiter als: „Haft recht, Uhrmacher!“

Dann gingen wir zu Bett.

Andern Tags, als sich mein Meister Ziegerli eben die blaue Küchenschürze umgebunden hatte und mit der horngefaßten Brille auf der Nase einen alten Suppenhafen besah, von dem ihm die Lötze weggegangen war, klingelte das Telephon und es stellte sich heraus, daß es die Damen Roßberghe waren und daß ich gleich nach Hause kommen sollte. Ich war den ganzen Tag ohne einen richtigen Gedanken hinter meinem Augenglas bei der Uhrmacherei gefessen, und wie mich dies nun traf, wunderte ich mich, daß ich ruhig aufstehen und meinen Hut und Rod vom Nagel herunter finden konnte, ohne eigentlich erschrocken zu sein. Und es war mir doch ohne weiteres klar, daß es nun irgendwie um meinen Freund ginge. Ich drückte mich beim Laden hinaus, dachte an die vergangene Nacht, an Sergejs sonderbare Frage, an unsere Abende, wann er gut und freundlich und wann er bitter und gleichgültig gewesen war; auch der erste Tag im Regen auf der Landstraße fiel mir ein, und wie mir eine entgegenkommende Frau starr ins Gesicht sah, fühlte ich, daß ich die Augen voll Tränen hatte. Ich

wischte sie mit der umgekehrten Hand weg und ging mit müden Füßen und schwerem Herzen die zwei Etagen hinauf zu unsern Damen Roßberghe.

Mit Sergej war es diesen Morgen nach meinem Beggehn recht schlecht geworden, ich fand den Doktor bei ihm, der ein schnupstuchrotes, rundes und beruhigendes Schweizergesicht hatte, seinen eisflodenweißen Knasterbart strich und allerhand schwachte, was mir



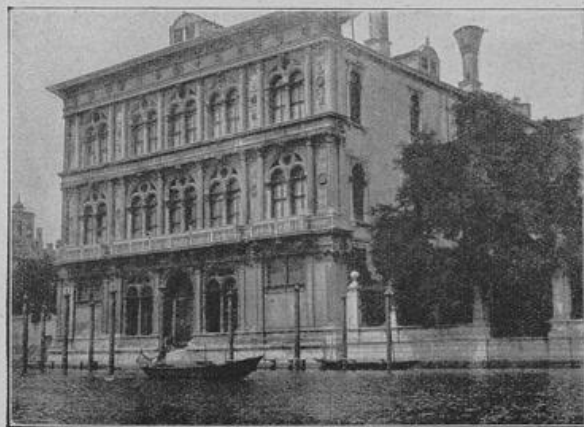
Richard Wagner.

1813

22. Mai

1913

Verlag v. Brudmann L.G., München.



Palast Vendramin Ca' Sagredo in Venedig,

in welchem Richard Wagner am 13. Februar 1883 starb. Der Palast wurde im Jahre 1481 von Pietro Lombardo erbaut.



Haus Wahnfried,

des Komponisten Heim in Bayreuth, das kurz nach der Grundsteinlegung des Bühnenfestspielhauses am 22. Mai 1872 erbaut wurde.

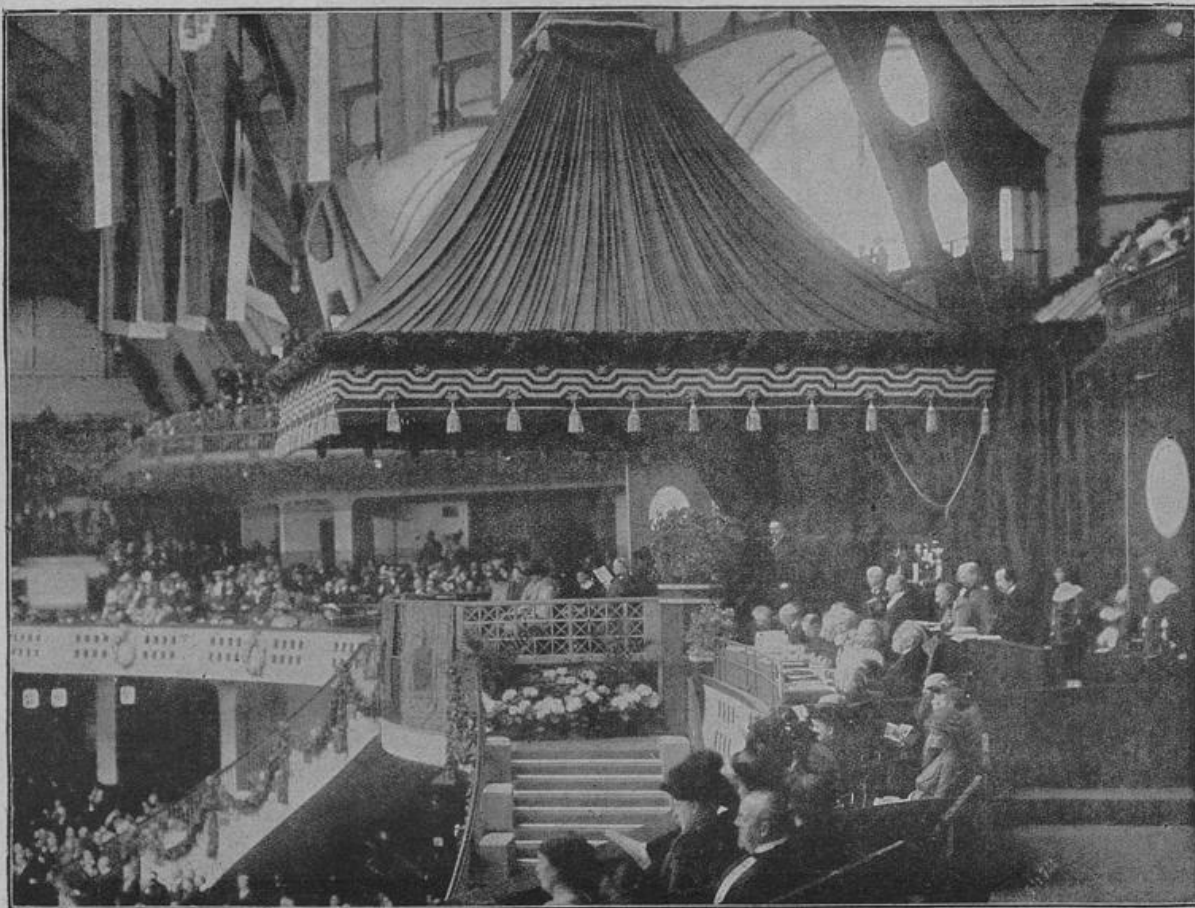
Trost machen sollte. Der Patient sollte noch heute nach Clarens am Genfer See gebracht werden. Er hätte dort Sonne, warme Luft und gute Pflege, könne ein feines Leben führen und würde uns in acht Wochen mit neuen, runden Baden ins Haus fallen. Der Doktor schwärmte mir zu viel und es schien, daß er dergleichen schon öfter bei andern Hoffnungslosigkeiten vorgebracht haben müsse. Ich sah auf Sergej. Er sah, ungefähr so weiß wie das Linnenzeug um ihn, in den hochaufgepolsterten Kissen, und um seine farblos zusammengepreßten Lippen zitterte ein dünnes Lächeln. Ich versuchte zu reden, aber es war, als ob mir einer Sand in die Kehle geschüttet hätte, und aller Trost blieb ungesagt. — Der Doktor ging später fort, dafür



Basputzsfester auf dem Brocken.

M. Grobs.

stellte sich eine Schwester im blauen Habit und dem Krankenpflegerinnenhäubchen auf dem geradegezogenen Scheitel ein, und mit leisen Matschlägen, lautlosen Sautierungen und Klopfen ging ein stiller, trauriger Winternachmittag in die Nacht. Am wenigsten von allen verlauteete der, um dessen willen dies alles geschah und unser aller Leben aus dem Gleise gehoben war. Er saß in seinen Polstern und starrte ohne zu sehen über unsere ihm fremdgewordenen Schatten in ein Land, das keines von uns konnte und dessen Türen vor dem leidvollen Glanz seiner Augen weit aufgingen und nicht mochten. Als ich gegen Abend einmal seine ordentlich auf der Bettdecke liegenden, weißen und stillen Krankenhände zwischen meine Finger



Vom Kaiserpreis-Wettfingen in Frankfurt a. M.: Die Kaiserloge (der Kaiser, sich Notizen machend) und das Preisrichterkollegium.
S. Kauffer, Frankfurt a. M.

zu nehmen wagte, bewegte er zum erstenmal die Lippen und bat mich mit der tonlosen Stimme von heute nacht um Bleistift und Papier. Ich mußte ihm wohl beides geben, denn es hätte keinen Nutzen gehabt, jetzt noch Sergej etwas abzuschlagen, und es gelang ihm wirklich, einige Bleistiftzeilen mit Mühe auf den Zettel zu bringen. Dabei war es merkwürdig, wie sehr sich sein Gesicht in diesen Minuten zu verändern und zum Leben zurückzuwandeln schien. Sein Mund wurde hart und böse, und die zwei Falten, die ihm schon von je sein hochmütiges und bitteres Aussehen gegeben hatten, gruben sich schmerzhaft tief in seine abgemagerten Wangen. Die Buchstaben aber, die ich nicht lesen konnte, saßen zittrig und spitz in runden Teilen aneinander, und ich wußte, währenddes ich Sergej beim Schreiben zusah, daß es kein guter Brief war, den der Sterbende aus seinem dunklen und verbitterten Wesen auf das Papier hinwühlte. Er schrieb dann noch die Adresse auf einen Umschlag und legte aus seiner Schreibmappe ein, wie ich gleich sah, noch uneröffnetes, violettfarbenedes Billet zu dem Brief, den ich für ihn verschließen mußte. Das Ganze übergab er mir zum Expedieren und legte sich dann, indes ihm das mühevollen Geschäft des Atmens stärkere Plagen zu verursachen schien, matt und schlafend in seine Polster zurück. Ich aber saß, ohne mich zu regen, neben seinem Bett, blickte in dies unverföhnte Gesicht und hielt den Brief Sergejs in meinen Händen. Ich fühlte es in dieser Stunde zwischen Abend und Nacht, als an den Wänden unserer Stube die Schatten herauswuchsen und sich der letzte Tagesglanz von den Schneebächern draußen um die weiße Stirn des Kranken versammelte... in dieser Stunde fühlte ich es, daß ich Sergej nie gekannt hatte. Und er, der klüger und feiner als ich war, hatte sich wohl nie die Mühe geben wollen, einen Menschen zu befehlen und zu verstehen, ehe er ihn verachtungsvoll aus seinen Händen entließ. Wie er nun fremd und kalt neben mir auf seinem weißen Bett lag und sich ohne Blick und Abschied von hier weg in den Bogen hinuntertragen ließ, hatte er's immer in seinem Leben gehalten und so vergalt's ihm auch die Welt und gab ihm auf seinem Weg in ein frühes Sterben niemand mit als einen gleichmütigen, fremden Doktor und zwei gutherzige, verborrte Jungfern, die mit Hund und



Das Gebäude des Deutschen Stahlwerks-Vereins auf der Leipziger Wausach-Ausstellung, zu dessen Errichtung über 300000 Stahlfestenträger verwendet wurden.

Katze einsam hausten, Zimmer vermieteten und schnellstiehende Greifentränen um einen Unbekannten vergossen, von dem wir alle nicht mehr als seinen Namen wußten.

Wie ich dann allein war und hinter den Damen Roßberghe, der Wärterin und dem Doktor, die mit Sergej auf den Bahnhof fuhrten, die Tür der Wohnung verschloß, öffnete ich in unserm nun leeren Zimmer das Fenster und horchte dem Davonrollen des Wagens nach. Es war lang schon Nacht, ein später Fußgänger kam die Straße herauf, auf den Dächern lag Schnee, und die Nebel rauchten träg und langsam um die Laternen. Ich weiß nicht, wie lange ich so an dem offenen Fenster stand und wartete. Da — ich hielt den Atem an und lehnte mich über das Brett in die Nacht hinaus: man hörte nun deutlich das von den Nebeldämpfen erstifte Rollen eines abfahrenden Zuges, und über die tausend traurigen, fragenden rauschenden Stimmen der Stille flog der lang ausgehaltene, wilde und klagende Schrei der Lokomotive. Jener Rhythmus der Räder aber rollte nun lauter von der eisernen Arebrücke über die schlafende Stadt und losch langsam aus. Es wurde wieder still, nur die Nebel rauchten noch immer die Gasse herauf, irgendwo in der Stadt schlug eine Uhr die späte, nächtliche Stunde, und über die Dächer kam von fern her verhallend wie das Spiel einer Windharfe der dreistimmige Uhrenschlag der Domglocken...

Ich schloß das Fenster und räumte mein geflihtes Kännchen aus dem Kasten, wo ich es vor vier Wochen hingetan hatte, suchte meinen vergessenen im Winkel lehrenden Stock und setzte mir den Hut mit dem grün gewordenen Band auf. Ohne mich umzusehen, ging ich aus der Wohnung der Damen Roßberghe, sperrte ab und ließ mich unten vom Concierge, der mich in meinem Aufzug mit Manzen und Steden verwundert besah, das Tor öffnen, übergab ihm die Schlüssel zur Wohnung und war auf der Straße.



Von der Internationalen Wausach-Ausstellung Leipzig 1913, die am 3. Mai eröffnet wurde: Das Eingangstor. Ill.-Photoverlag.



Prof. Dr. Gabriel von Seidl,
hervorragender Architekt, gestorben am 27. April
in München.

Eine halbe Stunde später klopfte ich in der Guttemplerherberge an und legte mich als Frischhinzugekommener zu zwei andern auf die mit Wachseleiwand überzogene Seegrasmatratze.

Ich schlief auch ohne Traum und Gedanken in den andern hellen Morgen hinüber und verabredete mich nach dem Aufstehen mit einem Schuster, der auch die Füße wieder ein wenig auslästern und um ein paar Häuser weitersehen wollte.

Aber ich hatte noch das Vermächtnis des Freundes

zu erfüllen und warf den Brief, den er gestern mit seinen weißen Sterbehänden geschrieben hatte, in den Kasten auf dem Postamt in der Gerechtigkeitsgasse. Zuvor aber besah ich die Adresse. Da stand in feinen spitz und zittrig aneinandergesetzten Buchstaben, die ich so gut kannte und die ich nun vergessen mußte, der Name und Wohnort des Warschauer Fräuleins, dessen zartfarbene Billets so oft zu Gast in seine Einsamkeit gekommen waren. Und nun lag ganz ebenso ein zartes Brieflein uneröffnet hier drinnen im Umschlag und trat zusammen mit den vielleicht harten und bitteren Worten eines Sterben-

den seine trauervolle Müdreise an.

Ich drehte das Schreiben Sergejs um und um in meinen Fingern, bedachte, wie dünn und hochmütig seine Lippen gewesen waren, da er dies schrieb, und wie gramvoll und bitterlich sein übriges Wesen diesen Mund Lügen strafte. Und ich las nochmals den fremdartig und süß klingenden Namen des Warschauer Fräuleins. Alsdann aber schrieb ich mit Bleistift auf die Rückseite von Sergejs Brief: „Mein Freund Sergej hat niemand gern gehabt als Sie, und ich weiß, daß er immer an Sie gedacht hat. Hochachtungsvoll Florian Wöginger aus Österreich, Uhrmacher.“

Das tat ich in einen neuen Umschlag und warf es in den Kasten. Und dann ging ich mit dem Ranzel auf dem Rücken und dem Schuster zur Seite aus der Stadt Bern hinaus. Zurück sahen wir nicht mehr. Aber mein Schuster setzte den Stod in den Schnee, tat den Mund auf und sang im Gehen aus seiner hellen, einfältigen und gutherzigen Handwerksbubenglückseligkeit. So gingen wir im Schnee auf der Landstraße kommenden Tagen entgegen.



Johannes Foggenburg,
der am 7. Mai gewählte neue Bischof von Münster,
geboren am 12. Mai 1862 in Ostbevern.



Der Hafen von Malta.

Charles Trampus, Par's.

Einfahrt des englischen Kriegsschiffs „Hussard“ mit dem päpstlichen Legaten Kardinal Ferrata an Bord zum Besuch des internationalen Eucharistenkongresses, der vom 25. bis 28. April auf Malta stattfand.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 21.

Düsseldorf, 24. Mai

1915.



Zur Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, am 24. Mai 1915.

Der Frühling zieht über die Lande
Und bringt in jedes Haus
Von seinem reichen Segen
Einen duftenden Blütenstrauch.

Am schönsten aber schmückt er
Das Hohenzollernschloß,
Da unsere Kaiserin
Frei der Weissenproh.

„Mein Kind soll glücklich werden!“
Das war ein Kaiserwort,
Das Jubellied erweckte
In Deutschlands Süd und Nord.

Die alten Gegensätze
Sind endlich überbrückt;
Was Staatskunst nicht vermochte —
Der Liebe ist's gegliückt:

Es haben die Herrscherhäuser
Begraben den alten Streit;
Fest stützt das neue Bündnis
Die deutsche Einigkeit.

Drum bringen dem Herzensbunde
Millionen die Glückwünsche dar,
Laut tönt es von Mund zu Munde:
Hoch, hoch das junge Paar!

Drei Kugeln.

Von M. Walter, Frankfurt a. M.

Am der Table d'hôte eines Hotels in Nizza saßen eines Tages zwei junge Belgier. Sie waren intime Freunde, hatten zusammen das Lyzeum besucht und glänzende Examen bestanden. Nun machten sie gemeinschaftlich eine kleine Erholungsreise, um sich alsdann in Brüssel als Advokaten niederzulassen.

Ihnen gegenüber an der Tafel saß ein Engländer, der seit Jahren Nizza besuchte und für ebenso reich als exzentrisch galt. Bei Tisch sprach er mit niemand, sondern nahm schweigend seine Mahlzeit ein, und zwar trug er dabei eine so gleichgültige Miene zur Schau, daß der eine der beiden Belgier namens Paul Fecolle, eine stets zum Scherzen aufgelegte Natur, beschloß, sein Gegenüber auf irgendeine Weise aus seiner stoischen Ruhe aufzuseuchen.

Sich scheinbar lebhaft mit seinem Freund unterhaltend, drehte er kleine Kugeln aus Brot und schnellte eine derselben zu dem Engländer hinüber. Sie traf diesen an den rechten Arm und blieb auf dem Armel haften. Sir Alfred Dennyson, so hieß der Brit, löste das kleine Geschloß ab und schob es gleichmütig, ohne eine Miene zu verzeihen, in die Tasche. Dieses Phlegma reizte Paul zu einem erneuten Angriff. Bereits in der nächsten Minute haftete ein zweites Brotstück golden an seinem Gegenüber. Diesmal hatte es die linke Schulter getroffen. Doch auch jetzt blieb das Gesicht des Engländers völlig unbewegt, während er die Kugel mit gleicher Ruhe in die Tasche steckte.

Dieser unerhörte Gleichmut begann Paul zu ärgern, und ohne zu bedenken, welche Beleidigung er dem Fremden mit seinem knabenhaften Scherz zufügte, schnellte er die dritte Brotkugel ab. Sie flog dem Engländer mitten auf die Nase, zum heimlichen Gaudium der Kellner, die das Bombardement des jungen Belgiers beobachteten und kaum das Lachen unterdrücken konnten. Und abermals löste Sir Alfred, weder ein Zeichen noch einen Laut des Unwillens von sich gebend, die Brotkugel los, sie gleichgültig in seine Tasche schiebend.

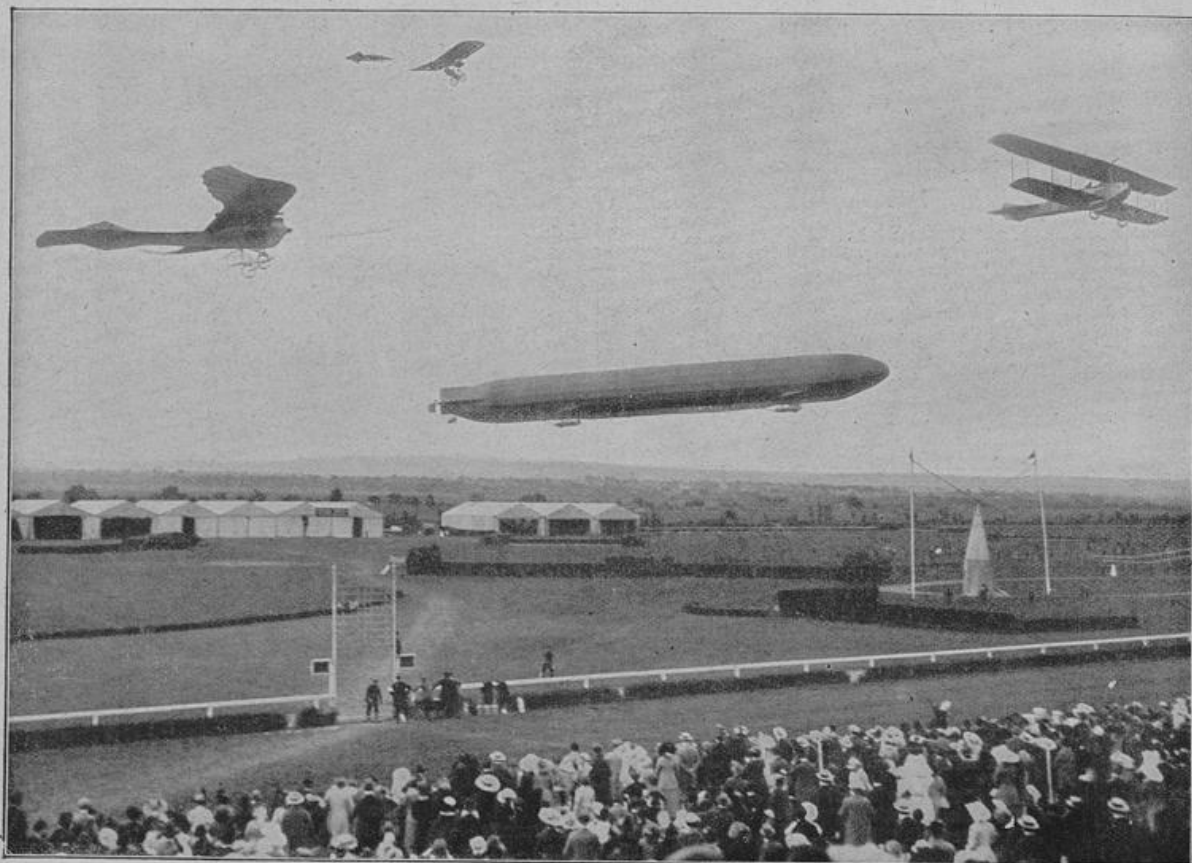
Nach aufgehobener Tafel begaben sich die beiden Freunde auf die Terrasse, um dort eine Zigarre zu rauchen. Sie hatten kaum Platz genommen, als der Engländer zu ihnen trat. In fließendem Französisch ersuchte er Paul um eine kurze Unterredung, die dieser ihm auch gewährte, obgleich ihn ein gewisses Unbehagen überkam.

„Sie werden ohne lange Erklärungen begreifen, mein Herr,“ begann Sir Alfred, „daß Sie mich vorhin gröblich insultierten. Ich habe daher das Recht, Genugtuung von Ihnen zu fordern, die Sie mir als Mann von Ehre nicht verweigern werden.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Paul mit höflicher Verbeugung, „ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

„Gut. Also morgen früh um fünf Uhr.“

„Und die Bedingungen?“



Vom Prinz-Heinrich-Flug.

Erich Venninghoven.

Auf dem Rennplatz (zugleich Flugplatz) in Erbenheim bei Wiesbaden erfolgte am 11. Mai 7 Uhr 30 Minuten früh der Start zum Prinz-Heinrich-Flug. Das Zeppelin-Luftschiff „Victoria Luise“ nahm an dem Flug als Aufklärungschiß teil.

„Auf Pistolen. Dreißig Schritt Entfernung. Dreimaliger Kugelwechsel. In einer Stunde werden sich meine Sekundanten bei Ihnen vorstellen. Ich habe die Ehre, mein Herr.“ —

Er grüßte gemessen und entfernte sich mit der ihm eigenen gravitätischen Würde.

Bekümmert blieben die beiden Freunde zurück; eine so ernste Wendung des allerdings ungehörigen Scherzes hatten sie nicht erwartet; allein die Sache ließ sich nicht ändern.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand die Begegnung zwischen den Duellanten statt. Die Schritte wurden abgezählt, die Pistolen sorgfältig geprüft, und dann nahmen die beiden Gegner ihre Stellungen ein. Bevor die Sekundanten das Zeichen gaben, zog Sir Alfred eine kleine Brotkugel aus der Tasche und, sie Paul vorhaltend, sagte er scharf: „Vergessen Sie nicht — damit trafen Sie mich hier.“ Er ließ das Kügelchen fallen, deutete auf seinen rechten Arm und stellte sich auf seinen Platz. In der nächsten Minute krachten zwei Schüsse — Paul schwannte — die Kugel des Engländers hatte ihm den rechten Arm durchbohrt. Die Wunde war nicht gefährlich, aber sehr schmerzhaft, und es vergingen volle vier Wochen, bevor Paul den Arm wieder gebrauchen konnte. Sir Alfred hatte sich täglich nach seinem Befinden erkundigt, und sobald er erfahren, daß sein Gegner wiederhergestellt war, suchte er ihn auf.

„Sie werden entschuldigen, mein Herr,“ redete er den jungen Mann an, „aber nun Ihr Arm geheilt ist, gestatte ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir die Satisfaktion, die Sie geleistet, noch nicht genügt. Ich habe geduldig Ihre Genesung abgewartet, doch nun möchte ich mein Recht geltend machen und Sie zur Fortsetzung unseres Duells, dessen Bestimmung auf dreimaligen Kugelwechsel lautet, auffordern.“

„Sehr wohl! Ich bin bereit!“ entgegnete Paul äußerlich ruhig, obgleich er entrüstet war über die Art und Weise, wie der kaltblütige

Engländer seine Rache nahm. Am nächsten Morgen fand ein abermaliger Zweikampf unter den gleichen Bedingungen statt. Wieder zog Sir Alfred vor Beginn eine Brotkugel aus der Tasche, indem er sagte: „Vergessen Sie nicht — damit trafen Sie mich hier.“ Er deutete auf seine linke Schulter — dann krachten die Schüsse. Ein Ast über dem Kopf des Briten fiel, von Pauls Kugel getroffen, zur Erde, während der junge Belgier mit durchschossener Schulter bewusstlos zusammenbrach. Diesmal war die Wunde gefährlich. Man legte Paul einen Verband an und, sobald es sein Zustand erlaubte,

wurde er zu seiner in Genf verheirateten Schwester gebracht, die ihn aufopfernd pflegte. Natürlich verheimlichte man ihr die Ursache seiner Verletzung, die sie einem Unfall zuschrieb. Wochenlang lag Paul in heftigem Fieber; seine kräftige Natur siegte jedoch, und nach Verlauf von zwei Monaten war er auf dem Weg der Genesung. Er erholte sich zwar nur langsam; da aber eine Nichte des Schwagers, ein bildhübsches junges Mädchen, die zu Besuch bei ihrem Onkel war, ihm täglich Gesellschaft leistete, so verstrich ihm die Zeit wie im Traum. Annette verstand so reizend zu plaudern; sie war so fürsorgend, so voll Teilnahme, daß sie gar bald sein Herz in Fesseln schlug. Er wagte jedoch nicht, ihr seine Liebe zu gestehen; erst als sie davon sprach, nach Hause zurückkehren zu wollen, verriet er ihr seine Gefühle und war überglücklich, als sie ihm sagte, daß auch sie ihn liebe.



Kohlenübernahme und Ausrüstung eines italienischen Kriegsschiffes in Tarent für eine eventuelle Balkanaktion.

Urgus-Photo-Reportage.

Es wurde beschlossen, möglichst bald Hochzeit zu halten, da sich Paul nach einer geregelten Tätigkeit sehnte, die er in Brüssel zu finden hoffte, wo ihn sein Freund bereits erwartete.

„Ich habe ganz vergessen, dir mitzuteilen,“ sagte eines Tages seine Schwester zu ihm, „daß sich ein Herr nach deinem Befinden erkundigt hat, er wollte aber nicht hereinkommen.“

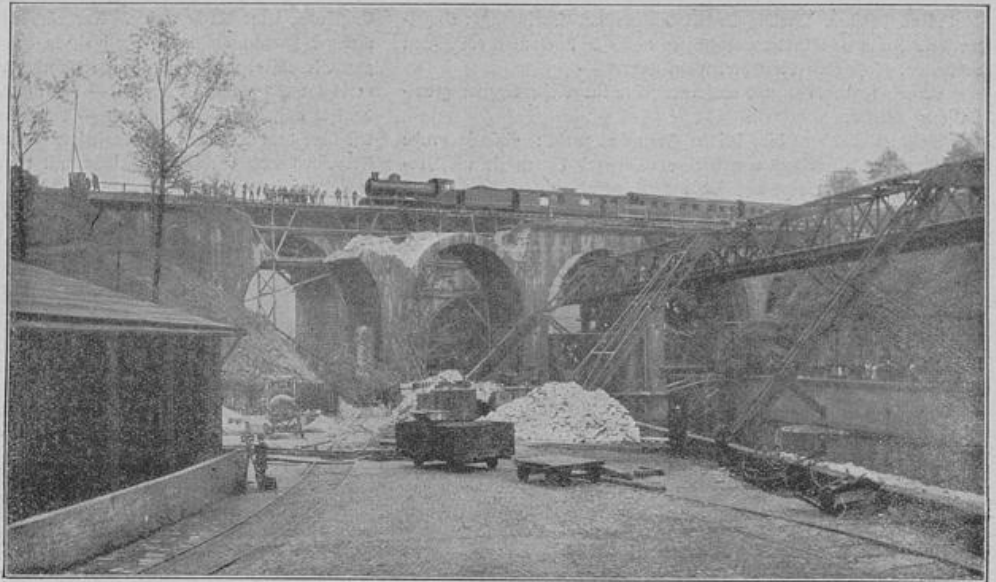
„Ein Herr?“ fragte Paul, den eine böse Ahnung beschlich. „Weißt du seinen Namen? Heißt er etwa Sir Alfred Dennyson?“ „Ja so heißt er,“ bestätigte seine Schwester. „Bist du mit ihm bekannt?“

„Ich habe ihn in Nizza oft gesehen,“ entgegnete Paul ausweichend. „Wenn er noch hier ist, muß ich ihn sprechen.“

Die Nachricht von der Anwesenheit seines Gegners hatte Paul in große Aufregung versetzt, denn er erkannte sofort, in welcher Gefahr er schwebte. Der rachsüchtige Engländer wollte nur seine Genesung abwarten, um ihn zum drittenmal vor die Pistole zu fordern, und dieses dritte Mal, das fühlte der junge Mann mit unumstößlicher Gewißheit, würde sein zielsicherer Feind ihn erbarmungslos das

Leben nehmen. Aber wie es auch ausfallen mochte, er war fest entschlossen, dieser unerträglichen Nachstellung von seiten des Briten ein Ende zu machen. So begab er sich denn am folgenden Morgen in die Wohnung Sir Alfreds, der sehr erstaunt schien, ihn zu sehen. Ohne Umschweife ging Paul auf sein Ziel los.

„Ich weiß, daß Sie mich noch immer verfolgen,“ sagte er, „und wenn ich Ihnen heute zuvorkomme und mich Ihnen auch das drittemal zur Verfügung stelle, so geschieht es, um mich endlich von Ihnen befreit zu sehen. Nur muß ich Sie bitten, unser Rencontre um einen Monat zu verschieben, d. h. bis nach dem Tage, an welchem ich einem Mädchen, das ich über alles liebe und zum Weib begehre, meinen Namen gegeben habe.“



Sprengung der Sonnborner Eisenbahnbrücke durch Kölner Pioniere.

„Sie wollen heiraten?“ fragte der Engländer, zum erstenmal seine gewohnte Gleichgültigkeit ablegend. „O, dann warte ich natürlich, rechne aber darauf, daß Sie mir unter diesen Umständen erlauben werden, der Hochzeitsfeierlichkeit beizuwohnen.“

„Gewiß!“ lautete die förmliche Antwort. „Ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verwehren.“ Und sich gegenseitig höflich grüßend, trennten sie sich.

Vier Wochen später fand die Hochzeit statt. Mit stolzer Freude nahm Paul die Glückwünsche seiner Freunde und Bekannten entgegen. Der letzte unter den Gratulanten war Dennyson. Als er Paul die Hand reichte, drückte er verstohlen eine goldene Kapsel in dessen Rechte mit den leise gesprochenen Worten: „Mein Geschenk für Sie!“

Sobald sich Paul unbemerkt sah, öffnete er die Kapsel. Sie enthielt nichts als eine vertrocknete — Brotkrume — die „dritte“.

Wie von einer Zentnerlast befreit, atmete der junge Mann auf. Dies Geschenk war für ihn das kostbarste, denn es kündete ihm, daß Sir Alfred auf seine Rache verzichtet, daß er ihn freigegeben hatte. Und diese Veröhnung bedeutete für Paul Leben und Glück. Noch am selben Tag hatte der Engländer die Stadt verlassen, und als er drei Jahre später starb, vermachte er Paul eine größere Summe mit der Erklärung: er hinterlasse sie ihm in Anerkennung seines Mutes, mit dem er ohne Bögen die Folgen eines Scherzes auf sich genommen habe.



Ein Großfeuer in der Mühlenstraße in Berlin

J. t. J. L. Co. London.

verursachte einen Schaden von etwa einer halben Million Mark. Es verbrannten u. a. Stallungen, Kohlenvorräte und vierzehn Waggons Papierrollen.



Vom 110-m-Hürdenlaufen:
Martin, F. v. B. Leipzig, im Sprung.

Nickler, Sp.-Kl. Charlotten-
burg, Sieger im 1500-m-Lauf.
Hd. Siebert, Düsseldorf.

Klau, Sp.-Kl. Charlottenburg, deutscher Meister im 100-
und 200-m-Lauf, schlägt Petersen, Berliner Sp.-Kl.

Der Steg.

Humoreske von Alfred Manns - Bremen.

Klaus Sieffen wollte heiraten, und zwar die Beta Kunken; erstens weil Kunken Vater das meiste Vieh, also auch den meisten Mist und infolgedessen die beste Landwirtschaft in Klutenhagen betriebe, und zweitens, weil die Beta Kunken eben die Beta Kunken war.

Als Klaus den Vater der Geliebten pflichtschuldbigst mit seiner Wahl bekannt machte, nahm Diebert Kunken seinen Bißel aus der

Gegend des rechten Ohres, bis wohin diese Mundseite bei ihm reichte, und kratzte sich mit dem Saugende den Schädel.

„Ich, das is sone Sache,“ meinte er nach langem Bedenken, „es is nich, daß ich was gegen dich habe, Klaus, man bloß, wir haben mit Beta all anders was vor.“ — Daß Klaus Sieffen fünf Hektar Ackerland zuwenig hatte und daß infolgedessen die Partie für Beta



Vom großen Berliner Jagdbrennen (Preis 80 000 Mk., 5500 m) am 13. Mai in Karlsdorf: Sprung über den großen Bach. Int. III. West

eine Resalliance sein würde, konnte der feinsüßliche Dieb der jungen Manne doch nicht sagen.

In diesem Augenblick erschien Babbe Kunkin, Betas Mutter, in der Tür.

„Mudder,“ meinte Kunkin bedächtig und kniff das eine Auge zu, „Klaus trägt unsere Beta nach, aber das geht doch nicht, weißt ja.“

„Nee,“ antwortete die kleine Dide eifrig, „nee, Klaus, das tut uns leid, aber da is das nichts mit.“

Klaus schwieg und blickte eine Weile an seiner Mütze. Da fiel ihm doch noch etwas ein.

„Aber die Beta mag mich gerne leiden,“ sagte er plötzlich und sah abwartend auf Kunkin Badder und zu Weib.

Babbe machte erkannte Augen, doch nur ein wenig, dann verzog sie ihre Lippen bedauernd nach unten, weiter äußerte sie sich nicht.

Kunkin Badder aber öffnete den Mund, dieses Mal allerdings, ohne die Pfeife herauszunehmen.

„Tschä, Klaus, ich weiß da nichts von, aber machen kann ich da denn auch nichts an.“

Hierauf hatte der Freier keine weiteren Ideen, geschweige denn Worte zur Verfügung. „Na, abjäs auch,“ sagte er und ging.

Am Hofeingang stand Beta.

Sie schien nicht viel von dem Gang des Geliebten ihres Herzens gehofft zu haben, denn sie wurde durch die eine Silbe „Ne,“ mit der Klaus die Situation klärte, nicht sonderlich überrascht.

Doch Beta war eine resolute Deern. „Och was, festgemacht haben sie mich noch nich, und überhaupt, ich bin da auch noch mit bei!“

Einen Augenblick Pause. Klaus streichelte Betas Hand mit dem zärtlichen Nachdruck einer Vorzeile, und Beta dachte nach.

„Wenn du unsein Badder mal einen Gefallen oder so tun könntest, denn is nämlich immer am leichtesten was mit ihm zu werden. — Au, das tut ja weh!“

Klaus hörte auf mit Reiben; die Zärtlichkeit hatte sich bei ihm allmählich in Schwermut und die Schwermut in die But gekränkten Stolz verwandelt. Der so vertriebene Born war selbst für Betas berbe Hände zu empfindlich.

Nun ist ja der Born gemeinhin einer der Väter plötzlicher Ideen, und auch in Klaus' Bügen sah man, wie sich ein genialer Einfall seiner Phantasie entrang.

„Badet Kunkin Badder gern?“ fragte er.

„Ne, gar nich,“ antwortete Beta übermäßig verwundert. Klaus lachte pfiffig versteckt.

„Das schad't nichts. Ich glaub', ich weiß, wie ich ihm einen Gefallen tu. Abjäs, Beta.“

„Was — —?“

„Ne, laß man. Abjäs.“

Kopfschüttelnd sah ihm die Deern nach.

Der Ort Klutenhagen liegt an der Bälde, auf hochdeutsch Bad; doch wenn man sich hierunter ein frisches, klares Wässerchen vorstellt, so war die Bälde kein Bad. Ohne jegliche Geschwindigkeit wälzte sie ihren lebertranigen und erbsensuppenfarbenen Inhalt weiter.

Wenn man über Kunkens Steg schritt, so kam man auf einen von Föhrenholz umgebenen Acker, den Hasenlamp geheißten, der zu einem Teil Diederik Kunkin und zum andern Klaus Siefken gehörte.

Nacht Tage nach Klaus' erfolgloser Brautwerbung war Neumond in Klutenhagen.

Um Mitternacht öffnete sich die Hintertür vom Siefkenhof, und in die Finsternis, die so dick wie Dorf war, trat Klaus. Er hatte eine Säge auf der Schulter und tastete sich nach Kunkens Steg hin, wo er

ein Werk der Nacht vollführte. Dann schlich er zurück und schlief ein erkleckliches besser als die Nächte vorher und als Kunkin Badder, den ein übergroßes, von ihm am Abend genossenes Stück Wädelwurf der Ruhe beraubte.

Schon vor Tag und als Erster im Dorf befand sich Diederik Kunkin in den Hosen.

Er nahm eine Forke auf die Schulter, um sich auf seinen Acker jenseits der Bälde zu begeben, wo er der nützlichen Beschäftigung des Miststreuens obliegen wollte.

Eben wollte Kunkens Badder den Steg betreten, da staute er. „Donnerschlag, is das nich Sägelass?“

Die Sache verwunderte ihn, doch gerade versagte die Pfeife, und das ging vor. Er bückte sich zur Erde nieder, um eine Gänsefeder aufzuheben; bei der Gelegenheit, dachte er, könnte er gleich ein Auge unter den Steg werfen.

Als er wieder hoch kam, nickte er bedächtig und sah abwechselnd auf den Steg und auf einen Gegenstand, den er außer der Gänsefeder in der Hand hielt; es war der Knebel einer Handsäge, und darauf stand: K. S. Gerade als Diederik Kunkin anfangen wollte, sich etwas zu denken, gewahrte er Klaus Siefken ganz hinten bei der Kirche über die Brücke gehen und sich dem Ha senlamp zuwenden. Das bedeutete für Klaus einen Umweg von 15 Minuten.

Kunkin Badder war kein Mann übereilter Entschlüsse. Er stellte seine Forke beiseite und ergriff seelenruhig einen Spaten, mit dem er auf seinem Hof zu hantieren begann.

Als Klaus auf seinem Acker angelangt war, bemerkte er mit Unlust, daß Diederik Kunkin schon auf war, und ein großer Schreck fuhr ihm in die Glieder: herrgott, wenn der Alte schon hätte herüberwollen — wer konnte auch wissen, daß er so früh begang sein würde —, und wenn dann der Steg gebrochen wäre und er, Klaus, wäre nicht zur Stelle gewesen!

Na, die Sache war noch gut abgelaufen.

Eine geraume Zeit arbeiteten beide Männer emsiglich. Nach einer Stunde sah Klaus ungeduldig zu dem fleißigen Bauern hinüber.

„Ich weiß gar nich, was er da auf seinem Hof herum buddelt, wo

er weiß, daß der nächste Regen ihm hier seinen ganzen Mist wegwäscht,“ murmelte er vor sich hin, dann wirkte er fort.

Aber nach einer weiteren halben Stunde hielt er es nicht länger aus, er legte die Hände an die Lippen und schrie über die Bälde:

„Tag, Kunkin Badder.“

Diederik richtete sich auf, als wenn er Klaus jetzt erst gewahrt würde, und nickte zum Gegengruß freundlich mit dem Kopfe.

„Kunkin Badder, willst nich streu'n?“

Statt jeder Antwort machte der Alte eine halbe Wendung nach rechts, wo der Siefkenhof lag, nahm gewiß und wahrhaftig seine Pfeife aus dem Mund und zeigte auf eine weibliche Gestalt. Es war die Witfrau Timke Siefken, Klaus' Mutter, die wie unsinnig gestikulierend im Hof vor stand.

„Klaus, Klaus,“ schrie Siefken Mudder, die nicht mehr recht laufen konnte, in heller Aufregung ein Mal über das andere.

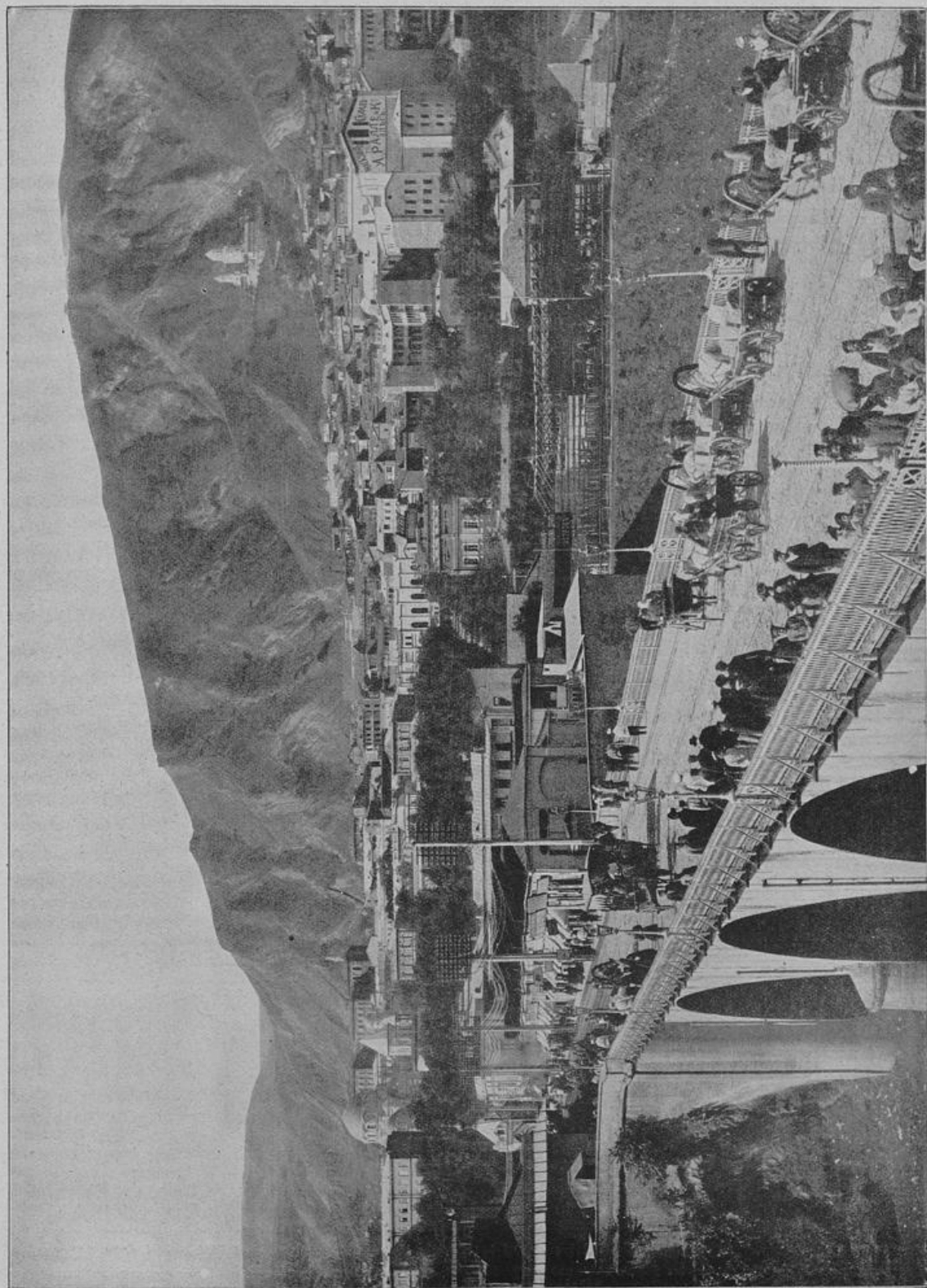
Klaus stand wie angebonnert: Das mußte die Schweizerkuh sein, und er hatte das Kalb erst morgen erwartet. Herrgott, die teure Zuchtkuh, wenn der was ankam! Er wurde abwechselnd rot und blaß; in der Angst um das Tier vergaß er Kunkin Badder, Beta, sein Nachtwerk, die Bälde, den Steg, alles. Zeternd ertönte noch immer der Ruf: „Klaus!“ Und hin zum Steg stürmte Klaus. Ein „Arrrrrrach“ ertönte, und dann war eine Weile nichts von Klaus zu sehen. Die Bälde benahm sich bei der Affäre äußerst ruhig, da mußte etwas ganz anderes in sie

Klai.

So kehrt ein Kindertraum uns wieder:
Auf Märchenschwingen schwebst du nieder
Bür Erde, die dich flüchtig hält;
Hoch aus dem Lichtdurchglänzten Blauen
Erträgst du den Keiz in unsere Auen,
Die Schönheit einer bessern Welt.

Was lebt, fühlt sich dir hingegeben,
Lebt neu in dir ein Blütenleben,
Erhaben über Zeit und Raum!
Es strömt aus deinen Schöpferarmen
Das Werden und das Allerbarmen,
Das frohe Wachen und der Traum.

Wilhelm Kaufen, Recklinghausen.



Die Michaelsbrücke zu Tiflis.

hineinfallen, um ihre zähen Mengen zum reellen Aufsprühen zu veranlassen! Kaum ein paar sirupartige Bogen waren an Stelle der üblichen Tropfen zu sehen.

Nach 15 Sekunden erschien etwas aus den Fluten, und der Umstand, daß Klaus hier vor kurzem verschwand, ließ den Schluß zu, daß es sich bei dem unerklärlichen Gegenstand um einen Teil dieses jungen Bauern handeln konnte. Dieser Meinung schien auch Ninken Wadber zu sein, denn er hielt, fortwährend rauchend und ohne irgendwelche Aberration zu verraten, dem Berunglückten einen langen Schacht hin, den dieser hastig ergriß und sich schließlich auch daran herauswand.

Mit einem bebauernden Kopfschütteln betrachtete Ninken Wadber den wie mit einer dunklen Leimmasse überzogenen Klaus, der sich krampfhaft bemühte, das Licht der Welt wieder zu erblicken. — „Armer Junge,“ sagte er, nachdem er glaubte, daß Klaus' Ohren für Schallwellen wieder aufnahmefähig waren, „hast denn so 'n Hunger, oder hast am Ende doch gehört, daß Siefsten Mudder dir bloß sagen wollte, daß du

dein Frühstück vergessen hast und — —“ Mittlerweile waren Ninken Mudder und Beta auf der Bildfläche erschienen, „— und,“ fuhr Diederl fort, „wolltest dir verkaufen, weil du die Beta nicht haben sollst?“ Klaus würgte wie ein Erstickender, denn beim Öffnen des Mundes war ihm etwas Bälwasser hineingeraten.

„Tschä,“ meinte Ninken nach einer Weile, „dein Leben will ich nicht auf mein Gewissen nehmen, und du kannst die Beta für meinetwegen kriegen.“

Das Mädchen warf sich ihrem Bräutigam an den Hals, der nichts verstanden hatte, weil seine Ohren noch nicht frei waren.

„Wadber,“ rief Frau Wadbe halb drohend und halb fragend.

Diederl zog seine Frau zur Seite:

„Däß sie man, Mudder, ich hab’

gestern in Schapsiedt die Ziehungsliste gesehen. Klaus seine Nummer, die ich kenne, is mit 10 000 raus, das wollte ihm eigentlich Limke sagen, denn ich hab’ wohl den Depeschenträger auf Siefstenhof reingehen sehen, und sich, Mudder, es macht 'nen guten Eindruck, wenn er meint, wir wissen das noch nicht.“



Zum Besuch König Alfons XIII. von Spanien in Frankreich: Ankunft in Fontainebleau (1. Präsident Poincaré, 2. Alfons XIII.) m. Vol. Paris.



Eisenbahnunglück bei Velppe auf der Strecke Osnabrück-Biele. O. Schulz Nachf. C. Eberhardt, Osnabrück.

Am 13. Mai entgleiste der D-Zug Nr. 136 auf der Station Velppe und zerfiel. Während die letzten beiden Wagen aus den Schienen sprangen und umstürzten, fuhr der erste Teil des Zuges noch etwa 100 m weiter auf einen Güterzug auf. Von diesem wurden fünf Wagen zerteümmert.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 22.

Düsseldorf, 31. Mai

1915.



Vom 16. Verbands-Turnfest des „V. C.“

Gebr. Hardel, Berlin.

des Verbandes der farbentragenden Turnerschaften auf deutschen Hochschulen in Gotha vom 15. bis 16. Mai 1915: Der Frühstückstisch auf dem Marktplatz von Gotha am 15. Mai. An langen Tafeln konsumierten über 600 Studenten unter regster Teilnahme der Gothaer Bevölkerung, während zwei Kapellen konzertierten.

Der Glücksunfall.

Humoreske von Karl Pauli.

Na, das wäre ja noch schöner, gerade jetzt, wo der Urlaub anging, der lange sehnlichst erwünschte Urlaub, sollte er nicht aus dem Zimmer dürfen, nicht ausgehen, den ganzen Tag in der Stube hocken, wegen dem bißchen verstauchter Hand? Unmöglich, ganz unmöglich! Und wie hatte er gelacht, als er die Treppe hinunterflog, endlich, endlich, nachdem er zwanzig Jahre in die Unfallversicherung eingezahlt, — doch wenigstens ein kleiner Unfall; bei seinem Pech hatte er schon gefürchtet, daß ihm niemals was passieren würde, und nun kam das dicke Ende nach. Was nützen ihm nun die zwanzig Mark pro Tag, wenn er gar nichts davon haben sollte. Er hatte doch wirklich immer Pech; nun hatte er schon einmal Schwein und verunglückte, und da mußte es gerade im Urlaub sein. Konnte er nicht mit einem Kollegen tauschen — ach nein, das ging wohl noch nicht! Er mußte es eben durchmachen! Zu dumm, er hatte es dem Beamten der Versicherung doch ganz logisch bewiesen, daß das Ausgehverbot Unsinn sei, da er ja an der Hand lädiert sei und nicht am Fuß, er also ruhig gehen könne; außerdem sei er Beamter Registrator und habe noch dazu jetzt Urlaub — also könne kein Mensch ihn am Ausgehen hindern.

Und was hatte er da hören müssen, der Herr Registrator Flurnagel, der alles zu wissen glaubte und oft gar nichts wußte? Was hatte ihm der Beamte geantwortet?

„Eben deshalb, weil Sie Beamter sind, hat diese Vorschrift auf Sie Bezug. Kaufleute und Beamte, denen bei einem Unfall eine wirkliche Einbuße in ihrem Erwerb nicht nachzuweisen ist, die also einen Unfall, um Nutzen daraus zu ziehen, beliebig ausdehnen können — werden dadurch gebunden, daß sie als bettlägerig gelten, das heißt: nicht ausgehen dürfen. Es ist einmal so, ich habe ja die Bestimmung nicht erlassen, aber sie besteht, und jeder tut wohl, sich danach zu richten — trifft Sie einmal der Kontrolleur, der die Kranken fast täglich besucht — besonders die unsichern Kantontisten — nicht zu Hause an, so ist es von diesem Tage mit der Rente aus, und Sie bekommen statt zwanzig Mark keinen blauen Sechser! Merken Sie sich das bitte, Herr Registrator Flurnagel!“

Damit war der Beamte gegangen, und der leise „Flegel“, den Herr Registrator Flurnagel hinter ihm flüsternde, berührte ihn nicht persönlich. In sehr gereizter Stimmung blieb der Registrator zurück.

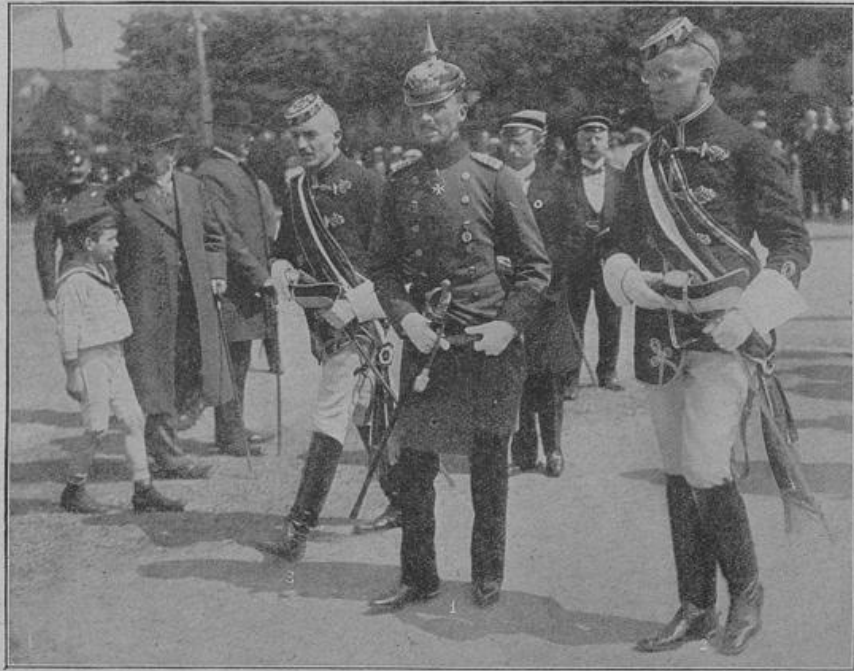
Nein, wirklich, aber eine solche Tyrannei konnte man sich kaum vorstellen, ob man da nicht mit der Polizei dagegen angehen konnte?

Das war doch Freiheitsberaubung! Und war's denn überhaupt so? Er sah in die Police — richtig, da stand's schwarz auf weiß! Ja, dagegen war nichts zu machen, das sah er ein. Aber sich das gefallen lassen? Nie! Lieber auf die Rente verzichten! — Daß er ein Narr wäre; zwanzig Mark pro Tag, auf die verzichtet man doch nicht! — Aber sich fügen? Nimmermehr! Ihm würde schon ein Mittel einfallen, er wußte, konnte, machte doch sonst alles! Er war nur nicht vorbereitet gewesen, aber er würde schon etwas finden! Kommt Zeit, kommt Rat! —

Freilich, in den ersten Tagen mußte er sich fügen! Aber er tat es gern — seine Hand kam ihm dabei zu Hilfe; die tat so mörderisch weh, daß er sich ins Bett legen mußte, weil er es sonst vor Schmerzen nicht aushielt.

Dort lag er drei Tage und ächzte, schrie und stöhnte, daß der Kontrolleur der Versicherung selbst einfiel, daß hier eine Kontrolle überflüssig sei, und nunmehr seinen Besuch nur immer über den anderen Tag in Aussicht stellte.

Am vierten Tage trat eine bedeutende Besserung ein. Und am fünften hatte der Herr Registrator bereits eine längere Unterredung mit dem Inhaber einer Phonographenhandlung, der sich schmunzelnd mit dem Besprechen entfernte, das Verlangte sofort zu liefern. Ja, Herr Registrator Flurnagel hatte eine Idee gehabt, eine



Vom akademischen Turnfest in Gotha.

Gebr. Haedel, Berlin.

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha (1) wird von den Chargierten Goedike (2) und Raumann (3) der beim 16. Turnfest präsidierenden Turnerschaft Cheruscia (Göttingen) auf den Turnplatz geleitet.

Idee, die nicht mit Gold zu bezahlen war, denn sie verbürgte ihm die ungezügeltste Freiheit und brachte ihm täglich zwanzig Mark ein — die Unfallrente! Herr Registrator Flurnagel hatte sich ganz einfach einen Phonographen angeschafft und eine Platte anfertigen lassen, auf die er Seufzer, Gestöhne, Seächze, Gewimmer, Gejammer der eignen Stimme hatte aufnehmen lassen, dazwischen unterschiedliche Ausrufe der höchsten Ungebuld und gräßliche Flüche gegen alles Irdische.

Dieser Phonograph wurde unter das Bett des Herrn Registrators Flurnagel gestellt. Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß das Bett gleich von vornherein hinter einer spanischen Wand stand; der Beamte also bis jetzt nur Herrn Registrator Flurnagel hatte klagen hören und sich auch wohl in Zukunft mit der Stimme begnügen würde. Um jedem Zufall jedoch vorzubeugen, borgte sich der Herr Registrator bei einem ihm befreundeten Friseur einen Perückenstock aus, setzte ihm eine Perücke auf und legte ihn in sein Bett. Das Ganze war sehr gut arrangiert; in dem Schatten, den die spanische Wand warf, konnte man den Perückenstock, trotzdem das geschnittene Gesicht

die Mitte zwischen Schimpanse und Mitrocephalen hielt, ganz gut für den kranken Registrator halten.

Eine elektrische Leitung, die im Korridor neben der Tür endete, diente dazu, den Phonographen in Bewegung zu setzen, wenn der Kontrolleur die Wohnung betrat.

Eben noch mit diesen Vorbereitungen beschäftigt, klingelte der Kontrolleur an der Korridortür.

„Da ist er!“ rief Flurnagel ahnungslos, warf sich ins Bett und fing fächerlich zu stöhnen und zu winseln an.

„Ich halt's nicht aus! Ich halt's nicht aus! Nein, dieser Schmerz, dieser Schmerz! Weib,“ — die Frau war während der Zeit an der Seite des Kontrolleurs auf der Schwelle des Krankenzimmers erschienen — „Weib, ich schlag' dich tot! Ich bring' dich um, ich erwürge jeden, der mir zu nahe kommt!“ Diese Worte waren auch auf der Platte des Phonographen niedergelegt. Entsetzt prallte der Kontrolleur zurück, als er Flurnagel dergestalt toben hörte.

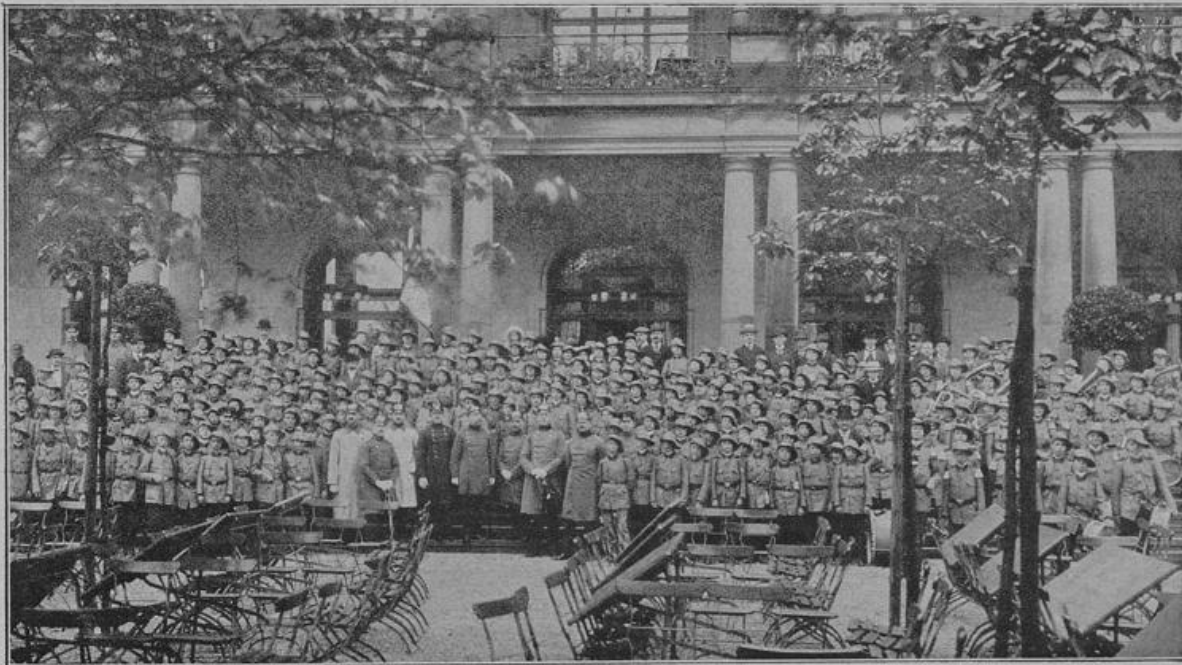
„Mein Gott,“ sagte er erschrocken, „es war aber doch schon einmal viel besser; ist es denn wieder schlimmer geworden?“

„Ach leider, leider viel schlimmer, viel schlimmer!“ seufzte Frau Flurnagel, ich weiß gar nicht, ob ich's allein durchmache; er ist direkt gefährlich, mich kennt er ja, aber ich darf keinen Fremden zu ihm lassen, dem springt er gleich an den Hals. Gehen Sie mal hinter die



Schriftmacher Erkelenz legte auf der Radrennbahn in Düsseldorf-Oberkassel mit einem 6,5 PS starken Rennmotor 5 km in 3 Min. 2 Sek. zurück und schlug damit die bisherige Höchstleistung um 10 Sekunden.

spanische Wand, da können Sie sich gleich selbst überzeugen!“
„Danke verbindlichst!“ rief der Beamte mit einem leisen Schauer, „ich will das gar nicht erleben, ich habe mich überzeugt, daß Ihr Herr Gemahl zu Hause ist, mein Leben aufs Spiel zu setzen, das verlangt kein Mensch von mir!“
Damit ging er, und mit seinem Gehen verstummte das Schmerzenseheul hinter der spanischen Wand, um einem Triumphgeschrei Platz zu machen. Wie er war, in Nachthemd und Unterhosen, sprang Flurnagel hinter dem Schirm hervor, kriegte seine eben wieder eintretende Frau beim Kragen und tanzte mit ihr einen Freudentanz, dessen sich der wildeste Indianerstamm nicht hätte zu schämen brauchen.
Nun gingen herrliche Tage für den Herrn Registrator an. Seiner Frau übergab er, als er das erstmal die Wohnung verließ, drei Phonographenplatten, die er hatte anfertigen lassen und die in verschiedenen Stufen seine Leiden schilderten und den mit allem möglichen bedrohten, der sich ihm zu nahen wagte. „Drei,“ sagte er, „es könnte auffallen, wenn ich alle Tage daselbe seufzte.“ O, der Herr Registrator Flurnagel war ein feiner Kopf. Er lehrte seine Frau, eine sehr kluge Person, wie man die Platten auflegt und vermittels eines Druckes auf einen elektrischen Knopf im Korridor den Phonographen in Bewegung setzt. Die Frau hatte das in einer



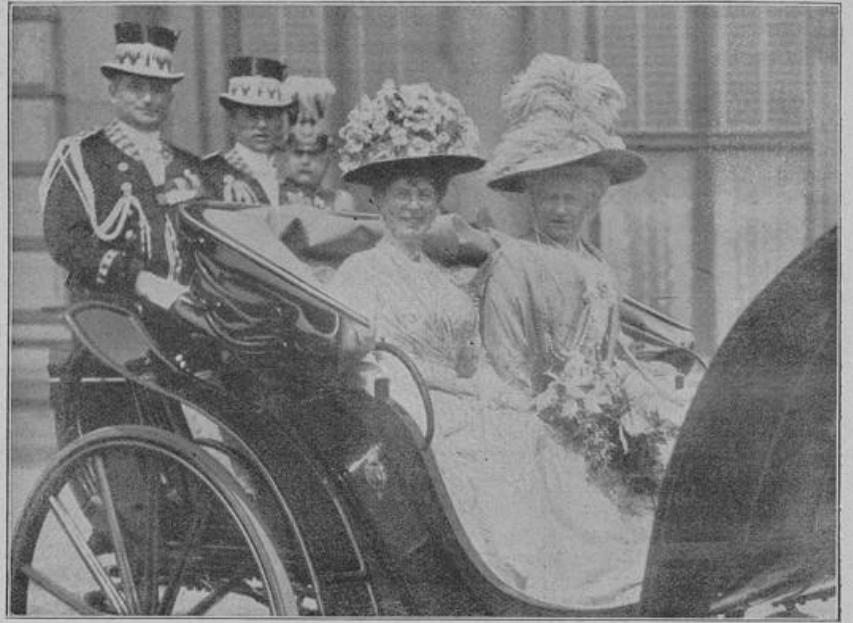
„Jung Deutschland Düsseldorf“ nahm am 18. Mai teil an der Fahnenweihe der Jugendwehr des Elberfelder Kriegerverbandes, durch den Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz in Elberfeld.

Bild. Lehninger, Düsseldorf.

Minute begriffen. Und dann überließ sich der Herr Registrator Flurnagel sorglos allen Freuden des Urlaubs: Stat, Spaziergänge, Wasserfahrten, Pidnids, Regelpartien, Varietés, Theater, kurz alles, was die Welt von Vergnügungen kennt! — Er konnte es ja, zwanzig Mark brachte ihm seine verstauchte Hand pro Tag ein, und zu Hause hütete der Phonograph für ihn das Bett, seufzte, stöhnte, lamentierte und schimpfte! Jede Gefahr der Entdeckung war ausgeschlossen, dazu waren die Vorsichtsmaßregeln zu flug angewendet.

Herr Registrator Flurnagel hatte recht, sich sicher zu dünken, es konnte nichts passieren, wenn alles richtig gehandhabt wurde, aber der Mensch ist doch nur ein Zahn an dem Kammrade des Schicksals, und wenn ein Sandkörnchen gerade auf den Zahn fällt, dann ist's gefehlt! —

Frau Registrator Flurnagel war eines Morgens — der Herr Gemahl war schon um fünf zu einer Landpartie gefahren — gerade dabei, den Phonographen aufzuziehen, er mußte alle Morgen aufgezogen werden, als ihr einfiel, daß sie ja auch eine andre Platte auflegen müsse. Sie ging also nach dem Kasten, wo die Platten lagen; es waren eine ganze Menge mitgeliefert worden, unter Abnahme von zwölf Platten hatte das Geschäft den Apparat nicht abgegeben, nahm eine heraus, um die richtige zu suchen, und legte sie beiseite, dabei fiel ihr ein, daß es auch einmal Zeit wäre, das Bett ein wenig zu machen; sie nahm daher den zwischen Schimpanzen und Mitrocephalen schwankenden Perückenstod heraus und legte ihn auf den Tisch, dann zog sie den Phonographen unter dem Bett hervor, stellte ihn ins Bett und nahm die Platte ab. In diesem Augenblick klingelte es.



Ankunft des englischen Königspaares am 21. Mai 1913 in Berlin am Lehrter Bahnhof: Die deutsche Kaiserin und die Königin von England. Gebr. Haedel, Berlin.

Frau Registrator Flurnagel fuhr zusammen. Sollte das der Beamte sein? So zeitig. Jedoch man konnte nicht wissen. Wo war denn die Platte? — Nein, die war es nicht, das war ja die alte! Sie hatte doch vorher eine neue gesucht, sie hatte auch eine herausgelegt, richtig, da lag sie ja! Schnell befestigte sie dieselbe auf dem Phonographen, ließ denselben ruhig auf dem Bett stehen und lief nun schnell um nachzusehen, ob der Beamte auch wirklich so zeitig gekommen wäre. Ja, er war's — ein Blick durch das Guckloch genügte, es zu erkennen, ein Druck auf den elektrischen Knopf setzte den Phonographen zwei Zimmer weiter in Bewegung.



Ankunft des englischen Königspaares am 21. Mai 1913 in Berlin am Lehrter Bahnhof: Der Deutsche Kaiser und der König von England. Illust. Photoverlag.

„Ich komme etwas früher,“ sagte der Beamte, „ich werde aber dafür nicht lange stören. Wie geht es denn?“

„O, schrecklich, schrecklich,“ jagte die Frau, „er hat wieder die ganze Nacht getobt, da hören Sie nur, wie er wieder schreit — —! Sie deutete dabei mit der Hand nach der Richtung des Krankenzimmers, woher allerdings nicht näher zu unterscheidende Töne zu bringen schienen. „Hm me, hm je!“ machte der Beamte bedauernd. Frau Registrator öffnete die Tür, aber sie wäre beinahe vor Schreck umgefallen, und das: „hören Sie nur!“ kam ganz anders heraus, als sie es beabsichtigt hatte, denn hinter dem Bettschirm erklang nicht wie gewöhnlich das schmerzliche Seufzen des Kranken,

sondern sang eine fröhliche, wenn auch ein wenig schnarrende Stimme das Lied: „Trinken wir noch ein Tröpfchen, trinken wir noch ein Tröpfchen aus dem kleinen Hentelöpfchen!“

Der Beamte stand starr, noch starrer stand Frau Flurnagel! — „Was war das?“ Es sollte ihr wenig Zeit zur Überlegung bleiben, denn schon wechselte die Stimme hinter der spanischen Wand, und fröhlicher noch erklang der alte Studentengefang:

„Alle Weiber und Enten, die schwimmen auf der See — —“
 Noch immer standen die beiden im Türrahmen, fassungslos, ja, als die Stimme im Bett — also der vermeintliche Schwerkranke — anfang: „Grad' aus dem Witzhans, da komm ich heraus!“ — —
 Da konnte sich der Beamte nur zu der wiederholten Frage aufraffen: „Was ist das?“ Während Frau Flurnagel sich so weit gefaßt hatte, um auf diese Frage antworten zu können: „Ein Potpourri,“



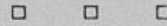
Feierlicher Empfang des Herzogpaares von Cumberland in Berlin: Das junge Brautpaar.
 Internationales Illustrations-Verlag.

denn sie wußte jetzt, daß sie vorhin die Potpourriplatte aus Versehen aufgelegt, und daß jetzt das ganze Potpourri ertönen werde. Und richtig, da ging's schon weiter: „Rädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite!“ —

Aber wie sie den Gedanken erst gefaßt, da gab ihr die Verzweiflung eine Rettungs idee ein.

„Er hat den Verstand verloren! Retten Sie sich! Retten Sie sich!“ und versuchte, den

Beamten aus der Stube zu drängen. Aber es war zu spät; mit einem Handgriff hatte der Kontrolleur die spanische Wand ungerissen. Unbedeckt stand das leere Bett vor ihm, nur der Phonograph stand darin und quälte frech: „Ich bin lieblich, du bist lieblich, wir sind beide ein paar Lumpen!“



Feierlicher Empfang des Herzogpaares von Cumberland in Berlin am 22. Mai 1913:
 Die Kaiserin und die Herzogin von Cumberland. d.



Der Kaiser und der Herzog von Cumberland.
 Int. Ill.-Verlag.

Soldatenrache.

Humoreske aus dem Soldatenleben von Karl Pauli.

Wuttig! — Kerl, Sie sind der fossilste Soldat, den ich in meinem Leben gesehen habe!" schrie der Sergeant Müller wütend.

Was er damit sagen wollte, wußte er zwar nicht, aber das schadete um so weniger etwas, da die vor ihm aufgestellten Leute seiner Korporalschaft es ebenjowenig wußten; am wenigsten wußte es aber Wuttig, der Missetäter selbst. Er war schon alles genannt worden, aber fossil! Das war ihm zuviel; warum fossil, wo er sich doch rein von jeder Schuld fühlte. Aber der Sergeant hatte eine Pike auf ihn, das wußte er um so besser. Er machte ihm oft die ungerechtesten Vorwürfe; so nannte Wuttig, sich selbst aufrichtend, die oft

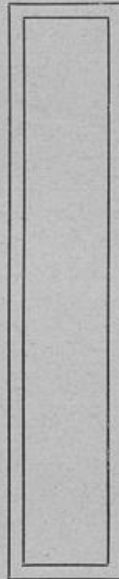
Treffen und Sergeantenknöpfe verschmähend, das ist Rang, Hoheit und Stellung — wählte sie Wuttig, und noch dazu in einer Zeit, wo er nicht einmal Gefreiter war, sondern noch ebenso gemein wie die andern.

Und deshalb war Wuttig in den Augen des Sergeanten Müller der fossilste Soldat von der Welt, obwohl er selber nicht wußte, was das heißt.

Wuttig war ein hübscher Kerl, groß und kräftig gebaut, blondhaarig und blauäugig, mit breiter Stirn, feder Stumpfnase und andern angenehmen Eigenschaften behaftet. Lina liebte ihn heiß,



Ein goldener Pokal, das Hochzeitsgeschenk des Königs von England für das junge Paar.



Int. M. Co.



Das Hochzeitskleid der Prinzessin Viktoria Luise, das am Tage nach der Hochzeit im Kunstgewerbe-Museum in Berlin ausgestellt wurde.

nicht mehr seinen Schimpfereien des Sergeanten, und deshalb ärgerte er sich auch jetzt nicht über das unverständene Wort, sondern grinste still vor sich hin. Warum der Sergeant auf Wuttig eine Pike hatte? — Warum? — Warum? — Das ewig alte — cherchez la femme! — das ewig Weibliche, hier ward's Ereignis!

Lina hieß sie und diente auch, aber nicht beim Kommiss, sondern beim Geheimrat Barometerstand. (Ich kann doch nichts dafür, der Mann hieß eben so.)

Als was sie diente? Ja, sie sagte als feineres Mädchen für alles. Es wird aber wohl nicht so schlimm gewesen sein.

Ihre braunen Augen hatten es dem Sergeanten angetan; er träumte in der Nacht von ihr, wenigstens behauptete er es. Es ist möglich, daß er es sich nur einbildete. — Wuttig sagte, der sei zum Träumen viel zu dumm. Aber ach, „ein Jüngling liebt ein Mädchen, die hat einen andern erwählt!“

und er, der biedere Sohn Westpreußens, erwiderte diese Liebe mit Hingebung und Bärtlichkeit.

Wutchnaubend gab der Sergeant die Position verloren, aber er schwor Rache, schwere, grimme, fürchterliche Rache!

Es war an einem Sonntagvormittag, golden lachte die Sonne — ich überlasse es dem verständigen Leser (und ich halte jeden für verständig, der meine Sachen liest), sich den obenstehenden Sommervormittag selber auszumalen; Anleitung findet er in jedem Journalleserzirkel.

An diesem Vormittag war es, als der Sergeant Müller vor der Front seiner Korporalschaft in die in dem Eingang der Erzählung wiedergegebenen Worte ausbrach; er endete aber nicht wie oben, sondern heftete einen Nachsatz an seine Rede, kurz, aber inhaltsschwer.

„Sie werden,“ schloß er seine Strafpredigt, „heute nachmittag bei mir zum Rapport antreten; Morgen!“ machte kurz kehrt und ging.



Vom 25. Jubeljahr des Eifel-Vereins. Das Festessen im Saal des Bürgervereins zu Trier. In der Mitte (X) Staatsminister Graf Dr. v. Rheinbaben, Oberpräsident der Rheinprovinz.

III. 25. 1898. 411.

Starren Auges blickte ihm Wuttig nach. Der Schlag saß. Um zwei Uhr erwartete ihn Lina, die heute ihren Sommermittagsausgehtag hatte.

War das Müller bekannt?

Wahrscheinlich. — Wuttig vermutete es und murmelte hinter dem Sergeanten ein Wort, dessen erste Silbe ein Tier bezeichnet, aus dem man sehr schöne Würste machen kann, und die zweite ebenfalls ein solches, aus dem man zwar keine Würste macht, sondern das man zuweilen an die Kette legt.

Mitleidig betrachteten die Kameraden den Gemasregelten. Daß sie alle pußen halfen, war selbstverständlich; Soldaten helfen sich stets, wenn es gilt, dem ungerechten Zorn eines Vorgesetzten gegenüberzutreten.

So trat denn Wuttig, als es zwei Uhr schlug, bei dem Sergeanten feilmarschmäßig zum Rapport an. Jeder hatte sein möglichstes

Sergeanten das Innere des Gewehrlaufes nicht genügend blank. Deshalb: in einer Stunde nochmals antreten.

Zähneknirschend machte Wuttig kehrt.

In einer Stunde war es halb vier! Was würde Lina tun?

Zunächst wurde der Gewehrlauf gepuht. Sieben Kameraden halfen, jeder puhte sieben Minuten. In neunundvierzig Minuten war der Gewehrlauf so blank, daß der Sergeant Müller, als er beim Rapport hineinsah, beinahe auf dem rechten Auge erblindet wäre.

Aber auch diesmal sollte die Prüfung nicht vorüber sein; am Kolben wollte Müller einen Flecken finden, und deshalb: in einer halben Stunde nochmals antreten.

Und: „In einer halben Stunde nochmals antreten!“ lautete es, als Wuttig das viertemal angetreten war. Und: „In einer halben Stunde wieder antreten!“ lautete es noch dreimal, und da war es sieben und alles vorbei: der Sommermittag, die Lina und die



Blick auf die Feuersbrunst in Preshburg, die am 18. Mai ausbrach und über 100 große Steinhäuser, zwei Kirchen sowie zahlreiche öffentliche Gebäude vernichtete. Berliner Ill.-Ztg.

getan, der ganze Generalstab der deutschen Armee hätte an Wuttig kein Stäubchen oder Fleckchen entdecken können, aber Wuttig ehnte, er werde das erstemal nicht loskommen, da hätte er ja immer Lina noch getroffen.

„Er wird schon was finden,“ sagte er zu den Kameraden, die ihm Mut einsprachen, und richtig, was kein Feldmarschall, kein Oberstleutnant, kein Oberst, kein Major, kein Hauptmann, kein Leutnant oder Feldwebel gesehen hätte, das durch Eifersucht geschärfte Auge des Sergeanten entdeckte es.

Die Fäspelierung des Armelausschlags war nicht sauber genug. Wenn ein Vorgesetzter an einem Soldaten etwas auszuforschen hat, findet er immer etwas.

In einer halben Stunde nochmals antreten, lautete der Bescheid. Wuttig trat in einer halben Stunde nochmals an. Er hatte den Armelausschlag nicht gereinigt, nicht einmal abgebürstet hatte er ihn, trotzdem wurde er jetzt rein befunden, aber dafür erschien dem

Hoffnung; denn als Wuttig, als er endlich nicht mehr anzutreten brauchte, versuchen wollte, bei Lina anzutreten, da brachte ein Junge ihm einen Zettel, dessen Inhalt lautete:

„Abols!“

Du bist schlecht! Ich hatte mir so sehr auf Dir gefreut, und nun kommst Du nicht! — Hast Du mir vergessen oder bist Du mit eine andere aus. Leb wohl auf ewig, Dienstag bin ich nicht zu Hause.

Hochachtungsvoll! Lina Hadenport.

P. S. Jetzt gehe ich auch tanzen; so schlecht wie Du bin ich noch lange nicht!“

Mit dem eigenen Instinkt kulturunbedeuter Naturen verstand Wuttig sofort jedes Wort des kranken Schreibens; er verstand es, wie ein Indianer die Bilderbriefe zu lesen versteht, instinktiv und weil er sich in seinem Schreiben ungefähr ebenso ausgedrückt haben würde.

(Schluß folgt.)

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 7. Juni

1915.



Die Parade im historischen Potsdamer Lustgarten am 27. Mai.

Als Abschluß der Hochzeitsfeierlichkeiten am Kaiserhofe fand im historischen Potsdamer Lustgarten, wo einst Friedrich der Große die langen Kerle exerzierte, die Parade der Potsdamer Gardetruppen statt. Statt des üblichen 31. Mai war der 27. Mai gewählt, um dem englischen Königspaare die Elite der Gardetruppen vorzuführen. 1. Der Kaiser in der Uniform des Gardedukors mit Adlerhelm, schwarzem Kürasch und Hofenbandorden. 2. Der König von England in der Uniform der 1. Gardedragoner mit dem Band des Schwarzen Adlerordens. G. Heuer & Kienise, Charlottenburg.



Wie das Meer!

Skizze von A. v. Heyden-Crone.



Ihre Bekanntschaft hatte damit begonnen, daß sie ihm in die Arme gefallen war. — Unter gewöhnlichen Umständen wäre dies ein sehr unpassender Anfang gewesen, aber wie die Verhältnisse einmal lagen, ließ sich nichts darüber sagen.

Es war ein ziemlich stürmischer Tag in Ostende, an dem dies geschah, und nur die ausdauerndsten Badegäste plätscherten im Meerwasser und ließen sich von den Bogen noch deren Gutsdücken hin und her werfen. Da hatte eine besonders starke Welle in übermütig hochgehender Laune Harriet Delorme einfach Paul Theodor Congen in die Arme geworfen, die er, geistesgegenwärtig wie immer, gleich öffnete. So entging er dem Schicksal, sich wenig ruhmvoll auf den Seesand zu setzen und Harriet als süße Last über sich fallen zu lassen.

Im ersten Moment standen sie etwas verblüfft über diese innige Berührung, dann aber lachten beide wie aus einer Kehle, ein frischfröhliches Lachen.

Damit war ihre Bekanntschaft eingeleitet, und eine Bekanntschaft, die so eigenartig feucht begonnen, mußte notgedrungen auf dem trockenen fortgesetzt werden.

Sie waren beide bekannte Persönlichkeiten: Paul Theodor Congen, der beliebte Modeschriststeller, und Harriet Delorme, die Bildhauerin, deren Denkmalsentwurf für die Hauptstadt D. mit dem ersten Preise gekrönt worden war. Von Arbeit und Gesellschafts-

trübel wollten sich beide erholen und ganz in Einsamkeit ihrer Gesundheit und Nervenstärkung leben, daher hatten sie sich die Vorsaison ausgelacht, um nicht doch vielleicht wider Willen in das unruhige Badeleben gezogen zu werden. Aber jetzt plötzlich fanden sie, daß die Einsamkeit doch keine richtige Erholung sei, und daß der Mensch einen Nebenmenschen zur gelegentlichen Aussprache braucht. Eine hübsche, reizvolle junge Künstlerin war in Paul Theodors Augen

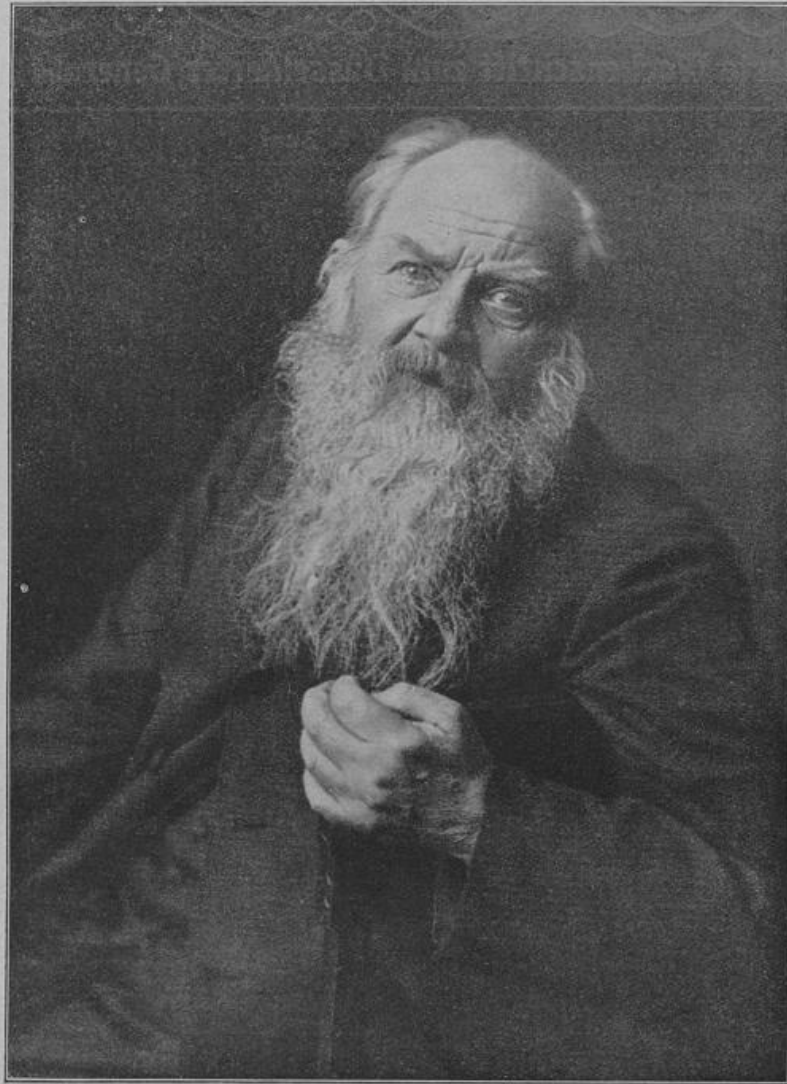
gerade das, was ihm bisher zur richtigen Auffrischung fehlte, und für Harriet bedeutete der geistreiche und bekannte Schriftsteller eine sehr interessante Anregung nach den vierzehn stillen Tagen, die sie im Ostender Sande verträumt hatte. Ihre lebhaften Naturen waren des Alleinsins müde, und so fanden sie sich gerade zur glücklichen Stunde. Morgens nach dem Bade legen sie gemeinsam am Strande,

saßen nachmittags auf der Esplanade und sahen die Dampfer aus Dover kommen, wanderten dann gemeinsam weit hinaus durch die eleganten Häuserreihen zu den fasten Dünenhügeln und genossen abends auf der feingemauerten Klage über den funkelnden Meeresbogen den Vollmondzauber. Dabei tauchten sie ihre Meinungen und Gedanken aus, die fast stets einander entgegengesetzt waren. Doch lag gerade in dem Gegensatz der Reiz, und beide fanden ein prickelndes Vergnügen darin, einer den andern zu widerlegen. Und dann konnten sie stundenlang miteinander schweigen, oder sie spielten vergnügt wie die Kinder im Sande, schaufelten, gruben und suchten Muscheln.

Wenn sie Lust und Wasser genügend bewundert und sich nach einem andern Genuß sehnten, fuhren sie hinüber nach der alten, verträumten Märchenstadt Brügge, in deren Straßen das Gras wächst und in deren stillen Kanälen sich blühende Rosen- und Holunderbüsche spiegeln. Es ist, als ob die Jahrhunderte spurlos an diesem

Stückchen Mittelalter vorübergezogen, das noch immer im Dornröschenschlaf liegt und auf seinen befreienden Ritter Neuzeit wartet.

Hier waren sich Künstlerin und Schriftsteller auch immer einig, wenn sie Stunden stiller Beschaulichkeit vor den herrlichen Memlings und Jan van Eycks zubrachten und sich gleichmäßig ereiferten, daß Michelangelos herrliche Maria mit dem Jesusknaben verborgen steht hinter einem modernen, geschmacklosen Kreuzfix. Doch am



Prof. Ed. von Gebhardt,

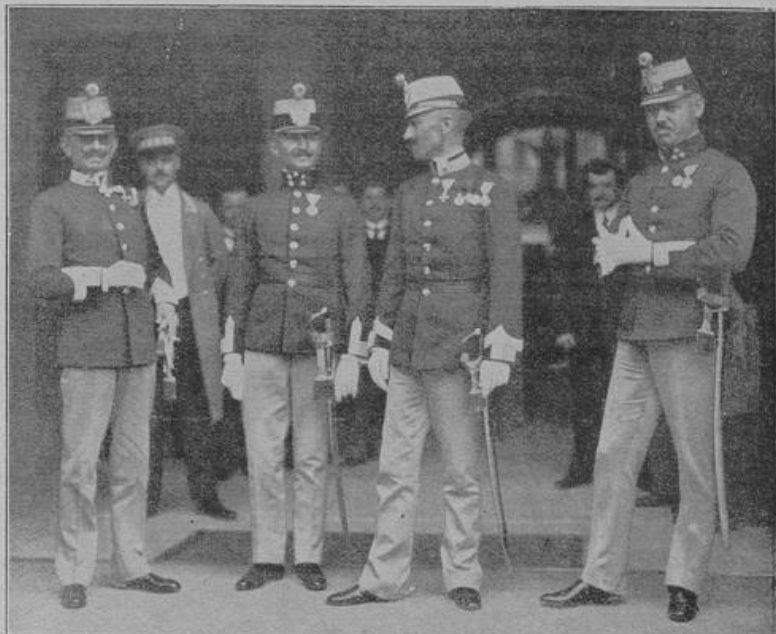
der berühmte Düsseldorfer Maler, begeht am 13. Juni (a. St.) seinen 75. Geburtstag.

liebsten wanderten sie durch die Gassen und Gäßchen, in denen nur ab und zu das Geklapper der Holzpantoffeln ertönt und eine alte oder junge Büssigerin im dunklen, braunen Kapuzenmantel bedächtig durch die Straßen schreitet.

So vergingen zwei Wochen köstlicher Sommertage. Draungebrannt, erholt und wieder schaffenslustig, dachten beide an die Heimreise und fuhren zum Abschiednehmen noch einmal nach Brügge. Sie besuchten dort auf Harriets Wunsch den großen Beginenhof. Etwas kahl und nüchtern sahen die Reihen der kleinen einstöckigen Häuschen aus, alle hell getönt, einander ähnlich wie ein hellglasierter Pfefferkuchen dem andern, meinte Paul Theodor.

Lachend wehrte Harriet diesen unpoetischen Vergleich ab, und sich dann an eine der vorübergehenden Beginen wendend, bat sie um die Erlaubnis, die Häuser von innen besehen zu dürfen.

Sie wurden zur Oberin gebracht, die sie freundlich herumführte. Innen herrschte dieselbe Nüchternheit und Sauberkeit wie außen. Alles weiß getüncht und blütenweiß gewaschen, kein Bild an den Wänden, kein überflüssiges Stück Möbel, nicht einmal ein zweiter Stuhl für einen etwaigen Besuch. Im großen Arbeitsaal sahen die Schwestern bei wunderbar feiner Spitzenarbeit und



Zum Regierungsjubiläum des Kaisers: Die österreichische Militärabordnung
des Inf.-Reg. Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, Nr. 54, die am 27. Mai in Berlin eintraf. Sie besteht aus dem Regimentskommandeur Wöhring, Major Marszo v. Verebely, Hauptmann Horvath und dem Oberleutnant Materny. A. Grohs, Berlin.



Zum Regierungsjubiläum des Kaisers: Die russische Militärabordnung
des Kaiserlich Russischen St. Petersburgs Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm III. mit dem Regimentskommandeur Generalmajor Bode, Oberst Zabczynski, Hauptmann Werlowzew und dem Leutnantsadjutant Kasalski, die am 27. Mai in Berlin eintraf, um dem Kaiser die Glückwünsche des Regiments zum Regierungsjubiläum zu überbringen. A. Grohs.

gaben ein Bild emsiger Tätigkeit wie auch stiller Abklärung und Zufriedenheit. Der ganze Beginenhof schien eine Stätte der Ruhe, des Friedens und der Weltabgeschiedenheit, und sinnenden Blickes ging Harriet mit ihrem Begleiter aus dem Tore und über die Brücke wieder ins Leben hinein.

„Eigentlich führen die Schwestern ein beneidenswertes Leben,“ meinte sie nachdenklich. „Man sollte sich auch von der Welt abscheiden und nur sich selbst und der Kunst leben.“

Paul Theodor blinnte sie lächelnd an.

„Was sind Sie doch für ein Stimmung- und Augenblicksmensch,“ meinte er dann. „Heut: möchten Sie eine fromme Begine mit übrigens ganz kleblamer origineller Tracht werden, und morgen sind Sie wieder Kind der Welt und können nicht genug von deren Freuden genießen.“

Sie sah ihn nun auch lächelnd an.

„Und ergibt sich nicht eins aus dem andern? Werden nicht häufig aus den tollsten Weltkindern die frömmsten Betschwestern?“ fragte sie lustig. Er runzelte ärgerlich die Stirn.

„Sie sollten nicht so etwas reden. Sie sind kein tolles Weltkind und dürfen auch nie eine Betschwester werden.“

„Händen Sie das so schlimm?“ Traumverloren schaute sie über das stille, klare Wasser, an dem sie jetzt standen und in dem sich die hohen grünen Bäume und der alte, schwere Wartturm in voller Klarheit spiegelten.

„Solch ein Beginenhof wäre einmal eine gute Heimstätte. Ich bin ein armes Waisenkind, dem Vater und Mutter gestorben sind, da habe ich oft Sehnsucht nach einer Heimat.“

Er ergriff stürmisch ihre Hand und sah ihr tief in die Augen.

„Die werden Sie anderswo finden, Harriet, finden und geben. Ich bin auch ein Waisenkind.“

Wollen Sie meine Heimat sein und mich die Ihrige werden lassen?" Es war ganz still um sie herum, nur zwei Schwäne kamen neugierig herangezogen, und die Sonne sah durch das Blättergewirr und wob einen goldenen Strahlenglanz um ein glückliches Paar, das sich jetzt zum zweiten Male in den Armen lag und diesmal keine Eile hatte, sich zu trennen.

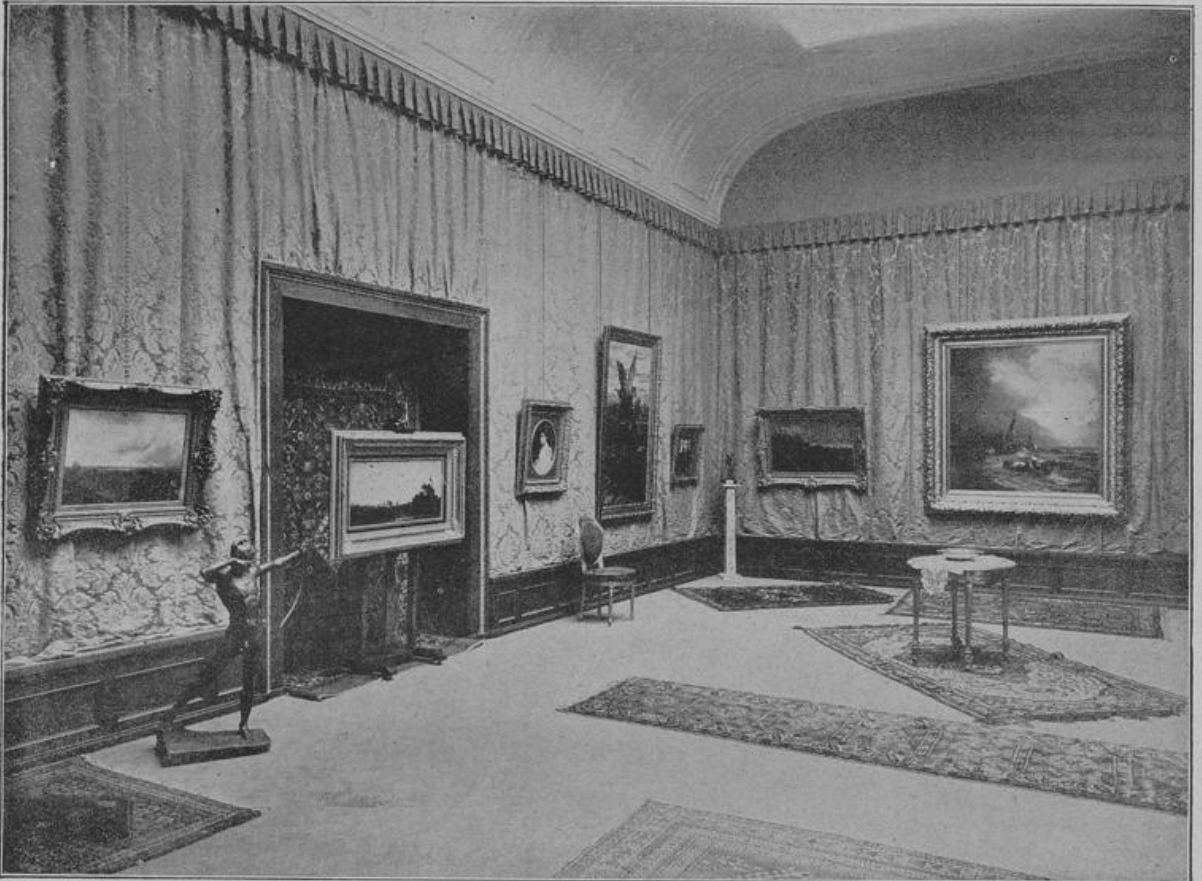
"Weißt du," meinte Harriet bei der Heimfahrt, "eigentlich haben wir uns wie in einem altmodischen Roman gefunden. Zwei Waisenkinder, die am Rande des „Minnewasser" genannten Teiches den ersten Kuß tauschten und denen ein neugieriges Schwänenpaar dabei zuschaut, das schmeckt mehr nach der Biedermeier- als nach der Neuzeit. Laß ja niemand etwas von dieser Stilwidrigkeit hören, sonst ist es aus mit deinem Ruf als moderner Schriftsteller." Doch der junge

So ging sie wieder ins Atelier und er an den Schreibtisch.

Doch Conzen hielt es nicht lange dort. Hatte er eilig eine Stunde geschrieben, so zog es ihn zu der Geliebten, und so gewöhnte er sich daran, vormittags zu Harriet ins Atelier zu kommen und ihr seine Entwürfe vorzulesen. Beim Aussprechen hielten sich ihm die Ideen, und er konnte am folgenden Morgen leichter schaffen, wie er behauptete.

Sie stand im weißen Arbeitskittel, knetete und formte und hörte dabei doch mit Verständnis zu, zwischen durch eine treffende Bemerkung einwerfend und auch mit einem Tadel nicht sparend.

Sie fanden dieses gemeinsame Arbeiten ideal, doch dauerte das nur kurze Zeit. Harriet, die erst mit doppeltem Eifer geschaffte, fühlte sich bald erlahmt. Die ewige Aufmerksamkeit, die der Mann für sich und sein Werk beanspruchte, zog sie von dem ihrigen ab. Sie



Saal aus der Ableitung des Architekten Herrn. vom Ende (W. D. A.) in der Raumkunstausstellung der Großen Kunstausstellung Düsseldorf 1913. Jof. Heme.

Bräutigam lachte nur glücklich. „Ob biedermeierlich oder modern, wir haben uns, und das ist die Hauptsache. Zudem war unser eigentliches Finden die Umarmung im Meere, und ich denke, das war modern genug. Das Meer ist das Symbol unserer Liebe. Stürmisch ist sie und gewaltig wie dieses. Weinst du nicht auch, Liebling?" Sie nickte nur zustimmend und schmiegte sich fester an ihn.

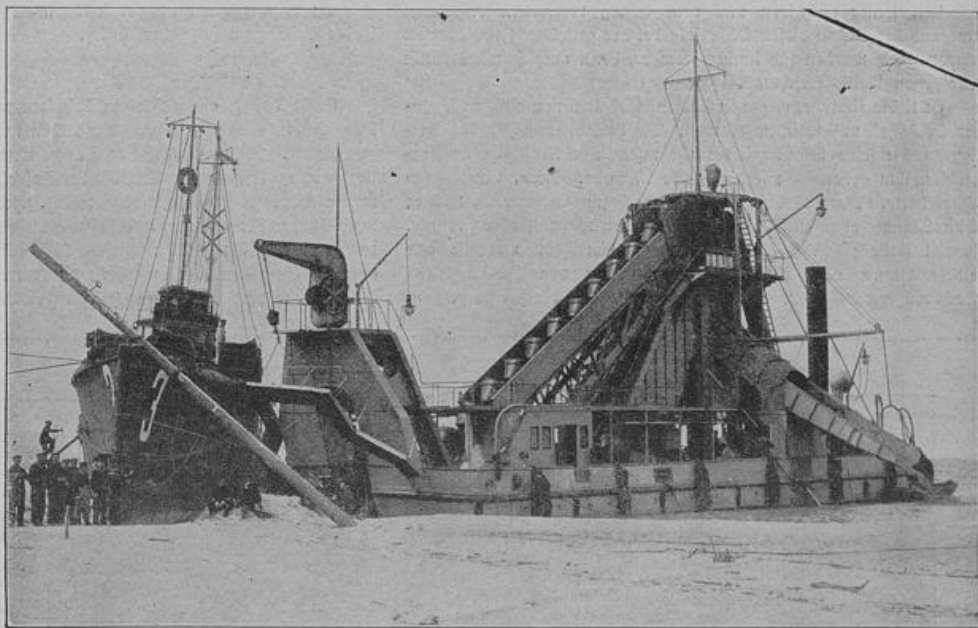
Nach einigen Tagen reiste das Brautpaar ab. Conzen besaß kein eigentliches Heim und konnte sein neues Buch ebensogut in Weimar schreiben, wo Harriet studierte, wie an einem andern Ort. Heirateten wollten sie erst zum Winter und dann gemeinsam nach Italien gehen, aber warum sollten sie sich vorher unnötig trennen. Mußten nicht beide besser schaffen, wenn sie sich nahe waren, ihre Gedanken und Entwürfe miteinander besprechen konnten?

konnte sich nicht mehr so darein vertiefen, alles wurde flüchtiger, ausdrucksloser. Und Paul Theodor, der, behaglich in dem alten geschnittenen Lehnstuhl sitzend, sich an der Gestalt der Geliebten und schließlich auch an seinem eigenen Werk berauscht hatte, wurde täglich verstimmt. Warum mußte Harriet immer in diesem abscheulichen Kittel dasitzen? Seine schönheitsdürstigen Augen wollten sie in fließenden Gewändern und harmonischen Farben sehen. Dieser Kartoffelsack, wie er ihr Arbeitsgewand im stillen nannte, zerriß ihm die Stimmung. Dazu verdroß ihn, daß sie an seinem Werk tadelte. Der verwöhnte, etwas eitle Mann, dessen Bücher, von der Mode getragen, sechzig bis siebzig Auflagen erlebten, war aus Frauenmund nur an Schmeicheleien und Lob gewöhnt. Und die eigene Braut bewunderte jetzt sein Genie nicht rückhaltlos, sondern war

Torpedoboot V3 auf dem Strande bei Misdroy.

Eine äußerst schwierige Arbeit war das Abbringen des bei Misdroy im Schneesturm hoch und trocken auf Strand gekommenen Torpedoboots V 3. Da der Strand sehr weit in See hinaus flach war, mußte eine Rinne durch einen mächtigen Seebagger hergestellt werden, ehe an das Abschleppen des Torpedoboots gedacht werden konnte. Der Bergungsfirma H. Spruth in Greifswald war die Arbeit übertragen worden. Letztere wurde durch Stürme, die in einigen Stunden die Arbeit von Wochen vernichteten, unterbrochen, bis es nach erneuter vierwöchiger Arbeit endlich gelang, das Torpedoboot vom Strande zu bringen. Das Bild zeigt den großen Bagger bei der Arbeit.

Max Dreblow, Stettin.



kritischer als der schlimmste Kritiker. Erst reizte es ihn, sie mit ihrem Urteil zu widerlegen, aber dann schwieg er verlegt, da sie nur lächelnd die Schulter zuckte und sagte:

„Es tut mir leid, Liebster, aber ich muß einmal bei meiner Ansicht bleiben.“

Danach fing er an, ihr Werk zu betrachten, fand hier etwas flach, dort eine Stellung einfach unmöglich und freute sich, wenn

eine Unmutsfalte auf ihrer sonst so heitern Stirn erschien und sie ihn kurz abwies:

„Bester Paul, als Laie verstehst du das nicht und kannst es nicht beurteilen.“

Aus diesen kleinen Verstimnungen erwuchsen größere. Er kam am Vormittag nicht mehr ins Atelier, aber trotzdem konnte Harriet nicht besser schaffen. Ihre Gedanken beschäftigten sich zuviel mit ihrem Verlobten. Sie hatte seinen Namen genannt, aber nicht seine Werte. Jetzt, bei deren Lesen, fühlte sie eine gewisse Enttäuschung. Ja, sie waren geistreich, aber flach. Nicht ein Mensch mit tiefem Empfinden hatte sie geschrieben, sondern ein Poleur, bekannte sie sich mit ehrlicher Trauer. Er versuchte nicht, seines Stoffes Herr zu werden und ihn zu gestalten, sondern berührte nur die Oberflächen und begnügte sich an brillianten Einfällen und padenden Episoden. Vergebens bemühte sie sich, ihrem Bräutigam gegenüber anerkennende Worte zu finden. Ihrem wahrheitsliebenden Charakter widerstrebten sie und kamen seltsam gequält und hölzern heraus.



Gemeinsame Übung der Freiwilligen Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz von Haan, Gruiten und Hochdahl am 25. Mai.

Karl Krüger, Haan.

Mit seiner sensiblen und vom Erfolg verweichlichten Natur empfand der Mann diesen Mißerfolg bei der geliebten Frau doppelt schwer. Sie wurden sich immer fremder, denn auch Harriets Kunst war gegen Pauls Geschmack.

Er liebte zierliche, elegante Sachen, Gefalten von einschmeichelnder Schönheit und weichen Formen. Die harten, knöchigen Arbeiterfiguren, die seine Braut mit beinahe männlicher Kraft schuf, widerstrebten ihm genau so wie die Werke Meuniers, die er niemals geschätzt hatte. Nur daß bei einer Frau noch schrecklicher war, was er beim Manne allenfalls kraftvoll und lebenswahr finden konnte. Harriet sollte zierliche, kleine Statuetten fertigen, moderne Gesellschaftstypen oder allenfalls Porträtskizzen von Fürstlichkeiten oder berühmten Leuten. Das waren die Modelle, die für sie paßten,

Da reiste Harriet kurz entschlossen eines Tages und hinterließ ihrem Bräutigam folgenden Brief:

„Lieber Freund!

Es ist besser, einen Irrtum beizeiten zu erkennen, als lebenslänglich sein Sklave zu sein. Wir lieben uns, aber wir passen nicht zueinander. Daher ist es besser, sich zu trennen, ehe die Liebe ganz starb und an ihrer Stelle vielleicht der Haß erwuchs. Du sagtest einst, unsere Liebe sei stürmisch und gewaltig wie das Meer, sie war nur wechselnd, unstet und verführerisch wie dieses. Unsere Talente stehen zwischen uns. Sie sind zu sehr ein Teil unseres Selbst, um für den andern aufgegeben oder ungeändert zu werden. Vielleicht ist meine Heimat doch eher im Beginenhof als bei Dir.



Aufführung der *Bakchen* des Euripides im antiken, seit 1873 ausgegrabenen Theater zu Fiesole bei Florenz.

Die Uebersetzung lieferte Romagnoli, die Musik Pizzetti.

Gebr. Haedel, Berlin.

aber daß sie die ihren aus der Heise des Volkes holte, ließ ihn erschauern. Als er ihr dies in möglichst liebevoller Art sagte, hatte sie nur ein kurzes herbes Lachen, aber kein Wort der Erwidern. Seitdem lag es wie eine stumme Kampfstimmung über ihnen. Sie durchlebten noch Stunden voll jubelnden Glückes, aber immer kürzer und feltener. Manchmal vermieden sie es fast, allein zu sein.

Zwischen ihnen beiden gingen Mißverständnisse und Mißtrauen. Einer glaubte, der andere wolle ihn nach seiner Form ummodellieren, einer meinte, daß der andere sein Talent nicht anerkenne. Sie entsannen sich plötzlich, daß sie sich schon in Ostende immer bekämpft hatten. Damals war es gerade der Gegensatz ihrer Anschauungen, der sie einander fesselnd machte. Heute wußten sie, daß für das tägliche Leben dies tägliche Kampf bedeutete, an dem ihre Liebe und ihr Glück zugrunde gehen mußte.

Lebe wohl und denke gleich mir der Tage in Ostende als eines Traumes von Glück und Liebe. Harriet.“

Paul Theodor Conzen las den Brief zweimal Wort für Wort. Dann faltete er ihn sorgsam und steckte ihn in seine Brusttasche. Harriet hatte recht, warum sollte man sich grollen. Ostende—Weimar waren zwei unglaubliche Kapitel in seinem Leben, aber er wollte um des erkern willen die Enttäuschung des letztern vergeben und Harriets in Freundschaft gedenken.

„Ja, ja,“ murmelte er, „nicht unsere Liebe, sondern wir selber sind wie das Meer, wechselnd, unstet und verführerisch.“ Und bei den letzten Worten spielte schon wieder ein triumphierendes Lächeln um seinen Mund.

□ □ □

Soldatenrache.

Humoreske aus dem Soldatenleben von Karl Pauli.

(Schluß.)

Tanzen war Lina gegangen! Das wurmte Wuttig am meisten; er glaubte es zwar nicht, aber er fürchtete es, es konnte doch wahr sein. Der Teufel der Eifersucht tanzte in seinem Herzen auf einem Weine Pokla und stieß seine spizen Hörner in das Gefäß der linken Herzkammer.

Rache! Rache! Rache! — Die alte Kaserne bebte unter der Wucht seines Rufes, und ein auf Freiersfüßen gehender Hund, der sich auf den unteren Flur gewagt, fuhr, den Schwanz zwischen die Beine klemmend, mit lautem Geheul davon.

Es schreit nach Rache das Geträch des Wuttig.

In der Nacht träumte ihm, der Sergeant Müller habe tausend Augen, und Lina habe sie ihm alle ausgekratzt.

Er wachte über diesen Traum auf und konnte nicht wieder einschlafen, bis seine grübelnden Gedanken gefunden halten, was sie suchten. Der nächste Tag war ein Montag. Am Montag fand Gewehrappell statt. Die Mannschaften waren auf dem Kasernenhof angetreten, die Offiziere standen plaudernd in Gruppen zusammen. Die Büchsenmacher gingen, die Gewehre untersuchend, die Front entlang.

Wuttig stand als Viertes auf dem linken Flügel. Nur einen Blick warf der Büchsenmacher in Wuttigs Gewehrlauf, um wie von

einer Katter gestochen zurückzufahren. Er riß dem Soldaten das Gewehr aus der Hand und eilte damit zum Hauptmann.

Der Hauptmann blinnte in den Gewehrlauf, fuhr ebenso erschrocken zurück und fragte nur: „Wer?“

„Füßler Wuttig!“ antwortete der Büchsenmacher.

„Wuttig, ttrretemm Sjice vvoor!“ schrie der Hauptmann, der, wenn er in Wut geriet, alle Buchstaben zweimal aussprach.

Wuttig trat vor. Jetzt kam auch der Major angeritten.

Es hatte sich während der Zeit eine Gruppe von etwa zehn Offizieren um den Hauptmann gebildet; alle nahmen das Gewehr in die Hand, sahen durch den Lauf und gaben es gewöhnlich mit dem Ausrufen eines mehr oder minder exotischen Tiernamens weiter.

Als der Major kam, reichte man es ihm sofort. Er fiel beinahe vor Schreck vom Pferde, als er hindurchgesehen.

Endlich trat der Hauptmann auf Wuttig zu. Er war ganz blaß vor Aufregung und Wut.

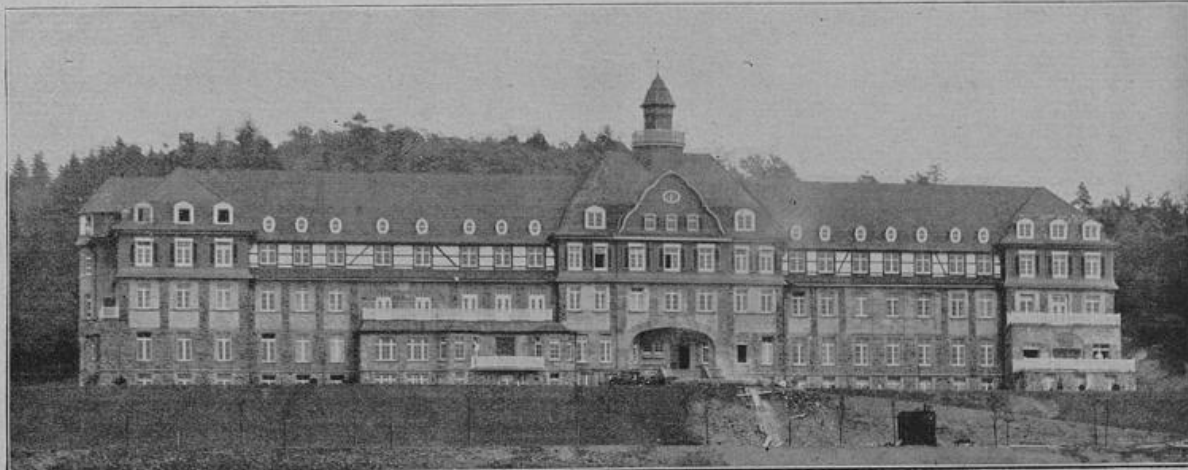
Er stieß Wuttig das Gewehr heftig in den Arm und sagte nur drohend: „Zuchthaus!“

Wuttig trat ins Glied zurück. Die Revision nahm ihren Fortgang. Nun ging ein fragendes Geflüster um Wuttig herum. „Was



Das Portal des Genesungsheims in Denkfingen.

Wils. Säge, Barmen.



Das Genesungsheim in Denkfingen, das, von der Allgemeinen Ortskrankenkasse Barmen mit einem Kostenaufwand von einer Million Mark errichtet, am 1. Juni eingeweiht wurde.

Wils. Säge, Barmen.

war denn?" „Weiß nicht!" entgegnete Wuttig kurz. O, und wie genau wußte er es. „Zeig doch mal!" sagte ein Kamerad und suchte ihm das Gewehr aus der Hand zu nehmen.

„Ach, laß doch!" gab der zur Antwort, „es hat doch keinen Zweck!" Aber er weigerte sich nur aus arger List, daß man ihn nötige, gab doch dem Drängen nach und zeigte den Kameraden das Gewehr.

Auch diese fuhren entsetzt zurück, als sie in den Lauf gesehen hatten. Was war das? Rostig konnte man das schon nicht mehr nennen, das war kein Ausbruch; wie mit braunem Filz überzogen sah derselbe inwendig aus, als sei Moos darin gewachsen.

„Mensch!" rief gleich der erste, „das ist dein Gewehr nicht, das haben wir doch alle gestern mit gepußt!"

„Was hat denn dein Gewehr für eine Nummer?" fragte ein anderer.

„Ach," sagte Wuttig, „laß doch, das nützt doch alles nichts!" Aber sie ließen ihn nicht los. „Zweiunddreißig," sagte einer.

„Ah!" frohlockten die Kameraden, „und das ist einundfünfzig! Gleich trittst du vor und meldest dich."

„Es nützt ja doch nichts!" antwortete Wuttig arglistig.

Was er gewollt, trat ein; die Kameraden stießen ihn förmlich aus der Front.

Der Hauptmann bemerkte es und trat näher. Er war jetzt wieder ganz ruhig.

„Was wollen Sie?"

„Melde gehorhsamst, Herr Hauptmann, daß das dorthin rostig befundene Gewehr nicht das meine ist!"

Wunderte sich niemand über die Klare, verständliche Ausdrucksweise Wuttigs. Er hatte vor dem Appell beinahe zwei Stunden Zeit dazu gebraucht, sich den Satz einzutüben.

„Wessen ist es denn?" fragte der Hauptmann.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, das weiß ich nicht; ich hatte mich etwas verspätet, und als ich an den Gewehrständer kam, stand nur noch ein einziges Gewehr da; in der Meinung, daß es das meine sei, nahm ich es. Die Nummer ist 51!"

„Waffenmeister!" rief der Hauptmann, „wer hat das Gewehr 51?" Regungsloses Schweigen herrschte, während der Waffenmeister sein Buch aufschlug.

„Nummer 51," sagte der Waffenmeister — er sah auf, als wolle er nicht mit der Sprache heraus.

„Nun?" rief der Hauptmann ungeduldig.

„Sergeant Müller, Herr Hauptmann!" rapportierte jetzt der Waffenmeister.

Die Unteroffiziere treten beim Gewehrrappell nicht mit der Waffe an. Ein allgemeines „Ah" der Erleichterung wurde in den Reihen der Mannschaften hörbar.

Der Hauptmann war einfach sprachlos.

Der Major, der herbeigeritten war, wäre wieder fast vom Pferde gefallen.

„Sergeant Müller!" schrie der Hauptmann.

Der Gefusene kam ahnungslos herbei.

Der Hauptmann hielt ihm das Gewehr hin und ließ ihn hineinsehen. „So sieht Ihr Inneres aus!" rief der Hauptmann.

Der Sergeant antwortete nichts, er hatte die Sachlage durchschaut; er wußte, daß Wuttig wahrscheinlich in der Nacht ein Heringsgerippe durch den Lauf seines Gewehres gezogen, sein eigenes in den Schlafraum des Sergeanten gestellt und das des Vorgesetzten auf dem Gewehrständer untergebracht. Das mußte er wahrscheinlich in der Nacht gemacht haben, und dann war er mit dem so präparierten Gewehr angetreten! O diese Gemeinheit! Aber er sagte nichts, er verteidigte sich nicht, er wußte, daß er nur Unrecht bekommen würde.

„Melben Sie sich zum Arrest!" Da erlebte Müller, das schien schlimm werden zu wollen.

Aber in Wuttigs Augen glänzte heimliche Schadenfreude. Heute morgen hatte er Lina um ihren ausgetragten Tausendaugentraum beneidet. Jetzt kam er ihm fast ärmlich vor.

Der Appell war zu Ende. Müller verließ an der Seite des Feldwebels den Kasernenhof.

„Aber, Müller," sagte der Feldwebel, „wie konnten Sie denn Ihr Gewehr so verlassen lassen?"

„Ach Gott, Herr Feldwebel," sagte der Sergeant niederschlagen, „das hat doch bloß der Kerl, der Wuttig, aus Rache getan!"

„Einen Herings-

schwanz?" sagte der Feldwebel verständnisinnig. „Haben Sie denn was mit ihm vorgehabt?"

„Ach," sagte Müller kleinlaut, „ich habe ihn gestern ein paarmal antreten lassen."

„Am Sonntag? Aha, da stecken Frauenzimmergeschichten dahinter. Müller, Müller — die Lina sollte wohl nicht mit ihm ausgehen. Nun haben Sie Ihren Arrest weg. Nur keine Frauenzimmer in den königlichen Dienst mischen! Aber das mit dem Wuttig, soll ich das melden?"

„Um Gottes willen!" rief Müller, „beweisen kann ich doch nichts, und da werde ich noch höchstens ausgelacht." Traurig ging er nach Hause.

Oben aber am Kasernenfenster stand Wuttig und las die Antwort Linas auf seinen erklärenden Brief — er sah Müller gehen, lachte höhnisch und sagte dann: „Der läßt keinen mehr Sonntags antreten; aber das weiß ich, wenn ich am nächsten Sonntag mit Lina spazieren gehe, dann gehe ich am Militärarrestgebäude vorbei. Dann weiß ich, dort sitzt er, das muß er durch die Mauern fühlen."



Von der Fölkerschlagjubelkürns-Sternfahrt des Leipziger Automobil-Klubs vom 22. bis 24. Mai, an der 150 Wagen teilnahmen: Die schwerste Sternfahrermannschaft, deren Wagen der starken Belastung wegen besonders bewertet wurde. Int. Ju.-Verlag.

Rhein und Düssel

nr. 27. Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger 1913.

Festschrift zum 25. Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II.



Kaiser Wilhelm II. als Generalfeldmarschall. Neueste Aufnahme.

1888

1913

Kaiser Wilhelm II. und die Armee.

Von Oberst z. D. Brose.

Als vor 25 Jahren in den Morgenstunden des 15. Juni Kaiser Friedrich für immer die Augen schloß, da hatte wohl ein jeder, der diesen weltgeschichtlichen Augenblick mit erlebte, das Gefühl: eine neue Zeit beginnt. Noch zitterte die Trauer um den heimgegangenen Gelbentaiser Wilhelm in allen deutschen Herzen, und nun hatte auch seinen Sohn, den Liebling des Volkes, eine heimtückische Krankheit dahingerafft. Die Augen der ganzen Welt waren damals auf den jungen Kaiser gerichtet, der mit 29 Jahren die Erbschaft zweier an Erfolgen so reichen Fürsten übernehmen sollte. Deutschlands Ruhm, Deutschlands Macht und Größe standen damals auf unerreichter Höhe, und es war keine leichte Aufgabe für einen so jungen Fürsten, diese Nachstellung zu erhalten. Aber neben der äußeren Macht und Größe war ihm auch eine andere, nicht weniger wertvolle Erbschaft zugefallen, die Liebe eines Volkes, das „den alten Kaiser“ mit einer geradezu rührenden Ehrfurcht geliebt hatte und das nun voller Vertrauen auch zu ihm aufblickte. Würde es ihm gelingen, dieses herrliche Erbe zu wahren und zu mehren? Heute, nach 25 Jahren, wird ein Rückblick die Antwort auf diese Frage geben.

Schon die ersten Knabenjahre des jungen Prinzen waren überreich an gewaltigen Eindrücken. Zweimal sah er den Vater und Großvater sieggetrönt aus ruhmreichen Kriegen heimkehren, deren letzter seinem Hause die Kaiserkrone gebracht hatte. Preußen, an Ländergebiet erheblich vergrößert, hatte die führende Stelle im neuen Reiche eingenommen. Der bedeutendste Staatsmann der neueren Zeit, hervorragende Feldherren und Generale, ein Bismarck, Moltke,oon, umgaben den Kaiserthron, den die Siege preussischer Prinzen begründet hatten. Da ist es nur natürlich, wenn das Meer schon in dem Herzen des Knaben einen besonderen Platz einnimmt, wenn er als echter Hohenzoller in erster Linie Soldat ist.

Wie ein jeder preussische Prinz erhielt auch Prinz Wilhelm an seinem 10. Geburtstag die Epauletten als Leutnant im 1. Garde-

regiment zu Fuß, und sein erhabener Großvater war es, der ihn in die Armee einführte. Die nächsten Jahre waren allerdings noch der wissenschaftlichen Ausbildung und Erziehung gewidmet. Ein edler Vater, eine feingebildete kunstsinige Mutter wachten über dem Knaben, auf daß er nach dem Wunsche des Vaters „ein starker, rechtschaffener, wahrhafter und aufrichtiger Mann, ein wahrer Deutscher werde, der ohne vorgefaßte Meinungen das begonnene Werk fortführt“.

Nach der am 1. September 1873 in der Friedenskirche zu Potsdam erfolgten Konfirmation bezog der junge Prinz mit seinem Bruder Heinrich das Gymnasium in Cassel und bestand dort im Januar 1877 das Abiturientenexamen. Am 7. Februar wurde er durch den Kronprinzen in den praktischen Dienst beim 1. Garderegiment z. F. in Potsdam eingeführt. Im Herbst bezog der Prinz sodann die Universität Bonn, wo er 2 Jahre hindurch Vorlesungen über römisches und deutsches Recht, Philosophie, Geschichte und Volkswirtschaft hörte und auch das Studentenleben im Korps der Borussia kennen lernte. Noch während dieser Zeit fand die Verlobung mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein statt, der am 21. Februar 1881 die Vermählung folgte.

Nachdem Prinz Wilhelm den Dienst im 1. Garderegiment wieder aufgenommen und ein Jahr lang die 2. Kompanie und später ein Bataillon geführt hatte, wurde er als Major in das Garde-Jusarenregiment versetzt und im September 1885 zu dessen Kommandeur ernannt, nachdem er vorher noch den Dienst beim 1. Garde-Feldartillerieregiment kennen gelernt hatte. Vom Regimentskommandeur

zur Führung der 2. Garde-Infanteriebrigade berufen, hatte der Prinz noch die Freude, seinem kaiserlichen Vater die Regimentser seiner Brigade vorzuführen, die dieser einst in voller Manneskraft bei Königgrätz zum Siege geführt hatte. Wenige Wochen später trat er als Kaiser und König an die Spitze der Armee, an die er noch am Todestage seines erlauchten Vaters seine erste Botschaft



Kaiser Friedrich III., auf dem Arm den Prinzen Sigismund (†), und (von links nach rechts) Kronprinz Wilhelm, Kaiserin Friedrich, Prinzessin Charlotte, Prinz Heinrich.



Prinz Wilhelm im zweiten Lebensjahre (nach einem Miniaturbild von Hähniſch), in Matrosenkleidung und als Jüngling.

richtete, die mit den herrlichen, jedes Soldatenherz tief ergreifenden Worten schließt: „So gehören wir zusammen, ich und die Armee, so sind wir füreinander geboren und so wollen wir unauslösllich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein.“ Und die Armee hat das Vertrauen ihres Allerhöchsten Kriegsherrn nie getäuscht. In einer vom Widerstreit der Meinungen, von Parteihaber zerrissenen Zeit hat sie stets die Liebe zu ihrem Kaiser bewahrt und so dem ganzen Volke ein Beispiel unerschütterlicher Treue gegeben.

Was Kaiser Wilhelm II. als oberster Kriegsherr in den 25 Jahren seiner Regierung für die Armee getan hat, das wird dereinst die Ge-

sichte zu würdigen haben. Der Armee und ihrer Kriegsfertigkeit war stets seine vornehmste Sorge gewidmet; in ihr hat er stets die Hauptstütze seines Reiches, die Hauptsäule des preussischen Thrones gesehen. Seiner Liebe zu ihr gab er bei Gelegenheit der Feier seines 10jährigen Regierungsjubiläums in den Worten an seine Garde Ausdruck: „Die wichtigste Erbschaft, die mir mein Großvater und Vater hinterlassen haben, die ich mit Stolz und Freude angetreten habe, das ist die Armee. Unter dem Druck schwerer Sorgen übernahm ich die Krone: überall wurde an mir gezweifelt, überall stieß ich auf falsche Beurteilung. Nur einer hatte zu mir Vertrauen, einer glaubte an mich, das war die Armee.“



Prinz Wilhelm und seine Mutter Kronprinzessin Viktoria, später Kaiserin Friedrich.



Prinz Wilhelm als Bursche während seiner Studienzelt in Bonn 1877 bis 1879.

Als Kaiser Wilhelm den Thron bestieg, waren 18 Jahre seit dem Kriege verfloßen, der den Ruhm und die Tüchtigkeit des deutschen Heeres aller Welt offenbart hatte. Noch zählte die Armee zahlreiche kriegserfahrene Offiziere, selbst in den höchsten Stellen, noch stand ein Wollke an der Spitze des Generalstabes. Manche von ihnen waren die Lehrmeister des Prinzen Wilhelm gewesen und blieben es auch, nachdem er Kaiser geworden. So nahm der junge Herrscher persönlich Teil an den vom Chef des Generalstabes geleiteten Kriegsspielen, so beteiligte er sich in den ersten Regierungsjahren regelmäßig an den Schlussarbeiten der Offiziere des Großen Generalstabes, so führte er bei den Manövern eine der beiden Parteien, immer bestrebt, sich in der Führung weiter fortzubilden und zu ver-



Vier Generationen.

Gebr. Haedel, Berlin.

Kaiser Wilhelm I. mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem jetzigen Kronprinzen auf dem Arm, der spätere Kaiser Friedrich III. und Prinz Wilhelm von Preußen, jetzt Kaiser Wilhelm II. Aufnahme aus dem Sommer 1882.

vollkommen. Da er ja den Dienst bei allen Waffen praktisch erlernt hatte und scharfen Blick mit schnellem, tatkräftigem Entschluß verbindet, so ist es zu verstehen, daß die Armee zu ihrem obersten Kriegsherrn mit volstem Vertrauen aufblickt, der wie kein anderer Herrscher berufen sein dürfte, sie zum Siege zu führen. Aberzeugt, daß auf dem Gebiete unseres Heerwesens die Ruhe niemals Platz finden dürfte, daß hier besonders Stillstand Rückschritt bedeute, hat der Kaiser auch da, wo sein von ihm hochverehrter Ahnherr in begreiflicher Pietät Neuerungen abhold war, zeitgemäße Reformen eingeführt, als deren wichtigste die zweijährige Dienstzeit und ein neues militärisches Strafverfahren zu bezeichnen sind. Beide Neuerungen haben lebhaftesten Widerstand gefunden gerade in den Kreisen,



Prinz Wilhelm in Husarenuniform.



Prinz Wilhelm in Marineuniform.

die in ihrer Königstreue stets vorbildlich waren. Auch dem jugendlichen Kaiser ist die Entscheidung gewiß nicht leicht geworden. Aber die Hohenzollern waren stets Männer, die ihre Zeit verstanden. Der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Kaiser Wilhelm I., sie alle waren in richtiger Erkenntnis der Aufgaben ihrer Zeit ihren Zeitgenossen auf dem Throne weit vorausgeeilt zum Segen unseres Vaterlandes.

Auch unser Kaiser hat seine Zeit verstanden, wenn er sagt: „Ich lebe in einer Zeit der Öffentlichkeit und Freimütigkeit, ich will kein sogenannter konstitutioneller Monarch sein, der herrscht, aber nicht regiert.“ Mit der ganzen Kraft seiner starken Individualität und mit dem ganzen Feuer seiner für die nationalen Aufgaben begeisterten Seele ist er dauernd bemüht, für die Schlagfertigkeit des Heeres zu sorgen und es nach außen und im Innern auszubauen. Als er den Thron bestieg, war die Armee 487 000 Köpfe stark. Mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893 stieg diese Zahl auf 557 000. Nach Durchführung der Wehrvorlage von 1913 wird das deutsche Heer eine Kopfstärke von 825 000 Mann haben, womit dann die allgemeine Wehrpflicht, die Grundlage zu Preußens und Deutschlands Größe, wieder zur Tat geworden sein wird.

Niemals aber hat der Kaiser vergessen, daß nicht die Zahl, sondern der innere Wert eines Heeres den Sieg verbürgt, und unermüdet hat er auch hier die bessernde Hand angelegt. Die Schaffung der Berlehtstruppen, der schweren Artillerie des Feldheeres, die Einführung der Feldhaubitze sind ihm zu verdanken. Die Erfahrungen der letzten Kriege in allen Weltteilen wurden in neuen Dienstvorschriften niedergelegt und für die Armee nutzbar gemacht. Jede Verbesserung in der Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung der Truppen unterliegt vor

ihrer Einführung der Prüfung durch den obersten Kriegsherrn. An die Stelle der vorwiegend exerziermäßigen Ausbildung ist die praktische Schulung für den Krieg und die Erziehung zur Selbständigkeit getreten; Schießdienst, Felddienst und kriegsmäßige Übungen stehen im Vordergrund, und der Drill wird nur so weit beibehalten, als zur Erhaltung der Disziplin notwendig ist. Die Einrichtung der Truppenübungsplätze hat diese Bestrebungen

wesentlich gefördert. Genesungs- und Erholungsheim für Offiziere und Soldaten sind ein Zeichen der Fürsorge des Kaisers für die Armee.

Den besten Beweis für die großen Fortschritte in der kriegsmäßigen Ausbildung liefern alljährlich die großen Herbstübungen unter Teilnahme des Kaisers als erster Schiedsrichter.

Während an diesen noch vor 20 Jahren immer nur ein Armeekorps teilnahm, das am letzten Tage ein parademäßiges Gefecht gegen den „markierten“ Feind ausführte, sehen wir heute die Truppen von vier Korps mit mehreren Kavalleriedivisionen wie im Kriege gegeneinander operieren und tagelang ohne Unterbrechung durch die früher üblichen Gefechts- pausen Krieg führen. Aufklärung aus weiten Entfernungen, Märsche bis zu 60–70 Kilometern, Unterbringung und Verpflegung, alles ist der Wirklichkeit möglichst ähnlich gestaltet. Und wenn dann der

oberste Kriegsherr im Kreise vieler hundert Offiziere eine eingehende Besprechung hält, bei der er nur an der Hand der Karte die Ereignisse jedes einzelnen Tages bis ins einzelne durchgeht, um daraus Lehren für den Krieg abzuleiten, dann fühlt jeder einzelne Zuhörer, daß der Kaiser seiner Aufgabe als oberster Heerführer im Kriege voll und ganz gewachsen sein wird.

Aber nicht nur die praktische Schulung des Heeres liegt dem Kaiser am Herzen, auch die geistige und sittliche Hebung des Soldaten



Kaiserin Auguste Viktoria.

Neueste Aufnahme.

Doigt, Homburg v. d. Höhe.

läßt er sich angelegen sein. „Wer kein braver Christ ist, der ist auch kein braver Mann und kein braver preußischer Soldat...“ und „Wer nicht seinem Leben die Religion zur Grundlage gibt, ist verloren.“ Solche Worte zeigen, welchen Platz die Religion im Leben und Denken des Kaisers einnimmt. Und überall, wo er in feierlicher Stunde das Wort ergreift, bei der Vereidigung der Rekruten, an Bord eines seiner Kriegsschiffe, im Kreise der Familie, immer weist er darauf hin, daß man „die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor der Religion“ erhalten und stärken müsse, und „daß der Felsen, auf dem das Deutsche Reich ruht, aus der Einfachheit, Frömmigkeit und Sittlichkeit unserer Vorfahren entstanden ist.“

Zimmer wieder hebt er in Reden und Ansprachen die Bedeutung zweier Momente für den Geist der Armee hervor: die Tradition und die Pflege der Religion. Um die Erinnerung an vergangene Ruhmestaten wach zu erhalten, verleiht er den Regimentern Namen und Abzeichen und verknüpft die Überlieferungen der Hannoveraner und Hessen mit denen der preußischen Truppenteile.

So lehrt der Kaiser es lieb, bei feierlichen Gelegenheiten, wo es gilt, die kaiserliche Macht und Würde zu zeigen, mit äußerem Glanz aufzutreten, so einfach ist seine alltägliche Lebensweise. Einfachheit und Selbstzucht fordert er darum auch von seinen Soldaten, insbesondere von den Offizieren. „Ich will nicht, daß in meiner Armee das Ansehen der Offiziere nach dem Einkommen bemessen wird.“ „Neben den Sprösslingen der adeligen Familien des Landes, neben den Söhnen meiner braven Offiziere und Beamten, die nach einer Tradition die Ecksteine des Offizierkorps sind, sehe ich die Zukunft meines Heeres auch auf den Söhnen ehrenwerter bürgerlicher Häuser ruhen, worin man die Liebe zum König, zum Vaterland, zum Heere und die christliche Religion besitzt und pflegt.“

So ist der Kaiser dauernd bemüht, den Geist der Gottesfurcht und Sittlichkeit, der Liebe zu König und Vaterland, den Geist der Dienstfreudigkeit und Selbstzucht in allen Kreisen des Heeres zu pflegen und zu fördern. Offiziere und Soldaten fühlen, daß sie in einem unmittelbaren Verhältnis zu ihrem obersten Kriegsherrn stehen, der mit ihnen das gleiche Ehrenkleid trägt. Daß Preußens Könige stets Soldat waren, war ein besonderes Glück für den Staat und hat nicht zum wenigsten zu seiner Macht und Größe beigetragen.

Wo Fürsten den militärischen Beruf ganz vergaßen oder vernachlässigten, da ist oft der Zusammenbruch des Thrones und der Sieg äußerer oder innerer Feinde die Folge gewesen. Gerade das enge Verhältnis des deutschen Soldaten zu seinem Kriegsherrn bildete ein so erfreuliches Charakterzug unserer Armee.

Die Armee ist die Schule, durch die ein großer Teil des Volkes geht. Darum werden auch die in ihr herrschenden Grundsätze und Überlieferungen für die Allgemeinheit stets von sehr großer Bedeutung sein. Mehr als andere Länder ist Deutschland darauf angewiesen, sein Schwertschärf zu erhalten. Daß dies geschehen wird, dafür bürgt der gesunde Sinn unseres Volkes, dafür bürgt uns in erster Linie unser Kaiser, der eine seiner wichtigsten Aufgaben als Herrscher darin sieht, Heer

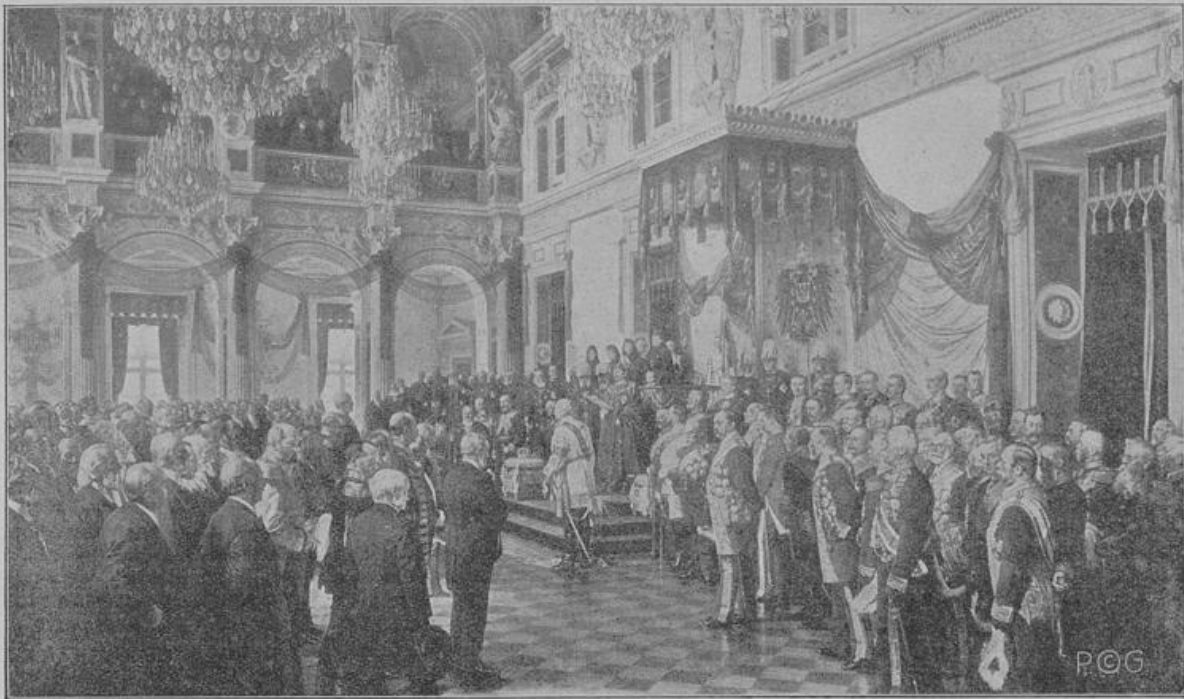


Die kaiserliche Familie im Jahre 1896.

Gebr. Haeffel, Berlin.

und Flotte dauernd auf der größten Höhe der Schlagfertigkeit zu erhalten. Durch dieses Bestreben hat er dem Vaterlande den Frieden erhalten, damit wird er aber auch, wenn Ehre und Ansehen der Nation es fordern sollten, den Sieg an Deutschlands Fahnen fesseln.

Wenn am 15. Juni unser Volk in Dankbarkeit zu seinem Kaiser aufblickt, der 25 Jahre hindurch in unermüdlicher Hingebung für das Wohl des Vaterlandes gesorgt und es groß und mächtig erhalten hat, dann möge sich überall dieser Dank mit dem Gelöbnis verbinden: Unserm Kaiser treu, treu bis zum letzten Blutstropfen!



Die erste Thronrede Kaiser Wilhelms II. anlässlich der Reichstagsöffnung 1888.
Nach dem Gemälde von Anton v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Kaiser Wilhelm II. im Kaisermanöver in Westpreußen 1901.
Nach dem Gemälde von Waldert von Kossak.

Hofphot. E. Bieber, Berlin.



Die deutsche See- und Kolonialmacht unter Kaiser Wilhelm II.

Von Fregattenkapitän a. D. Ferber, Berlin.

Mit Bewunderung und Stolz blickt heute jeder Deutsche auf die Flotte, die Seemacht des geeinten Deutschen Reiches. Sie ist, man kann es wohl sagen, Liebling unseres Volkes geworden; alles was sie betrifft, wird eifrig verfolgt, während das Verständnis für sie von Tag zu Tag in unserm Volke wächst. Wer sich aber als Angehöriger der Marine jener Zeit erinnert, bevor unser jetziger Kaiser vor nun 25 Jahren zur Regierung kam, der wird es wohl zugeben, daß seine weitgehendsten Wünsche und Erwartungen hierin übertroffen sind.

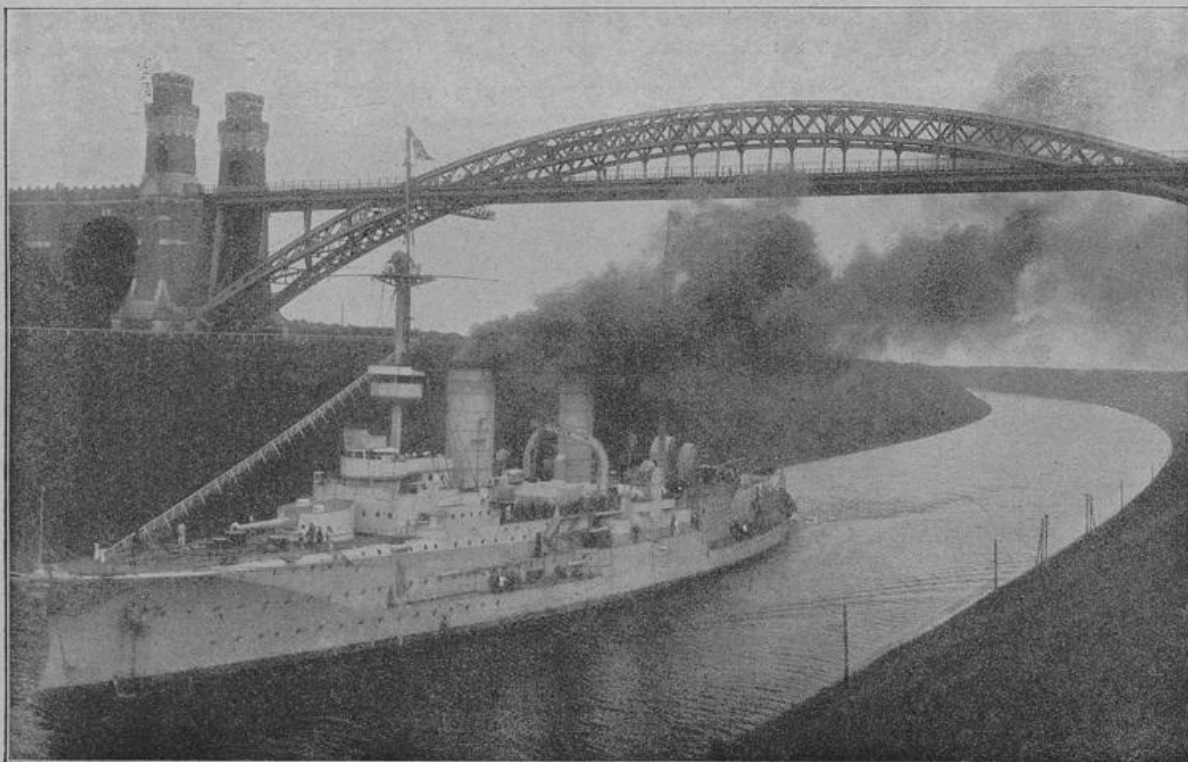
Bedeutete unsere damalige Flotte kaum mehr als ein Anhängsel unseres ruhmgekrönten Heeres, und wurde sie als selbständiger Teil der Kriegsmacht unseres Reiches nicht einmal voll angesehen, so änderte sich das alles — man könnte sagen mit einem Schlage —, als unser jetziger Kaiser den Thron seiner Väter bestieg.

Wie sehr er sich für Marinewesen interessierte, war wohl schon vorher bekannt, doch betont er dies auch in seinem Ersten Erlass

an die Marine vom 15. Juni 1888, der mit den Worten schließt: „So kann ich mich in dieser ersten Stunde mit voller Zuborrichtung dahin aussprechen, daß wir fest und sicher zusammenstehen werden in guten und in bösen Tagen, im Sturm und im Sonnenschein, immereingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes, und immer bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben.“

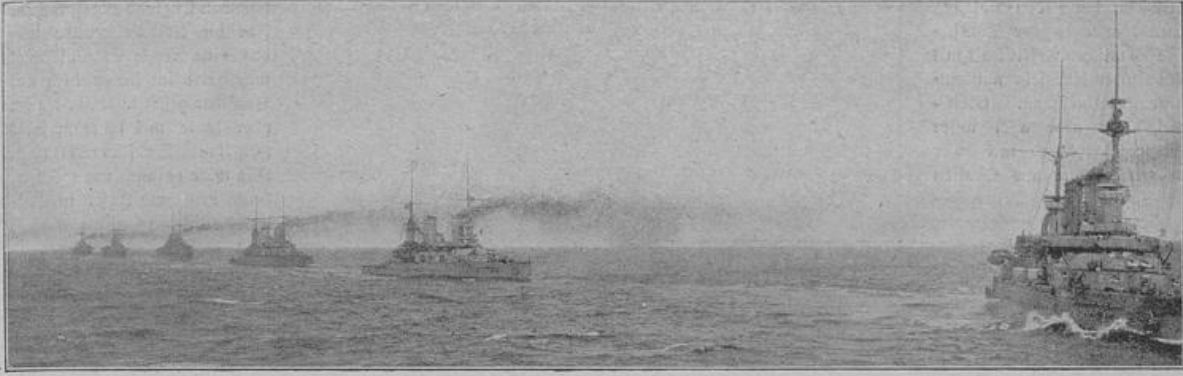
Mehr als jeder von uns hat hierin unser Kaiser selbst Wort gehalten, denn bis heute arbeitet er unentwegt und mit gutem Erfolg an der Fortentwicklung seiner Marine.

Es mag aber auch ein Bild aus jener Zeit, zu Anfang seiner Regierung, geschildert werden, das des Erwerbes unserer heute so reichen Ostafrikanischen Kolonie. Denn es kennzeichnet sowohl den frischen Zug, an dem unser kaiserlicher Führer den allerregsten Anteil nahm, als auch den richtigen und weiten Blick, den er für den Abschluß des Vertrages hatte. Seit zwei Jahren lag da der kleine Kreuzer „Möwe“ vor Sanjibar. — Es waren gut begründete Interessen,



S. M. S. „Prinz Heinrich“ im Kaiser-Wilhelm-Canal.

Neue Photogr. Gesellschaft, Steglitz-Berlin.

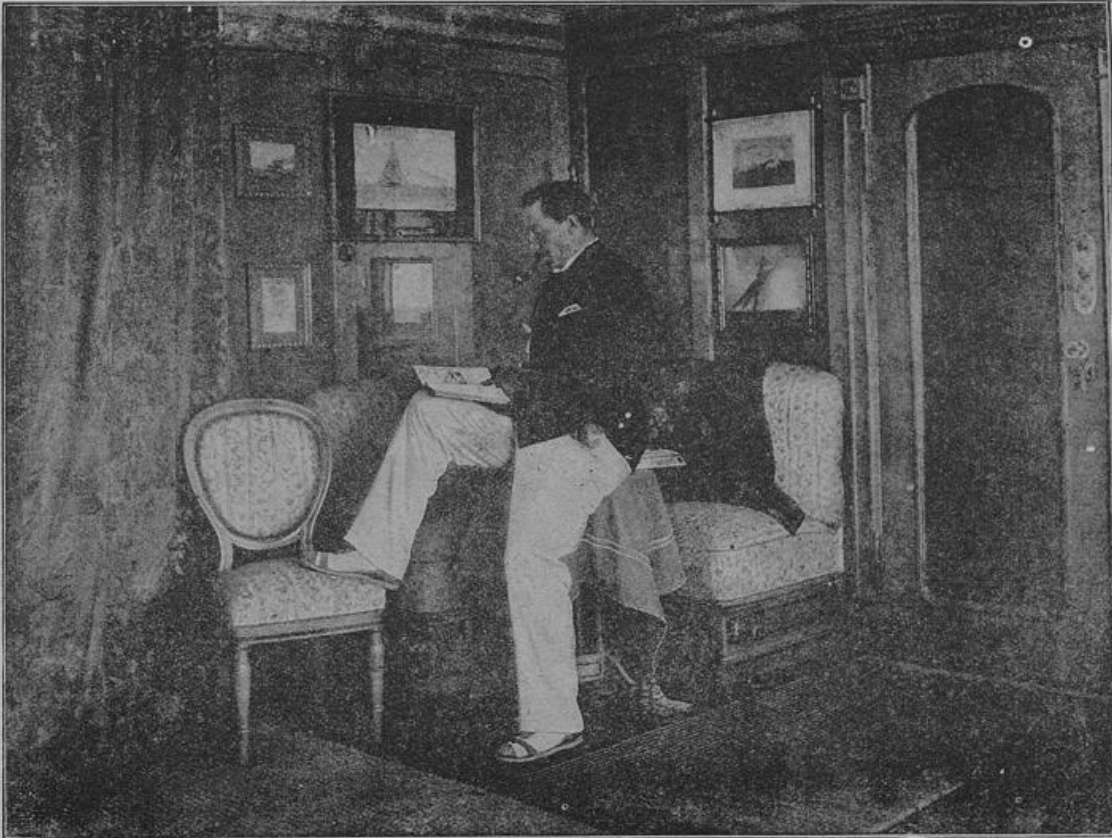


Panzereschwader in Kielinie.

die wir in Ostafrika besaßen und die wir für die Ostafrikanische Gesellschaft zu vertreten, ihr wenn nötig, Schutz und Hilfe zu gewähren hatten. Doch man hatte nicht zu große Hoffnung, daß es jemals gelingen könne, ein Stück von jener dahinterliegenden, noch wenig erforschten, aber doch reichen Küste des ostafrikanischen Festlandes, oder gar Sansibar selbst unser eigen zu nennen. — Viel eher mußte man annehmen, daß Sansibar und seine Küstenstriche England anheimfallen würden. Es hatte auch fast ein Dutzend Kreuzer da, die sich geschäftig an der Festlandsküste zu tun machten, nämlich in der Ausübung des von jenem orientalischen Fürsten zugestandenen Rechts der Durchsuchung ihrer Küstenschiffe auf Sklavenhandel. Zutreffendfalls wurden die Fahrzeuge beschlagnahmt. Dieser Dienst gab ihnen ja auch willkommenen Einblick in andere Verhältnisse. — Unsere „Nöwe“ dagegen durfte sich als einziger Kreuzer unter

deutscher Flagge meistens schon aus rein politischen Gründen kaum von der Stelle rühren.

So war denn der Einfluß des großbritannischen Generalkonsuls beim Sultan zufolge jener Machtentfaltung sehr viel bedeutender als es der unsere sein konnte, um so mehr, als ein früherer englischer Offizier als „Oberordnungsmeister für die Staatsgeschäfte“ seit Jahren in seinen Diensten stand. Galt es, dem Sultan eine Gefälligkeit zu erweisen, so war es stets England, welches dafür eintrat; so wurde in jener Zeit von den zahlreichen englischen Matrosen ein Kiesweg nach seinen Landhäusern angelegt. Als Entgelt dafür wurde der englischen Ostafrikanischen Gesellschaft eine wichtige Konzession gewährt. Wäre das noch lange so fortgegangen, so hätte wohl nie ein Sandforn der ostafrikanischen Küste deutsch werden können. Kurz nach dem Regierungsantritt unseres Kaisers erfuhr dieses



Kaiser Wilhelm II. in seinem Arbeitszimmer an Bord der „Hohenzollern“.

Stilleben durch den Abschluß eines Vertrages der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan eine sehr willkommene Unterbrechung. Gleichzeitig kam aber auch unser Kreuzergeschwader mit vier großen Kreuzern aus Ostasien vor Sansibar an. Dessen Geschwaderchef ging nach Hause, um Staatssekretär des Reichsmarineamts zu werden. Er wurde bald durch einen neuen ersetzt. — Natürlich war der englische Admiral auch längst mit seinem Flaggschiff aus Bombay vor Sansibar erschienen. Es galt nun einen, infolge jenes Vertrages ausgebrochenen Aufstand der Eingeborenen unter der Führung Buschiris, des Araberhäuptlings, niederzudämpfen. Die gemeinsam mit den Engländern ausgeübte Küstenblockade, die sich auf Sklavenausfuhr und Waffeneinfuhr erstreckte, übertraf alles, was unsere deutsche Marine bisher in den Tropen geleistet hatte. — Wer von uns aber hätte es damals wohl ahnen können, daß das Ergebnis jener unserer Tätigkeit der Erwerb eines für Deutschland höchst bedeutungsvollen Objektes, nämlich der Insel Helgoland sein würde? Ziel auch ein gut Teil von Ostafrikas Küste und Hinterland für uns ab, der größte Teil, und vor allem die Insel Sansibar selbst, wurde im Verträge mit dem Sultan zwei Jahre später dem meerbeherr-



Der Berliner Dom.

1894 bis 1905 nach Plänen von Julius Raschdorff und seinem Sohne Otto aufgeführt.

schenden England zugesprochen. Für die Kolonialfreunde war das eine rechte Enttäuschung, man hatte im Stillen doch auf Sansibar gehofft. Unser Kaiser aber hatte mit sicherem Blick Helgolands Wert für uns erkannt. Wie wäre es auch nur möglich, heute noch jene Insel in Englands Händen zu wissen, wo sich dicht dahinter unser Handelsmittelpunkt befindet. Zusammen mit dem Wert hat Helgoland heute für uns, und für Hunderte von Millionen würden wir es den Engländern nicht wieder abtreten.

Auch in bezug auf die Erwerbung anderer Kolonien kamen durch das persönliche Eingreifen unseres Kaisers die Würfel ins Rollen. Während seiner ganzen 25-jährigen Regierungszeit ist unser Kaiser der eifrigste Förderer solcher Unterhandlungen gewesen. Wir vermögen heute auf einen Zuwachs im Kolonialbesitz zurückzublicken, der unserm Volke schon jetzt — und in Zukunft gewiß noch viel mehr — große Abgabengebiete erschließt und sichert, in Ost- und Süd-Westafrika, besonders aber in Ost-Asien! Ist doch unser Kiantschau

das Eingangstor für den ganzen dortigen Handel. Seine Aus- und Einfuhr, die für unsere Industrie so wichtig ist, erweitert sich mehr, als man je denken konnte; unsere Schiffahrtsgesellschaften haben in aller Welt viel lohnenden Verdienst. So dürfen wir fragen, welche Mittel



Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin,

erbaut in italienischem Barock 1898—1904 von v. Ihne, davor ein Reiterstandbild Kaiser Friedrichs III. von Maisson; rechts ein Blick auf das Alte und Neue Museum, links auf die Marienkirche.

Neue Phot. Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin.



Die Siegessäule in Berlin.

Neue Phot. Gesellsch., N. G., Steglitz-Berlin.

Im Vordergrund das Standbild Albrechts des Bären von Walter Schott.

besitzt nun das Reich, um seinen kolonialen Besitz zu verteidigen und seinen Handel zu schützen? Dem sichern Blick und der friedlichen Politik unseres Kaisers verdanken wir es, daß das Deutsche Reich eine ansehnliche Seemacht zum Schutze der heimischen Küste besitzt. Er erkannte die Schwäche unserer Flottenpolitik, die sich bisher nur auf einen defensiven Schutz unserer Küste, also auf einen Ausfall

aus unsern Häfen gegen einen diese blockierenden Feind beschränkte. Mit diesen Grundsätzen räumte er gänzlich auf. Sollte sich unser Handel und Verkehr weiter entwickeln, unsere Ein- und Ausfuhr zur See ferner möglich sein, so war dieses allein von der Seegelung der deutschen Flagge abhängig. Sie zu steigern, hieß, unsere Seemacht derart zu verstärken, daß sie die Herrschaft in den heimischen Gewässern



Kaiser Wilhelm II. beglückwünscht Moltke zu seinem 90. Geburtstag.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Das Achilleion auf der Insel Korfu,

früher Besitztum der Kaiserin Elisabeth von Österreich, seit 1907 dem Deutschen Kaiser gehörig, der den unteren Bau aufführen ließ.

behaupten konnte. Dazu bedurfte es einer gänzlich neuen Grundlage für den Ausbau unserer Flotte. Für einen Seekrieg war ja das vorhandene Schiffsmaterial gänzlich unbrauchbar, nur mit dem gut organisierten Torpedowesen konnte man rechnen. Um aber im deutschen Volk Verständnis hierfür zu erwecken, bedurfte es natürlich eines Riesenapparates!

Es fanden sich in unserm Volke Männer, die ihren persönlichen Einfluß für dieses herzustellende große Werk einzusetzen wußten. Man traute es uns im Auslande nicht zu, daß wir unser Ziel erreichen würden.

Mit kleinen Erfolgen, gegenüber dem schwer zu gewinnenden Reichstag, mußte man sich zunächst begnügen. Erst unserm jetzigen Staatssekretär gelang es, das Abel bei der Wurzel zu fassen. In allen Zweigen unseres so weit verzweigten Erwerbslebens suchte Excellenz von Tirpitz die Seeinteressen zu ergründen. Sie führten bald eine deutliche und wirksame Sprache und wußten sich ganz von selbst Wort und Stimme zu verschaffen. Dem Reichstag wurde eine so erdrückende Fülle von Material vorgelegt, daß er schließlich die

Verechtigung der Forderungen anerkennen mußte. — Der 28. März 1898 war der Tag des großen Erfolges für die gesetzliche Festlegung eines Flottenplanes zum Bau einer Flotte, wie wir sie brauchten. Der dann gegründete „Deutsche Flottenverein“ führte die Arbeit weiter hinaus, und 1900 nahm der Reichstag mit Zweidrittelmehrheit ein Flottengesetz an, das doppelt so viele Schiffe für die Schlachtflotte als das erste bewilligte. Die Novellen desselben von 1905, 1909 und 1912 bildeten nur notwendige Ergänzungen des Gesetzes. Der Schiffsbestand ist für 1917 festgesetzt auf:

1. Die Schlachtflotte: 1 Flottenflaggschiff, 5 Geschwader zu je 8 Linienschiffen, 12 große Kreuzer als Aufklärungsschiffe, 10 kleine Kreuzer als Aufklärungsschiffe.

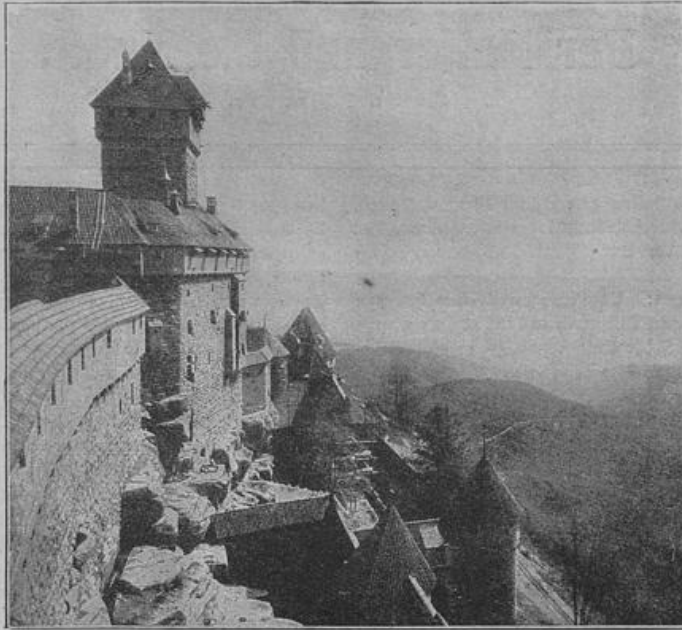
2. Die Auslandsflotte: 8 große Kreuzer, 10 kleine Kreuzer. Zurzeit besteht unsere aktive Hochseeflotte aus 20 modernen Linienschiffen, in 2 Jahren werden es hoffentlich 25 sein. 8 Schlachtkreuzer und 18 kleine Kreuzer werden für die Aufklärung als durchaus notwendig erachtet, jede Entziehung von Kreuzern für den Schutz auswärtiger Interessen bedeutet für sie eine ernst zu nehmende



Kaiser Wilhelm II. auf der Pirschjagd in der Scharshede 1892.

Nach dem Gemälde von Julian Falat. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Schwächung. Leider hat sie trotzdem häufig geschehen müssen. Auch jetzt befinden sich die Panzerkreuzer „Yord“ und „Goeben“ mit 3 kleinen Kreuzern von der Hochseeflotte entnommen, im Mittelmeer. In Klautschau sind regulär 2 Panzerkreuzer und 3 kleine Kreuzer als Kreuzergeschwader stationiert. Mit deren Verwendung konnte früher auch in andern Erdteilen als nur in Ostasien gerechnet werden, heute aber ist dieses gänzlich ausgeschlossen. 4 Kanonenboote, 3 Flusskanonenboote und 2 Torpedoboote leisten auf den großen Strömen Chinas wichtige Dienste zum Schutze unserer Kaufleute im Innern des Landes. Alle diese Schiffe sind unabhängig von der ostasiatischen Küste. Die Stationskreuzer an den Küsten von Ost- und Westafrika und Australien — je zwei — kommen als koloniale Schutzmacht doch immer nur dann in Betracht, wenn sie aus der Heimat oder durch unser ostasiatisches Kreuzergeschwader eine wirksame Unterstützung erhalten. Das aber ist der wunde Punkt unserer Seemacht. Unser Staat verfügt ohne



Die Hohenkönigsburg bei Schlettstadt i. Elz.: Blick vom großen Wollwerk auf das Hoßschloß.

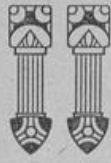
Zweifel schon über eine achtunggebietende Flotte, aber leider noch nicht über eine Anzahl von Schiffen, die lediglich dazu da sind, unsern kolonialen Besitz, den Handel und Verkehr, die mannigfachen auswärtigen Interessen zu schützen. Denn wenn es erforderlich ist, etwas Ernstliches im Ausland zu unternehmen, so muß dafür immer der unentbehrliche und noch so kleine Bestand der heimischen Flotte herhalten. Sie bildet also immer noch zu Unrecht einen Hilfsfonds für die auswärtigen Zwecke. Gewiß ist dieser Mißstand oft eine sehr ernste Sorge für unsern Kaiser.

Gebietend verlangen es unsere Seeinteressen, daß für die weitere Entwicklung einer kolonialen Machtentfaltung gewirkt werde. Dem deutschen Volke fehlt es jetzt nicht mehr an Verständnis für solche Forderungen, und unserm kaiserlichen Führer vertrauen wir, daß, wie er damals mit Sansibar—Helgoland das Richtige traf, er auch in Zukunft die rechten Mittel und Wege finden wird, uns zu einer Kolonialmacht im weitesten Sinne des Wortes zu verhelfen! —



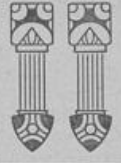
Die auf Befehl des Kaisers seit 1897 wiederhergestellte Saalburg im Hunsrück: Standbild des römischen Kaisers Antoninus Pius vor der Porta decumana.

Neue Phot. Gesellschaft, N. G., Steglitz-Berlin.



Der Kaiser und die Kunst.

Von Dr. Schippang.



Um die Kunstbetätigung des Kaisers gerecht beurteilen zu können, muß man sich zuvor die Verschiedenheit der Standpunkte klar machen, auf denen einerseits der Durchschnitts-Kunstfreund, anderseits der Monarch steht.

Zunächst etwas Allgemeines: Es ist ungerecht, den heutigen Geschmack des Kaisers nach einem Ausspruch aus irgendeiner Epoche seines Lebens zu beurteilen. Jeder Kunstfreund, sei er es praktisch als Sammler oder nur theoretisch als Liebhaber und Kenner, hütet sich ein Duzendmal. Mit jeder Besichtigung einer wichtigeren Ausstellung, mit jedem Austausch eines neue Wege einschlagenden Künstlers hat er sich mit diesen Neuerscheinungen auseinanderzusetzen, hat er seine Überzeugungen zu revidieren, wird sich sein Geschmack verfeinern. Denn Kunstwerke werden nicht nach ästhetischen Regeln gemacht, sondern diese von jenen abgeleitet. Der Durchschnittszeitungsleser aber hat nur selten eine Ahnung von der Relativität ästhetischer Begriffe und Bewertungen; er will ein festes Urteil, will schlankweg wissen, ob eine Arbeit schön ist oder nicht, denn er schwört auf sein Organ und wird ungemütlich, wenn der ehrliche Kritiker nach einer gewissen Zeit sein Urteil modifiziert.

Alles ist relativ, also auch ein kaiserliches Urteil. Kunstkennerchaft ist ein Studium für sich, das den ganzen Mann, seine ganze Zeit und Arbeit erfordert. Nun darf man aber nicht vergessen, daß der Mann, der für die Geschichte Deutschlands verantwortlich ist, noch andere Verpflichtungen hat, als sich nur um die Kunst zu kümmern. Der Privatmann kann stundenlang Ausstellungen besichtigen und sie wiederholt besuchen, um zu vergleichen und die gefassten Urteile angeichts des Materials zu revidieren. Ein deutscher Kaiser hat dazu keine Zeit,

sein Arbeitsfeld ist ein zu ausgebehtes. Zumal bei Wilhelm II. ist das traditionelle Pflichtbewußtsein der Hohenzollern aufs äußerste gesteigert; sein Tätigkeitsdrang, seine Arbeitsfreudigkeit sind zu bekannt, als daß darüber nur ein Wort zu verlieren wäre. Man darf ihm aber auch nicht zumuten — wie das bereits geschehen ist —, daß er sich in seiner einflußreichen Machtposition jedes Kunsturteils enthalte; denn er tut damit doch nur, was jeder rechtlich denkende Mensch tun soll: das zu betonen und öffentlich zu vertreten, was er als recht erkannt hat.

Da nun der Monarch bei der Fülle seiner Staatsgeschäfte keine Zeit hat, sich eingehender in das Spezialstudium der Kunst zu vertiefen, so braucht er Ratgeber, die ihn informieren. Und hier scheint die Ursache einer gewissen Einseitigkeit zu liegen. Der Beweis läßt sich nur negativ führen: man kennt keine Bemerkung des Kaisers über Lenbach, Böcklin, Thoma, aber auch keine — was bei seiner Vorliebe für die Bildhauerei noch merkwürdiger ist — über Klinger, Meunier oder Rodin, von den modernen Bestrebungen auf dem Gebiete des Denkmalbaues, der Innendekoration und des Kunstgewerbes ganz zu schweigen. Wenn ein Werk aus der königlichen Porzellanmanufaktur als Geschenk in das Ausland geht, so zeigt es regelmäßig, wie z. B. letzthin die große Rokoko-Uhr gelegentlich des Besuches in der Schweiz, die überlieferten Formen früherer Epochen. Es muß doch wohl an den Personen liegen, die den Kaiser in künstlerischen Dingen beraten. Statt ihn mit den unzweifelhaften Errungenschaften der modernen Kunst bekannt zu machen, scheint man ihm diese im Gegenteil entfremdet zu haben durch Lächerlichmachen der Auswüchse, die unvermeidlich jede Kunstentwicklung begleiten.



Das königliche Schloß in Berlin,

in dem Wilhelm II. 1888—89 den Südflügel als Wohnung für die kaiserliche Familie einrichten ließ; den Weißen Saal und die anstoßenden Räume ließ er von v. Ihne zu Repräsentationszwecken umbauen und ausschmücken, vor dem Esandereischen Portal 1897 das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. errichten und an der Schloßterrasse sechs Bronzeandbilder von Granitern aufstellen.

Kommen wir nun zu den positiven Taten, die der direkten Initiative des Kaisers ihre Entstehung verdanken, so muß man vor allen Dingen eins betonen: für den Kunstfreund ist die Kunst selbstverständlich das gänzlich zwecklos Schöne, sie ist sich Selbstzweck wie das Spiel der Kinder. Für den Deutschen Kaiser ist sie es nicht. Unserem Kaiser ist sie Dienerin und Helferin in dem gewaltigen Programm, das er sich gestellt hat: Deutschlands Größe. Alle kunstsinigen Fürsten, die die Geschichte kennt, haben ihre Schlösser, das heißt also ihre Privatwohnungen, mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln und oft genug auf Kosten ihrer Untertanen geschmückt und so sich selbst bereichert. Bei Wilhelm II. ist das keineswegs der Fall. Für seine eigene Person und für höfische Zwecke hat er sehr wenig aufgewendet, und die Erneuerungen und Verbesserungen in den königlichen Schlössern treten sehr zurück gegen das,

die zur Erholung und Erhebung dient, das Leben verschönt und das Bedürfnis nach Lebensfreude veredelt. Diese von den meisten Kunstschreibern bestrittene, von ihm aber eifrig erstrebte erzieherische Wirkung der Kunst findet der Kaiser aber nicht in der Kunst kleinen Stils, sondern nur in der pathetisch-monumentalen Kunst. Er kümmert sich insfolgedessen gar nicht um das Feldgeschrei: die Form — die Farbe; bei ihm kommt nicht das Wie, die malerische Qualität, in erster Linie, sondern das Was, das Stoffliche, Gegenständliche. Daß ein Maler malen kann, ist für ihn selbstverständliche Voraussetzung; ihn interessiert nur, was jener mit seiner ertungenen Technik malt. So tritt von selbst die historische Kunst in den Vordergrund; daneben finden religiös erhebende Motive in erster Linie Beachtung; alles übrige bewertet er als Lügkunst. Wie wenig er bei seiner Kunstbetätigung die eigene Dynastie im Auge hat, beweist



Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin, Neue Phot. Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin.
gegenüber dem westlichen Portal des königlichen Schlosses. (Bildhauer Reinhold Vegas 1897.)

was er für die breite Öffentlichkeit getan hat. Wie er im Verein mit seiner hohen Gemahlin indirekt den religiösen Sinn des Volkes zu heben sucht durch Beihilfen zu Kirchenbauten, Stiftung von Glöden, Altären, Kirchenfenstern usw., so ist er auch bestrebt, durch die Dichtung (Wilhelmbruchs, Lauffs usw. Dramen) und durch die bildende Kunst die Vaterlandsliebe zu steigern, den Sinn für die großen Männer unseres Landes und ihre Taten zu wecken und zu erhalten, die Heimatliebe zu pflegen. Hierin vertritt er vollständig die Ansichten seiner Eltern, als deren Testamentsvollstrecker er sich ausdrücklich betrachtet. Wie jene ist auch er der festen Überzeugung, daß es Pflicht des Herrschers ist, durch die Kunst für die Kulturentwicklung und Bildungssteigerung seines Volkes zu sorgen. Und zwar nicht durch eine Kunst, die lediglich die Dynastie verherrlicht oder die den Feinschmecker voraussetzt, sondern durch eine echte und rechte Volkskunst,

gerade die vielfach angefochtene Siegesallee. Sein leitender Gedanke bei dieser Schöpfung war, in der an alten Geschichtsdenkmälern so armen Reichshauptstadt die Erinnerung an ihre Entstehung festzulegen, und so haben wir hier in hochherziger, unparteiischer Weise die Reihe der Denkmäler der Fürsten, die über die Mark Brandenburg geherrscht haben, Askaniern, Wittelsbächer, Luxemburger und Hohenzollern, mit ihren Ratgebern und Waffengefährten. Dieser Zweck wird auch völlig erreicht, denn Hunderttausende von Berliner Schülern werden alljährlich vor diese 32 Gruppen geführt und erhalten die entsprechenden Erklärungen. Man kann die Frage nach der Berliner Bildung bejahen und die nach der Kultur verneinen; soviel aber mindestens muß der vorurteilslose Betrachter zugeben, daß hier eine Prachtstraße geschaffen wurde, die namentlich im Sommer, wenn dichte grüne Laubmassen die einzelnen Gruppen trennen, einen welt-

städtischen Eindruck hervorruft. Ob schön oder unschön — jedenfalls hat sie einen zweifachen Wert. Erstens gibt sie für alle Zeiten in Marmor ein Zeugnis von dem Zeitgeist der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts; zweitens hat sie — oder genauer gesagt, ihr hoher Auftraggeber durch sie — in Berlin eine Bildhauerschule ins Leben gerufen, die in ihrer Art einzig in Deutschland dasteht.

Bekannt ist der Ausdruck unseres Kaisers: „Berlin soll die schönste Stadt der Welt werden.“ Ob das bei einer Stadt von der Ausdehnung und dem rapiden Wachsen Berlins, die ihre eigenen Entwicklungsgeetze hat, überhaupt möglich ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ließ der Kaiser seinem Ausdruck die Tat folgen: seiner Anregung verdankt die Reichshauptstadt außer der erwähnten Siegesallee den Dom und das Kaiser-Friedrich-Museum, die Bibliothek und den Plan eines neuen Opernhauses, die beiden preussischen Parlamentsgebäude, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal, die Denkmäler am Brandenburger Tor und im Tiergarten und viele andere. Sind bei diesem rastlosen Schaffenstrieb nicht immer Kunstwerke ersten Ranges entstanden, so muß man bedenken, daß wir nicht in der Mitte, sondern im Anfang einer Kultur stehen. Wir sind bis tief in das 19. Jahrhundert hinein mit Anstand arm gewesen. Ein harter Realismus, trodener Sachsin, spartanische Enthaltensamkeit, eiserne Pflichterfüllung und Fleiß haben das deutsche Volk tüchtig und fähig gemacht zu seinen weltberühmten Siegen unter Wilhelm I.

Aus dem Agrarstaat wurde ein Industriestaat, der Materialismus wuchs, die steigende Wohlhabenheit verlangte nach glänzender äußerer Repräsentation. Wilhelm II. ist ein Kind dieser Zeit und mußte der Zeitforderung nachgeben. Schade, daß seine Regierung in eine Übergangszeit fällt, die keinen eigenen Stil hatte und noch danach ringt.

Der Stand der Kunst richtet sich nun einmal durchaus nicht nach dem politischen Aufschwung; so lebten unsere großen Geistesheroen in den Zeiten schlimmsten politischen Tiefstandes. Inzwischen hat die Kunst eine gewaltige Entwicklung entfaltet, und gerade jetzt gärt es auf allen ihren Gebieten mehr als je. Mag auch dabei die Sucht nach

sentationell-Neuem mitunter die Triebfeder sein — im allgemeinen macht sich ein starker, gesunder Individualitätstrieb bemerkbar und der Drang, die eheliche eigene Überzeugung zum Ausdruck zu bringen. Da darf man es nun dem Kaiser nicht verargen, wenn er nicht sofort mitmacht und vor dem noch unerprobt Neuen eine weise vorichtige Zauderpolitik beibehält.

Ein angeborener und anezogener konservativer Geist, die Dankbarkeit und Pietät gegenüber dem Alten, Bewährten, der Gedanke, ob seine Kunstbetätigung auch im Sinne seiner kunstliebenden Eltern ist, schließlich die Erwägung, daß das, was ein Kaiser baut, für unabsehbare Zeiten stehen bleibt, machen ihn bei der Ausführung seines Programms, das er bereits zu Lebzeiten seiner Eltern fest ins

Auge gefaßt hatte, zurückhaltend in der Wahl des Neuen. Einem so konservativ gearteten Sinn mußten natürlich Erhaltung und Wiederherstellung geschichtlich bedeutender Bauwerke besonders am Herzen liegen. So verdankt ihm die Marienburg ihre Fertigstellung, die Wittenberger Schloßkirche ihre Wiederherstellung, und die Trümmerreste der Hohenkönigsburg liegen in altem Glanze neu erstehen.

Möge ihm ein gütiges Geschid Jahre genug schenken, daß er die Verwirklichung seiner großen Pläne noch erlebt; mögen sich Männer an leitender Stelle finden, die seine Ideale richtig verstehen, und geniale Künstler, sie auszuführen zur Ehre und zum Ruhme Deutschlands!

□ □ □



Medaille der Kgl. Akademi der Künste zu Berlin zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelm II., modelliert vom Berliner Akademieprofessor Herrn. Hofmann. E. Venninghooen.



Der königliche Marstall in Berlin. Gebt. Heide, Berlin. 1900 von v. Thne in Renaissancestil erbaut, davor der Schloßbrunnen von A. Vegas.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 21. Juni

1915.



Vom Kaiserjubiläum in Berlin.

Int. M.-Verlag, Berlin.

Siebentausend Mädchen und Knaben bringen am 16. Juni im Hof des Kgl. Schlosses dem Kaiser ein Huldigungsständchen.

Die chinesische Vase.

Novellette von Heinrich Lee.

Wenn der Fremde in Rom durch die kleinen Gassen wandert, die vom Tiber her nach dem Peterspflaß führen, so fallen ihm eine Menge Antiquitätengeschäfte ins Auge, die sich noch auf der andern Seite des Stromes, an den neuen Kais, fortsetzen. Daß der Handel mit alten Kostbarkeiten gerade hier seine höchste Blüte treibt, ist wohl kein Zufall, sondern dem einfachen Umstande zuzuschreiben, daß sich in dieser Gegend ein starker Fremdenverkehr entwickelt. Denn welcher Fremde käme nach Rom und sähe sich nicht wenigstens die Peterskirche an?

Vor einem dieser kleinen Läden stand an einem herrlichen Oktobermorgen — die Hände in den Hosentaschen, die Mütze schief auf dem prachtvollen bronzefarbenen Rassekopf und die unvermeidliche Zigarette im Mundwinkel — Herr Paolo Lamberti, der Inhaber dieses Geschäftes, blickte gelangweilt auf die spärlich Vorübergehenden und summte dabei sein Lieblingslied, den Walzer aus der „Traviata“. Fremde gab es um diese Zeit nur noch wenige in Rom, und das Geschäft ging deshalb schlecht. Jetzt warf er seine Zigarette fort und dachte an die chinesische Vase, die er gestern auf einer Auktion unter so günstigen Umständen erstanden hatte. Es war ein Prachtexemplar, altes Mandarinenporzellan und von unzweifelhafter Echtheit. Die Vase ging unter den Kauflustigen von Hand zu Hand; so gelangte sie auch an unsern wadern Freund, und nachdem er sie aufs genaueste geprüft hatte, rief er dem Auktionator zu: „Aber das Ding hat ja einen Sprung!“ Was? Einen Sprung? Und das sollten alle andern,

selbst der Auktionator, so gänzlich übersehen haben? Unmöglich! Aber Herr Lamberti zeigte auf eine verborgene Stelle im Innenrande, und richtig, die Stelle wies einen deutlichen Riß auf, etwa in der Größe eines Zentimeters. Mitin ist in Wunder, daß unser Freund die Vase um ein erhebliches billiger erstand, als wenn sie unversehrt gewesen wäre. Das einzige Wunder bestand nur darin, daß der besagte Sprung, kaum daß sich die Vase im Besitze ihres neuen Herrn befand, wieder verschwand. Es war nämlich eigentlich, ganz im Vertrauen gesagt, gar kein Sprung, sondern nur ein ganz harmloser, höchst gewöhnlicher Bleistiftstrich, den unser Freund mit heimlicher Geschicklichkeit dem wertvollen Gefäß beigebracht hatte — einer jener kleinen, genialen, einfachen, selbstzufundenen Scherze, die dem Handel, den Herr Lamberti betrieb, erst seinen eigentümlichen Reiz verleihen.

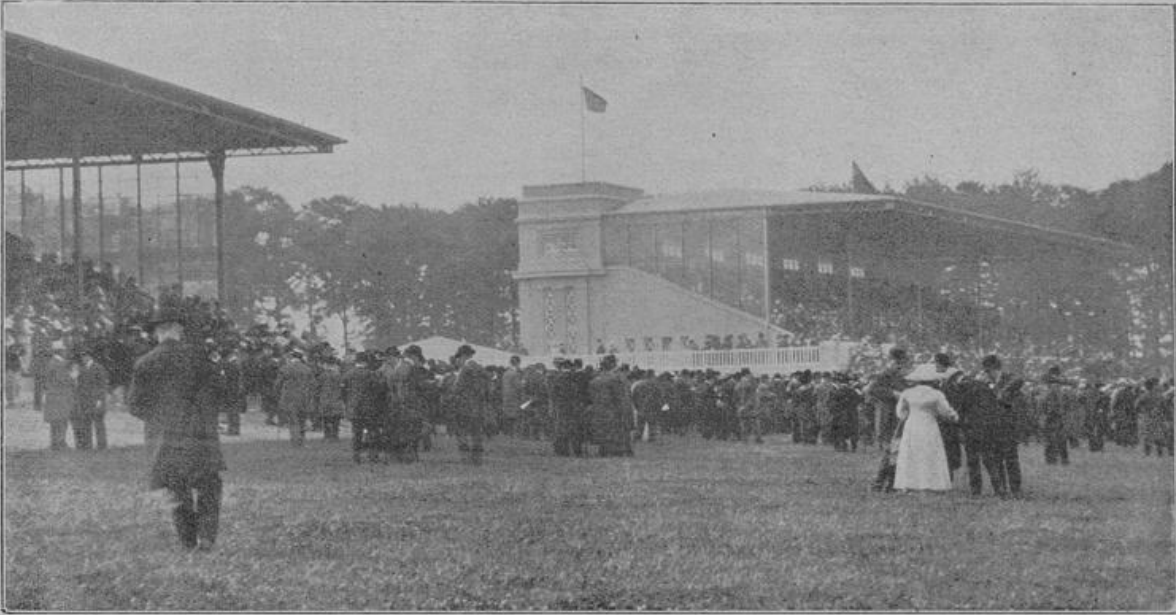
Unser Freund drehte sich eine neue Zigarette, zündete sie an und versank in immer tieferes Brüten. Kunde fünfhundert Lire hatte ihn die Vase gekostet, also ein ganzes Kapital. Wie lange würde er sie jetzt in dieser schlechten Zeit auf dem Hals behalten und wieviel würde sich damit herauschlagen lassen? War es nicht überhaupt ein unverantwortlicher Leichtsin von ihm gewesen, sich so ein teures Ding auf Lager zu legen? Wenn sie ihm nun verschimmelte? Was dann?

In dem leeren Gläschen wurden jetzt Hufschlag und Rädergerassel laut. Herr Lamberti blickte auf, und das Herz stand ihm

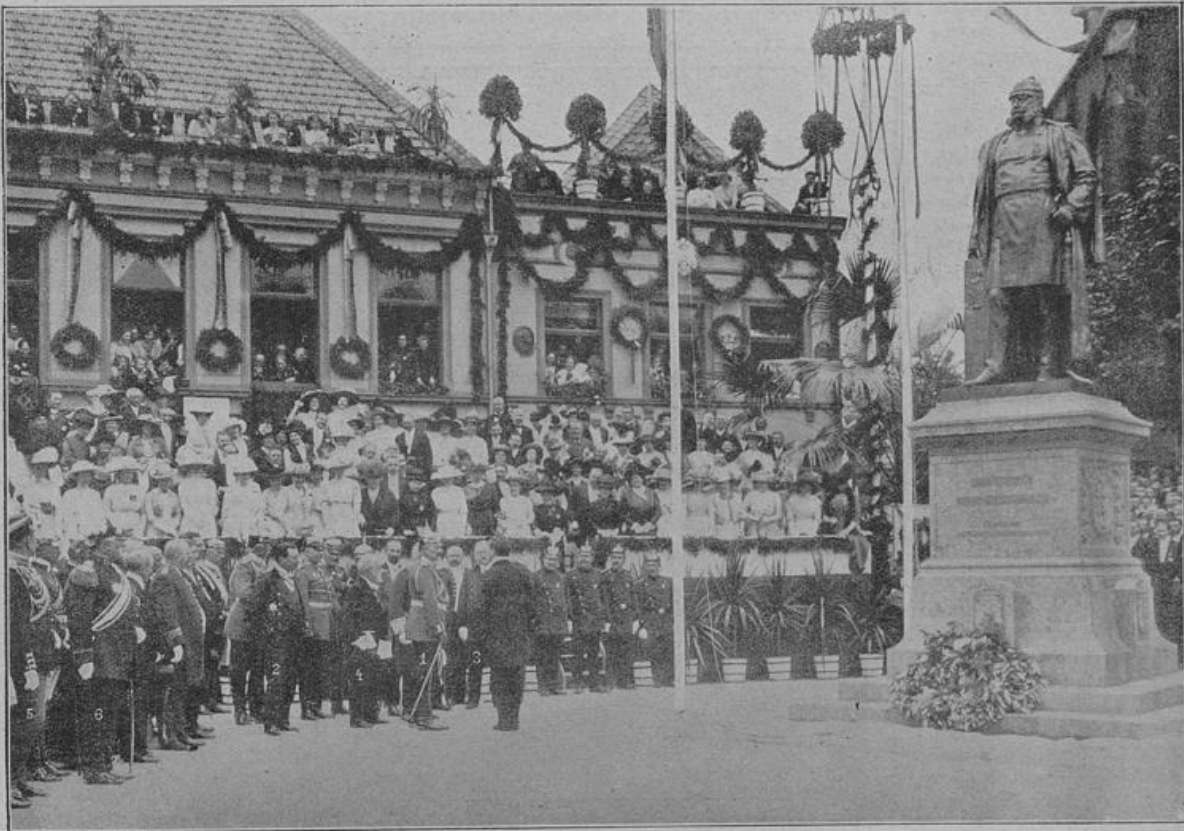


Vom Kaiserjubiläum in Berlin: Der Kaiser (X) begibt sich mit seinen Söhnen zur Paroleausgabe ins Zeughaus.

21. Groß, Berlin.



Von der Eröffnung der neuen Rennbahn in Grefeld am 11. Juni: Blick auf die 1. und 2. Tribüne.
 Peter Kölgen, Düsseldorf.



Der Kaiser bei der Zweihundertjahrfeier in Geldern am 4. Juni.

Int. Ill.-Verlag, Berlin.

1. Der Kaiser. 2. Oberpräsident Fehr. v. Rheinbaben. 3. Regierungspräsident Dr. Kruse. 4. Professor Schaper, Schöpfer des am gleichen Tage enthüllten Denkmals Kaiser Wilhelms I. 5. und 6. Die von der Königin Wilhelmine abgesandten holländischen Offiziere.

vor Freude fast still. Er kannte den Wagen, er kannte auch den Insassen, einen hageren, alten, sehr vornehm aussehenden Herrn mit einem eingefallenen Raubvogelgesicht. Es war der Herzog von Carrara, einer seiner alten Kunden und der leidenschaftlichste Sammler von ganz Rom, wobei nur der eine Zweifel herrschte, welches Gefühl in dem alten, edlen Herrn stärker ausgeprägt war — nämlich seine Sammellust oder sein fürchterlicher Geiz, der auch gelegentlich in eine keineswegs aristokratische, fast märchenhafte Habucht umschlug, so daß die beiden Leidenschaften, von denen dieser prominente Vertreter der römischen Ritterschaft beherrscht wurde, in einer beständigen, erbitterten Fehde miteinander lagen. Unzählig waren deshalb die Geschichten, die über ihn in den römischen Sammler- und Händlerkreisen herumlieten. Wenn ihn aber die betrübenswerte Seite seines Charakters auch stellenweise der Lächerlichkeit preisgab, so gewann er sich doch auch wieder einen mit tiefgründiger Furcht gepaarten Respekt durch seine untrügliche Kennererschaft. Die berühmtesten Gelehrten, die Verfasser der besten Kunstschriften, die ausgepichtesten Museumsdirektoren konnte man betrügen — den Herzog von Carrara nicht. Mit einem leichten Ruck hielt der mit zwei feurigen Rappen bespannte, etwas altmodische Wagen vor dem Laden des Herrn Lamberti an, ein Schauspiel, das sich in jedem Vierteljahr kurz nach dem Quartalsersten regelmäßig für die Bewohner der Gasse wiederholte. Denn um diese Zeit empfing Seine Hoheit ihre Pachgelber aus ihren Gütern in der Campagna, worauf sie immer in derselben und allerwärts bekannten Reihenfolge eine Rundfahrt bei sämtlichen Händlern unternahm, um etwaige Einkäufe zu machen. Gestützt auf seinen Stod und auf den braunlivierten Diener, der vom Vock sprang, etwas steifbeinig, verließ der alte Herr den Wagen. Mit ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit wurde er vom Meister Lamberti begrüßt und willkommen geheißener und dann von ihm in den Laden geleitet.

Es sah in diesem Laden nicht anders aus als in andern römischen Antiquitätenläden. Er war dunkel, klein, und



Der Kronprinzen-Pokal,

der in diesem Jahre zum erstenmal seit dem Stiftungsjahre 1908 der Westdeutschen Fußball-Mannschaft zufiel. Die Inschrift lautet: „Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen stiftete im Jahre 1908 diesen Pokal als Wanderpreis für Fußballwettspiele zwischen den repräsentativen Mannschaften der Landesverbände des Deutschen Fußballbundes“.

Herm. Wees, Inh. G. Voering, Dortmund.



Ein Augenblick aus dem Fußballwettbewerb um den Kronprinzen-Pokal im Stadion zu Berlin am 8. Juni: Westdeutschland gewinnt mit 5 : 3 gegen den Verband Brandenburgischer Fußball-Vereine.

sicherlich hätte sein Besitzer seinem persönlichen Ansehen etwas zu vergeben gesücht, wenn er zufällig eine größere Ordnung darin hätte aufkommen lassen. Antike Tonwaren, alte Bilder, gewebte Stoffe, Glas, Bronzen, Tapissereien, Möbel, Bücher, Waffen, Fayenzen, Terrakotten, Elfenbeinsachen, Werke der Goldschmiedekunst, Geigen, Mandolinen, schmiedeeiserne Schlösser — alles lag und stand in buntem, malerischem Durcheinander. Hüftelnd und knurrend, mit griesgrämiger Miene, und die Höflichkeitbetuerungen unseres Freundes kaum beachtend, hatte sich Seine Hoheit in einem hochlehnigen Sessel niedergelassen und geruhte nun die einzelnen Kostbarkeiten, die sein alter Geschäftsbefannter unermüdet für ihn herbeibrachte, in Augenschein zu nehmen.

Aber immer und immer wieder bewegte Hoheit mißfällig den Kopf und stieß mit dem Stod gegen den unliebsamen Gegenstand.

„Fort damit!“ Lang es dabei jedesmal voll lakonischer Rauheit über seine Lippen, und jedesmal entfernte sich Herr Lamberti wieder mit seinem Gegenstand. Endlich festeten sich die Blicke des alten Herrn auf eine weiß- und vioibraune Vase, offenes China, die dicht in seiner Nähe auf einem kleinen Nischenstand stand. Wieder stieß er mit dem Stod danach.

„Was ist das?“ ertönte seine Frage.

„Ein Ariost. Elzevir-Ausgabe. Gebunden in Mailänder Seide,“ gab Herr Lamberti eifertig zur Antwort, jedenfalls über die Richtung des Stodes in einem Irrtum befangen, denn seine Aufmerksamkeit bezog sich auf ein neben der Vase liegendes Buch.

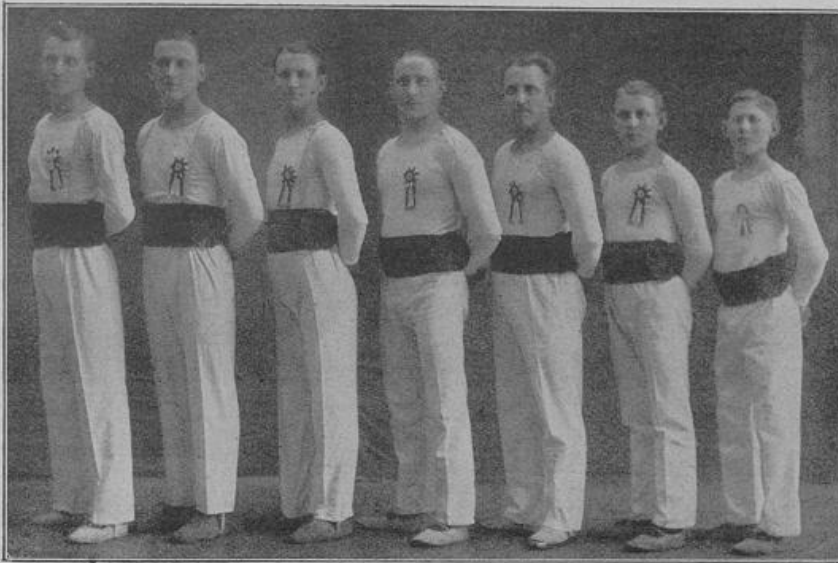
„Unsinn!“ rief der Herr Herzog ungehalten und tippte mit seiner Stodspitze, jedes weitere Mißverständnis hiermit unmöglich machend, auf das ihm in die Augen stechende Gefäß.

„Ach so!“ entschuldigte sich Herr Lamberti in der treuherzigsten Weise, „ein China. Echtes, altes Mandarinenporzellan. Hier bitte, Hoheit!“

Der Herr Herzog legte seinen Krückstod fort und nahm die Vase in die Hände. Er hielt sie zunächst gegen das Licht, um die Transparenz zu prüfen, und die war so unübertrefflich und

irisierte so wunderbar, daß schon durch dieses Kennzeichen allein jeder Verdacht von Imitation ausgeschlossen wurde. Wohl eine Viertelstunde lang herrschte die tiefste Stille in dem kleinen Laden, nur dadurch unterbrochen, daß der hochgestellte alte Kenner, in die Prüfung des interessanten Kunstwertes versunken, zuweilen mit dem Knöchel seines rechten Zeigefingers an das Porzellan anlopfte, das einen metallenen Klang gab. Dann endlich sagte er, das Stück noch immer in den Händen behaltend, als könnte es ihm nun keine Macht der Erde mehr abspenstig machen, mit seiner rostigen Stimme:

„Und das Gegenstück?“
Der andere lächelte. „Wenn Sie mir das Gegenstück dazu verschaffen, Hoheit, dann zahle ich Ihnen dafür fünftausend Lire.“



Eine seltene Turnerschar: Sieben Brüder Foh aus Duisburg-Beech, die zusammen eine Auserriege am Warren stellen.

Noch einige Minuten und der Herr Herzog schrie mit fischrotem Gesicht, so daß zu befürchten stand, der Schlag würde ihn vor Ärger treffen:

„Eintausendfünfhundert!“
„Zweitausend!“ erwiderte Herr Lamberti mit der ehernen Ruhe seiner großen Vorfahren.

„Also es ist nicht da?“

„Nein, Hoheit.“
Der Herr Herzog grunzte unzufrieden.

„Was soll die Wase kosten?“ geruhte er endlich zu fragen.

„Zweitausend Lire.“

Seine Hoheit wurde sehr ungeduldig.

„Ohne Handell — Dreihundert!“

„Zweitausend!“

„Vierhundert!“

„Zweitausend!“

Der Ton seiner Hoheit wurde drohend.

„Fünfhundert!“

„Zweitausend!“



Wiß auf einen Teil des deutschen Stadions während der Einweihungsfeier am 8. Juni.

Gebr. Haezel, Berlin.

Seine Hoheit leuchte.

„Verwünscht!“ sagte er endlich, sich die Stirn mit dem gelbweiden Taschentuch trocknend, mit mühsamer und bebender Stimme — „ich zahle Ihnen den Preis, dann aber schaffen Sie mir zu demselben Preis das Gegenstück.“

Herr Lamberti zuckte die Achseln.

„Ich habe Hoheit bereits bemerkt, daß ich das Gegenstück nicht besitze, und würde es zu haben sein, daß dann jedes Exemplar den dreifachen Wert annehmen würde. Doch das brauche ich Hoheit nicht besonders klarzumachen. Das wissen Hoheit als Kenner ja von selbst.“

Ganz selbstverständlich wußte das der Herzog.

Jetzt stand er auf und stieß noch einmal heftig mit dem Stode gegen den feineren Fußboden.

„Fünfzehnhundert!“ kreischte er zum letztenmal.

„Zweitausend, Hoheit!“

Im höchsten Zorn verließ der alte Herr den Laden, der Wagen rolte mit ihm aus der engen Gasse wieder davon, und der standhafte



Der neue Bülkus Schumann in Düsseldorf.

W. Frohmann, Düsseldorf.

Herr Lamberti streckte sich ohne Reue über das zerichlagene Geschäft, ja, mit einer Art von Selbstzufriedenheit, die dritte Zigarette an.



Der Motorjacht-Klub von Deutschland in Düsseldorf: Mercedes C erringt am 12. Juni beim Formittags-Handikap in der ersten Gruppe den ersten Preis. Jean Esser, Düsseldorf.

Zwei Tage später hielt der Wagen des Herzogs auf der Piazza di Spagna vor dem Antiquitätenladen des ehrwürdigen Herrn Andrea Ventivoglio, eines alten Mannes mit prächtigem weißen Tizianbart und dem redlichsten Gesicht der Welt. Meister Ventivoglio empfing seinen hohen Gast mit der ihm eigenen Ernsthaftigkeit und Würde, er fragte nach dem Befinden des Herrn Herzogs und wie ihm der diesmalige Landaufenthalt bekommen sei, aber er erhielt auf seine Fragen keine Antwort, denn schon hatten die Falkenaugen seines Besuchers unter den Kostbarkeiten seines Lagers einen Gegenstand entdeckt, der ihn mit magischer Gewalt festhielt. Es war eine weiß- und violettbraun dekorierte chinesische Vase. Sie stand dicht am Fenster und verriet dem Kenner schon von weitem durch ihre wunderbare und

irrisierende Transparenz das Zeichen ihrer absoluten Echtheit — altes, echtes Mandarinenporzellan. Auf den Wunsch seines Gastes reichte Meister Ventivoglio ihm dieses schöne Exemplar. Ein weniger kluger Mann, als es der Herzog war, hätte sich jetzt einem Freuden- ausbruch überlassen, denn nachdem er das Stück genau geprüft, gab es für ihn nun nicht den geringsten Zweifel mehr, daß er hier das Gegenstück zu der Vase von vorgestern in der Hand hielt. So hatte er denn das Paar zusammen. Die Hauptsache blieb nur, Meister Ventivoglio nichts von seinem Wohlgefühl verraten zu lassen und dann sofort zu Lamberti zu fahren und das abgebrochene Geschäft mit ihm von neuem aufzunehmen. Selbst um den Preis von zweitausend Lire! Denn nun bekam das Geschäft ja ein neues Gesicht. Er fragte nach dem Preise.



Düsseldorfs Jung-Deutscher Club: Radfahrerabteilung der Jugendwehr fertig zum Ausmarsch. J. Rosenthal.

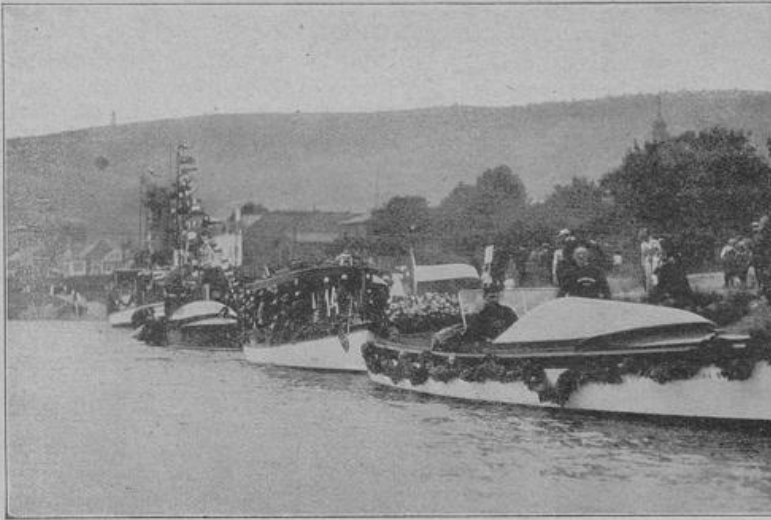
„Zweitausendzwei-
hundertfünfzig Lire!“
erwiderte Meister
Ventivoglio.

Der Herr Herzog
schrie bei dieser Sum-
me wütend, wie von
einem Storpion ge-
stochen, auf, aber
Meister Ventivoglio
ließ keinen Solbo
herunter.

„Wollen Hoheit
bedenken,“ fügte der
feierliche Alte hinzu,
„daß, wenn man das
Gegenstück dazu be-
käme, das Paar seine
fünfzehntausend Lire
wert sein würde.“

„Waaaas? Fünf-
zehntausend?“

„Die ich mich
verpflichten würde,
Eurer Hoheit bar
auszubehalten. Ich
gebe es Eurer Hoheit schriftlich.“ — Das Ende dieses Auftretis
war: Der Herr Herzog kaufte, im stillen Schmünzelnd, die Vase
um den Preis von zweitausendzweihundertfünfzig Lire.



Vom Blumenkorsos auf dem Rhein, J. Ver. ade, Wiesbaden.
den der Motor-Jachtklub von Deutschland am 8. Juni während der Ruhepause nach der ersten Etappe
Mannheim—Biebrich veranstaltete.

„Was heißt das?“ brüllte er, als ob er schon bestohlen wäre.
„Ich habe die Vase inzwischen verkauft.“
„Verkauft?“
„Ja, da Hoheit sie nicht zu haben wünschten.“

Eine halbe Stunde
später stand der
Herzog wieder, auf
seinen Stok gestützt,
vor Herrn Lamberti
in dessen Laden.

Er hustete stark
und sagte:

„Ich wünsche die
Vase zu kaufen.“

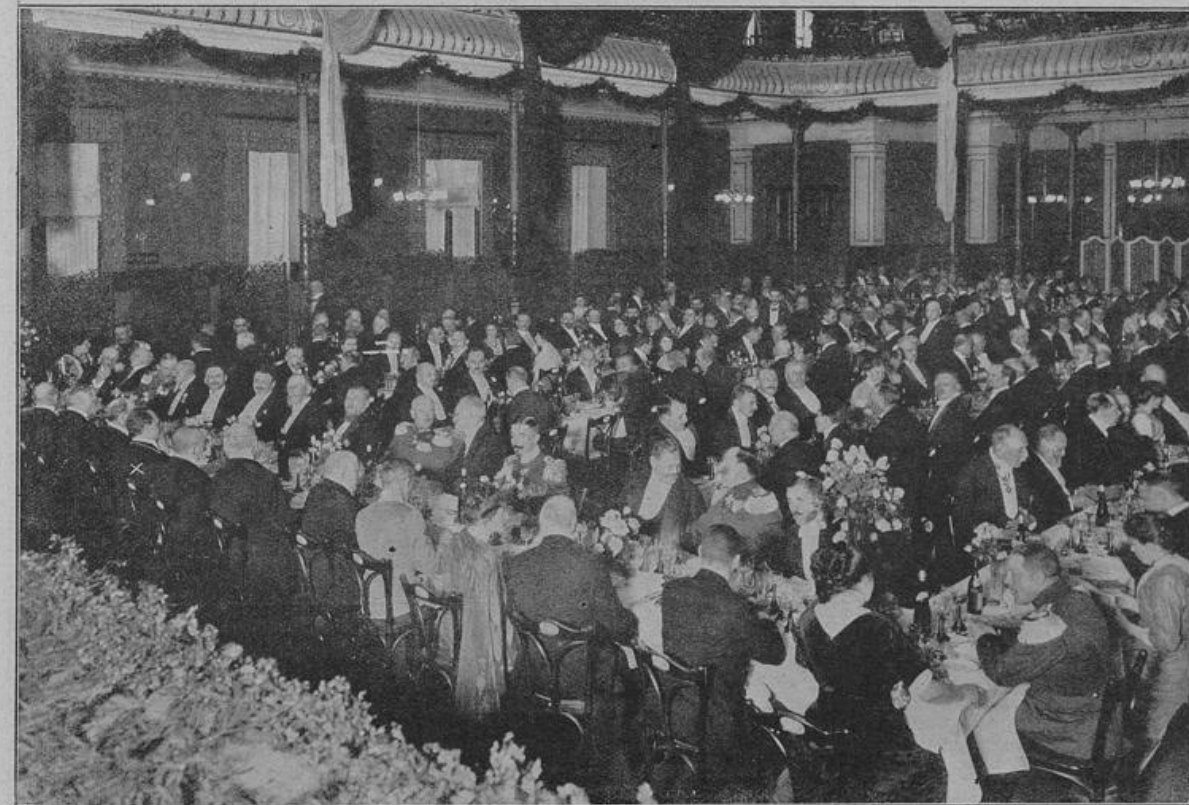
„Welche Vase, Ho-
heit?“ fragte unser
Freund in ehrer-
bietigstem Ton.

„Die chinesische
Vase!“

In dem Gesicht
des andern drückte
sich ein tiefes Be-
dauern aus.

„Aber diese Vase
habe ich nicht mehr.“

Der Herr Herzog
taumelte zurück.



Festmahl der Stadt Düsseldorf zu Ehren des Reichverbandes der deutschen Presse am 1. Juni in der städtischen Tonhalle.
Zur Rechten des Oberbürgermeisters Dr. Oehler (x) saß der erste Vorsitzende des Reichverbandes, Chefredakteur Dr. Marz, Berlin, zur Linken der zweite
Vorsitzende, Chefredakteur Dr. Mohr, München. Jos. Henne, Düsseldorf.

„Verkauft, an wen?“

„An meinen Kollegen Ventivoglio. Doch das schadet ja nichts. Wenn sich Hoheit zu ihm hin bemühen wollen? Es sind nur zwanzig Minuten von hier — Piazza di Spagna. Hoheit kommen hoffentlich noch nicht zu spät.“ — „Fest und Schwefel!“ tobte der Herr Herzog.

während er — ihrer vorangegangenen Verabredung entsprechend — die übrigen zweihundertfünfzig Lire für seine Nüchternheit bei dem Geschäft für sich behalten durfte. Denn, wie der scharfsinnige Leser nun wohl erraten haben wird, hatten sich die beiden Herren nur zu einer kleinen Komödie zusammengetan, die für unseren guten Freund



Von den Reitersfestspielen in Aresfeld zur Feier des hundertjährigen Bestehens des 2. Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 11. Oben: Fahrtschule von 24 Pferden. In der Mitte: Ein französischer Marschall mit Gefolge. Unten: Rückkehr einer Eskadron aus dem Feldzuge 1815. J. Stehr, Aresfeld.

Herr Lamberti und der braunlivrierte Diener hatten Mühe, ihn zu bändigen, bis er schließlich zu röheln anfing und der besagte Diener ihn wie einen seelenlosen Ballen Ware in den Wagen schob. — —

Noch im Laufe desselben Tages brachte Meister Ventivoglio seinem treuen Gefährten Lamberti die auf ihn entfallenden zweitausend Lire,

mit dem erfreulichen Profit von fünfzehnhundert Lire abschloß. Diese Geschichte hat den Vorzug, wirklich passiert zu sein. Wenn schon der Herzog, dem die Art seiner geriebenen Landsleute, Geschäfte zu machen, nicht unbekannt war, in dieser Weise getäuscht werden konnte, um wie viel mehr werden die gutgläubigen Ausländer hineingelegt!

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 26.

Düsseldorf, 28. Juni

1915.



Aus dem Huldigungsfestzug der vereinigten Innungen des Berliner Handwerks am 17. Juni 1915:
Der Wagen der Bäckereinnung auf dem Pariser Platz.

Edw. Haeckel

Unser altes Regiment.

Von Guido Kreuer.

Wenn man's richtig überlegte, war der Vormittag eigentlich verlaufen wie alle übrigen. Als der Oberleutnant von Eggerntamp mit seiner halben Eskadron in der Springbahn exerzierte, war der Oberst aufgetaucht, hatte die Meldung des jungen Offiziers dankend mit zwei Fingern am Helm entgegengenommen, sich die Reitversuche der neuen Rekruten ein paar Minuten angesehen und einmal sogar gelächelt, als ein baumlanger, schlaffiger Dragoner mit kühnem Salto mortale über den Kopf seines Gauls hinweg mitten in die Strauchhürde hineinschoß.

Danach glitten die beiden Finger wieder an die Helmschiene, und er setzte seinen Inspektionsgang weiter fort.

Eine Stunde später jedoch — der Adjutant diktierte den Wachmeistern gerade die Tagesparole in die beiden Notizbücher — stand eine Schreibordonnanz vor Georg Eggerntamp.

„Herr Oberleutnant möchten sofort zum Herrn Oberst kommen!“

„Aufs Regimentsgeschäftszimmer?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

„Ist gut; sofort.“

Einen Moment blieb er nachdenklich mitten auf dem Kasernenhof stehen. Er überlegte, aber resultatlos. Kein blasser Schimmer, um was es sich hier handeln könnte.

Unruhig knöpfte er die Handschuhe zu; dann machte er sich eilig auf den Weg.

Er wurde sofort vorgelassen.

Der Kommandeur hatte ihn bereits erwartet; er stand an den fichtenen Schreibtisch gelehnt und dankte mit einer Kopfbewegung, als der junge Offizier den Degen anhub und sich militärisch verneigte.

„Stehen Sie bequem, Herr Oberleutnant.“

Georg Eggerntamp ließ die Waffe sinken. Ihn fröstelte plötzlich — der Oberst hatte die dienstliche Anrede gebraucht!

„Ich muß Sie um eine Auskunft ersuchen.“

Damit nahm er vom Schreibtisch einen Brief, faltete ihn auseinander und hielt ihn dem Jüngern hin.

„Bekennen Sie sich als Verfasser dieses — Schriftstücks?“

Das hatte knapp und hart geklungen; der Dragoner empfand es kaum. Er war zusammengerudert, daß die Sporen gegeneinander klirrten.

Unwillkürlich bemühte er sich zu lesen, aber es ging nicht. Und schließlich — er kannte ja den Inhalt!

Dieser Brief — dieser wahnsinnige Brief!

„Zuvohl, Herr Oberst!“

„So! — Haben Sie mir sonst noch irgendeine Erklärung zu geben?“

„Nein, Herr Oberst!“

Darauf kam schweres Schweigen. Der Kommandeur kniffte den Bogen wieder zusammen und steckte ihn in den Armelausschlag seines Waffentodes, mit einem quälenden Zögern.

Er trat zum Fenster und sah in den Rasinogarten hinaus; minutenlang, aber es schien wie Ewigkeiten.

„Also mit wenigen Worten — gestern ließ sich bei mir ein kleiner älterer Herr melden — ein Bankier Nasnmussen — und übergab mir Ihr — dieses Billetdoux. Er hatte es eine Stunde vorher in dem Boudoir seiner Gattin gefunden, wenn ich mich recht entsinne, im Toiletentisch. Ja, und zuerst habe seine Frau hartnäckig gelehnet, schließlich jedoch alles eingestanden.“

Der Oberleutnant von Eggerntamp fuhr aus dumpfem Brüten hoch. „Was eingestanden, Herr Oberst?“

Vom Fenster her ein halbes Achselzucken.

„Worauf sich der Inhalt Ihres Briefes auch bezog — daß die Dame seit einem halben Jahre zu Ihnen in Beziehungen steht, die — na, also, die man nicht mehr als gesellschaftliche bezeichnen kann!“

„Darf ich den Herrn Oberst nach dem — sonstigen Ergebnis dieses — Besuches fragen?“

Da wandte sich der Kommandeur langsam

um. Er sah seinen Leutnant nicht an; der trübe Blick haßte ausweichend auf dem wertvollen Kaiserbild, das über dem Schreibtisch hing.

„Ich habe im Leben so manchen Menschen erregt und leidenschaftlich gesehen, habe auch hintergangene Ehemänner gekannt, die sinnlos vor Zorn waren — dieser Mann hatte eine eifige Ruhe! Als er mir so gegenüber sah — kein unbedachtes Wort, keine äußerliche Bewegung, kein Wimperzucken! Er ist — rachsüchtig!“

Vor dem letzten Wort hatte der hohe Herr eine Sekunde gestodert. Der Dragoner achtete nicht darauf. Ein unfähiger Hochmut straffte sein Gesicht, als er mit halber Verneigung erwiderte:

„Ich stehe ihm durchaus zur Verfügung!“



Aus dem Festzug der Berliner Innungen: Der 101 Jahre alte Schlosserinnungsmeister Jritsch huldigt dem Kaiser. Int. Ill. Verlag.

„Wenn es nur das wäre, Eggerkamp — natürlich habe ich nach der Richtung hin sondiert; es ist ja auch das Nächstliegende. Aber der Herr lehnt jeden Ausgleich mit der Waffe ab!“

Der junge Mensch machte eine unruhige Bewegung.

„Lehnt — ab? Der Herr Oberst verzehren, aber — dann begreife ich nicht — in welcher Form —“

„Ich sage Ihnen doch — er will seine Rache haben und wählt dazu einen Weg, der ihn unfehlbar zum Ziele führt!“

„Und dieser — Weg?“

„Scheidung. Und danach eine gerichtliche Anzeige gegen euch beide — wegen Ehebruchs!“

Der Oberleutnant von Eggerkamp zuckte wild auf. „Gefängnis!“

Es kam unartikuliert zwischen den Zähnen hindurch.

„Ja!“ Alles war totenstill.

„Das ist — Wahnsinn!“ sagte der junge Offizier heiser.

Der Oberst war wieder an den Schreibtisch zurückgekehrt.

Die Schärfe seiner Stimme war längst fort.

„Sehen Sie, Eggerkamp — was Sie da getan haben“ — er schob bekümmert die Schultern hoch — „es widerstrebt mir, mich über derartige Dinge auszulassen. Deshalb will ich mich nur auf eine Bemerkung beschränken — meine Hand hätte ich für Sie ins Feuer gelegt! Gerade für Sie! — Und jetzt muß das kommen!“

Ich bin, weiß Gott, kein Splitterrichter; ich vertrete auch nicht die Anschauung, daß man preussische Leutnants zu Bettbrüdern erziehen soll. Ihr seid alle jung, und tobt euch aus und nehmt unbesorgt mit, was sich euch an fairen Amusements bietet. Von dem aber, Ihr Herren, was verheiratet ist, laßt die Finger!

Und selbst wenn die Frau sich Ihnen zwanzigmal an den Hals geworfen hätte — die Heiligkeit der Ehe soll man respektieren, doppelt respektieren, wenn man Georg von Eggerkamp heißt!

Das ist mein Standpunkt, aus dem ich vor diesem Herrn Rasmussen auch kein Geheimnis machte.



Aus dem Festzug der Berliner Innungen: Der Wagen der Klempner und Kupferschmiede. Int. Ill.-Verl.



Der Wagen der Goldschmiede in deutscher Renaissance auf der Schlossbrücke. Int. Ill.-Verlag.



Hauptmann Herber (Blücher), Hauptmann von Schaumann, Leutnant Külle und Mannschaften des Füsilier-Regiments Nr. 39 in Düsseldorf in historischen Uniformen. Joseph Henne, Düsseldorf.

Trotzdem habe ich mit ihm geschlagene zwei Stunden herumparlamentiert; genutzt hat es nichts. Durch Ihren Brief und das Geständnis seiner Gattin lag die Situation ja so hoffnungslos, daß glattweg jedes Wort in den Wind gesprochen war.“ — Schweigen.

„Ich bin dem Herrn Oberst für die gütige Wahrnehmung meiner Interessen zu gehorsamstem Dank verpflichtet, aber —“

„Was heißt denn Dank, Eggerlamp!“ unterbrach der alte Herr unwillig. „Wenn ich mit dem Mann um Sie kämpfte, tat ich nur, was kein Kommandeur an meiner Stelle unterlassen hätte.“

Ich habe bei meinen achtunddreißig Dienstjahren so manchen trüben Tag kennen gelernt — der gestrige Nachmittag war der dunkelste!

Die Uniform ausziehen müssen ist wahrhaftig schon Schicksal genug, dann aber noch ins Gefängnis —“

Flutende Sonnenströme kamen durch das kahle Fenster, tauchten das nüchterne Gemach mit den sichtenen Möbeln und den breiten Alfenregalen in unbarmherzig grelles Licht, ließen in stechendem Gleißeln über die Säbelscheide des Oberleutnants von Eggerlamp. Und in diese laßende Stille hinein sagte der Oberst verbissen:

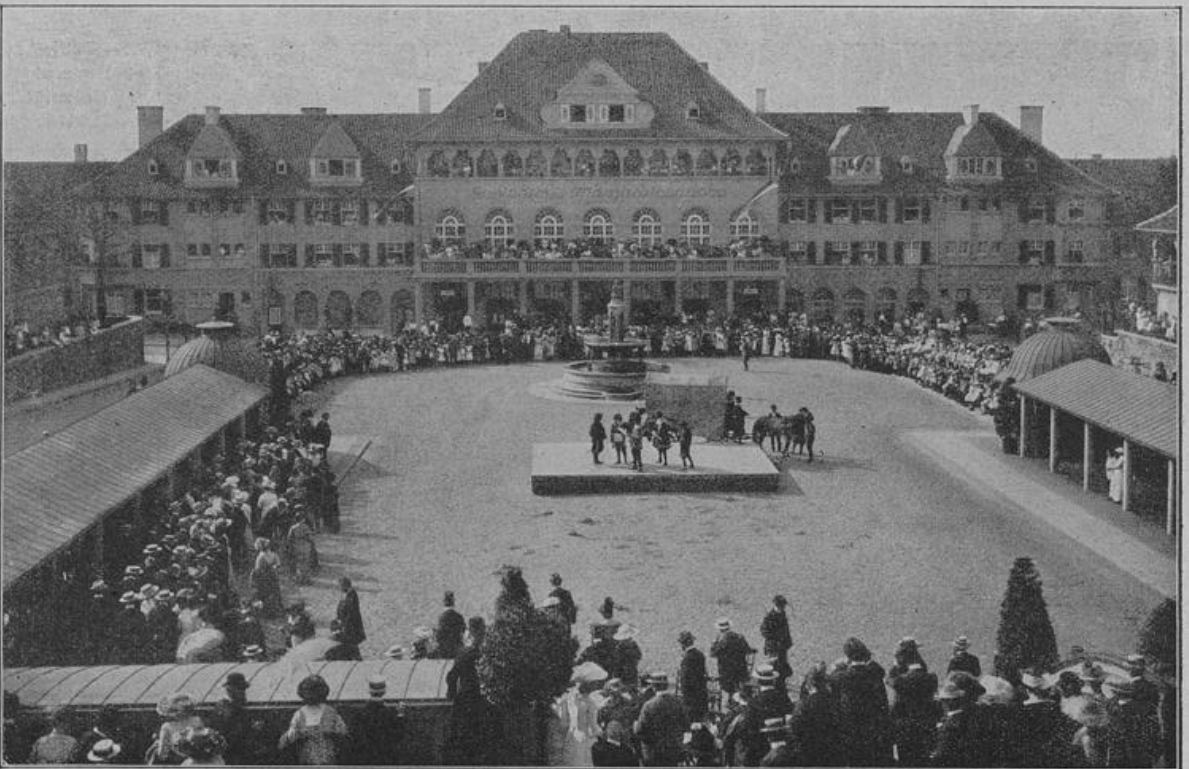
„Wenn das alles wenigstens noch ein Jahr später gekommen wäre! Aber gerade jetzt — ich habe die halbe Nacht wach gefessen und

mir den Kopf zergrübelt — aber wir kommen um die Konsequenzen dieser Geschichte unmöglich herum — das ganze Regiment nicht!“

„Das — ganze — Regiment?“ — und dann in jähem Versehen: „Herr Oberst?!“

„Na, sehen Sie!“ sagte der alte Herr mit hoffnungslosem Achselzucken. „Jetzt wissen Sie, was ich meine.“

Zum nächsten Frühjahr, nach den Korpsmanövern, sollten die Kurprinz-Drägoner doch die Gardeligen bekommen und zum Leibregiment avancieren. Wie man mir bei meinem letzten Besuch in Berlin unter der Hand mitteilte, wird der Text der Kabinettsorder gegenwärtig vorbereitet. Im Regiment und in der Stadt spricht man ja bereits von nichts anderem weiter. — Die Couleurregimenter haben dieser Tage einen silbernen Tafelaufsatz für unser Kasino in Auftrag gegeben. Und nun die ganze Freude umsonst! Ich wage noch gar nicht, an den Rückschlag zu denken, aber der kann ja unmöglich ausbleiben! Denn zweifelsohne wird dieser Scheidungsprozeß noch im Laufe des Winters verhandelt — also vor dem Termin unserer Beförderung. Und wenn gerade in dieser kritischen Zeit solche gerichtliche Anzeige gegen einen meiner Offiziere erfolgt, wird die Beförderung natürlich zurückgezogen! Das ist wie ein Verhängnis!“



Hans-Sachs-Spiele auf der Margaretenhöhe in Essen Anton Meinholz, Essen.
anlässlich der Eröffnung der Kunstausstellung des Verbandes der Kunstfreunde aus den Ländern am Rhein am 15. Juni.

Der im blauen Rod hatte schweigend zugehört, hatte nur einmal eine fahrigte Handbewegung nach der Brust gemacht. Jetzt stand er wieder reglos, hoch aufgerichtet, die Hand am Säbelforb. Seine Stimme war hell und hart.

„Ich darf dem Herrn Oberst versichern, daß die Ehrung des Regiments an meiner Person nicht scheitern soll, und daß auch ich weder die Uniform ausziehen noch ins Gefängnis gehen werde.“

Ein trübes Lächeln umspielte die wellen Lippen.

„Wenn Sie das fertigbrächten, Eggenlamp — aber ich fürchte, Sie werden vergebens nach einem Ausweg suchen.“

„Er ist schon gefunden, Herr Oberst!“

Das Klang so seltsam verhalten, daß der Kommandeur bestrebt

aufblühte. Und er sah, wie sich die dünnen Lippen verächtlich spannten, und sein verwitertes Gesicht entfärbte sich jäh. „Eggenlamp!“ fuhr er entsetzt auf. Von drüben kam die furchtlose Antwort:

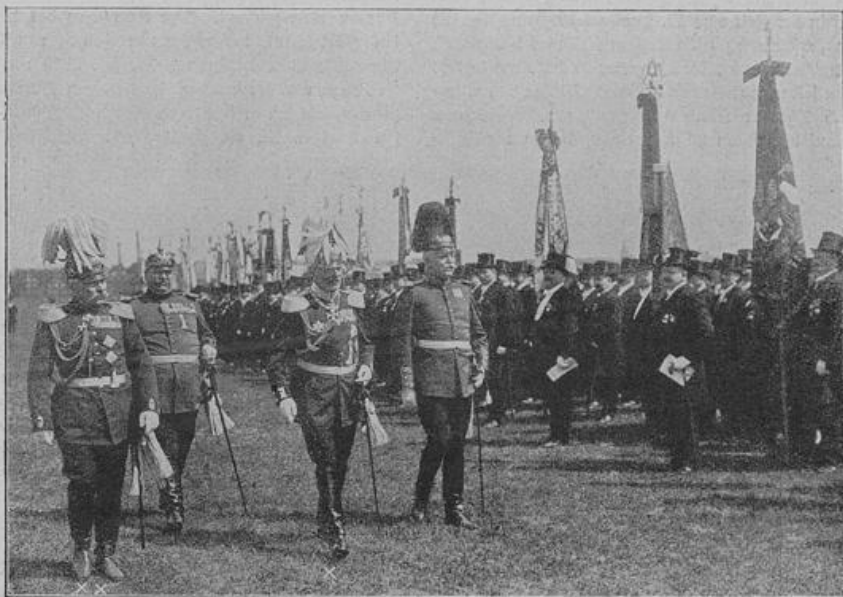
„Es bleibt nichts anderes übrig! — Ich darf den Herrn Oberst daran erinnern, daß seit der Gründung der Kurprinz-Dräger vor nunmehr hundertfünfzig Jahren immer der Erstgeborene von uns

Eggenlamps im Regiment gebient hat, mit Ehren gebient. Die Kurprinz-Dräger sind ein Stüd unserer Familiengeschichte, und ich, als der Jüngste des Geschlechts —“

Er sprach nicht weiter, denn der alte Herr trat hastig heran und legte ihm die Hand auf die Schulter; aber diese Hand zitterte wie Espenlaub, und in den solbatisch straffen Bügen wetterleuchtete es.

„Und ich sage Ihnen — nein! ... nein! ... nein!! Sie sind ja ganz von Sinnen! Sie wissen ja nicht, was Sie reden! Sie haben den

klaren Blick verloren! ... Ehe ich das zugebe, sperre ich Sie ein — oder stecke Sie in eine Nervenheilanstalt und lasse Sie Tag und Nacht bewachen!“ Nicht ein Zuden ging über das blutleere junge Gesicht.



Vom Feldgottesdienst der Berliner Kriegervereine, an dem etwa 24 000 Mann teilnahmen, auf dem Tempelhofer Feld: Generaloberst von Lindequist, Präsident des Deutschen Kriegerbundes (X), und Generalkornant J. D. Bartels (XX) schreiten die Front ab. Int. Ill.-Ver. ag.



Erdigungsfeier der im Koburger L. C. vereinigten deutschen Landsmannschaften im Landesausstellungspark in Berlin: Der Forstheide Oskar Curies hält die Festrede. A. E. Hohlwein.

Die Festspiele des Rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf 1913.

In diesem, dem fünfzehnten Festspieljahre, gelangen im Stadttheater zu Düsseldorf in der Zeit vom 29. Juni bis 17. Juli Friedrich Hebbels „Nibelungen“, erster und zweiter Teil, und „Agnes Bernauer“, Otto Ludwigs „Malkabäer“ und „Die Torgauer Heide“, das letztere historische Vorspiel am selben Abende mit Lessings „Minna von Barnhelm“ und schließlich Theodor Körners „Triny“ zur Aufführung. Der Spielplan läßt auf den ersten Blick erkennen, daß er der Jahrhundertfeier der Erhebung des deutschen Volkes und dem Gedenken an die hundertjährige Wiederkehr der Geburtstage Friedrich Hebbels und Otto Ludwigs sowie des Todestages Theodor Körners Rechnung tragen will. Gleichzeitig verwirklicht der Spielplan wie alljährlich das Ziel des Festspielvereins, Bühnenwerke großen Stils durch auserlesene Kräfte deutscher Schauspielkunst zur Aufführung zu bringen.

Der Umstand, daß sich die Festspiele in Düsseldorf vollziehen, hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß sie sich zu der Bedeutung steigerten, die allgemein heute anerkannt wird. Denn der Maßstab der Bedeutung solcher Veranstaltungen ist der Besuch, und wenn dieser im Laufe von nun fünfzehn Jahren stetig gewachsen ist, so wird dies zu nicht unerheblichem Teile auf die bei den großen Ausstellungen und Kongressen des letzten Jahrzehntes stets aufs neue sich bewährende Anziehungskraft dieser schönsten der rheinischen Städte zurückzuführen sein. — So versammeln sich denn jetzt in jedem Jahre Kunstfreunde nicht nur des Rheinlandes auf den Düsseldorfer Festspielen, und wer in den Pausen dem Publikum seine Aufmerksamkeit widmet, wird an manchen Abenden Besuch aus dem Auslande, besonders aus den Niederlanden und Belgien, feststellen können. Fast in jedem Jahre

werden die Vorstellungen durch den Besuch kunstsinziger deutscher Fürsten ausgezeichnet. Der Kronprinz des Deutschen Reichs führt das Protektorat, der regierende Herzog von Sachsen-Altenburg ist Ehrenmitglied des Vereins, der seit 1899 von dem Staatsminister Freiherrn von Rheinbaben, dem jetzigen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, als ersten und dem Senats-Präsidenten Dr. Grefschmar in Frankfurt a. M. als zweiten und geschäftsführenden Vorsitzenden geleitet wird. — Unter

anderen ist als Darstellerin der „Minna von Barnhelm“ Agnes Sorma, für die heroische Rolle der Malkabäerin „Dea“ ist Franziska Elmreich gewonnen. Elsa Wohlgemuth vom k. k. Hofburgtheater Wien wird die „Brunnhilde“, Maria Fein vom Hoftheater in Mannheim die „Krimhilde“, Charlotte Wären vom Hoftheater Weiningen die „Agnes Bernauer“, Hilde Knoth vom Hoftheater Hannover die „Selene“, Alice v. Arnould vom kgl. Schauspielhaus Berlin die Gräfin in „Triny“, Maria Mayen vom k. k. Hofburgtheater die „Franziska“ in „Minna v. Barnhelm“, Sophie Koenig vom Stadttheater Frankfurt a. M. die „Marjetenderin“ in „Die Torgauer Heide“ spielen. Den „Siegfried“ stellt Karl Kalbed vom Lessingtheater in Berlin, „Hagen“ Leopold v. Ledebur vom kgl. Schauspielhaus daselbst, „Etel“ Werner Krause vom Stadttheater Nürnberg, „Giselher“ Rudolf Glücker vom Stadttheater Mannheim, „Tollheim“ Karl Ebert vom Deutschen Theater Berlin, den „Wachtmeister“ in „Minna v. Barnhelm“ Hans Siebert v. Hofburgtheater Wien dar. Den erzog „Albrecht“ in „Agnes Bernauer“ spielt Kurt Ehle vom Hoftheater Darmstadt, Adolf Kleinden „Herzog Ernst“, Alexander Otto den „Triny“, Fritz Odemar vom Stadttheater Frankfurt a. M. wirkt als „Vater Bernauer“ und „sicht“ in „Minna vom Barnhelm“ mit. C. R.



Elsa Wohlgemuth, Wien, als Brunnhilde in Hebbels „Nibelungen“.

Mitwirkende bei den Rheinischen Goethe-Festspielen in Düsseldorf 1913.



Agnes Sorma.



Adolf Klein.



Maria Fein.



Franziska Ellenreich.



Charlotte Waten.



Karl Ebert.



Fritz Odemar.



Leopold v. Ledebur.



Alexander Otto.

„Der Herr Oberst wissen ganz genau, daß es für mich keinen andern Weg gibt... Ich tu's ja nicht nur um unsern Namen und um meinen Hof, sondern auch um unser Regiment... um unser schönes, alles Regiment! Ihm Ehre zu machen, war stets unsere beste Tradition, nicht aber, es in Schande zu bringen! Und wenn die Kurprinz-Dräger wegen ihrer ruhmvollen Vergangenheit jetzt die Goldaufschläge der Garde bekommen, dann haben alle Eggerkamps, die je diesen Hof tragen durften, ihr Teil dazu geleistet, und dann muß mir... gerade mir... das als Richtschnur dienen!“

„Doch!“ sagte der Oberst plötzlich, und in seinen Zügen begann es zu arbeiten, „doch gibt es noch einen Weg — nehmen Sie Ihren Abschied! Wenn dann der Prozeß zur Verhandlung gelangt, sind Sie Privatmann und...“

„... vom Ehrengericht wird mir noch nachträglich die Charge aberkannt, und die Schande ist tausendmal größer!“ kam es schneidend zurück. Für eine Sekunde den ehrerbietigen Respekt vergebend, stieß der Dräger den Degen gegen den Fußboden. „Ich kann begreifen, was dem Herrn Oberst solcher Vorschlag kostet. Aber er ist für mich unausführbar! Ich mag mich nicht selbst belügen, und ich mag mich nicht feige und heimlich aus dem Regiment stellen. Ich löse meine Schuld ein!“

Sein Blick tastete sich durch das Fenster hinaus, verlor sich draußen in den blühenden Fliederbüschen des Rasinogartens.

Der andere aber stand und starrte wie gebannt in das bartlose, amale Keitergesicht, dem die fatige Nase und die geraden Brauen so

eine fremde Nuance von Brutalität gaben. Seltsam, daß er das nie vorher bemerkt hatte als gerade heute, wo es — das letztemal war! Ein Frieseln lief ihm über den Rücken. Er atmete tief, als wollte er die Kehle wieder frei bekommen. Und doch war seine Stimme heiser. „Eggerkamps... was hat Ihnen diese... Frau gegolten?“

Tief aus dem Grunde der braunen Augen glomm finsternes Leuchten.

„Ich möchte darüber nicht mehr nachdenken, Herr Oberst! Ob die Frau sich mir an den Hals geworfen hat oder nicht — ob ich sie je liebte oder ob es nur — — —, das alles liegt hinter mir. Ich aber gehe ab in meiner Uniform und in dem Bewußtsein, daß noch kein Eggerkamps unseres alten Regiments unwürdig war. Höheres gibt es für uns nicht!“

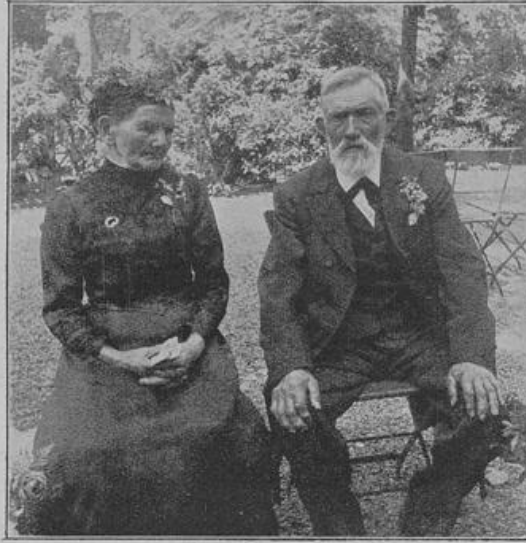
„Aber das ist ja entsetzlich! Sie sind jung... und jetzt — kaltblütig so mitten aus der Fülle des Lebens heraus... wo jeder sich an das bishigen Existenz klammert!!!“

Da hob der Oberleutnant der Kurprinz-Dräger den Degen an.

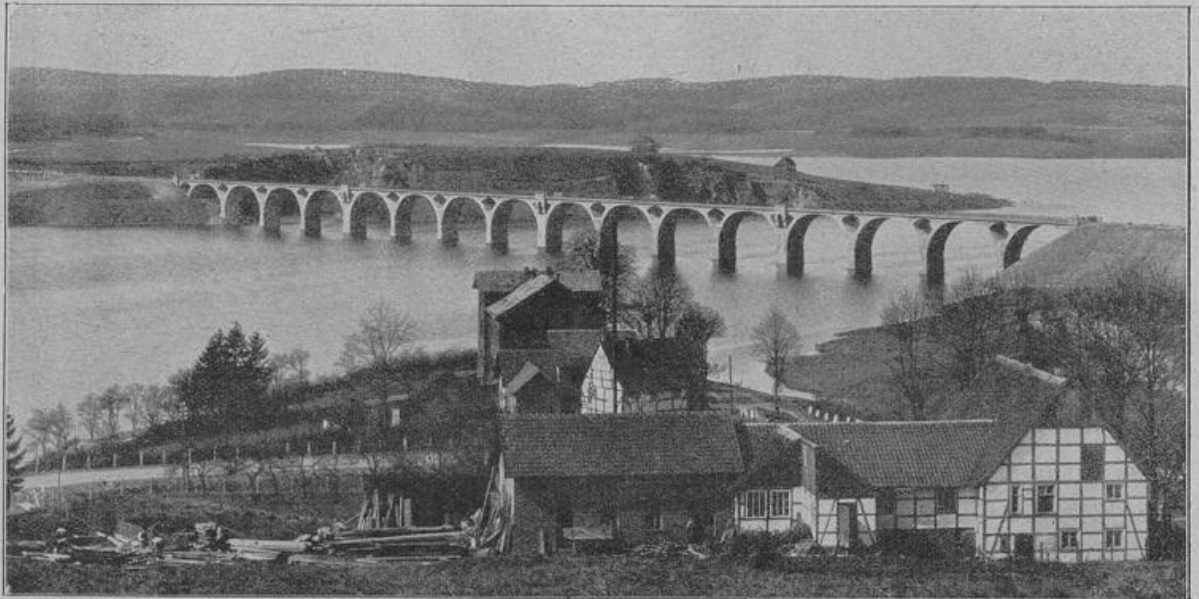
„Jeder ist auch nicht ein Eggerkamps! Und wenn der Herr Oberst sonst weiter keine Befehle für mich haben...“

Dem Alten zuckte es um die Lippen. Er machte eine Bewegung gegen den Leutnant, als wollte er ihm recht herzlich die Hand reichen, sein Auge trübte sich, und er wandte sich rasch ab.

Hinter ihm klirrten zwei Haden zusammen... Kein Wort. Dann Schritte, die sich entfernten. Die Tür schnappte ins Schloß. Im Vorzimmer scharten die Stühle der hochschneidenden Schreibordnungen. Dann wurde es still, ganz still...



Die Eheleute Wilhelm Schwab in Fintorf, welche dieser Tage ihre diamantene Hochzeit feierten. Sie besitzen 9 Kinder, 55 Enkel und 15 Urenkel.



Die Mähnetalsperre bei Soest,

Schau 1. Soest.

zwischen Haarstrang und dem nördlichen Abhänge des Aensberger Waldes gelegen, faßt über 130 Millionen Kubikmeter Wasser. Das Bild zeigt den Viadukt bei Delecke im Zuge der Soest-Aensberger Provinzialstraße mit seinen sechsundzwanzig Bögen, eine der längsten Steinbrücken, die je gebaut wurden. Die Länge beträgt mit Damm 700 Meter und hat eine Straßenbreite von 8 Meter. Um das ganze Staubecken ziehen sich neuangelegte Randwege.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 5. Juli

1915.

Zum 750. Jahrestag der Gründung des Klosters Loccum.



Austreibung aus dem Tempel. Wandgemälde von Eduard von Gebhardt im Kloster Loccum.

Im Beisein des Kaisers feierte am 20. Juni das Kloster Loccum den 750. Jahrestag seiner Gründung. Kurz nach 5 Uhr traf der Kaiser im Automobil ein und wurde an der Stiftskirche von dem protestantischen Abt, welcher die Mitra angelegt hatte und den silbernen Krummstab in der Hand hielt, empfangen. Nachdem der Abt die Konventualen vorgestellt hatte, fand in der Stiftskirche ein liturgisch reich ausgestatteter Gottesdienst statt. Der Abt legte seiner Festpredigt als Text zugrunde Lukas 19, Vers 40: „Wo diese schweigen, so werden die Steine schreien.“ In der Festrede gab der Abt einen Ueberblick über die eigenartige Geschichte des Klosters. Der Kaiser verlieh mehrere Auszeichnungen.

Weitlisonntag.

Von Karl Marilaun.

Die Sonne des Samstagabendes fand blank und messinggelb wie eine frischgeriebene Barbierschüssel hinter den Türmen, Spitzdächern und Brunnlein der Stadt im Jura. Die Schatten wurden lang, und im Lädlein, über dessen Glastür gelb auf schwarz-lackiertem Grund das Wort „Tailleur“ stand, saß Herr Ignaz Bügenlüs und nähte grüne Vorten an die Schützenhose des Stadtschreibers.

Draußen stieg die Sonne hinter den Türmen und Toren hinab zu den wartenden Jurabergen, überlegte sich's noch eine Weile und schickte einen schönen goldenen Gutenabendgruß und Abschied zum Fuß hinunter, daß er zwischen zwei Augenaufschlägen Feuer fing und um die schummerig und schattenblau gewordene Stadt ein sacht ausglühendes Rosenbändchen wob. Dann fiel es grau über die Berge, von den Kapuzinern begann die Feierabendglocke in hohen, dünnen Tönen zu läuten, und der Tag brüdete die Augen zu.

Wahrheit bedachte, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch alleine ist. Dies aber dachte er, weil Stadtschreibers ausgesuchtermaßen die Lene herübergeschickt hatten.

Lene Echterli aus dem Appenzellerland war nun in der Tat keine von denen, so dreizehn auf das Duzend gehen. Lene Echterli hatte Wangen rot wie Vordorfer Apfel, und ihre Augen waren blau und tief wie der Bodensee, wenn ein Sommerwetter mit grüngolbnen Schatten über seinem Spiegel steht. Haare hatte sie wie ein reifes Weizenkränzlein hell und seidensträhnig um den Kopf gewunden, daß man an einen jeden dieser weißgolbnen Fäden gleich und unbesorgt sein armes Schneiderschicksal hängen mochte.

Aus allen sonstigen und anerkannten Vorzügen ging aber das Mundstüd mit Glanz hervor. Neben konnte die Jungfer Echterli aus Appenzell wie eine oberflächliche Mühle im Waldbal oder eine



Die russische Sarenfamilie in Moskau anlässlich des 300jährigen Bestehens der Dynastie Romanow. Campus, Paris.

Herr Bügenlüs in seinem Lädlein nähte, was das Jeng hielt. Denn erstlich war's um des guten Beispiels willen, das ein Meister an Gesell und Lehrling weiterzugeben verpflichtet ist, zweitens hatte sich der Tailleur Bügenlüs neu etabliert, und drittens hätte die Hose schon über Mittag abgeliefert werden müssen.

Stadtschreibers hatten also hergeschickt, mit vielen Grüßen, und ob die Malefizhose noch nicht fertig sei.

Die den Gruß überbrachte, war Stadtschreibers Lene, erstes Stubenmädchen bei dieser angesehenen und geachteten Familie, die in der Gerechtigkeitsgasse rechter Hand an der Ecke wohnte, und deren Kundschaft zu gewinnen einem Meisterlein wie Herrn Ignaz Bügenlüs gewaltig zu Kopfe steigen mochte.

Aber es war dem Tailleur Bügenlüs zu dieser Feierabendstunde nicht so sehr um die Kundschaft. Sondern er nähte mit einem roten Kopf, wachte einen neuen Faden ein und nach in tiefen Gedanken darauf los, die weil er in seinem entzündlichen Meisterherzen die alte

schlagende Schwarzwälderuhr, wenn's zwölfe ist. Dazu brauchte sie nicht die mindeste Ansprache und Gegenrede; sie gurrte, gluckte, lachte mit ihrer tiefen, grundlugen Stimme wie die gluckenden, lachenden Tauben auf dem Sims von Meister Bügenlüs' Werkstatt. Ohne Aufhören und wie man's wünschte ging das Lädlein über dies und das, Hinz und Kunz, übers Appenzellerland und die Hose des Herrn Stadtschreibers, bis dem kleinen Ignaz Bügenlüs selber schon ein Rad im Kopfe herumzulaufen begann und er in tiefem Staunen und mit einer linden Süße im Gemüt dasaß und lauter gute Wünsche für die Lene Echterli in die grüne Schützenhose des Stadtschreibers hineinnähte.

Ach, er war ganz und gar nicht zufrieden mit sich selber, der Meister Bügenlüs. Da saß nun dieses gottgeschenkte, ansehnliche und tugendhafte Stüd Weißbild nicht zum erstenmal in seinem Leben, machte ein Paar Augen, daß der Glanz davon die Wände hinauf und im Meisterherzen des Herrn Bügenlüs ein süßes Feuer entzündet hatte ... und er selber, der Tailleur und der Junggefelle Ignaz

Zügelius, wußte um und um nicht, wie er die Rede setzen und im Wettstreit mit diesem Frauenbild seine Vorzüge an den Tag bringen sollte. Herr Zügelius war eben das, was man eine schweigsame Natur und einen verschlossenen Charakter nennt. Er schwieg aus Bescheidenheit, aus unbändiger Schüchternheit, schwieg vor lauter Höflichkeit und guter Meinung und bedachte verzweifelnd, wie er es nun anstellen würde, sich der Jungfer Echterli ins Herz hineinzuschweigen.

Denn daß er jemals den Mund auf-tun würde, die weil sie da auf dem Strohsüßchen sah und von sieben Dingen zugleich redete, dies zu hoffen brachte Herr Ignaz Zügelius nie mehr übers Herz. Er verwünschte seine Schüchternheit und kam dabei nicht weiter, als daß er sich beim Einfädeln in die Finger stach, krenz-unglücklich und seelen-troh mit den untergeschlagenen Beinen nach Schneidersart auf dem Werkstättisch sah und die liebenswerte Jungfer ungestört immer weiterreden ließ.

Damit wurde die Hofe des Herrn Stadtschreibers fertig. Herr Zügelius vernahm den letzten Stich und biß den Faden ab, und als dielene Echterli aus dem Appenzellerland davongegangen war, lag die Feierabendstunde finster, schwarz und hoffnungslos da, und der Meister Zügelius sagte mit einem gefäßten Seufzer: „Macht nu fertig, ihr Wuben!“ Worauf er ins Basler Löwenbräu hinüberschürfte, verwahrloßt und unglücklich, mit den abzapflosen Pantoffeln

an den Füßen, und als einsamer Junggeselle bis ein Viertel über neun hinter seinem feinem Krüglein saß. —

Das war der eine Tag. Am andern hatte der Kanton Farben aufgesteckt, der Morgen begann mit Tisch und Schnebberedäng der Stadtkapelle und Böllern vom Aareanger herüber, und Stadtschreibers führten die Schützenhose mit der neuen grünen Borte aus. Meister Zügelius hielt seinen Laden verschlossen und ging im grauen Bürgergewand mit lederner Ausnast und Hirschhornknöpfen in den Sonntagsstraßen spazieren.

Am Aareanger gabs Karussell und Scheibenschießen; für fünf Rappen die Runde fuhr man auf einem Apfelschimmel aus Birnbaumholz mit eingesehten Augen und roter Schabrade; um ein Zehnerli bekam man ein Gummischwein, das „Räh“ machte, wenn man in das Mundstück blies; und vor einer Bude stand ein Kerl mit

ausgeschlagenen Zähnen in rosa Trikot, drehte sich seinen pechschwarz gewickelten Schnurrbart und schrie: „Messieurs und Mesdames, herein-spaziert, bitte gehoramsst, gleich ist Anfang, jederzeit ist Anfang, die Vorstellung beginnt sofort!“

Da es indessen früh am Vormittag war, ließ der Betrieb zu wünschen übrig, und wir können auseinandersehen, was es mit dem Jahrmarkt, den aufgesteckten Fahnen und dem Schnebberedäng der Stadtkapelle für eine Bewandnis hatte.



Ein Augenblick aus dem Fußballspiel des Abendler Spielvereins S. B. anlässlich der vaterländischen Festspiele am 16. Juni. Der Ball hat einen Umfang von 5,65 Meter.



Von den letzten Kämpfen der französischen Truppen unter General Mangin in Marokko: Pioniere schlagen eine Brücke über den An er Abia.

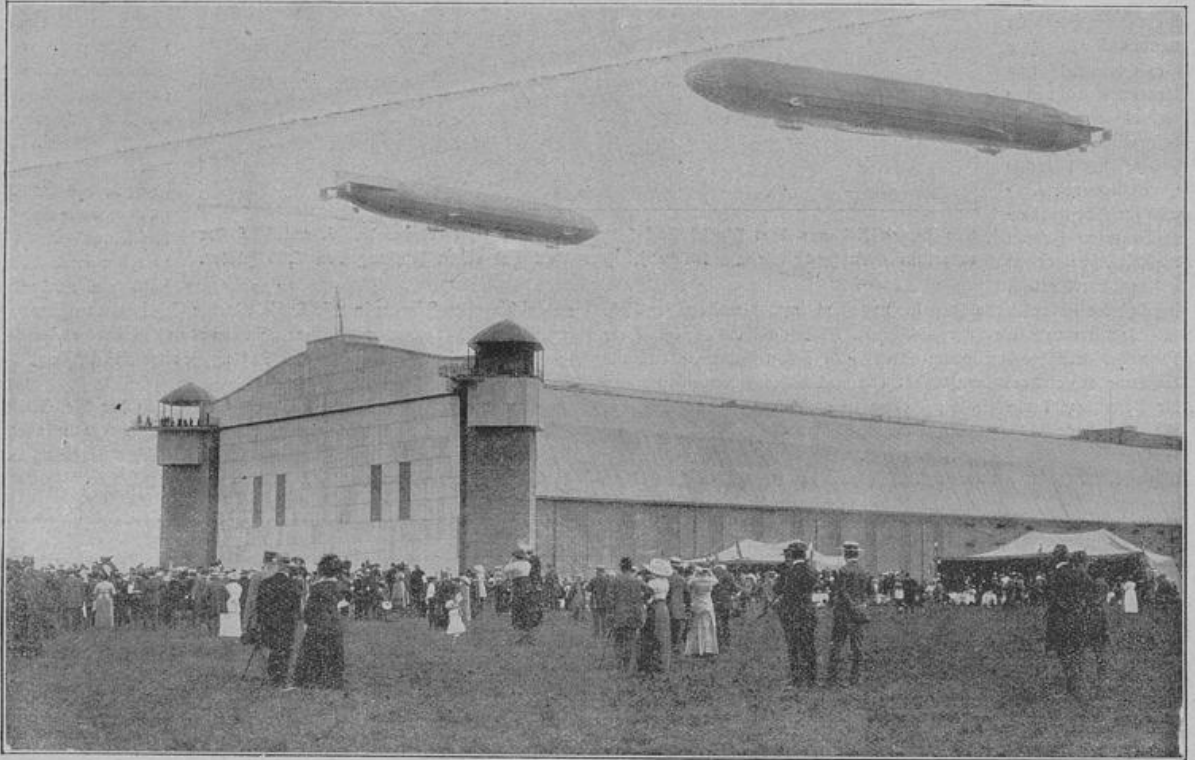
Charles Trampus, Paris.

Nämlich man hielt heute Weillifonntag im Kirchspiel. Weillifonntag, das ist der Sonntag, der von der Bürgererschaft nach einem ererbten Brauch in Ehren gehalten und auf eine besondere Art begangen wird. Es ist der anerkannte Fest- und Ehrentag des jungen und alten Frauenvolks im Kirchspiel. Am Weillifonntag ist den Weibern im Guten und Bösen das Regiment zu überlassen. Von der Frühsuppe bis zum Abendläuten kommandiert, was aus Adams Rippe geschaffen und das gemeine Jahr über in Goldseligkeit und Schwäche vom Manne abhängig ist. Vor zweihundert Jahren sollen die Frauen des Kirchspiels eine wahrhaftige Schlacht geschlagen haben, ob mit ihren Männern, wird nicht gesagt; und seit daher ist das weibliche Geschlecht an diesem Tage Herr und Meister. Es führt die Burschen zum Wein, zahlt Essen und Trinken und fordert zum Tanz auf, bestimmt die Heimgezeit und wird von jeglichem Mann und Hausvater gefeiert, als ob es das ganze Jahr über auf den Mund gefallen und armes,

Recht und Mühnnehmung nahm und sich dem Monsieur an den Arm hängte. Was aber den beglückten Tailleur anging, so blieb ihm nichts übrig, als rot und noch einmal rot wie das Ei im Eierladen zu werden, und schamvoll, selig und geborgen mit Lene Echterli nach dem Karenger hinauszustreben.

Das Ding war im Gang, und Stadtschreibers Lene setzte ihren Teil dafür ein, daß die Rechnung glatt wurde und der Topf seinen Dedel bekam. Indessen ging sie mit Zartfönn und weiblicher Schläue vor, beschloß, nichts zu überstürzen und fuhr mit Herrn Ignaz Jügelius Tobagan und Karussell; sodann kam die elektrische Luftschaukel und die erste amerikanische Berg- und Taleisenbahn, System Edison, an die Reihe, und eine Weile später sah man voll Eintracht im Kinema und besah ein Sensationsdrama in drei Akten.

Wie das vorbei war und Lene Echterli mit ihrem Herrn Jügelius aufrichtig erschüttert wieder ans Licht kam, erkundigte sie sich zwischen



Die am 22. Juni eröffnete Luftschiffhalle in Leipzig. Das vordere Luftschiff ist die „Victoria Luise“, das hintere die „Sachsen“.
Leipziger Presse-Büro.

unschuldig leidendes Lammsvölk wäre. Sonderlich die zeitigen und überzeitigen Jungfern, die knapp vor dem Abgestandensein sitzen, lassen sich den Weillifonntag nicht zweimal gesagt sein. Manches tüchtige Frauenzimmer bringt in diesen vierundzwanzig Stunden ins Gleise, was ein Mann in seiner Widerspenstigkeit das ganze Jahr über verzettelt und verfahren hat, und manches Mägdelein im Land wäre grün und sauer geworden, wenn es nicht am Weillifonntag den Mund aufgetan und seinen Willen mit Entschiedenheit an den Rechten gebracht hätte.

Man ermißt, daß an einem solchen segensreichen Tag eine Begegnung des Herrn Ignaz Jügelius mit Stadtschreibers Lene aus dem Appenzell nicht zu vermeiden war. Eine solche fand denn auch statt zwischen der Gerechtigkeitsgasse, von wo Lene Echterli ihren Sonntagsausgang unternahm, und der finstern Sternengasse, in der Herr Jügelius seinen Tailleurladen etabliert hatte. Und da lag es nun an der Institution, die nicht umgestoßen, und am alten Brauch, der gehalten werden wollte, daß Lene Echterli Herrn Jügelius sogleich in

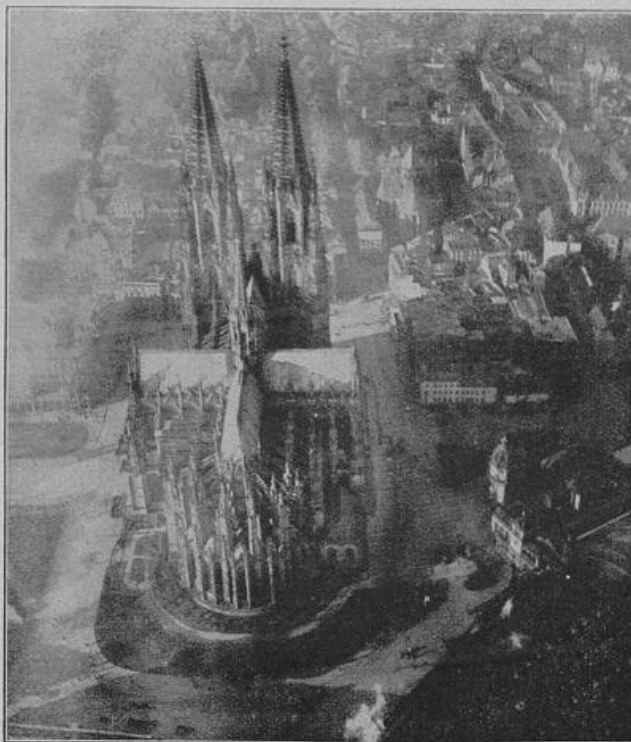
dem Mann im rosa Trikot und der Bude, in der die Gummischweine verkauft wurden, nach den Charaktereigenschaften und sonstigen Vorzügen ihres Eingeladenen. Herr Jügelius erwies sich auch hier als ein verlässlicher Mann und brachte sein zur Vorsorge gleich mitgenommenes Sparlaffenbüchlein zum Vorschein, in dem die Eidgenössische Bundesbank dem Einleger Herrn Ignaz Jügelius, Tailleur allhier, ein Guthaben von dreitausend Franken mit Ziffern und Buchstaben bescheinigte.

Lene Echterli besah sich das Schicksalsbüchlein von hinten und vorn mit hochgezogenen Brauen, und bieweil sie dachte, daß dreitausend Franken nicht eben viel wären, sah Herr Ignaz Jügelius verstoßen und klopfenden Herzens an ihr hinauf, die stattlich und liebenswert an seiner Seite stand, und seine Qual war groß. Er fuhr sich mit der Zunge über die trodengewordenen Lippen und brachte — ach ja wohl, er brachte unter Stottern und Erröten die Rede darauf, daß sein Lädchen klein und dreitausend Franken nicht eben eine Sache

feien. Aber es ginge ja auch nicht darum, dem Kaiser von China sein Schloß abzukaufen, nicht wahr? Und was ihn betreffe, Ignaz Zügelkäs, so sei er ein redliches Herz und kein Falch an ihm. Er trinke und spiele nicht, verbrächte die Abende im Haus und würde seine Auserwählte auf Händen tragen, ja wohl, das würde er.

Herr Zügelkäs hatte im Leben nicht so viel auf einmal geredet, und wie das heraus war, seufzte er zweimal hinternach in tiefer Bewegung, machte sich von Lene Echterlis Arm los und sagte als belehener Mensch: „Um Vergebung“, weil er sich schmeuzen mußte. Und was nun Stadtschreibers Lene war, so mußte sie dem Tailleur Zügelkäs recht geben, daß es einstweilen nicht darum ginge, dem Kaiser von China sein Schloß abzukaufen. Ihre schöne, weiße Stirn wurde glatt, sie gab dem Mann sein Büchlein zurück und ermahnte ihn, es ja gut einzustecken, woraufes Zeit war, ins Löwenbräu zu gehen, wo die Sache richtig gemacht werden sollte.

Im Bräu war nicht leicht ein Platz aufzutreiben an diesem Abend, aber schließlich fand sich ein Unterkommen, wenn auch nicht vermieden werden konnte, daß Lene Echterli und Herr Ignaz Zügelkäs es ein



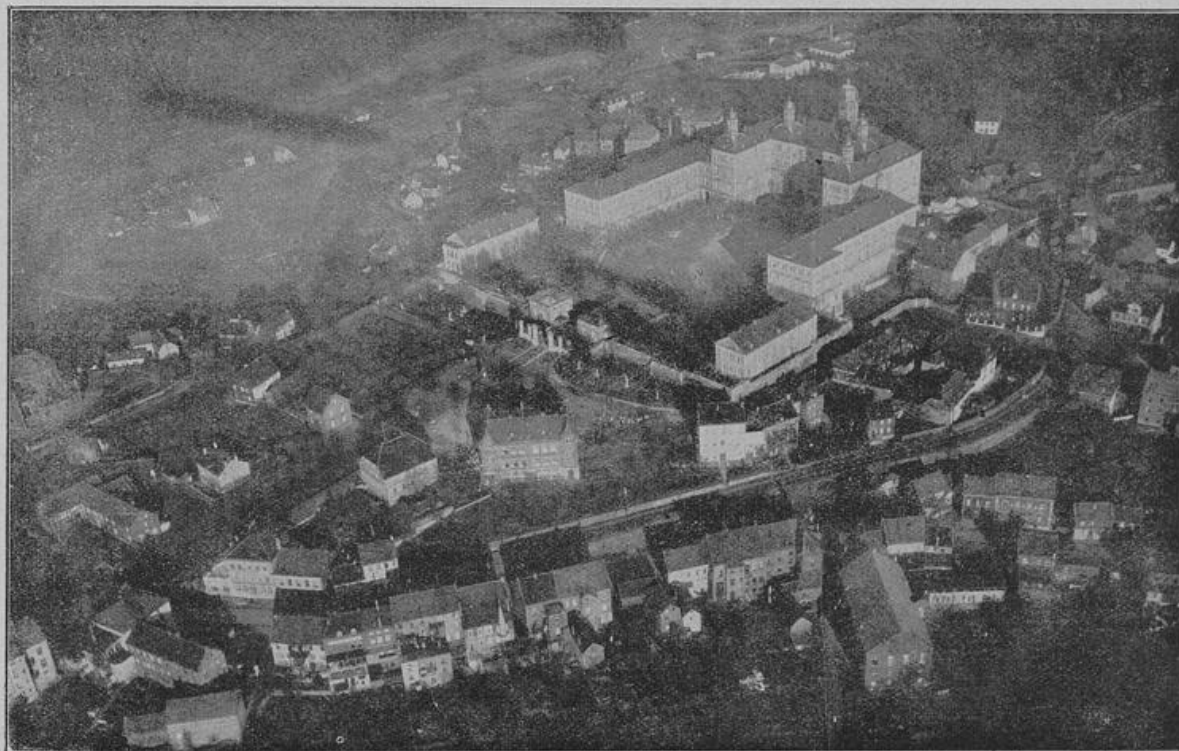
Luftschiffaufnahme der Rückseite des Cölner Domes.

bischen eng bekamen und zusammenrücken mußten. Die Appenzellerin ließ sich eine ansehnliche Sodawasserflasche auf den Tisch stellen; Meister Zügelkäs aber sah flehend, tief und treu in Lene Echterlis Augen, die so blau waren wie der Bodensee, wenn ein Sommerwetter mit grüngoldnen Schatten über seinem Spiegel steht, und sagte lebend: „Zur Gesundheit!“

Und da war es nun an Stadtschreibers Lene, rot zu werden und mit dem Schürzenband zu spielen. Sie nahm ein Echsläulein Sodawasser, wuschte sich den Mund, und da nun einmal Meitli sonntags war, dachte sie an ihr gutes Recht und fragte „Ob'st mi woll magst?“

„Allewil, Lene, allewil,“ schwur Herr Zügelkäs, warf in seinem Glück die Sodawasserflasche um, und das Basler Löwenbräu, die Jungfer Echterli und sein eignes klopfendes Herz rannen ihm durcheinander in einem holdseligen Traum, aus dem ihn die Augen von Stadtschreibers Lene aus Appenzell anlachten.

„Allewil,“ sagte er noch einmal, und Lene Echterli kündete Stadtschreibers am andern Tag den Dienst auf, weil sie sich verbessern und Meisterin in der Sternstraße beim Tailleur Zügelkäs werden wollte.



Luftschiffaufnahme der Kadettenanstalt Bismarckstr. 10. Links oben der Schatten des Luftschiffes.

J. W. Karich, Berlin.



Ein Erdbeben.

Nach dem Holländischen von Bert Sanders.



„Gehst du heute abend aus, Alfons?“

„Ja, natürlich. Weshalb fragst du, Ilse?“

„Du gehst ja jeden Abend aus, das ist wahr. Aber es liegt etwas in der Luft. Ich fürchte, daß wir schlechtes Wetter bekommen.“

Er folgte ihr auf die Terrasse, wo sie sich über die Brüstung lehnte.

„Was du doch für empfindliche Nerven hast, Ilse.“

Aber auch er fühlte, daß etwas am Himmel drohte. Das Meer war außergewöhnlich dunkelblau und so glatt, als wenn es gefroren wäre, während die Sonne glühend rot unterging. Kein Blatt regte sich, und die Zitronenbäume, Eukalyptus und Rosen strömten herausgehenden Duft aus.

„Wie schwül es ist!“ sagte die junge Frau.

„Was hast du denn zu tun?“

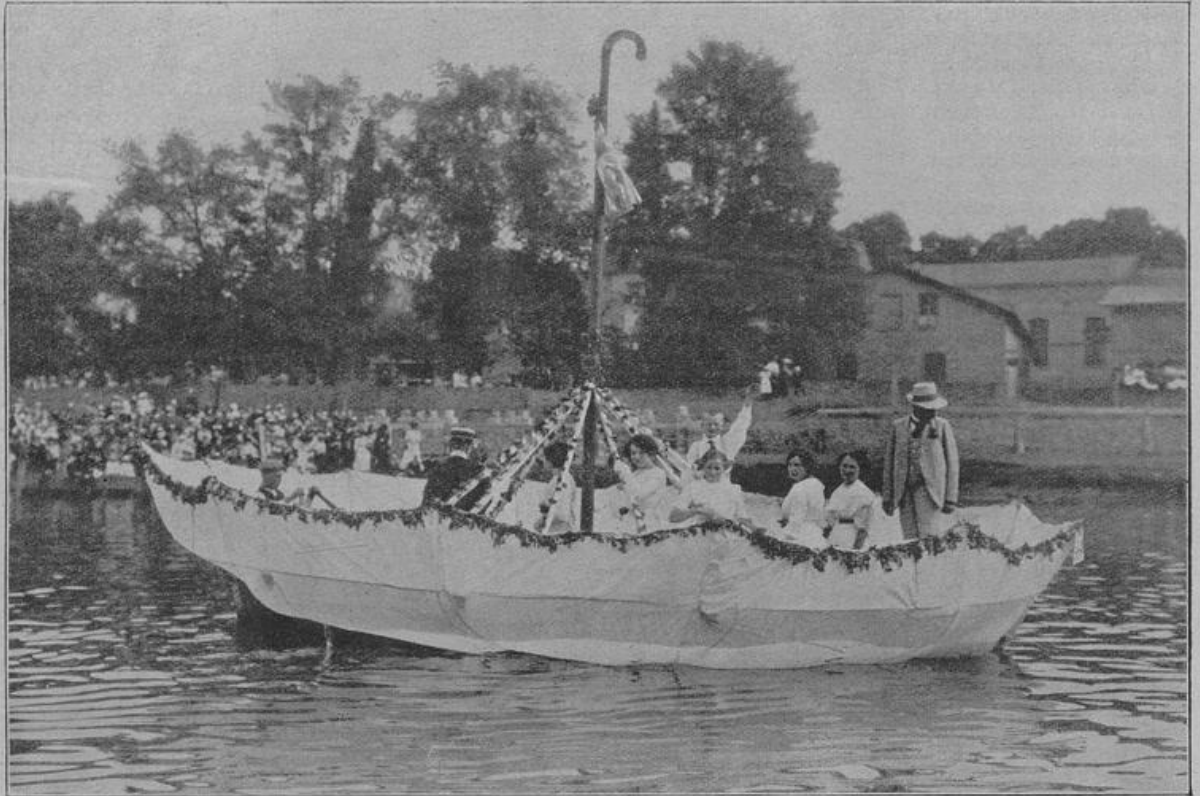
„O, allerlei. Zuerst habe ich mein Kind, das mich in Beschlag nimmt.“

„Bleibe nicht auf, bis ich zurückkomme, Liebling. Ich habe Sydow versprochen, auf einen Augenblick zum Kassinoball zu kommen, wo Prinz Karneval gehuldigt wird. Wirst du dich auch vor dem Unwetter nicht fürchten?“

„Ich? — Fürchten?“ antwortete sie tapfer.

Als er nach einer Weile zurückkam, um sich von ihr zu verabschieden, bemerkte er, daß sie weinte.

„Ich weiß nicht, was mir heute fehlt,“ sagte sie lächelnd und schlug leise ein Kreuz auf die Stirn ihres Gatten.



Vom Blumenkors auf der Saale bei Halle am 22. Juni: „Der Familienschirm“.

Int. Ill.-Verlag.

Er sah sie von der Seite an. Ihr reines Profil hob sich scharf von dem dunklen Abendhimmel ab. Ein Heiligengesicht mit hoher Stirn und unergründlich tiefen Augen. Der mystische Charakter ihrer Schönheit verwirrte diesen Lebemann stets und erfüllte ihn mit ungerechter Eifersucht.

„Wenn du ausgehen willst, Alfons, dann tu es, ehe das Unwetter ausbricht,“ sagte sie, indem sie Rosen in einer Vase ordnete.

Er zog die Augenbrauen zusammen. Sie wollte gern, daß er gehe.

„Und weshalb kommst du nicht mit?“ fragte er.

„Aber daran kann ich doch nicht denken? Eine Mutter, die ihr Kind nährt!“

„Das ist wahr, du hast recht. Ich habe mich mit Hans Marxbach im Café verabredet. Aber wenn du wünschst, daß ich zu Hause bleibe ...“

„Nein, mein Lieber. Ich könnte dir heute abend doch nicht Gesellschaft leisten, ich habe andere Pflichten.“

„Was für ein Unsinn! Du tust so, als ob ich nach Amerika ginge.“

„Wer weiß, ob für uns morgen noch die Sonne aufgeht.“

Als er hinter dem Gartenzaun verschwunden war, ohne sich noch einmal nach ihr umzuwenden, veränderte sich ihr Aussehen völlig. Eine schier kindliche Lebhaftigkeit trat an die Stelle des ersten, ruhigen Benehmens.

„Du gehst deinem Vergnügen nach und ich dem meinen,“ dachte sie.

„Ich bin für niemand zu Hause,“ befahl sie dem Diener.

Sie zog eilig ein dunkles Kleid an, nahm einen grauen Schleier um und ging noch einmal in die Kinderstube.

Als Alfons von Strahl einige Stunden später mit seinem Freund aus dem Ballsaal trat, schlug ihm eine glühend heiße Luft ins Gesicht. Bleigraue Wolken bedeckten den Himmel. Er wollte gerade sagen: „Meine Frau hatte recht, es ist, als ob die Welt untergehen sollte“ — als ein gewaltiger Windstoß ihm den Atem nahm und ein blauer Licht-

strahl ihn blendete, während die Erde unter seinen Füßen wankte. Der Gedanke an einen Gott, den Gott seiner Frau, den Gott der Liebe, aber auch der gerechten Strafe durchzuckte sein Gehirn — aber in demselben Augenblick waren die beiden Männer wie trunken zu Boden gefallen.

Als er wieder zur Besinnung gekommen war und aufstehen wollte,

lachten über ihm die unerschulbigen Sterne in klarer Luft. Er konnte sich das Geschehene nicht in Erinnerung rufen. Er war unverletzt und glaubte aus einem bösen Traum zu erwachen. Aber sein Freund neben ihm rief ihm mit Entsetzen zu:

„Steh auf, das war ein Erdbeben. Es können noch mehr Stöße kommen. Wir wollen uns in Sicherheit bringen.“

Betroffen sprang er auf. Ein Erdbeben!

Wankende Häuser, eingestürzte Wohnungen, im Schutt begrabene Frauen! — Flüchten? Wohin? O, es gab nur einen Zufluchtsort, und der lag dort hinter den Säulen, wo seine Frau war mit dem Kinde. Und er, ein Glenber, der dummen Vergnügungen nachging! Die Masken, die auf der dunklen Straße in Todesangst an ihm vorüberhuschten, stellten ihn an. Er schaute sich nach der Stadt um. Sie stand noch da mit ihren Thürmen. Aber das Jammern und Schreien, das aus den Mauern kam, verriet die Verwüstungen, die das Unheil angerichtet hatte.

Atemlos stürzte er davon. Er sah sein liebes Haus in Trümmern, hörte Hilferufe unter den Steinen. — Als er am Gartenzaun angekommen war, mußte er sich festhalten. Da stand es ja unverfehrt, Stein auf Stein und hinter den Fenstern brannte Licht.

Er trat ein. Die Diensthoten waren erschrocken, als sie ihn ohne ihre Herrin sahen. In dem Zimmer, aus dem der Lichtschein kam, lag das Kind allein und schrie. Die Mutter war nicht da. Er ging an ihr Bett, es war leer. Er rief sie und suchte sie in allen Zimmern. Vergebens. Keine Antwort.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er die Diensthoten. Sie zögerten

mit der Antwort. Befehlend wiederholte er die Frage. Da gestand das Stubenmädchen: „Die gnädige Frau ist ausgegangen.“

„Ausgegangen?“

„Ja, so wie jeden Abend; nach dem gnädigen Herrn.“

„Ausgegangen?“ wiederholte er mit großem Erstaunen. Aber bald fand er seine Beherrschung vor den Leuten wieder.

„Schon gut. Ich wußte es. Aber hat sie nicht gesagt, wann sie zurückkommt?“

„Nein, gnädiger Herr.“

„So? Wann ist sie gestern nach Hause gekommen?“

„Die gnädige Frau kommt gewöhnlich um zehn Uhr nach Hause.“

„Aber — nun ist es Mitternacht!“

„Die gnädige Frau ist sicher durch das Erdbeben zurückgehalten worden.“

„Gut. Bleiben Sie auf, bis meine Frau zurückkommt, viel-

leicht braucht sie noch Ihre Hilfe. Kommt sie immer allein?“

„Nein, sie wird begleitet.“

„Von wem?“

„Von einem Manne. Ich kann nicht sagen, wer es ist. Er ist noch nie hier im Hause gewesen.“

Alfons von Strahl ging wieder hinaus — ihr entgegen. Aber innerlich bebte er. Für ihn schien das eigentliche Unheil noch im Anzuge zu sein. Tief in seinem Innern war etwas zusammengestürzt.



Portal des Domes zu Como.

Nach dem Gemälde des am 3. April verstorbenen Malers Ch. Groll jun., dessen Hauptwecke zurzeit in der Düsseldorfer Kunsthalle ausgestellt sind.

Seine Frau! Sie, die er als das Ideal der Wahrheit und Brauheit betrachtete, sie verbarg vor ihm einen Teil ihres Lebens? Er bemühte sich noch, den aufsteigenden Argwohn zu ersticken. Ob sie Freundinnen besuchte? O nein! Das würde sie ihm nicht verheimlichen. Sie hatte auch gar keine Freundin hier außerhalb der Stadt. Vielleicht ein später Kirchgang? Das wäre möglich, denn über solche Dinge konnte sie mit ihm, dem Skeptiker, niemals sprechen.

Diese Annahme beruhigte ihn. Er hielt Nachfrage. Keine einzige Kirche ist beschädigt worden. Nur in der Altstadt waren einige Wohnungen eingestürzt und hatten die Bewohner unter sich begraben. Stundenlang irrte er suchend umher, bis er todmüde nach seiner Villa zurückkehrte. Sie war nicht da. Von Stunde zu Stunde wuchs der Argwohn in ihm. Er hatte zuviel Böses von den Frauen erzählt hören, denn daß er nicht in einem Vorurteil gegen die Tugend der Frau im allgemeinen befangen sein sollte. Aber nein, das waren andere Frauen. Seine Nase — nein, ganz unmöglich! Aber diese allabendlichen Ausgänge? Des Morgens fragte er das Stubenmädchen von neuem aus. Ob vielleicht am gestrigen Tage jemand gekommen sei? Das Mädchen besann sich.

„Ja, natürlich! Ein Kind ist dagewesen und hat einen Brief für Frau von Strahl abgegeben.“

„Ein Kind? Was für ein Kind?“

„Ein ärmlich gekleidetes italienisches Kind.“

„Wissen Sie vielleicht, nach welcher Richtung meine Frau gewöhnlich ging?“

„Sie begab sich gewöhnlich nach der Richtung der Altstadt, und am ersten Abend mußte ich sie bis an die Tür eines Hauses begleiten.“

„Zeigen Sie mir das Haus, kommen Sie mit mir.“

Als sie eine Straße der Altstadt einschlagen wollten, wurden sie von einem Polizisten zurückgehalten. Von Strahl nannte seinen Namen und erklärte, daß er Grund habe, seine Frau hier zu suchen. Man ließ ihn passieren. Das Mädchen blieb vor den Trümmern eines Hauses stehen. — „Hier war es!“ — Er wich zurück.

„Hier in diesem Schutthausen? Nein, das muß ein Irrtum sein.“ Dann fragte er die Nachbarn, wer da gewohnt habe.

„Das war das Atelier eines bekannten Malers.“

Er wurde bleich. Ein Maler! Was hatte seine Frau bei einem Maler zu tun?

Ein Aufsichtsbeamter teilte ihm mit, daß man sich mit den Räumungsarbeiten beeilen und ihn sofort benachrichtigen werde, wenn man Frau von Strahl, die in dieser Gegend sehr bekannt sei, finden sollte. Mechanisch dankte er. Mechanisch lehrte er in seine Wohnung zurück. Sein ganzes Vertrauen in diese Frau war zerstört. Sie, die für ihn das Heiligste, Reinste gewesen war.

Ihre Frömmigkeit war also nichts als Heuchelei, ihre Wohltätigkeit diente nur dazu, ihre Sünden zu bemänteln.

Die Wucht dieser Gedanken zerschmetterte ihn. Da kam im Laufe des Tages das arme italienische Kind wieder. Es wollte fragen, weshalb „la Madonna“ gestern Abend nicht gekommen war, denn die Mutter sei noch immer krank. Das war ihm unverständlich. Ein Polizeibeamter meldete sich. „Herr von Strahl, fassen Sie Mut, Ihre Frau ist gefunden worden. Kommen Sie gleich mit.“

Vor dem Atelier blieb Strahl wie angewurzelt stehen. „Weiter,“ sagte der Beamte. Sie kamen auf einen Hof. Hier war ein Häuschen durch das Erdbeben völlig vernichtet. Die Feuerwehrleute hatten mit großer Vorsicht eine Öffnung in das flach auf der Erde liegende Dach gemacht, wodurch man einen Blick in das jammervolle Innere werfen konnte. Eine ganze Familie hatte ihren plötzlichen Tod durch das niederstürzende Dach gefunden.

„Blicken Sie hinein, mein Herr, ist das nicht Frau von Strahl?“

Er gehorchte, während er sich an dem Mauerwerk festhielt. Und beim Anblick dessen, was sich ihm darbot, glaubte er sterben zu müssen!

In einem ärmlichen Bett lag eine bleiche Wöchnerin mit eingefallenen Wangen. Auf dem Fußboden sah man vier Kinder, von denen eins mit einem Stück Brot im Munde neben einer Frau lag. Es war seine Frau, die von einem Balken erschlagen worden war und die das Neugeborene fest an die halbentblößte Brust hielt.

Und diese Tote offenbarte ihm das Leben!



Zur Lösung von Schiffsbränden im Hafen von London

wurde dieser Tage eine neue Dampfprize, „Delta II“, in Dienst genommen. Sie arbeitet mit acht Rohren zu gleicher Zeit und kostet 175000 M.

Newspaper Illustr.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 28.

Düsseldorf, 12. Juli

1913.

Von der Kieler Woche.



Phot. Ch. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser mit seinen Gästen an Bord der kaiserlichen Segeljacht „Meteor“ während der internationalen Segelwettfahrt
10. Kiel nach Eckernförde.

Die Regatta wurde bei nordnordwestlichen Winden in Stärke von 6 Sekundenmetern ausgesegelt. Die an der Regatta teilnehmenden
Fahrzeuge waren von vielen Dampfern, Jachten und Motorbooten begleitet.

Drei Tassen Tee.

Eine Skizze von Alfred Brie.

Baron Eulen

Thea von Eulen warf die Visitenkarte, die ihr die Jose eben überreicht hatte, achtlos beiseite.

„Herr Baron möchten entschuldigen, ich empfangen heute nicht.“

„Herr Baron meinten, daß die Frau Schwester der gnädigen Frau seinen Besuch angemeldet hätten.“

„Keine Ahnung, aber vielleicht hat Erna mir gestern geschrieben. Ich habe die heutige Post noch nicht gelesen.“

Frau von Eulen griff gelangweilt nach einigen Briefen, die noch uneröffnet auf dem Tische lagen.

„Liebe Thea! Es war mir leider vorläufig unmöglich, deinem Wunsch . . .“

„Ach, Maud, wegen der Schuhe . . .“

Sie öffnete mit nervöser Ungeduld den zweiten Brief.

„Verehrte gnädige Frau! Dürfte ich Ihre Lebenswürdigkeit für ein . . .“

„Wieder ein Wohlthatigkeitsfest! Ah, da ist ja Ernas Handschrift! Was mag sie mir zu schreiben haben?“

„Liebe Schwester! Baron Eulen brennt danach, Dir seine Aufwartung machen zu dürfen. Hoffentlich bedarf es nur dieses einen Wortes, um ihm einen herzlichen Empfang zu sichern. Ich habe ihm erlaubt, sich auf mich zu berufen, und werde dir im Sommer für die lebenswürdige Aufnahme, die du ihm sicher bereiten wirst, danken. Ich habe übrigens noch nie einen Mann kennen gelernt, der so angenehm und geistreich, wie er, über Politik, Religion, Kunst und . . . die Liebe zu plaudern versteht.“

Also vorläufig herzlichsten Dank und viele Küsse von Deiner Schwester Erna.“

Frau Thea von Eulen lächelte und sagte, zu der Jose gewendet: „Ich lasse den Herrn Baron bitten.“

Die erste Tasse Tee.

Mit gespannter Neugier sah Frau von Eulen dem Eintretenden entgegen, und ihre Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Der Provinzbaron entpuppte sich als ein eleganter junger Mann mit weltmännisch sicheren Manieren, der auch vor einer strengeren Beurteilerin als Frau von Eulen bestanden hätte.

Schnell waren die ersten begrüßenden Worte gewechselt, die Fragen nach dem Befinden der Schwester und andern Verwandten und Bekannten erledigt, und ebenso selbstverständlich wandte sich das Gespräch nun den Eindrücken zu, die die Großstadt auf einen Provinzialen hervorbrachte.

„Selbst auf die Gefahr hin, Ihnen lächerlich zu erscheinen, gnädige Frau, muß ich Ihnen gestehen, daß mein erster Weg in einer fremden Stadt stets die Kirchen sind. Es mag vielleicht altmodisch klingen, aber ich habe ein gewisses Faible für die Religion, und nicht zum geringsten Teile deshalb, weil ihr Hauptgebot — die Liebe ist.“

Der Anfang war vielversprechend, Frau Thea war entzückt. Endlich sollte sie doch einmal etwas anderes zu hören bekommen als die alten ewigen Banalitäten. Aber leider sprang der Baron jetzt auf einen andern Gesprächsstoff über. „Und dann die Politik! Wo anders könnte man wohl über Politik sprechen als hier, in der Metropole, im Herzen des Staates, wo die führenden Geister der Nation vereint sind? Bei uns, da dreht es sich um das Wetter, um die Ernteaussichten . . . Ist es ein Wunder, daß man auf dem Lande verdummt? Aber Vorzeigung, gnädige Frau, daß ich Sie mit einem Thema zu unterhalten versuche, das Sie nicht interessieren kann. Sehen Sie dagegen die Kunst, ich habe mich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Ich kann die modernen Anschauungen nicht teilen. Ich verabscheue die Sezession und die andern modernen Bestrebungen; für mich ist Kunst gleichbedeutend mit Schönheit, und ich verehere die Schönheit überall, wo ich ihr begegne.“

Frau Thea dankte lächelnd und reichte den Tee.

Die letzten Minuten hatten in ihr eine förmliche Revolution hervorgerufen, und in Gedanken sagte sie sich: „Wozu soll ich die Gesellschaft auffuchen, in der ich mich langweile? Ich werde von heute an zu Hause bleiben und dem Baron lauschen. Es ist wahr, nur die Provinz kann derartige abgeschlossene, abgeklärte Charaktere hervorbringen, und es wäre schade, wenn auch er in den banalen Fluten der Großstadt untertauchen würde.“

Baron Eulen schien ihre Gedanken erraten zu haben, denn er erhob sich mit einer leichten Verbeugung.

„Gnädige Frau ahnen gar nicht, wie glücklich Sie mich gemacht haben. Ich wollte mir heute nur gestatten, meine Karte abzugeben und dürfte nun eine Stunde

lebenswürdigster Aufnahme und angenehmster Unterhaltung verleben; wenn ich recht bald wieder das Vergnügen haben dürfte . . .?“

„Bitte, bleiben Sie, Baron, ich gehe fast nie aus. Ich bin ein ausgesprochener Feind geräuschvoller Geselligkeit.“

„Ganz meine Meinung, gnädige Frau, die Gesellschaft ist unser Feind. In der Jugend macht sie uns dumm, später in der Epoche der Leidenschaften macht sie uns toll, und wenn wir alt geworden sind, macht sie uns lächerlich.“

„Wie treffend und wie geistreich! Ich könnte Ihnen stundenlang zuhören,“ sagte Thea.

Der Baron lächelte geschmeichelt.

„Es ist wahr, gnädige Frau, ich denke vielleicht ernster als andere Männer meines Alters, aber das ist nur die natürliche Folge des Lebens, das ich führe. Ich habe stets einsam gelebt, nur mit mir selbst beschäftigt, und ich habe stets danach gestrebt, mein Leben so zu gestalten, wie ich es mit meinen Grundsätzen vereinbaren konnte.“

Frau von Eulen hörte entzückt dieser Auseinandersetzung zu, und Eulen, seines Erfolges sicher, fuhr nun kühner fort:



Die große, kürzlich eingeweihte Kathedrale für die russischen Flottenangehörigen von Kronstadt, eine der schönsten und imposantesten Schöpfungen kirchlicher Kunst auf russischem Boden. Ch. Crampus, Paris.

„Und wissen Sie, was ich gelernt habe, welche Erkenntnis ich gepflückt habe, wenn ich einsam über weite Wiesen, durch rauschende Wälder wandelte? Unser ganzes Leben hat nur dann einen Wert, wenn wir es der Liebe weihen.“

Thea saß blutübergossen da. „Sie schneiden da ein Thema an...“

„Ist es nicht das einzige, über das ich mit Ihnen, gnädige Frau, sprechen kann?“ Der Baron erhob sich und verabschiedete sich. Frau von Erlén ließ sich träumend auf einer Chaiselongue nieder.

„Was für ein Mann! Morgen wird er mir von seiner Liebe sprechen, und übermorgen werde ich ihm antworten müssen. Wie doch das Schicksal spielt. Ob wohl meine Schwester ahnt, daß sie mir das Glück ins Haus gesandt hat?“

Die zweite Tasse Tee.

Der Baron war pünktlich, und Thea konnte ihre Aufregung kaum unterdrücken, als sie dem Manne die Hand reichte, der bestimmt erschien, in ihrer Zukunft eine so große Rolle zu spielen.

„Ich habe mich auf Ihr Kommen gestreut und dafür gesorgt, daß wir auch heute ein Stündchen ungestört am Kamin verplaudern können.“ Der Baron schien merkwürdig zerstreut, aber Frau von Erlén war durchaus nicht überrascht. Im Gegenteil, es schmeichelte ihr, daß es selbst diesem Mann schwer fiel, von seiner Liebe zu sprechen. Deshalb entschloß sie sich, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Wie haben Sie denn den heutigen Tag verlebt, Baron?“

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, gnädige Frau, daß ich die Kirche besucht habe. Ich habe ein gewisses Faible für Religion.“

„Aber das hat er mir doch schon gestern erzählt,“ dachte Thea erstaunt. „Und dann? Ich bin sehr neugierig.“

Eulen lächelte. „Ich habe die Zeitungen gelesen, die Politik verfolgt. Soll ich mich hier vielleicht darum kümmern, was für Wetter morgen ist...?“

Thea unterbrach ihn:

„Wissen Sie, daß ich heute bereits meiner Schwester schreiben wollte, wie glücklich ich bin, Sie kennen gelernt zu haben. Aber ich habe es bis morgen verschoben.“

Der Baron ließ sich jedoch in seinem Gedankengange nicht irremachen. „Ich habe die Kunstausstellungen besucht und wieder einmal die alten Griechen beneidet, die nur ein Wesen kannten, die Schönheit.“

Frau von Erlén war der Verzweiflung nahe. Der arme Mann, er dachte gewiß an das, was er ihr gern sagen wollte, und seine Lippen

wiederholten deshalb nur mechanisch das, was sie gestern bereits gesprochen hatten. Aber vielleicht würde er sicherer, wenn er wieder auf das Thema „Liebe“ kam.

„Hoffentlich sind Sie mir nicht böse, Baron, daß ich heute niemand eingeladen habe...“

„Im Gegenteil, ich bin ein Feind der Gesellschaft. In der Jugend macht sie uns dumm, in der Epoche der Leidenschaften macht sie uns toll, und wenn wir alt werden, macht sie uns lächerlich.“

„Aber um sie entbehren zu können, muß man seinem Leben einen andern Inhalt geben.“

Der Baron blickte Thea einen Augenblick schweigend an, dann fuhr er fort, daß nur eins dem Leben seinen wahren Wert verleihen, die Liebe.

Frau von Erlén hütete sich heute, ihm zu widersprechen, sondern servierte ihm mit vielerheißendem Lächeln eine Tasse Tee. Hastig trank Eulen sie aus und empfahl sich.

Die dritte Tasse Tee.

Und wieder erschien der Baron pünktlich, lächelnd.

„Wissen Sie, Baron, daß ich den Brief an meine Schwester noch immer nicht geschrieben habe? Und darf ich Ihnen gestehen, warum? Ich weiß, daß wir uns noch viel zu sagen haben, vieles, was bisher noch nicht zur Sprache gekommen ist, deshalb wollte ich den heutigen Abend abwarten...“ Sie schwieg in der Hoffnung,

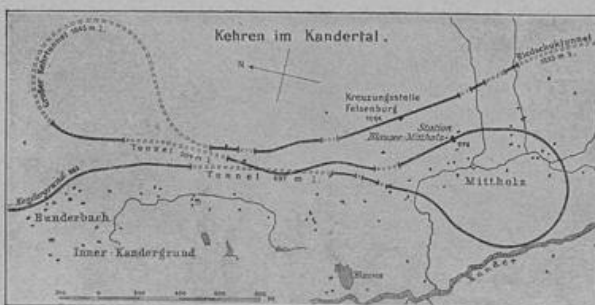
daß Eulen ihr nun Hilfe bringen würde.

„Du kannst lange warten, bis ich dich frage, wie du den heutigen Tag verbracht hast,“ dachte Thea. „Ich denke nun deine Ansichten über die Kirche, die Politik und die Kunst. Heute wirst du eine andere Saite anschlagen müssen, mein Lieber.“ Und sie blieb hart, so krampfhaft Eulen auch versuchte, das Gespräch auf die ihm geläufigen Themen zu bringen. Immer einsilbiger wurde die

Unterhaltung, und beide atmeten erleichtert auf, als sich die Tür hinter dem Baron schloß.

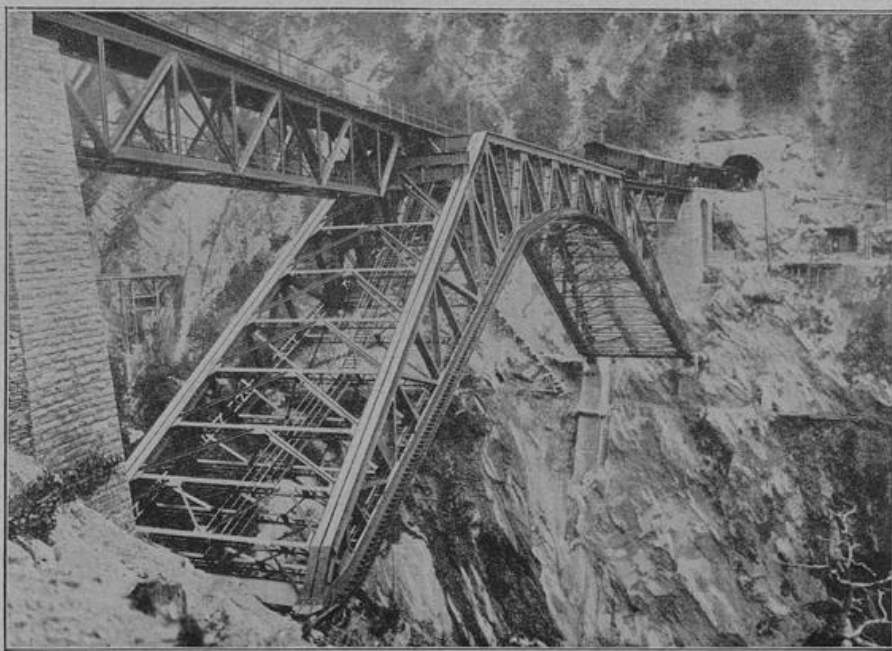
Heute legte sich Thea nicht träumend auf die Chaiselongue. Sie goß sich eine Tasse Tee ein, und dann schrieb sie an ihre Schwester:

„Liebe Erna! Dein Schilling, Baron Eulen, ist ein Papagei, wie alle andern; nur hat er das Glück gehabt, ein anderes Repertoire zu erlernen, als man es sonst hört. Deine Absicht war ja gut, aber mit Papageien ist selbst reichlich versehen Deine Schwester Thea.“



Von der Eröffnung der Lötschbergbahn: Die Kehren im Kanderthal, durch die eine Höhendifferenz von 670 m überwunden wird.

Phot. G. Brodcherel, Mosca.



Von der Eröffnung der Lötschbergbahn: Viadukt im Bielschthal.

Phot. G. Brodcherel, Mosca.



Nur ein Frack.

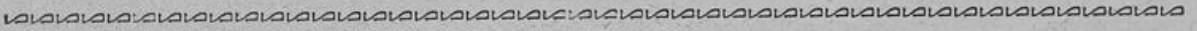
Originalskizze von Heinrich Landsberger.



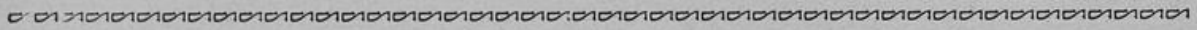
Es war wirklich eine fatale Situation, in der sich Mr. Edward befand; denn was sollte Mr. G. W. Chesterfield von ihm denken, wenn er sein gegebenes Wort im Stich ließ? Im Notfalle mußte man also einen möglichst höflichen und möglichst glaubwürdigen Vorwand ansündig machen, warum Mr. Edward zu seinem schmerzlichen Bedauern verhindert sei, der liebenswürdigen Einladung zum Diner Folge zu leisten. Den wirklichen Grund, daß er infolge einer unverzeihlichen Nachlässigkeit der Bahnexpedienten oder einer ebenso unentschuldigten Bummelerei des Hotelpersonals seinen Reisefloffer noch nicht erhalten hatte, in welchem sich das nach Mr. Edwardschen Begriffen unentbehrliche Requisite einer Vorstellungswisite, nämlich der Frack, befand — diese lächerliche Tatsache konnte er natürlich seinem zukünftigen Schwiegervater nicht eingestehen. Daß ferner der Zufall dieses unangenehme Ereignis auf einen Sonntag verlegte,

Die lange Reise von Ebinburg nach London lag ihm noch in allen Gliedern; zwar ist diese Verbindung eine der schnellsten in England, zwar sind die Wagen vorzüglich — aber man begehrt doch immer ein Attentat gegen seine Bequemlichkeit, wenn man sich einer Eisenbahnfahrt anvertraut. Den Prokuristen der Firma James Worther & Sohn konnte er in der Angelegenheit nicht gut schiden; denn es gehört nun einmal zu den hergebrachten Umständenlichkeiten einer Verlobung, daß man diese Sache persönlich abmachen muß.

Nach Mr. Edwards Ansicht hätte es allerdings vollkommen genügt, wenn die Firma James Worther & Sohn auf die telegraphische Anfrage der Firma G. W. Chesterfield: „Wie denken Sie über Projekt betreffs Heirat von Mr. Edward mit meiner Tochter Edith?“ es mit dem zurücktelegraphierten „Einverstanden“ hätte beenden lassen. Die Sache war ja nichts weniger als kompliziert. Ein Haus, das wie G. W.



Vom Besuch der American Society of Mechanical Engineers in Deutschland: Die Teilnehmer im Künstlerverein „Malkasten“ in Düsseldorf am 1. Juli. Hofphot. Jul. Sohn, Düsseldorf.



wo, wie man weiß, in London alle Läden geschlossen sind — das verstand sich ja von selbst. Und sich in gewöhnlichem Salonrock zu einem Diner einzufinden, bei welchem er noch obendrein die Ehre haben sollte, Miß Edith, seiner Braut, vorgestellt zu werden — nein, diesen fürchterlichen Verstoß gegen alle Sittlichkeit und allen Anstand zu begehen, dazu war Mr. Edward denn doch zu sehr Gentleman. Es hieß mithin, sich vorläufig in Geduld fassen; es war ja noch zwei volle Stunden Zeit bis zum Diner.

Langsam verließ er seinen Beobachtungsposten am Fenster, legte die Hände auf den Rücken, ging bedächtig die Stube auf und ab und blieb plötzlich in der Mitte stehen, um die Plafondmalerei zu bewundern. Nachdem er sich genügend vergewissert hatte, daß dieselbe im Grundton der roten Zimmertapete gehalten sei, langte er mechanisch in seine Zigarettenfatache und zündete sich eine Importierte an, zehnte Pence das Stück. Alsdann streckte er sich in seiner ganzen respektablen Länge auf den kostbaren Divan aus und gab sich der geistreichen Beschäftigung des Ringelblatens mit Eifer und Behagen hin.

Chesterfield, auf zwei Millionen Pfund taxiert wurde, das seit seinem Bestehen das Vertrauen der Börse im allgemeinen und der Firma James Worther & Sohn im speziellen genos, das außerdem für eine Autorität auf dem Bergwerksaktienmarkt galt, solch ein Haus durfte man schon als eine angemessene Akquisition betrachten; selbst die Firma James Worther & Sohn, die gewiß nicht unter ihre Ansprüche ging, konnte mit ihr zufrieden sein. Die Zugabe, Miß Edith — Mr. Edward betrachtete eben wohlgefällig ihr Porträt, das ihm Mr. Chesterfield, als er dem Herrn heute morgen seine Aufwartung machte, mitgegeben hatte — diese Zugabe ließ man sich allenfalls gefallen. Warum also erst die Weitschweifigkeiten einer persönlichen Auseinandersetzung?

Er steckte jetzt die Photographie mit einer Miene, welche man für ein Schmunzeln nehmen konnte, in die Brustfatache und zog einen schweren goldenen Chronometer hervor. „Goddam, schon fünf Uhr, es wird nun doch zu spät!“ Dann drückte er zweimal auf den Porzellanknopf oberhalb des Divans; der Zimmerkellner erschien und verschwand sofort wieder, um das gewünschte Schreibzeug und Papier zu bringen.

Nachdem Mr. Edwards das erste halbe Duzend Federn als unbrauchbar befunden hatte, die Tinte als zu blaß und das Papier als zu faferhaltig, war es ihm schließlich doch gelungen, eine Art Absageschreiben zustande zu bringen. Das einfache, übliche Unwohlsein wäre in dem vorliegenden Falle natürlich lächerlich gewesen; deshalb gebrauchte er die Schlaueit, daselbe näher zu detaillieren, und zwar als „eine plötzliche Verstauchung des rechten Fußgelenkes, die aber, wie der Arzt Hoffnung gebe, bis morgen früh wieder beseitigt sein dürfte.“ Dann invertierte er den Brief und schrieb mit steilen, gleichmäßigen Zügen die Adresse: „Mr. G. W. Chestersfield, City III, 18 Buckinghamstreet“; hierauf drückte er wieder zweimal auf den bewußten Knopf und empfahl dem eintretenden Zimmerkellner die umgehende Erledigung des Willetts. Nach diesem Akte zündete er sich abermals eine Importierte an und streckte sich im Vollgefühl jener Seelenruhe, wie sie nur das Bewußtsein

Ein zufälliger Beobachter hätte die beiden für zwei Taubstumme halten können; ferner würde er den neuen Ankömmling in jedem Falle für einen Maler erklärt haben, wie aus dem genialen Mangel einer Frisur, aus dem braunen Samtrock und dem kolossalen Rembrandthut zur Evidenz hervorging. Abrißens konnte Mr. Knox mit Fug und Recht für einen hübschen Menschen gelten, was man von seinem Freunde vielleicht ebenfalls hätte behaupten können, wenn das Phlegma den Zügen desselben nicht seinen entstellenden Stempel aufgedrückt hätte.

Um doch etwas zu sagen, hielt es Mr. Edward für angebracht, sich nach dem Befinden seines Freundes zu erkundigen, auf welche Frage dieser aber ebensowenig reagierte wie auf die Aufforderung, sich eine Zigarre anzuzünden und ein Glas Portwein einzugießen. Obgleich Edward der Überzeugung war, das Seinige zur Belebung der Unterhaltung vollkommen getan zu haben, veranlaßte ihn doch



Die kürzlich eingeweihte Nibelungenhalle, dem Gedächtnis Richard Wagners gewidmet, auf halber Höhe des Praxenfels am Rh in. Der Entwurf des Bauwerks stammt von den Berliner Architekten Hans Meyer und Werner Behrendt. R. v. Suxwendberg.

erfüllter Pflicht erzeugt, von neuem auf den Diwan hin, die interessante und unterhaltende Beschäftigung des Ringelblatens wieder aufnehmend.

Leider sollte es ihm diesmal nicht vergönnt sein, diese Passion länger als eine halbe Stunde zu betreiben, denn der Zimmerkellner erschien und überbrachte dem jäh Aufgestörten eine Visitenkarte, auf welcher zu lesen stand: „Willy Knox“. Mr. Edward hatte aber keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, ob er zu Hause sei oder nicht, weil gleich darauf in der Tür eine Gestalt sichtbar wurde, welche wohl dem gemeldeten Willy Knox angehören mußte, da sich Mr. Edward trotz seines verstauchten rechten Fußgelenkes so lebhaft, wie es ihm sein Naturell gestattete, vom Diwan erhob und dem Eintretenden mit den Worten: „Das ist schön, lieber Willi!“ die Hand reichte. Dann machte er eine Bewegung, welche soviel bedeuten sollte als: „Willst du nicht gefälligst Platz nehmen?“ worauf der Gast, der sich jedenfalls auf die Entzifferung solcher sprachökonomischen Aufforderungen verstand, wortlos von der rechten Ecke des Diwans Beschlag nahm, während Mr. Edward die linke belegte.

die auffallende Schweigsamkeit seines Gastes, den er von der gemeinsam besuchten Akademie her als einen muntern Boy und aufgeräumten Gesellschaftler kannte, zu der teilnehmenden Frage: „Du scheinst verstimmt, lieber Willi?“

Auf eine so lebhaftere Antwort, wie sie jetzt erfolgte, hätte er sich aber kaum gefaßt gemacht, denn Mr. Knox schlug plötzlich mit der geballten Faust so heftig auf den Tisch, daß das halbvolle Weinglas auf demselben umstürzte und mit seinem roten Inhalt unfehlbar die reledagrünen Reinkleider Mr. Edwards überschwemmt hätte, wenn dieser nicht trotz seiner Bestürzung die Geistesgegenwart besessen hätte, mit seinen untern Extremitäten rechtzeitig zu retirieren. Dann sprang Mr. Knox auf, durchmaß einige Male mit heftigen Schritten das Zimmer und schrie wütend: „Hol mich der Henker! Ich bin es auch!“

„Ich gehe wohl in meiner Vermutung nicht fehl,“ fuhr Mr. Edward fort, „daß deine Verstimmung in irgendwelchem Zusammenhange mit deinem Besuche steht?“

„Ach was!“ rief Mr. Knog und suchte mit seinem rechten Arm so bedenklich gegen die Spiegellinse, bei der er in seiner hastigen Wanderung gerade angelangt war, daß die beiden Porzellanvasen, welche auf der Konsole standen, die besten Chancen hatten, von dem Schicksal des Weinglases ereilt zu werden. „Ach was!“ rief er, „was geht mich das an! Ich hatte gerade im Hotel einen hinterwäldlerischen Plantagenmenschen aus Great-Curf — weiß Gott, wo das Loch liegt — aufzusuchen, der eines von meinen Bildern kaufen wollte — von Verständnis natürlich keine Rede — er nahm sich ein Laubwaldbild, weil das vielleicht gerade zu seiner grünen Tapete zu Hause paßte, da las ich deinen Namen am Brett. — Na, du hast mich zwei Jahre nicht gesehen, ich glaube es nicht gut verantworten zu dürfen.“ — Hier hielt der Maler inne, weil er gerade beschäftigt war, sich eine von den langen schwarzen Importierten anzustechen, dann warf er sich mit einem energischen Ruck in die verlassene Sofaede.

„Aber, lieber Freund,“ fiel jetzt Mr. Edward ein, „ich sehe in dem geringen Kunstverständnis deines Kunden immer noch keinen Grund, dich so zu alterieren. Wenn man dichständig bezahlt —“

Der Nachsatz, den er nun folgen ließ, wurde von der nervösen Lache, die Mr. Knog aufschlug, verschlungen.

„Mensch, was gehen mich denn im Augenblick meine Kunden an, mich, der ich seit achtundvierzig Stunden nichts anderes als diese unglückselige Geschichte im Kopfe habe? — Du bist ein unverbesserlicher Philister!“

Um dieser letzten Behauptung einen gewissen Nachdruck zu verleihen, ließ er seine Hand so kräftig auf Mr. Edwards rechten Oberarm fallen, daß sein Freund mit unverkennbarem Mißbehagen zusammenfuhr und sich als Abwehr gegen fernere Bekräftigungen, durch welche etwa Mr. Knog seine Rede würzen würde, das Sofaflissen auf die Beine legte.

„Es scheint,“ erwiderte er, „daß ich darauf werde verzichten müssen, die eigentliche Ursache deiner übeln Laune zu erfahren —“

„Able Laune nennt er das!“ fiel Mr. Knog ein, „üble Laune, wenn man aus der Haut fahren möchte!“

Der diesen Worten folgende Agent, welcher abermals dem Oberarm Mr. Edwards galt, fiel diesmal wirkungslos auf das Kissen, worüber sich der Gemeinte eines Lächelns der offensbaren Schadenfreude nicht enthalten konnte.

„Aber“ — setzte Mr. Knog nach dem verfehlten Aktentat hinzu — „ich kann dir ja die Geschichte erzählen. Wenn ich dir versichere, daß ich mich vor einem halben Jahre rettungslos verliebte, so wirst du nicht verstehen, was ich damit sagen will, denn das ist ebenfalls ein Zustand, vor welchem du zeitlebens bewahrt bleiben wirst. Noch unverständlicher wirst du es aber finden, daß sich der Gegenstand meiner Neigung nicht minder festig in mich verflocht. Es kommt mir selbst unbegreiflich vor — es ist aber so! Daß der Vater fabelhafte Summen in seinen Tresors liegen hat, war eher ein Unglück, denn um so länger dauerte es, bis er seine Einwilligung gab. Er gab sie aber schließlich doch. Seine Tochter drohte, im andern Fall ins Wasser zu springen.

Bis hierher wäre also alles gut. Jetzt aber kommt die Katastrophe! Hörst du, die Katastrophe kommt jetzt!“

Mr. Edward gab durch seine Miene zu verstehen, daß er auf das Schlimmste gefaßt sei, worauf der Erzähler befriedigt fortfuhr:

„Besagter Vater, der Chef eines ersten Bankhauses in London, ist seit Jahren mit gewagten überseeischen Petroleumbohrungen engagiert. Man hat von dieser Tatsache an der Börse keine Ahnung, und der Mister wird wohl seine Gründe haben, wenn er niemand in seine Karten guden läßt. Die betreffenden Buchungen werden in seinem Bureau geführt, daß selbst niemand von dem Personal etwas von der Sache erfahren kann. Durch einen Zufall ist es aber meinem Bruder, der einen Kassierposten in der Bank innehat, gelungen, einen Blick in die wahren Verhältnisse zu werfen, und von ihm weiß ich auch, daß Ultimo nächsten

Monats eine Anzahl Tratten in bedeutender Höhe zur Präsentation gelangen wird. Der Betrieb hat nämlich ungeheure Summen verschlungen. An und für sich hätte ja die Präsentation nichts auf sich, wenn der Mister in der Lage wäre, seine Unterschrift zu honorieren. Wie aber ein gestriges Telegramm besagt, das für den Umeingeweihten allerdings nichts bedeutet, ist jetzt auch die letzte Quelle versiegt, und der Mister, der nur noch aus den Petroleumverkäufen die Dedung für seine Aktepte gewann, würde in die unangenehme Lage verjekt werden, sich für bankrott zu erklären.“

Mr. Edward, der den Ausführungen seines Freundes mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, war unruhig geworden. Ein erstes Gaus, welches sich, ohne daß man in Börsenkreisen eine Idee hatte,



Zur Jubiläumsfeier des Landkreises Düsseldorf: Großer Sitzungsaal im Kreischaus.

in derlei Unternehmungen einließ! Wer konnte es sein? James Worthen & Sohn standen mit allen hervorragenden Instituten des Londoner Marktes in intimer Verkehr — wenn sie nun von dem Schlage betroffen würden?! Der Himmel hatte ihm diesen Willi Knop in die Arme geführt. Ein wahres Glück, daß er auf seinen Faden gewartet. Aber Willi mußte ihm vor allem sagen —

Bevor indes Mr. Edward seinen Gedanken mit dieser Frage beschloß, hatte sein Freund, nachdem er seine trockene Kehle mit einem Schluck Portwein angefeuchtet, den Faden seiner Erzählung wieder aufgenommen.

„Ich sage, der Mister würde diesem unangenehmen Falle ausgesetzt sein, wenn er nämlich nicht ein Mittel gefunden hätte, alle derartigen Eventualitäten illusorisch zu machen. Und dieses Mittel — es ist mein Unglück!“

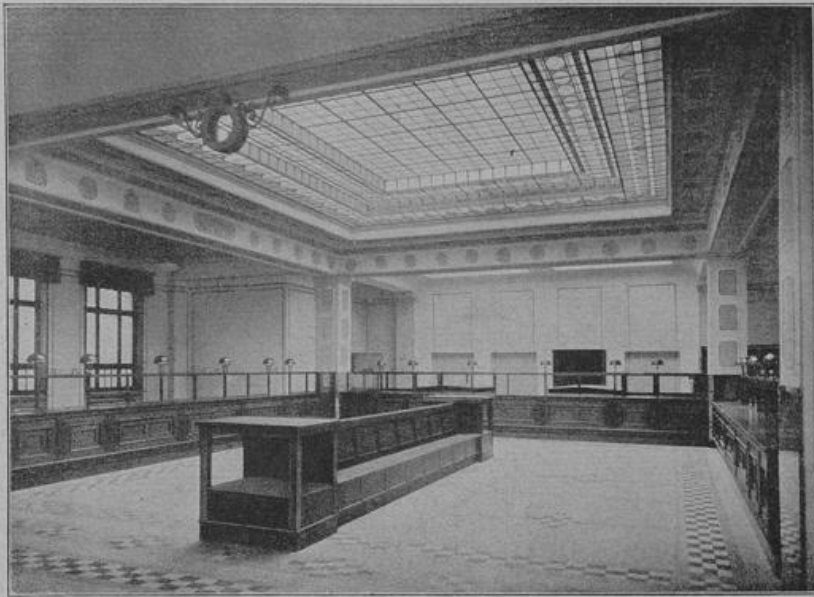
Erregt erhob sich Mister Knop und begann wieder seine rastlose Wanderung.

„Ein Mittel, das sich der Mister freilich nicht wird patentieren lassen können, denn schon unzählige Väter haben es vor ihm versucht, und ebenso viele werden es ihren zusammenbrechenden Verhältnissen zu helfen. Wird es ja doch reell bezahlt — bezahlt mit dem Lebensglück des Kindes!“

Er brach mit einem schneidenden Lachen ab, und Mr. Edward, der bei den letzten Worten ein steigendes Interesse verraten hatte, fragte:

„Wenn ich dich recht verstehe, so will er deine Braut zu einer andern Verbindung — einer Vernunftheirat zwingen?“

„Eine Vernunftheirat — nach vorhergegangenem telegraphischem Verlobungsstuf, bei der aber die Vernunft des Herrn Bräutigams nach der Hochzeit zu kurz kommen dürfte; und müßig zusehen zu müssen, wenn sie diesem Menschen in die Arme geliefert wird, einem Menschen, dem sie ihr Leben noch nicht



Zur Jubiläumsfeier des Landkreises Düsseldorf: Kassenraum in der neuen Kreis-Sparkasse

nach ihm versuchen, um wieder auf die Beine zu helfen. Wird es ja doch reell bezahlt — bezahlt mit dem Lebensglück des Kindes!“

begegnet! Es ist nicht auszudenken! Wir wollten fliehen ... Aber wovon leben? Meine Bilder bringen mir noch nicht genug ...“

Mr. Edward war etwas bleich geworden; jetzt stand er auf und hielt den aufgeregten Unermüdligen an der Schulter zurück.

„Du hast ganz vergessen, mir den Namen deiner Braut zu nennen!“

„Was tut der Name zur Sache?“ — „Ich bitte dich darum!“

„Ah — ich verstehe dich! Während ich mir das Gehirn zermartere, wie ich mir das teure Wesen erhalten soll, denkst du an dein Hauptbuch zu Hause, ob ihr Familienname vielleicht darin steht. Nun — sie heißt Edith Chesterfield! — Aber was ist dir?“

Mr. Edward war noch um eine bedeutende Nuance bleicher geworden, dann schwankte er bis zum nächsten Stuhl, um sich für einen Moment zu setzen, stürzte zwei Gläser Wasser hinunter und drückte alsdann auf den Porzellanknopf. — „Bist du unwohl?“ fragte Mr. Knop.

„Nur ein momentaner Schwindel, ich denke, er ist schon vorüber!“ erwiderte Mr. Edward und nahm vor dem Schreibzeug Platz.

„Wieviel glaubst du mit deinen Bildern in den nächsten zehn Jahren zu verdienen?“

Mr. Knop blickte verwundert auf den Fragenden.

„Bitte, antworte mir!“ sagte dieser gleichmütig.

„Du bist sonderbar! Wenn das Glück gut ist — sechstausend Pfund — hoffe ich. Aber wozu diese Frage? Sie ruft mir nur mein Unvermögen ins Gedächtnis, Edith eine Existenz gründen zu können.“ Mr. Edward hatte indessen einen Zettel geschrieben, den er seinem Freunde reichte.

„Was,“ rief dieser, ungläubig von dem Papier aufblickend, — „eine Anweisung von 12 000 Pfund auf James Worthen & Sohn? Was soll das heißen?“

„Daß ich auf sämtliche Bilder, welche du in den nächsten zehn Jahren malen wirst, subscribiere und dir den Preis pränumerando zahle!“



Zur Jubiläumsfeier des Landkreises Düsseldorf: Kreis-Wanderhaushaltungsschule: Kochunterricht in Großenbaum.

„Es ist nicht dein Ernst!“

„Du hast den Beweis in den Händen!“ sagte Mr. Edward und luvertierte einen Brief.

„Dann entführe ich ja Edith noch heute! Was soll das aber bedeuten?“

Der Zimmerkellner erschien. „Mister haben ge Klingelt?“

„Besorgen Sie diesen Brief sofort an seine Adresse!“

„O. W. Chesterfield?“ stieß der Maler, einen Blick auf dieselbe werfend, überrascht aus und schlug sich dann vor die Stirn. „Wäre es möglich?“

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür; der Portier brachte den Koffer. „Mister entschuldigen tausendmal. Durch ein unglückliches Versehen ist der Koffer auf dem Nordbahnhof liegen geblieben und...“



Zur Eröffnung der Dortmunder Rennbahn in Dambel: Die erste Tribüne vom Geläuf aus gesehen am Tage des ersten Rennens, das der Dortmunder Rennverein veranstaltete.

Phot. G. Rosenfranz, Hattingen.

„Besorgen Sie mir einen Wagen zum Bahnhof, und geben Sie den Koffer nach Edinburg auf! — Hier etwas für die Verspätung.“

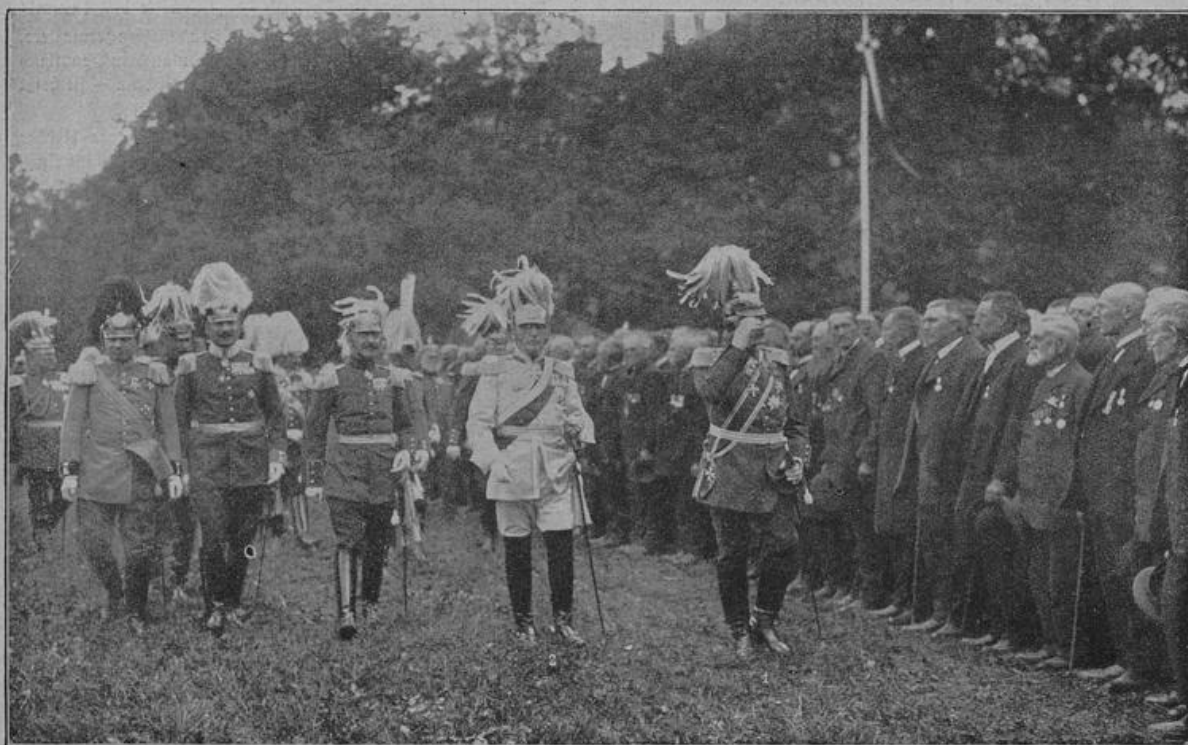
Der Portier wußte nicht, worüber er sich mehr wundern sollte — über den sonderbaren Auftrag oder über die fünf blanken Guineen in seiner Hand.

„Aber willst du mir nicht erklären?“ sagte Mr. Knog zu seinem Freunde, als dieser das Zimmer verließ.

„Wenn du mich zum Bahnhofs begleitet willst,“ erwiderte Edward,

„werde ich dir auf dem Bahn-

hofs eine Geschichte erzählen. Es ist die Geschichte von einem schützenden Engel — allerdings war dieser Engel nur ein Frad!“



Zur Hundertjahrfeier des Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld (1. Bells.) Nr. 13 in Münster i. W.: Abschreiten der Parade des aktiven Regiments und der alten Freizehner auf dem Neuplatz durch den Chef des Regiments, General v. Blume, Cz. (1), und der Kommandierenden General des 7. Armeekorps, v. Cincem, Cz. (2), (ehemaligen Kriegsminister). Photo Union, P. Lamm.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 29.

Düsseldorf, 19. Juli

1913.

Von den Festspielen des Rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf.



Hagen
(E. v. Ledebur, Berlin)

Gunter
(W. Chandon-Cassel)

Kriemhild
(Maria Fein-Mannheim)

Szene aus Friedrich Hebbels Tragödie: „Die Nibelungen“. Schlussstück: „Kriemhilds Rache“. Aufgeführt unter Max Grubes Regie und Inszenierung im Stadttheater. Phot. Willi Frohmann, Düsseldorf.

Sieben Jahre lang hat Hebbel an der Nibelungen-Tragödie gearbeitet. Ihre Uraufführung erfolgte 1861 unter Dingelstädt in Weimar. Die Wiedergabe in Düsseldorf, von wo aus der Dichter s. S. die Anregung zur dramatischen Durchführung des gewaltigen Stoffes empfangen hatte, stellte eine nachträgliche Huldigung zum hundertsten Geburtstage des so lange verkannten, machtvoll zum Herzen sprechenden Autors dar. Der Eindruck des Bühnenwerkes, das in äußerst geschickter szenischer Linienführung zu dramatischem Leben erweckt wurde, war bedeutend.

Der Mutter Segen.

Skizze von Karl Friedrich Haberadt.

„Es gewittert, Mutter,“ sagte die blonde junge Frau, die unter der Türe der kleinen weißen Hütte stand.

Als sie keine Antwort erhielt, wandte sie sich um und rief in das Innere des Hauses noch einmal: „Es gewittert, Mutter...“

In einem alten, zerschliffenen Lehnstuhl in der dürftigen Stube kauerte eine Greisin. Sie war halb blind und fast taub und bewegte unaufföhrlich den eingefallenen, zahnlosen Mund.

Sie schien den Ruf der jungen Frau nicht verstanden zu haben, denn sie winkte heftig mit der zitterigen Hand und lallte mit der Stimme eines Kindes: „Was ist das, Nara, meine Taube, das Dröhnen und Krachen, das ich höre?“

Die junge Frau trat ganz dicht zu der Alten heran und sagte sehr laut: „Ein Gewitter steht über dem Berg, Mutter Wisja, Ihr hört den Donner schon?... Ei, was Ihr noch so frisch bei Sinnen seid, denn es ist noch weit weg, das Gewitter.“

Sie streichelte den kahlen Scheitel der Greisin, die zufrieden lächelte. „Ja, ja, meine Sonne... ich bin alt, aber meine Sinne sind noch jung.“ Ihre Hand tastete unsicher nach der Nara's; mitteilbig kam ihr die junge Frau entgegen.

„Geleite mich zu Bett, ich fühle mich so müde, als ging's zu Ende, mein Augenlicht,“ bat nach einer Weile die Alte, „wenn es ein Wetter gibt, wird Achmed noch nicht so bald wiederkommen, und ich brauche nicht zu warten.“ — „Nein, Mutter Wisja, Achmed wird heute nicht zurückkommen,“ sagte die junge Frau geküßt. Mit starkem Arm stützte sie die Mutter ihres Gatten und brachte sie mühsam die Treppe hinauf, wo in der oberen kahlen, winkligen Dachkammer ihr armseliges Lager stand. Nachdem die Alte versorgt war, nahm Nara wieder ihren Platz neben der Haustüre ein. Sie zog ein Bündel Weiden auf den Schoß und versuchte zu flechten; aber bald sanken ihre Hände wieder untätig herab. Sie lehnte den Kopf wider die hölzerne Hauswand und sah mit großen, verlorenen Blicken in die Ferne. Ihre Gedanken flogen zurück in ihre Heimat, zu den Griecheninseln, von woher sie ihrem Gatten in das Albanerland gefolgt war. Seit einem Jahr lebte sie jetzt in stillem Glück bei Achmed und seiner alten Mutter. Anfangs war es ihr schwer geworden, sich hier einzugewöhnen; die finstern, bis in die Wolken ragenden Berge hatten sie bedrückt wie schwere Träume. Auch jetzt schaute sie noch mit abergläubischer Furcht zu ihnen empor. Im übrigen aber war Sie in der Fremde heimisch geworden.

Bis vor wenigen Wochen hatten sie in bescheidener Zufriedenheit gelebt; Achmed zog für einen Fuhrwerksbesitzer in Stoplje den Transport von Fellen und Häuten durch die Berge bis Staroselo übernommen und hatte davon im Sommer einen schönen Verdienst. Nara ihrerseits trug durch den Verkauf ihrer Flechtarbeiten auch einiges zu dem Lebensunterhalt der kleinen Familie bei.

Jetzt aber war dieses Idyll rauh zerstört. Kriegsgeschrei hallte durch die Lande, und Schlachtenlärm sandte sein Echo bis über den Euboten. Wilde Horden durchzogen die Gegend und hatten zuweilen selbst bis in das abgelegene Tal des Wardar den Weg gefunden.

Auch Achmed war zu den Waffen einberufen worden. Es war ein herzzerreißender Abschied gewesen, als er davongezogen. Noch heute füllten sich die Augen der jungen Frau mit Tränen, wenn sie daran zurückdachte.

„Die heilige Mutter wird uns wieder gesund zusammenführen,“ hatte er gesagt, als ihm Mutter Wisja ihren Segen gegeben hatte.

Jetzt lag er unter der Halbmondsflagge in Skodra, und die beiden Frauen hatten schon seit Wochen nichts von ihm gehört. Die Kräfte der fast neunzigjährigen Mutter Wisja nahmen täglich ab, und schmerzlich dachte Nara daran, daß der Sohn sie wohl nicht mehr wiedersehen würde. Ein fernes Dröhnen ließ

die in Gedanken verlorene Frau zusammenschreden. Angstvoll suchte ihr scheuer Blick die schwarzen Berge ab, aber

die sich ein wolkenlos blauer Himmel spannte. Ein wehmütiges Lächeln zuckte um ihren Mund, wenn sie

an die beruhigende Ausrede dachte, die sie der alten Hausgenossin gegeben hatte. Es

schien ihr, als käme der Kanonendonner immer näher; plötzlich aber sprang sie jäh auf. Der halb

angefangene Kob rollte weithin in den Staub. Mit vorgebeugtem Körper lauschte die

Frau einem kurzen hellen Knattern, das ganz dicht hinter ihr sein mußte. Noch

war sie sich nicht völlig klar darüber geworden, in welcher

Richtung sie den Lärm, der offenbar von Gewehrfeuer herrührte, suchen sollte

als sie auch schon um die Wegbiegung oberhalb der Hütte ein paar wild aussehende Soldaten sprangen sah. Sowie

sie aus den zerrissenen Uniformen erkennen konnte, mußten es serbische Reiter sein. Mit verhängten Zügeln galoppierten sie auf

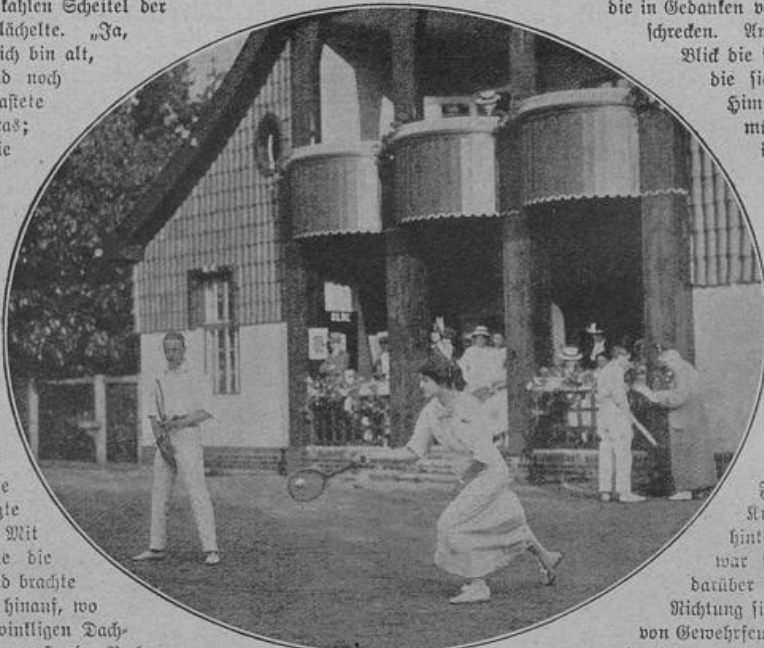
die Hütte zu. Dicht vor Nara sprangen sie ab und forderten Brot und Wein von ihr. Nara verstand ihre aus serbischen und türkischen Brocken gemischte Sprache nicht und zuckte die Achseln. Da

wiederholte der Anführer in der Mundart ihrer Berge das Verlangen, aber auch ihm gab Nara keine Antwort. Trotzig kehrte sie sich ab und wollte in die Hütte flüchten.

„Hiergeblieben, mein Täubchen,“ schrie einer der Soldaten und packte sie am Arm. Sie suchte sich freizumachen, aber ein Stoß mit dem Gewehrkolben ließ sie mit einem Schmerzenslaut in die Knie sinken.

„Wo ist der Herr des Hauses?“ herrschte der Anführer sie an. „Er kämpft in Skodra,“ rief sie widerwillig hervor.

Die Reiter lachten schallend. „Wir wollen ihm ein Andenken von daheim bringen,“ rief einer, „vorwärts, mein Rehschen, zeig uns den Weg und öffne uns deine Käfen...!“



Von der großen Sportwoche im Ostseebad Joppot, 6. bis 13. Juli: Der Kronprinz beim Doppelspiel mit seiner Partnerin, Frä. Müller-Wedk, Hamburg, im Lawn-Tennis-Turnier. A. E. Hohlwein.



Von der 100-Jahr-Zubiläumfeier des Husaren-Regiments Nr. 14 in Cassel: Ehemalige kurhessische Kavalleristen erhalten durch den Kommandierenden General die neue Gedenkmünze. Hofphot. H. Eberth, Cassel

„Wir sind arm, Herr,“ jammerte sie, „habt Mitleid mit einer schuldlosen Frau.“ — Ein Fußtritt ward ihr als Antwort.

„Mach keine langen Geschichten und stopf ihr das Maul!“ rief einer dem Anführer zu, und ohne einen Befehl abzuwarten, knebelte er ihr Hände und Füße zusammen. Dann stürzten sie in die Hütte. Sie fanden bald Brot und Käse und stürzten wie die wilden Tiere darüber her. Dann machten sie sich daran, die Truhen und Kisten aufzubrechen und zu durchwühlen. Mit Zähneknirschen konnte Nara durch die offene Tür sehen, wie sie ihren Feiertagsstaat und ihr sorgsam gehütetes Innen beschmutzten und zerrissen.

„Ihr durchsucht mir hier unten alles genau,“ befahl der Anführer seinen drei Begleitern; vielleicht hat die schöne Wildtate noch

irgendwo einen Schatz verborgen... ich werde unterdessen im Hause oben gründlich Umschau halten.“ — Die morsche Stiege trachte unter seinen schweren Reiterstiefeln, als er hinaufkletterte.

Mit einem derben Fußtritt stieß er die schmale Tür auf. Als er das dürftige Gemach betrat, hörte er sich beim Namen rufen.

Seine der Dunkelheit ungewohnten Augen konnten nur mühsam ein ärmliches Lager erkennen, auf dem eine alte Frau lag und die mageren Arme nach ihm ausstreckte.

„Achmed, du kommst... nun werde ich ruhig sterben können... komm näher... ich bin so glücklich, daß ich dich wieder habe... und Nara, wie wird sie froh sein... gib mir deine Hand, Achmed...“

Die Stimme der Greisin klang, als wollte sie verlöschen.



Blick auf den Festplatz des 12. Deutschen Turnfestes in Leipzig am Hauptfesttage, 13. Juli. Phot. Leipzig, Presse-Bureau. Weit über 60000 Turner aus allen Teilen Deutschlands, aus den deutschen Kolonien, aus Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Holland, Italien, Spanien, Nord- und Südamerika, Asien, Australien usw. nahmen aktiv am Turnen teil. Auch die Zahl der Turn-Veteranen aus Deutschland und dem Auslande war sehr groß. Der Festplatz faßte mehr als 200000 Personen. Am Hauptfesttag kreuzte das Lustschiff „Sachsen“ (s. oben rechts) über dem Platze.



Eisenbahnunglück bei Kargow auf der Strecke zwischen Neustrelitz und Waren.

Nachmittags waren zwei Güterzüge ineinandergefahren. Die beiden Maschinen und 15 Wagen wurden schwer beschädigt. Mehrere Eisenbahnbedienstete erlitten erhebliche Verletzungen. Illust. Photo-Verlag.

Wie mit magischer Gewalt zog es den Krieger an das Bett der Frau. Fest schlossen sich die Finger seiner Rechten um den Knäuel des Schwertes.

„Achmed,“ ächzte die Alte wieder, „bist du endlich gekommen... Ich habe es all die Tage gewünscht, daß es mit mir zu Ende gehen werde, und ich... ich habe die heilige Jungfrau so sehr gebeten... sie möge mir Frist lassen... bis du kämst... Achmed, mein Segen...“

Die Stimme der Greisin versagte. Sie drehte den Kopf nach dem Soldaten hin und suchte sein Bild mit ihren halbblinden Augen festzuhalten. — „Achmed!“ flüsterte sie immer wieder dabei.

Den jungen Krieger trieb es mit einem dumpfen Drängen vorwärts. Wie gebannt hingen seine Blicke an der Sterbenden. Eine abergläubische Furcht bohnte sich in sein Herz. Schon einmal hatte er so vor einer verstorbenen alten Frau gestanden, die ihn segnen wollte. Aber er war davongeeilt, dem blutigen Handwerk nach, und das Bild der sterbenden Mutter hatte ihn verfolgt durch all die Tage und Nächte, bis er es nun in dieser einsamen Hütte wieder fand.

Seine Hand, die immer noch am Schwerte lag, zuckte wieder, als wolle sie den Stahl entblößen und den Trug mit einem Hieb zerstören.

„Achmed,“ höhnte die Frau, „warum bist du nicht bei mir? Heilige Mutter, führ' ihn zu mir, daß ich ihn segnen kann!“

Wie wenn man einen Baum fällt, stürzte der Fremde neben dem Lager auf die Knie. Das... das waren ja die Worte der Mutter gewesen, auf die er nicht gehört.

„Mutter, Mutter, hier bin ich, gib mir deinen Segen!“

Und er nahm die zerarbeiteten Hände der Greisin in die seinen und drückte inbrünstige Küsse darauf.

Suchend tastete Mutter Wisla nach seinem Haupt. Ein glücklicher Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie seine Loden zwischen ihren Fingern fühlte.

„Mein Achmed,“ sagte sie verhauchend, „ich danke der Mutter Gottes, daß sie dich mir schickte. Mein Segen sei mit dir. Ich werde bald die Herrlichkeit sehen... Du und Nara... Sei gut zu Nara, Achmed... Mein Segen...“

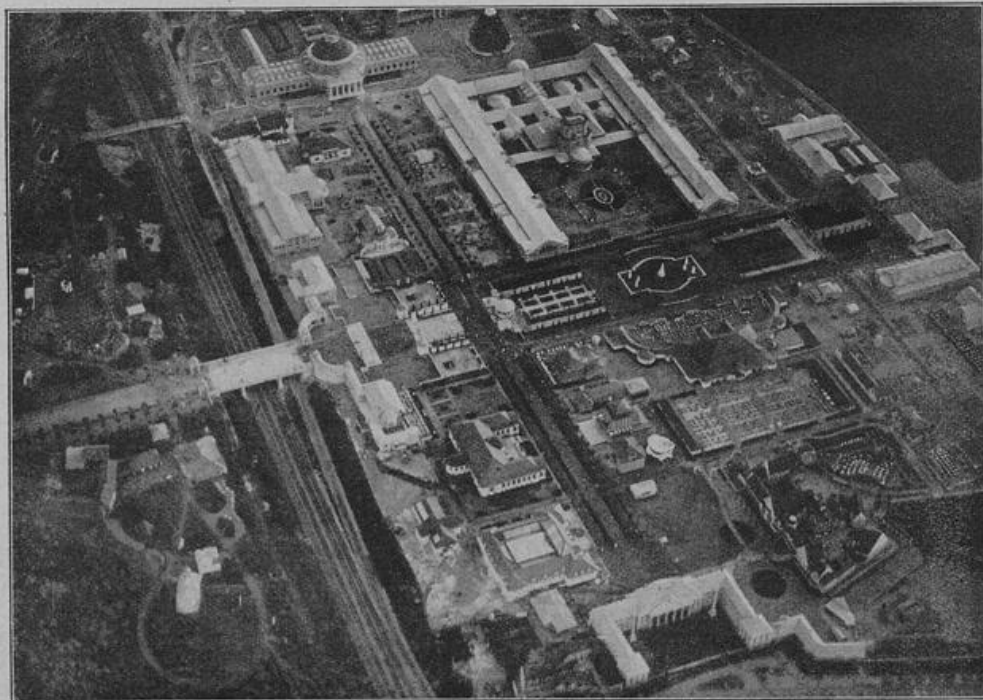
Mit einem tiefen Aufatmen entfloß ihr Leben. Scheu erhob sich der Soldat und schlug ein Kreuz über die Leiche und bekreuzigte sich selbst. Auf den Beheuspitzen verließ er, rückwärts gehend, die Kammer.

Als er oben auf der Treppe erschien, johlten ihm seine Gefährten zu. „Holla, Achmed, bist lange geblieben. Hast was Feines gefunden? Her mit der Beute!“

Ihr Anführer winkte ihnen ab. Sie sahen, daß er blaß geworden war. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, ging er hinaus, löste Naras Bande und befahl ihr, hinauf zu der Mutter zu gehen.

Seine Kameraden wollten aufbegehren, aber er befahl mit finstern Stirnrunzeln: „Aufpassen!“

Und schweigend ritten die vier Soldaten in die Berge zurück



Die „Iba“ (Internationale Wausach-Anstellung Leipzig), die eine Fläche von 400 000 Quadratmetern bedeckt, am Fuße des Völkerschlachtdenkmals. Ausgenommen von einem Eindecker aus 700 Meter Höhe von Hauptmann Härtel, Leipzig.

Rabatt.

Satirisches Zeitgemälde von
Karl Hans Strobl.

Der Mord, der sich in der Königstraße am Tage vor Ostern ereignete, hat begreiflicherweise alle Welt in die größte Aufregung versetzt. Dieser Mord oder eigentlich Totschlag, den der Inhaber des Möbelhauses Dieselberger & Co. an dem Privatier Schiefle verübt hat, ist auf den ersten Blick so unerklärlich, psychologisch so rätselhaft, daß man ihm in vollkommener Verwirrung gegenüberstand. Man bedenke: der Inhaber eines Geschäftes erschlägt einen Mann, der als harmloser Käufer bei ihm eintritt! Welche Gefahr für die Hunderttausende kaufender Großstädter, wenn dies etwa bei den Geschäftsleuten zur Manie würde, wenn sich etwa so eine Art von Wahnsinn, ein Warenhauswahnsinn entwickelte.

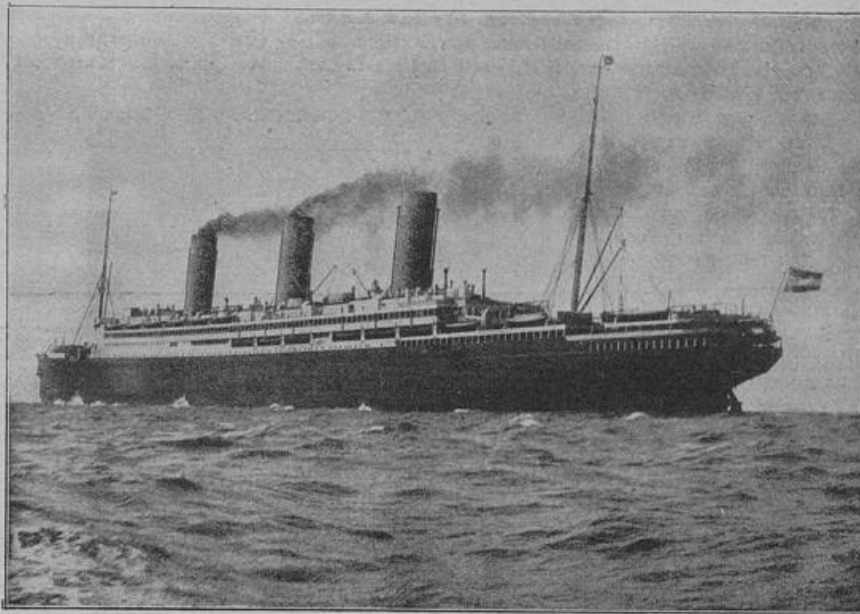
Ich bin in der Lage, diese Angst der tausenden Bevölkerung zu zerstreuen. Meine Beziehungen zur Justiz — ich bin intimer Freund des Portiers beim Landgericht I — haben es mir ermöglicht, den Verichterstatern der großen Blätter zuvorzukommen. Ich gebe die Lösung des psychologischen Rätsels, ich dede die Vorgeschichte dieses Falles auf. Er wird immer ein Einzelfall bleiben, es wird sich keine Epidemie aus ihm entwickeln, denn seine Voraus-

setzungen und Bedingungen sind durchaus singulär. Freilich ist gerade dieser Fall auch geeignet, die traurige Lage unseres Geschäftslebens zu beleuchten, den fürchterlichen Kampf ums Dasein, insbesondere in der Möbelbranche, dem Publikum vor Augen zu rücken.

Heinrich Dieselberger hatte drei Jahre in Amerika zugebracht und war nach Europa mit dem festen Entschluß zurückgekehrt, das drüben Gelernte auf die heimischen Verhältnisse bedingungslos anzuwenden. Er suchte einen Kompagnon, begründete die Firma Dieselberger & Co. und eröffnete ein Möbelhaus in der Königstraße. Eine großzügige Kellame sollte sein Unternehmen im ganzen Deutschen Reich bekanntmachen, und als Detail dieser Kellame diente ihm auch die Rabattgewährung an Vereinsmitgliedern. Freilich gab er diesem System eine Ausdehnung, wie sie bisher noch nicht erhört worden war. Er setzte sich mit sämtlichen Vereinen der Stadt in Verbindung und ließ neben der Eingangstür zu seinem Möbelhaus zwei mächtige große Glastafeln anbringen, auf denen sämtliche Preisnachlässe verzeichnet waren.

Dessenungeachtet ging das Geschäft in den ersten Wochen sehr flau. Es schien, als wolle die Konkurrenz die neue Firma durchaus nicht aufkommen lassen.

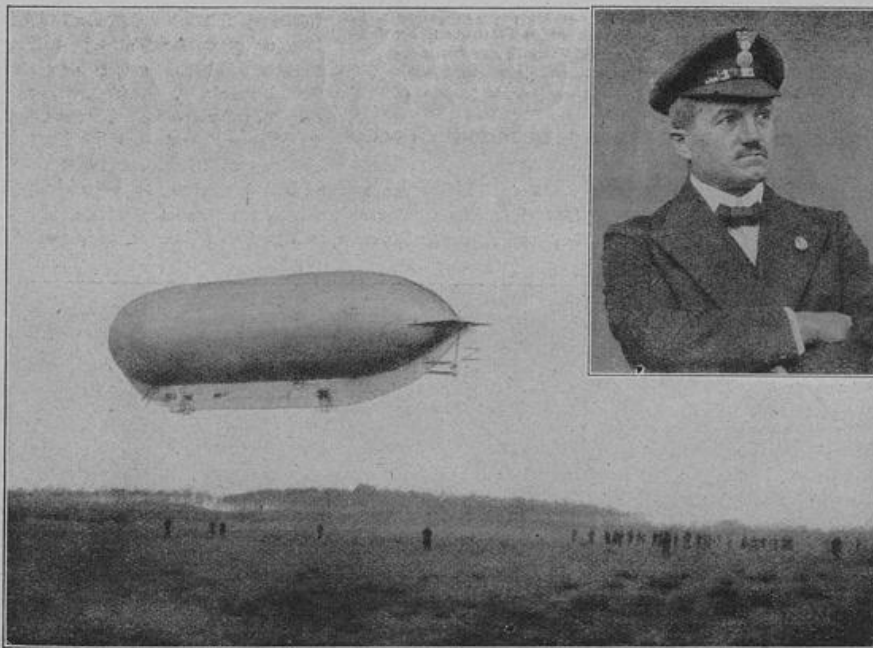
Einige Tage vor Ostern betrat ein gemächlich lächelnder, glatt-rosiger rosigter Herr mit einer



Die Kaiserfahrt des „Imperator“: Der Dieseldampfer mit dem Kaiser an Bord auf hoher See bei Helgoland.

Phot. J. Schenky, Helgoland.

Das Wetter war prächtig. Die Fahrt verlief in äußerst befriedigender Weise. Vor der Abfahrt hatte der Monarch an Bord die Direktion und den Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika-Linie begrüßt; dann besichtigte er das Schiff, den Speisesaal, seine Zimmer, das Deck und die Gesellschaftssäle, wo er die Minister und die übrigen Ehrengäste empfing.



Die Probefahrt des Versuchsluftschiffes V. 1 der Deutschen Luftschiffwerft am frühen Morgen des 8. Juli von der Luftschiffhalle in Düsseldorf aus, wo auch der Bau des Fahrzeuges während der letzten 7 Monate stattgefunden hat.

Phot. Ernst Becker, Düsseldorf.

Das neue Luftschiff, zu dem die technische Grundidee von dem Ingenieur Paul Vech (s. Porträt oben rechts) herührt, besteht aus zerlegbarem Mannesmann-Stahlrohr. Das Schiff ist 80 Meter lang und faßt 8000 Kubikmeter. An seinem Zustandekommen beteiligten sich rheinische Industrielle, die Stadt Düsseldorf und die Heeresverwaltung.

Automobilmaße den Laden. Herr Dieselberger eilte sofort persönlich hinzu, um sich nach den Wünschen des Käufers zu erkundigen.

„Ich bin der Privatier Schiefle“, sagte der Herr, „und möchte gern eine Standuhr kaufen.“

Herr Dieselberger verstauchte sich vor Eifer auf der Treppe in das erste Stockwerk den linken Fuß, aber er hatte die Freude, eine Standuhr in Kuffholzgehäuse um 150 Mark anzubringen. Unter großen, jedoch standhaft ertragenen Schmerzen in dem verstauchten Fuß geleitete er seinen Käufer zur Kasse.

„150 Mark, bitte“, sagte er strahlend; „hat der Herr vielleicht Anspruch auf einen Preisnachlaß?“ Er konnte es fragen, denn er hatte bereits für alle Fälle zwanzig Prozent ausgeschlagen.

„Jawohl“, lächelte Herr Schiefle, „ich bin Mitglied des Deutsch-Osterröichischen Alpenvereins. Hier ist meine Mitgliedskarte!“

„O, bitte sehr“, wehrte Herr Dieselberger ab. „10 Prozent Rabatt — macht 135 Mk.“

Herr Schiefle aber lächelte weiter und meinte: „Ich bin aber auch Mitglied des Liebhabervereins für Polizei- und Schuhhunde.“

„Bitte sehr“, sagte Dieselberger mit einem Blick nach der Rabattabelle hinter der Kasse, „8 Prozent! Bleiben 123 Mark.“

„Nur 8 Prozent“, sagte Schiefle, „das ist ein bißchen wenig. Na, es macht nichts, ich bin ja auch beim Radfahrerklub ‚Wanderer!‘“

Mit etwas länglichem Gesicht las Dieselberger von seiner Tabelle: „5 Prozent! Macht 115 Mark 50 Pfennig!“

„So, dann wollen Sie, bitte, notieren: Verein für Sträflingsfürsorge, 10 Prozent, nicht wahr? Dann ‚Schlaraffia Verolina‘, 12 Prozent, Hausbesitzerverein, 10 Prozent, Bund zur Einführung des Bolapüks, 8 Prozent, Verein der Biennenzüchter, 6 Prozent,

Ruder- und Segelklub Wannsee, 10 Prozent, ferner Verein . . .“ Herr Dieselberger war erbötigt, und selbst der rötliche Schimmer der Osmiumlampe vermochte ihm keine bessere Farbe zu geben.

„Herr, das sind ja schon wieder 56 Prozent. Was fällt Ihnen ein . . .? So viel Vereine . . .!“

„Ja, Sie wundern sich, daß ich in so viel Vereinen bin? Na, mein Gütester, da ist weiter nichts dabei. Ich bin Privatier und habe Zeit genug. Es macht mir eben Vergnügen . . .“

„Aber, wie kann ich denn? . . . Das ist ja unmöglich . . .“

Aber da wurde Herr Schiefle ungemächlich, denn er war ein Berliner. „Herr, ob es möglich ist oder nicht, das geht mich nichts an. Sie haben versprochen, Rabatt zu geben, und ich habe einen Anspruch darauf, verstanden! Das steht alles draußen und hier auf Ihrem Tisch angeschrieben. Hier sind meine Karten!“ Und er zog einen Pack roter, blauer und grüner Zettel, von denen ein Teil mit Photographien besetzt war, aus der Tasche und reichte sie Herrn Dieselberger.

Es war alles richtig, und Herr Dieselberger sagte zähnelappernd: „56 Prozent von 150 macht 84 Mark, von 115 Mark 50 ab, macht 31 Mark 50.“

Seufzend gab er dem Fräulein ein Zeichen, die Kurbel der Kasse zu drehen, aber Herr Schiefle hob lächelnd die Hand: „Warten Sie einen Moment. Ich bin auch Mitglied des Vereins gegen Hausbettelei, 8 Prozent, des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs, 12 Prozent, und des Begräbnisvereins Charitas, der 10 Prozent bekommt, zusammen 30 Prozent, das stimmt doch?“

Herr Dieselberger war unfähig geworden, zu widersprechen. Vor seinen Ohren dröhnte ein verworrenes Getöse, vor seinen Augen drehten sich feurige Räder. Er winkte Herrn Schiefle, zu gehen.



Denkmal für den Turnvater Jahn,

eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Hans Schwahe, vor kurzem in Troppau in Oesterreich-Schlesien enthüllt. Das originelle Monument, das in glücklicher Weise die Persönlichkeit Jahns mit dessen Lebenswerk, der Schöpfung volkstümlichen, Geist und Körper stärkenden Turnens, plastisch darstellt, ist von bedeutender künstlerischer Wirkung. Phot. Internat. Illustrat.-Co.



Schluszbild der 1. Handlung aus dem Säkular-Weihfestspiel „Am Hornstein“ auf der Naturbühne am Fuße der Steinichen Stammburg bei Nassau a. d. Lahn.

Heinz Gorrenz, Wiesbaden, hat das packende, dem Gedächtnis des Freiherrn vom Stein gewidmete Stück verfaßt, Dr. Rauch vom Wiesbadener Residenztheater hat es wirkungsvoll eingerichtet; 120 Personen aus allen Schichten der Bevölkerung Nassaus beteiligen sich an der Aufführung.

„Na also, guten Abend!“ sagte der freundliche Herr und wandte sich zur Tür. Aber er kehrte noch einmal um: „Ach bitte, Fräulein, da hätte ich beinahe vergessen ... Wollen Sie, bitte, herausgeben.“

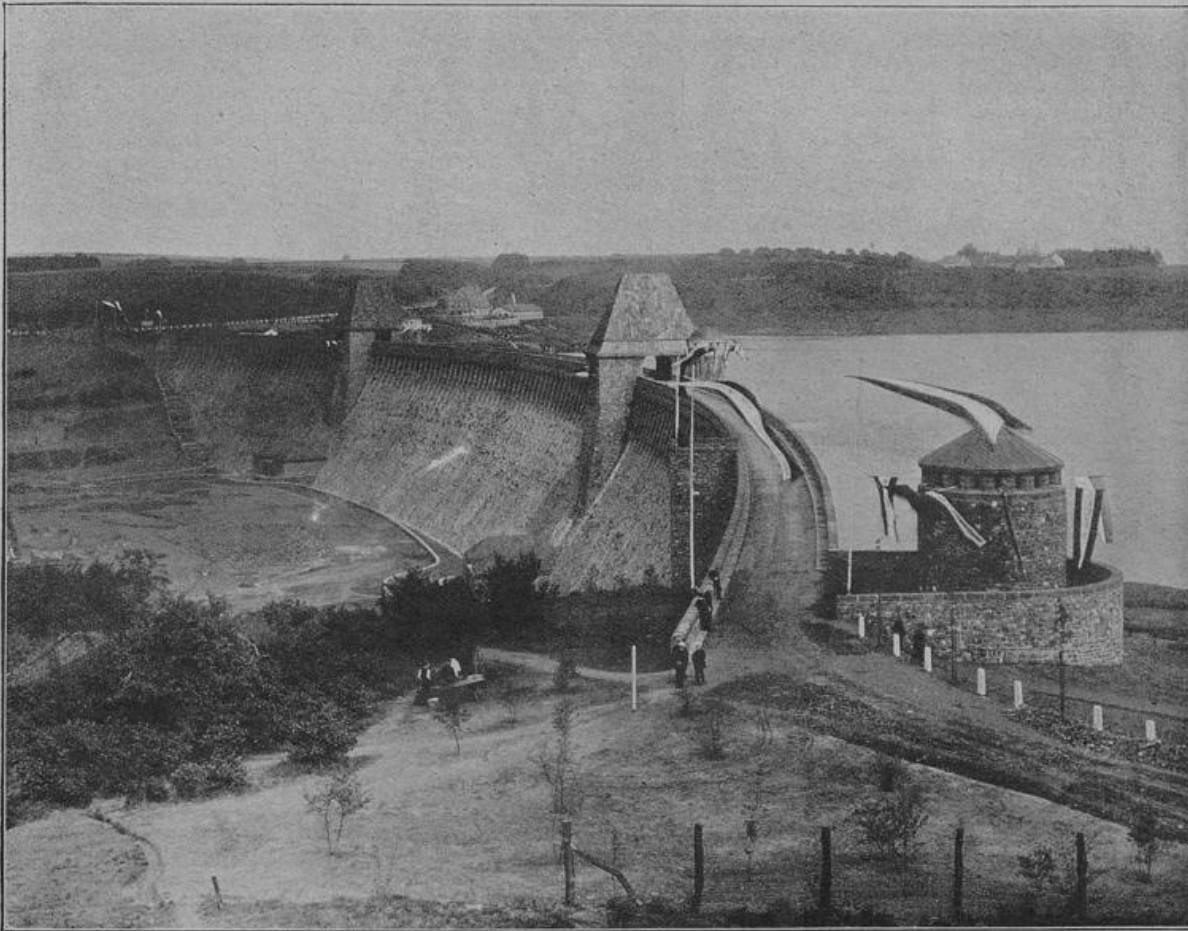
„Was?“ schrie Herr Dieselberger.

„Na, herausgeben doch! Ich habe im ganzen 109 Prozent. Da kommen mir 9 Prozent gut. Macht ... warten Sie nur, im Kopfe geht das nicht so rasch ... von 150 Mark macht das 13 Mark 50 Pfennig.“

Herr Dieselberger war gänzlich gebrochen und hatte nur den einen Wunsch, Herrn Schiefle nicht mehr zu sehen. Da in der Kasse nichts

heilig und unberührlich war. — Die Folgen dieser Nachlässigkeit zeigten sich sogleich am nächsten Tage, als drei alte Damen eintraten, die sich als Herrn Schiefles Tanten einführten und Mitglieder einer Anzahl von Tierchutzvereinen, Kindertrippen, Knabenbeschäftigungsanstalten und anderen für Mensch und Vieh wohlthätigen Einrichtungen waren. Von dem Kredenzkasten, den sie kauften, blieben Herrn Dieselberger bloß 21 Prozent. Sie waren noch nicht draußen, als schon wieder neue Käufer hereinkamen, offenbar ebenfalls Verwandte Schiefles, denn sie wurden von den drei alten Damen freundlichst begrüßt. Ein älterer

Von der Einweihung der Mähnetalsperre am 12. Juli 1913.



Blick auf die Sperrmauer und den Stausee, der eine Fläche von 1016 ha bedeckt und 130 Mill. Kubikmeter Wasser fasst.
Die Sperrmauer hat eine Kronenlänge von 650 Metern, eine Gesamthöhe von 40 Metern, eine Kronenbreite von 6,25 und eine Sohlenbreite von 34,60 Metern. Außer der Lieferung von Kraft an Elektrizitätswerke verfolgt die Sperre den Zweck, zu Zeiten großer Niederschläge das Wasser der Mähne und Fere (Nebenflüsse der Ruhr) zu sammeln, um es in trockenen Zeiten an die unterhalb gelegenen Werke abzugeben. Die Mähnetalsperre ist damit der wichtigste Wasserregulator des Ruhrgebiets.
Phot. A. Mänd, Aensberg.

war, was man hätte herausgeben können, holte er seine Brieftasche hervor und zählte 13 Mark 50 Pfennig auf.

„So, danke schön,“ lächelte Schiefle, „und guten Abend! Vor dem Fest komme ich noch einmal. Ich möchte meiner Frau nämlich auch ein neues Schlafzimmer kaufen.“

In seinem dringenden Wunsch, die Ladbür zwischen sich und Herrn Schiefle zu wissen, hatte Dieselberger das Wichtigste vergessen, nämlich, Herrn Schiefle ewiges Stillschweigen geloben zu lassen. Bei einem Mitglied so vieler Vereine mußte doch irgendein Schwur oder irgendein Ehrenwort aufzutreiben sein, der oder das für ihn

Herr legitimierte sich als Mitglied des Vereins Wohnungsreform, des Philatelistenklubs, des Volksgefangvereins, der Wahl- und Wirtschaftsvereinigung der öffentlichen Beamten und von sechs verschiedenen Spar- und Vorschußvereinen, während die junge Dame nachwies, daß sie der Sezession, dem Kameraklub „Pflicht“, der Freien Malvereingung „Pinjel“ und der Wechselseitigen Modellversicherungsgesellschaft angehörte.

Herr Dieselberger wollte berechnen, wieviel Prozent ihm diesmal übriggeblieben wären, aber er wurde gestört, denn schon waren wieder neue Käufer da. Und nun tröpfelte es nicht mehr Kunden, sondern es

regnete sie, sie strömten in Scharen herbei, die ganze Stadt schien auf den Beinen nach Heinrich Dieselbergers Möbelhaus. Und alle waren sie Mitglieder von zehn, zwanzig, von fünf- und zwanzig Vereinen. Am Abend war der Andrang so arg, daß Herr Dieselberger sich zehn Hausknechte aus der Nachbarschaft ausborgen mußte, um die Kunden hinauszubringen und den Laden schließen zu können. Als das Geschäft am nächsten Morgen geöffnet wurde, warteten schon Hunderte von Menschen vor der Tür, und in der Königstraße war eine peinliche Verkehrsstockung entstanden. Man stürmte Herrn Dieselbergers Laden, und ein wilder Kampf entstand zwischen den Käufern. Um elf Uhr vormittags begann Herr Dieselberger, der bis dahin auf einem hohen Bücherkasten gesessen und blödsinnig vor sich hingestiert hatte,



J. Schmitz, J. Schlefger, A. Bleck
erschossen mit 158 Ringen den Kaiser-
Wanderpreis 1913

für den Verein gebieter Jäger und Schützen in M. Gladbach auf dem Jubiläums-Verbands-
schießen der Jägervereinigungen von Rhein-
land und Westfalen in Dortmund. Im ganzen
beteiligten sich 37 Vereine mit 582 Schützen
an dem Schießen.

das dort steht, ist es ein bindendes
Versprechen an den Käufer ..."

„Ich weiß, das hat mir schon Herr
Schießle gesagt," brüllte Dieselberger,
„aber damit ist es aus ..." und er nahm
einen Hammer, lief vor seinen Laden und
schlug die langen Glastafeln links und rechts

neben der Tür in Trümmer. „So," rief er,
„jetzt ist es aus mit dem Rabatt!" Lähmendes
Schweigen folgte dieser Tat. Dann
aber brach ein furchtbarer Sturm los; es
sah aus, als wolle man Herrn Dieselberger
lynchen, so daß er schnell auf eine Vitrine
klettern mußte. Und es war nur dem
besonnenen Einschreiten jenes bereits er-
wähnten höheren Polizeibeamten zu
danken, daß die Volkswut im letzten Augen-
blick von Dieselberger abgelenkt wurde.
Er rief mit Donnerstimme in das Getöse:
„Ja, wenn Sie keinen Rabatt mehr
geben, da haben wir's ja bei Ihrer
Konkurrenz viel billiger!"

„Gewiß! Wir gehen zur Konkurrenz!"
brüllte die Menge. Und unter Jöhlen
und Pfeifen auf Dieselberger und Hoch-
rufen auf die Konkurrenz begann sich der
Laden langsam zu leeren. Es blieb nie-
mand zurück als zehn halbtote Verkäufer.



Der neue preussische Kriegsminister
Generalleutnant **Erich von Falkenhayn**
ist 1861 geboren. Als Major gehörte er dem
Generalstab der ostasiatischen Besatzungsbrigade
an. Später war er Kommandeur des 4. Garde-
regiments zu Fuß in Berlin, und von dort
kam er nach Magdeburg als Chef des
Generalstabs des 4. Armee-corps.
Berl. Jll.-Bl.

plötzlich gellend zu lachen. Ein Arzt, der
hier war, um eine Möbelgarnitur zu
kaufen — er war Mitglied von dreizehn
ärztlichen und wissenschaftlichen Vereinen —
vermutete, Herr Dieselberger sei vor
Freude über seine glänzenden Geschäfte
irrsinnig geworden, und telephonierte um
einen Zellenwagen. Aber als der Zellen-
wagen kam, sprang Herr Dieselberger
mit einem Satz von seinem Bücherkasten
mitten ins Gedränge: „Nein," schrie er,
„nein, es ist aus, ich gewähre keinen
Rabatt mehr, ich gebe keinen Rabatt.“

„Herr," erwiderte ihm ein hoher
Polizeibeamter, der sich als Käufer unter
der Menge befand, „ich mache Sie darauf
aufmerksam, daß Sie den Preisnachlaß
selbst anbieten. Es steht draußen vor Ihrem
Laden in Gold auf Schwarz. Solange



General v. Blume, Ehrendoktor der
Philosophie.

Die philosophische und naturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Münster ernannte
aus Anlaß der Hundertjahrfeier des Infanterie-
regiments Herwarth von Bittenfeld (1. West-
fälisches) Nr. 15 den Chef des Regiments
General v. Blume zum Ehrendoktor.
Jnt. Jll.-Bl., Berlin.



Zwei Düsseldorf'ser Veteranen der Arbeit,

Chr. Ladoup, Silber- **Joseph Blume, Silber-**
schmied, feierte sein fünfzig- **schmied, feiert bereits im**
jähriges Arbeitsjubiläum **59. Dienstjahr**
bei den Vereinigten Silberwaren-Fabrikanten in Düsseldorf.

Am Nachmittag kam Herr Schießle,
löchelnd, glatt rasiert, rosig, mit seiner
Automobilkappe auf dem Kopf. Er sah
erstaunt um sich und meinte: „Na, hören
Sie mal, ich habe nach allem wirklich ge-
glaubt, das Geschäft geht besser. Es ja kein
Mensch im Lokal. Na, nu bin ja ich wieder
da.“ Und dann fuhr er fort, indem er seine
suchenden Blicke über die Möbel wandte:
„Ich brauche außer dem Schlafzimmer
auch noch eine Kücheneinrichtung, einen
Salon und ein Rauchzimmer. Und damit
ich's nicht vergesse, — denken Sie, ich bin
auch noch Mitglied der Heilsarmee..."

Da sprang Herr Dieselberger von der
Vitrine herab, riß mit übermenschlicher
Kraft die amerikanische Kasse vom Ladentisch
und stülpte sie Herrn Schießle auf den Kopf,
so daß der Unglückliche tot zusammenbrach.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 26. Juli

1915.

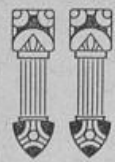
Der Zar Nikolaus II. von Rußland im Kreise seiner Familie.



Neueste photographische Aufnahme der Zarenfamilie im Schloß zu Bars-Koje-Selo.

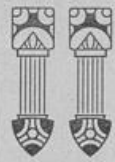
Fünf Töchter und ein Sohn sind dem Zarenpaare zu Teil geworden. Unser Bild zeigt den Zaren Nikolaus II., gegenwärtig 45 Jahre alt. Neben ihm sitzend die älteste Tochter, Großfürstin Olga, geb. 1895; stehend hinter ihm die Großfürstin Maria, geb. 1899; dann die Zarin Alexandra; vor ihr stehend die Großfürstin Anastasia, geb. 1901; neben dieser den Großfürsten-Thronfolger Alexej, geb. 1904, und rechtsstehend die zweitälteste Tochter des Zarenpaares, Großfürstin Tatjana, geb. 1897.

Phot. Gebr. Barchel.



Unter der Oberfläche.

Charakterstizze von Peter Bogus.



Entlassen! Stellungslos!

Bis zum letzten Augenblick seiner Tätigkeit vermochte der Buchhalter nicht daran zu glauben, daß er seinen Schemel dauernd verlassen müsse. Stumpf hörte er die Abschiedsworte seiner Kollegen an; dann wanderte er ziellos durch die Straßen, gedankenlos, wie betäubt. Nicht einmal wütend war er auf die Firma, die ihn unter nichtigem Vorwand entlassen hatte. Er wußte, wie es in der Welt zugeht. Er war jetzt 50 Jahre alt und bezog das Höchstgehalt; Grund genug, daß die Firma statt seiner einen jungen Mann einstellte, der seine Arbeit für die Hälfte seines Gehalts besorgte.

Was nun? Er mußte sehen, sobald wie möglich irgendwo unterzukommen. Und so ging er denn in ein einfaches Restaurant und studierte bei einem Glas hellen Bieres die Inserate. Hier wurde ein strebsamer junger Mann, dort ein energischer oder fleißiger junger Mann gesucht, aber immer und überall verlangte man einen jungen Mann; von einem älteren Herrn war nirgends die Rede. Trotzdem hielt er es für seine Pflicht, sich zu melden. Seine Bewerbungen blieben aber unbeantwortet, und seine persönlichen Meldungen waren ebenso vergebens. Die kalten, korrekten Abweisungen erschütterten sein Gleichgewicht nicht; nur, wo er erstaunte Gesichter sah oder mitleidige Worte hörte, fühlte er sich tief gebemüht.

Noch aber gab er die Hoffnung nicht auf. Er meldete sich auch überall dort, wo ein Buchhalter zur Aus- hilfe auf Zeit gesucht wurde. Aber die Suchenden machten erstaunte Gesichter, wenn statt des erwarteten jungen Mannes in defekter Kleidung ein stattlicher gefeierter Herr in lauberm Gehrod erschien. Einem solchen gegenüber genierte man sich, ein geringes Angebot zu machen, und behauptete, die Stelle sei schon besetzt. Vielleicht auch waren andere Bewerber stinker als er...

Eine ungeheure Angst wuchs in ihm auf. Eine andere Arbeit? Aber welche? Alltäglich wie sein Name Ernst Neumann, war er im ganzen ein Durchschnittsmensch; ein Sohn kleiner Leute, frühzeitig ins Geschäft gesteckt, ohne Sinn für etwas anderes als seine Tagespflicht. Die wenigen Mark, die er sich seit dem Tode seiner Eltern gespart hatte — vorher war an Sparen nicht zu denken gewesen — würden in ungefähr fünfviertel Jahren verbraucht sein. Und dann?

Geldwischer oder sonstige Verwandte hatte er nicht; nichts hielt ihn in der Welt. Eine Frau oder eine Geliebte hatte er auch nicht: rühmte er sich doch oft genug, ein Verstandsmensch zu sein, der durch den Schaben anderer klug geworden sei. Frauen waren ihm etwas, das durch Launen unbequem ist und vor allem viel Geld kostet. Seine Genüsse waren Skatpielen um die Zehntelpennige, der wöchentliche

Regelabend, Sonntags ein Ausflug ins Freie und bei schlechtem Wetter die Leihbibliothek.

Niemand, der ihm helfen würde, aber auch niemand, dem er etwas war! Nichts hielt ihn auf dieser Welt...

Und dieser Gedanke setzte sich in ihm fest und wuchs und reifte, bis ihm schließlich wie eine Erleuchtung die Idee kam, freiwillig aller Sorge ein Ende zu machen.

Wie ein gewissenhafter Buchhalter zog er die Bilanz seines Lebens; er war niemandem etwas schuldig und hatte von keinem etwas zu erwarten. Was er genießen konnte innerhalb seiner bescheidenen Verhältnisse, hatte er mitgemacht; Zylinderbefüllen, Anmirteneipen interessierten ihn ebensowenig wie Bayreuther Aufführungen, Opernbälle, Pferderennen usw. Und so beschloß er das Ende, kaltblütig wie ein gewissenhafter Kaufmann Konkurs anlegt. Religiöse Bedenken hinderten ihn nicht; er war sich bewußt, Zeit seines Lebens als anständiger Mensch seine Pflicht nach jeder Richtung getan zu haben.

Mit diesem Entschluß überkam ihn eine große Ruhe, ein Gefühl der Erlösung. Seine kleine Talersammlung und seinen Frackanzug machte er zu Geld; was sich an Andenken und kleinen Geschenken im Laufe der Jahre angesammelt hatte, verteilte er unter seine Regelbrüder, ohne ihnen oder überhaupt irgend jemandem ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, denn er haßte alles, was nach Sensation ausfiel. Wie er die Zigarette oder die Seife, für die gar zu auffallende Reklame gemacht wurde, prinzipiell nicht kaufte, so wollte er auch von sich selbst kein Aufhebens machen; er wollte geräuschlos verschwinden, wenn es Zeit war, wenn seine geringen Ersparnisse zu Ende waren.

Und langsam wuchs in ihm ein niegekanntes, neues Gefühl auf, das wohligh seinen Körper durchrieselte und seine magere Phantasiewelt befruchtete: Freiheit! Niemand hatte ihm etwas zu sagen, von niemandem war er jetzt abhängig.

Wertwürdig, wie Menschen und Dinge, nachdem er diesen Gedanken sich zu eigen gemacht hatte, eine ganz andere Gestalt annahm. Früh zog er hinaus und sah — seit langer Zeit zum ersten Male — die Sonne aufgehen, für ihn eine unerhörte Premiere. Er genoß das Erwachen der Natur mit durstigen Sinnen, und wenn

er mittags in die Stadt zurückkam, wunderte er sich über das Aussehen der Straßen. Hasteten die Menschen auch schon früher so eilig zum Mittagessen und nachher wieder ebenso schnell ins Bureau? Sonntags drängte man sich rücksichtslos am Schalter um die Fahrkarten — warum? Früher war ihm das nicht aufgefallen, er hatte es eben als selbstverständlich hingegenommen. Jetzt erschien ihm dieses



Prinz Eitel Friedrich, der zweitälteste Sohn des deutschen Kaiserpaars, Cop. Topical Press-Ag.

während seiner Anwesenheit in Ranelagh, südlich von Dublin (Irland), wo er an großen sportlichen Veranstaltungen, namentlich Polo-Partien, teilnimmt. Prinz Eitel Friedrich ist vor kurzem 30 Jahre alt geworden.

Rafen ebenso unvernünftig wie die Hezjagd zum Bergnügen. Er hatte Zeit, er allein ... Dabei fiel ihm eines Tages Franz Moors Traum ein: „Gnade allen Sündern, du allein bist verworfen.“ „Aufimm!“ sagte er laut vor sich hin und schüttelte die unbequemen Gedanken ab. Aber auch die blöde Regelmäßigkeit der Stat- und Kegelabende kam ihm jetzt lächerlich vor. Dazu lebte man?

„Du mußt ja nicht in der Stadt bleiben,“ sagte er zu seinem zweiten Ich, „du brauchst ja überhaupt nichts zu müssen.“ Reisen! Ach ja, reisen! Es war in der zweiten Aprilwoche, kaum vierzehn Tage nach seiner Entlassung. Tote, längst begabene Wünsche wurden in ihm wieder lebendig; er

stand vor der Landkarte wie ein Kind im Konditorladen, das ein paar Pfennige geschenkt bekommen und nun nicht weiß, was es sich von all den Herrlichkeiten kaufen soll.

Berlin, Dresden, München? Nein, nein! Großstädte sind zu teuer. Land, Gebirge? Die Wälder sind noch ohne Laub, die Berge liegen voll Schnee. Er studierte den Reisetitel einer großen Zeitung. Hier fand er das Richtige: auf der Bergstraße blühten die Obstbäume! Kam 24 Stunden später hatte er seiner Wirtin gekündigt, seine geringen Gabelfigkeiten bei einem Kollegen untergestellt und sah in der vierten Klasse neben



Das in Anterrath bei Düsseldorf eingeweihte evangelische Gemeindehaus.

Entwurf und Bauleitung lagen in den Händen des Architekten und Diplom-Ingenieurs Friedrich Bettinger, Düsseldorf-Rath. Das Gemeindehaus enthält einen Bet- und Festsaal von 20 m Länge und 11 m Höhe, mit Kanzel, Altar usw., Vereinszimmer, Pfarrhaus und die nötigen Nebenräume. Das in Mischelkalk ausgeführte Portal macht mit seinen strengen, ernsten Formen einen feierlichen Eindruck und erhöht die monumentale Wirkung der Front des gesamten Baues. Bezüglich der Gesamtwirkung des Hauses läßt sich sagen, daß die Aufgabe, einen Raum zu schaffen, der vornehmlich gottesdienstlichen Zwecken, dann aber auch der Abhaltung interner Gemeindefestlichkeiten dienen soll, in dem Gebäude glücklich gelöst ist. Phot. Meißner Lichtenberg.

seinem Rucksack. Und dann wanderte er und wanderte... Bisweilen nicht allein. Sein erster Reisegefährte zwischen Weidenheim und Heidelberg war ein Geiger, der im Winter irgendwo arbeitete, aber sofort, wenn die ersten Veilchen blühten, auf der Walze lag. Hier tat sich ihm eine neue Welt auf. Was konnte der ewig fidele Bruder Straubinger alles erzählen! In seinen jungen Jahren hatte dieser Tüppelbruder zehnmal, zwanzigmal mehr erlebt, als er in seinen fünfzig. Es gab also doch noch Freiheit und Glück auch ohne Geld?!

Im Schwarzwald lernte er einen Musiker kennen, der bessere Tage gesehen hatte. Aus unglücklicher Liebe hatte er zu trinken angefangen; die Liebe wurde dann ja auch schließlich vergessen, aber der unausrottbare Hang zum Trunk war geblieben. Dem Musiker eröffnete er in einer schwachen Stunde sein Herz. Aber statt der erwarteten Teilnahme fand er nur ein Achselzucken und eine philosophische Betrachtung bei dem um Rat Angegangenen. Dieser erklärte ihm mit großem Gleichmut:

„Es soll Menschen geben, die früh an gebrochenem Herzen sterben; viele sterben an gebrochenem Magen; aber die meisten — und dazu gehören auch Sie — sterben an gebrochener Gewohnheit.“



1813 III. REITENDE BATTERIE I. WESTFÄLISCHEN FELD-ARTILLERIE-REGIMENTS NR. 7. 1913

Gedenkblatt zum 100-jährigen Jubiläum der dritten reitenden Batterie (Düsseldorf) des Feldartillerie-Regiments Nr. 7.

Entwurf von Hans Koflschein. Das Gedenkblatt wurde den ehemaligen Angehörigen der Batterie ausgehändigt.



Dr. phil. h. c. Peter Rosegger,
der berühmte Romanschriftsteller und gemütvolle Dichter, einer der besten Kenner des Volkslebens in Steiermark, begibt am 31. Juli seinen 70. Geburtstag. Rosegger hat auch in Deutschland eine sehr große Anzahl Verehrer.

Standpunkt an. Den meisten Eindruck aber machte auf ihn ein Berliner Weltreisender, den er auf seiner Wanderschaft in der Nähe Luganos traf.

„Sie sind doch noch ein rüstiger Mann,“ rief jener ihm in seinem unbekümmerten Lebensmut. „Gehen Sie nach Amerika! Dort ist man heute Bankdirektor, morgen Hotelportier oder Straßenbahnfutscher oder Reporter, man versucht es eben.“ Das ging ihm lange nicht aus dem Kopf, und er versuchte mit krampfhaftem Bemühen, sich in die Rolle eines Portiers oder Schaffners zu verziehen. Aber es war ihm ganz unmöglich.

Und er wanderte. Wochen und Monate vergingen; die Eindrücke wechselten, aber er fühlte, daß sie ihn nicht änderten; er blieb auf den Hochgebirgspässen derselbe wie an der Riviera. Wohl

Ob ich einen Rat weiß? Lernen Sie blasen; es ist kinderleicht; und treten Sie einer Damenapelle bei. Nein? Aber soviele Klavierpielen können Sie doch, daß Sie in einer Animierteinpeie ein paar Walzer herunterhauen können? Es gibt etwa 50 Mark und freies Essen, die Gäste geben Ihnen mehr zu trinken, als Ihnen lieb ist. . . Was sind Sie? Buchhalter?“ Ein geringschätziges Achselzucken. „Davon verstehe ich nichts.“

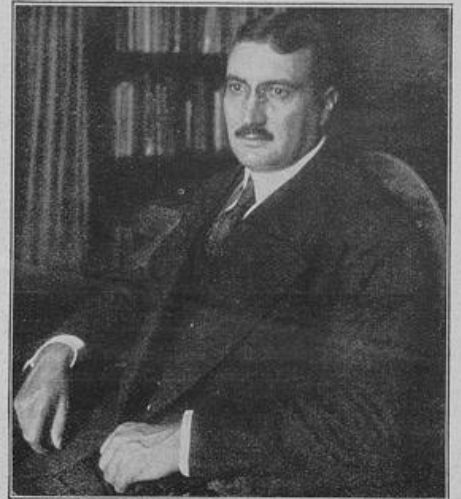
So sah jeder die Welt von seinem besondern

empfang er die Schönheiten Nizzas, aber schon nach wenigen Tagen erschienen sie ihm als seelenlose Kulissen, da er sich aus Mangel an Sprachkenntnissen mit niemandem unterhalten konnte. Wohl dachte er in Monaco daran, sein Glück im Spiel zu versuchen; aber der nüchterne Verstand des pedantisch gewissenhaften Buchhalters und sein gewohntes Sparsamkeitsgefühl hielten ihn davon ab.

Nach Florenz oder Rom zog es ihn nicht, denn „ein Museum sieht schließlich wie das andere aus.“ Seine Neugier war befriedigt; es war alles gewiß sehr schön, aber schließlich doch nicht anders, als er es bereits oft in Abbildungen und im Kino gesehen hatte; nur, daß es ihm hier zu heiß war. Und so kehrte er langsam um, zurück in die Schweiz, wo er noch einige Wochen in den Bergen herumkletterte. Dann aber wurde die Sehnsucht nach der Heimat so stark, daß er sich nach Norden aufmachte.

Aber bald kamen die böse Gedanken. Je mehr er sich der Heimat näherte, je vertrauter ihm Land und Leute wurden, desto schmerzlicher wuchs in ihm die Erkenntnis auf, daß bei der schnellen Abnahme seines

Varbestandes nun so bald alles zu Ende sein sollte. Der Wald prangte in schönsten Herbstfarben, die Luft war weich und warm, und die Sonne vergoldete jeden Käfer. Das würde alles auch ferner



Prof. Dr. Franz Fischer, Deutsche M.-Ges. von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, wurde zum Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr ernannt. Die Eröffnung des Instituts erfolgt bekanntlich am 1. April 1914.



Miesenboje für den zukünftigen Liegeplatz des „Imperators“ auf der Freiburger Reede an der Antarktis bei Hamburg.
Die Boje hat 7 m Durchmesser und 6 1/2 m Höhe; die Verankerungskette ist 100 mm stark. Phot. W. Schulz, Hamburg.

so sein, nur er allein sollte nicht mehr daran teilnehmen? Die Welt war unvollkommen, gewiß; aber nicht ihr hatte er sein Geschick zuzuschreiben, sondern der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Menschen. Und ein gefährlicher Haß gegen den Urheber seines schwarzen Loses begann in ihm aufzuglimmen. Was hatte er noch zu verlieren? Wie, wenn er seinen frühern Chef mitrißte? Nein, nicht ihn, das wäre keine Strafe gewesen, denn jener war ja noch älter als er selbst. Wie, wenn er ihn in seinem Liebsen, in seinem Kinde, träfe? Einen Augenblick lang jubelte er über die Entdeckung, dann schüttelte er sich. Er wollte als properer Beamter, der er Zeit seines Lebens gewesen war, auch vor seinem Herrgott mit saubrer Weste treten. blieb er ein anständiger Mensch, brauchte er sich über das nach dem Tode nicht den Kopf zu zerbrechen. Und sich über irgend etwas sorgende Gedanken zu machen, war ihm von jeher unbequem gewesen.

Aber immer wieder kamen die gefährlichen Ideen, in denen Revolver und

Dynamit die Hauptrolle spielten. Er fühlte in solchen Momenten einen persönlichen Teufel hinter sich stehen, der ihm seine Versuchungen ins Ohr flüsterte. Das ging nicht so weiter, er mußte unter Menschen. Aber —

man kam die neue Sorge: was würde man sagen? Hatte er nicht seinen letzten Notgroschen gewissenlos vertan? Er bereute es nicht, war es doch die schönste Zeit seines Lebens, da er mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung Minute für Minute auskostete — aber was würde man sagen? — Und so fand er sich zaudernd, unsicher eines Abends zum gewohnten Kegeln bei der Witwe Klude ein.

Seine Furcht war ganz überflüssig. Es entstand kein Halloh; man ließ sich nicht einmal im Spiele fördern, sondern nahm ihn sofort in die Partie auf, als ob er nicht sechs Monate fern gewesen, sondern nur eine halbe Stunde zu spät gekommen wäre. Man erkundigte sich, wo er gewesen sei, und hielt seinen Bericht größtenteils für Aufschneiderei. Dann fragte man, ob er Abenteuer, natürlich pikante,



Die ersten von den Serben den Bulgaren abgenommenen Geschütze und Maschinengewehre, aufgestellt in der Festung Belgrad.

Phot. Verlag, Kocklin.



Von der Truppenschau in Longchamps zur Feier des französischen Nationalfestes am 14. Juli. Cop. Marcel Nol.

An der Truppenschau, welche vor dem Präsidenten der französischen Republik, Poincaré, und vor den Spitzen der militärischen und bürgerlichen Behörden stattfand, beteiligten sich zum ersten Male auch die farbigen Soldaten. Unser Bild zeigt die Fahnenkompanie der 1. Senegal-Cirailleure, denen als Vertretern aller französischen Kolonialtruppen vom Präsidenten das Kreuz der Ehrenlegion an die Fahne geheftet wurde.

gehabt habe, und als er verneinte, war das Interesse erloschen. Aber niemand fragte ihn, was er nun beginnen werde. So die Regelbrüder. Und die anderen Leute?

Die robuste Wirtin Klüde, die mit roten Armen hinter dem Schenktisch Gläser spülte, staunte ein über das andere Mal: „Mein, Herr Neumann, haben Sie — sich — erholt! Um zehn Jahre haben Sie sich verjüngt!“

Das war aber auch alles. Sein Schicksal interessierte sie nicht, und von seinen Gedanken konnte sie nichts wissen. Sie hatte Sorgen. Das Geschäft wuchs ihr über den Kopf; sie wollte das Lokal nach dem Hof zu vergrößern. Auch brauchte sie eine Hilfskraft, teils zu praktischer Betätigung, teils um die Bücher zu führen; auf die Menschen sei aber so wenig Verlaß; sie hätte traurige Erfahrungen gemacht. Wie hypnotisiert starre er die Wirtin an, aber er sah nicht sie; vor seinem geistigen Auge stand der Berliner Reisende in Lugano, wie er von Amerika erzählte, und im Ohr klangen ihm seine Worte nach:

„Heute ist man Portier, morgen Schaffner ...“ Versuchen konnte man es ja; Wiedereinsteigen kann doch so schwer nicht sein, und Bücherführen war seine Spezialität ... Vielleicht war es auch hier wie in der Schule: man überfieht die Mängel in einem Fach, weil man in einem andern „gut“ ist ...

Und so platzte er auf einmal los, schen, mit heiferer Stimme und schnell, damit er es bald hinter sich hatte: „Wollen Sie es mit mir wagen? Ich will Ihnen in allem und jedem, so gut ich kann, treu zur Seite stehen.“

Nun war es an der Wirtin, ihn stark anzusehen. „Ist das Ihr Ernst?“

„Auf Ehrenwort, mein heiliger Ernst.“ Ein Kellner unterbrach mit einem Anliegen die Unterredung.

„Wollen Sie morgen früh so gegen zehn Uhr herkommen, da haben wir mehr Zeit, darüber zu reden.“

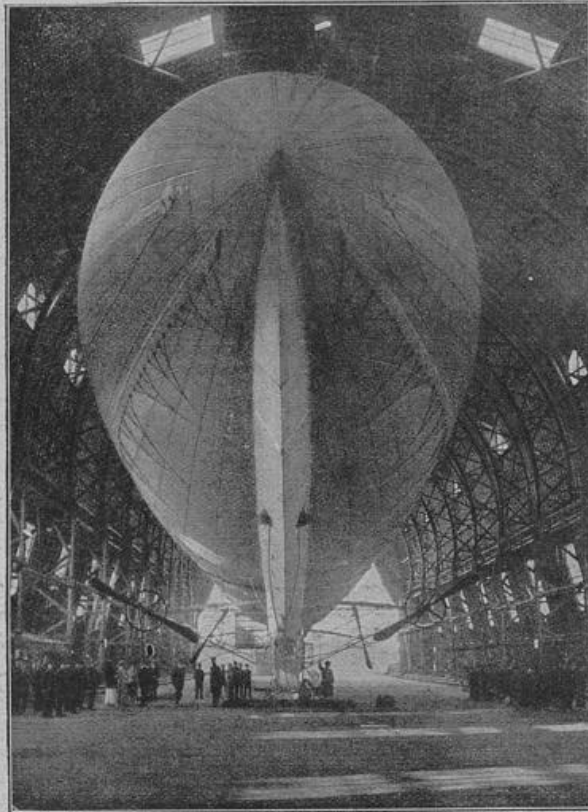
Am nächsten Morgen erschien er zur bestimmten Zeit und wurde in die kleine Privatwohnung gebeten. Frau Klüde ergriff sofort nach der Begrüßung das Wort.

„Herr Neumann, ich habe mir die Sache überlegt. Ich kenne Sie nun schon so lange als einen tüchtigen und ehrenhaften Menschen — wenn Sie noch so denken wie gestern und vor meinen 42 Jahren nicht zurückschrecken, nehme ich den Antrag gern an.“ Damit reichte sie ihm die Hand. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Dieser Irrtum — das war — das war ja Rettung aus Todesnot, Rettung vor gefährlichen Versuchungen — das war viel mehr: neue Arbeit, die Möglichkeit, ein ruhiges, normales, ehrenvolles Leben zu führen. — Zum ersten Male in seinem Dasein war er im tiefsten Innern aufgewühlt und erschüttert. Schwere Tropfen traten ihm in die Augen, während er langsam seine eiskalte Hand in die ihre legte. Er würgte nach Worten. „Ich gelobe —“ aber mehr bekam er beim besten Willen nicht heraus.

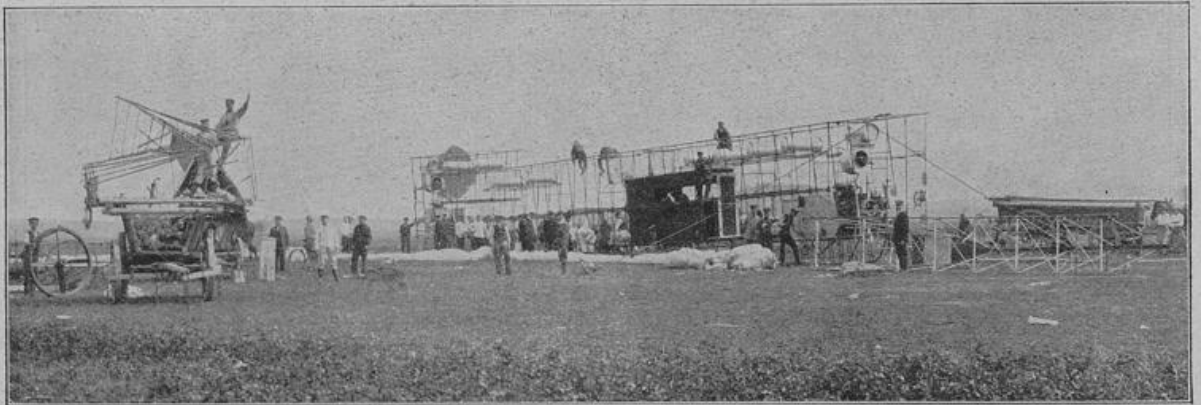
Die Wirtin sah mit Staunen die Erregung des starken Mannes. Ein warmes Gefühl quoll in ihr auf. „Aber, lieber Ernst, wenn — warum hast du denn nicht schon früher gesprochen?“

Das Philisterium breitete seine schützenden Fittiche über ihn aus; die Gesellschaft hatte den bereits verlorenen Sohn wieder.

Und nebenbei entstand auf Grund der in vorstehendem geschilderten doppelten Illusion eine sehr glückliche Ehe.



Das Versuchsluftschiff V. 1 in der Luftschiffhalle zu Düsseldorf.
Phot. Jol. Henne & Sohn, Düsseldorf.



Kriegsmäßige Demontage des Versuchsluftschiffs V. 1 in der Nähe Jülichs zur Probe auf seine Zerlegbarkeit.

Der einem Startluftschiff gleichende, in Silbergrau gehaltene Luftkreuzer landete bei Jülich und begann noch am gleichen Abend mit der eigenen Besatzung und 12 Mann der Deutschen Luftschiffwerft die Ausräumung des Kielganges und die Entleerung der Gaschülle. Am nächsten Tage wurde der aus Mannesmann-Stahlrohr bestehende Kiel auseinandergeschraubt. Die einzelnen Stücke wurden auf 10 Bauernwagen nach der Düsseldorfer Luftschiffhalle befördert.

Nach eintägiger Ruhepause wurde der Kiel in 6 Stunden von derselben Werkmannschaft wieder zusammengesetzt.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 2. August

1915.

Vom XIV. Deutschen Blindenlehrer-Kongress.



Versammlung des Kongresses im großen Sitzungssaal des Blindenhauses zu Düsseldorf am 22. Juli 1913.

Der Kongress, zu dessen Präsidenten Direktor Baldus-Düren gewählt wurde, war von 250 Vertretern deutscher und ausländischer Blinden-Unterrichtsanstalten, Blindenlehrerinnen und sonstigen Blindenfreunden besucht. Der Kultusminister hatte Herrn Oberregierungsrat Heuschken entsandt; Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten war Geh. Rat Wolfgarten; auch die Herren Landeshauptmann v. Renvers und Oberbürgermeister Dr. Wehler nahmen an den Verhandlungen teil. Das Provinzialschulkollegium für Brandenburg und die Provinzialverwaltung in Münster, die bayerische, badische, österreich-ungarische und die russische Regierung hatten ebenfalls Delegierte zu dem Kongress gesendet. Die Verhandlungen betrafen u. a. das neue Gesetz über den Schulzwang der Blinden, das vornehmlich auf Anregung des Blindenlehrer-Kongresses zustande gekommen ist, und das Problem der Arbeitsschule für Blinde. Außerdem wurden bedeutsame Fragen der geistigen und wirtschaftlichen Hebung der Blinden eingehend behandelt. Mehrere Blinde hielten sehr interessante sachliche Vorträge. Besonderer Beachtung verdiente auch eine Ausstellung von Lehrmitteln und Handarbeiten von Blinden. Ein blinder Modelleur in Mähren hatte zahlreiche Erzeugnisse seiner künstlerischen Befähigung zur Schau gebracht. Auch das segensreiche Wirken des Blindenfürsorgevereins fand in den Beratungen des Kongresses und durch einen Besuch des Blindenasylls in Düren seitens der Kongressmitglieder die wohlverdiente Würdigung. Hofphot. Jul. Schön, Düsseldorf.

Ein rentables Duell.

Eine wahre Geschichte von Adolf Thiele.

Mit höflicher, aber gemessener Verbeugung hatte der Kammerdiener François seinen letzten Besucher entlassen. Die Audienzen, die sein Herr, der Minister Guizot, erteilte, waren beendet. Im Gemach der Erzellenz ertönte die Glocke. François trat ein und stellte sich in soldatisch straffer Haltung vor seinen Gebieter.

„François," sagte dieser, „ich arbeite, lassen Sie daher niemand vor, ganz wichtige Fälle ausgenommen!"

„Zu Befehl, Erzellenz!" erwiderte François in militärischem Tone.

„Und nun sagen Sie dem Kutscher, er soll die Pferde ausfahren; ich bleibe heute zu Hause."

François entfernte sich mit festem Schritt und suchte den Kutscher auf, um die Order zu überbringen. „Weißt du schon," fragte der Kutscher, „in der Infanterie-laserna drüben an der Seine haben ein paar Kerle gemeutert." François' Soldatenblut empörte dies, und nachdem er den Sachverhalt erfahren, lehnte er mit zornigem Gemüt auf seinen Posten, in das Vorzimmer des Ministers, zurück. Ihn, den ehemaligen Kavallerieunteroffizier, der Soldat mit Leib und Seele gewesen war, entrüstete ein solches Vorkommnis, und in übelster Laune saß er da; sein ehrliches und festes Gesicht zeigte deutlich seinen Aerger. Plötzlich öffnete sich die Tür, und eine hohe, kräftige Gestalt trat ein; die gerade Nase, die gewölbten Augenhöhlen und das starke Kinn ließen in dem vornehm gekleideten Fremden einen Engländer vermuten. Der Herr schien ebenfalls in sehr schlechter Laune zu sein, denn er knurrte nur: „Erzellenz zu sprechen?"

François beherrschte seinen Zorn, der durch das brüste Benehmen des Fremden noch angefaßt wurde, nahm eine dienstliche Haltung an und erwiderte: „Erzellenz sind beschäftigt und empfangen jetzt keine Besuche."

„Bringen Sie Erzellenz meine Karte!" herrschte ihn der Fremde an und zog eine Visitenkarte hervor.

„Bedauere," erwiderte der Kammerdiener, „eine Visitenkarte genügt nicht, Sie müssen sich einen Audienzbrief verschaffen."

„Sie überbringen Seiner Erzellenz meine Karte!" brach nun der Fremde barsch los und gab François das Kärtchen.

Die schlechte Laune des Kammerdieners erreichte ihren höchsten Grad, aber er biß die Zähne zusammen und schritt auf die Tür des Arbeitszimmers zu, doch hielt er es für erlaubt, den Namen auf der Karte anzusehen. Ehe er jedoch dazu kam, rief der Fremde wütend: „Eine solche Unverschämtheit!" — Jetzt schäumte das Blut des alten Soldaten.

„Mein Herr," sagte er, „mähigen Sie sich!"

„Wie?" rief der Fremde laut. „Was fällt Ihnen ein, Sie Pöbel? Wissen Sie, wen Sie vor sich haben?"

In diesem Moment öffnete sich die Tür des Arbeitszimmers, und der Minister, den der Wortwechsel herbeigerufen, trat heraus. „Ergebener Diener, Ew. Herrlichkeit!" sagte er. „Was steht Ew. Herrlichkeit zu Diensten?"

Lord Rosebery — das war der Name des Engländers — erwiderte: „Erzellenz, Ihr Kammerdiener hat mich durch sein unqualifizierbares Benehmen chofiert."

„Tut mir ungemein leid, Ew. Herrlichkeit!" sagte der Minister. „François," wendete er sich dann an seinen Diener, „ich muß Sie entlassen. Ich hoffe, Ew. Herrlichkeit sind nun befriedigt!"

„Sehr wohl, Erzellenz!" sagte der Lord etwas ruhiger. „Darf ich nun um eine kurze Unterredung bitten?"

Der Minister nötigte seinen hohen Gast, den er von seinem Londoner Aufenthalt her gut kannte, in sein Zimmer, und François blieb allein zurück.

„Also entlassen!" sagte er. „Einerlei, ein Soldat duldet keine Beleidigung!"

Hohe Herren haben auch, wenn sie im Auslande weilen, ihre Audienzstunden, und so war es auch bei dem Lord Rosebery, der — nebenbei bemerkt — der Vater des späteren Ministers des Außern im Kabinett Gladstones war. Der Lord hatte bereits einige Audienzen gewährt, als der neu Angemeldete seine Aufmerksamkeit fesselte. Das war ja der Kammerdiener von gestern; allerdings trug er nicht die Kniehosen, sondern seine kräftige, militärische Figur war in bürgerliche Tracht gekleidet.

„Sie wünschen?" fragte der Lord.

„Ew. Herrlichkeit verzeihen!" sagte François höflich, aber fest. „Gestern war ich in dienender Stellung bei Sr. Erzellenz dem Minister Guizot und mußte mir die Beleidigungen Ew. Herrlichkeit gefolien lassen. Heute bin ich ein freier Mann, und ich komme, um als ehemaliger Unteroffizier der Kavallerie Ew. Herrlichkeit zu fordern."

Der Lord stutzte. Das war ihm doch neu. Er überlegte, indem er den Mann anblickte, der mit energischem, redlichem Gesicht da vor ihm stand. Dann sagte er: „Wohl, ich nehme an!"

„Ich werde mir gestatten," sagte François, „Ew. Herrlichkeit meinen Kartenträger zu senden," und als der Lord zustimmte, verließ der ehemalige Kavallerist mit einer Verbeugung das Zimmer.

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages standen sich die beiden Duellanten im Bois de Boulogne gegenüber. Es war eines der vielen Duelle, die nur der Form halber, nicht um ein Rachegefühl zu befriedigen, ausgesocht werden. Zwei Kugeln wurden gewechselt, flogen vorbei, und die Duellanten tauschten nach ihren Augen den üblichen Händedruck aus.

François marschierte mit seinem Sekundanten, einem Feldwebel, der natürlich nicht in Uniform war, einem ehemaligen Kameraden, jetzt Concierge eines Grafen, in strammem Schritt davon, während der Lord mit seinen Zeugen seine Equipage bestieg. Die drei Aristokraten schwiegen. Endlich sagte der Lord: „Sonderbare Geschichte!"

„Allerdings sonderbar!" erwiderte der neben ihm Sitzende, und der Dritte nickte nur.

„Disse gestanden," äußerte Lord Rosebery mit einigem Zögern, „es ist mir nicht lieb, mich mit einem — Lakaien geschlagen zu haben. Der Mann ist ja ehrenhaft durch und durch, aber trotzdem —"



Denkmal der Kaiserin Auguste Viktoria, vor kurzem im Hofarium von Sangerhausen enthüllt. Das Monument, entworfen und ausgeführt von dem Bildhauer Arnold Künne-Chaerlottenburg, zeigt die Kaiserin mit einem Strauß Rosen in der Hand. Die Monarchin ist die Protektorin des Vereins deutscher Rosenfreunde. Das Monument ist 2 1/2 m hoch und besteht aus tarrarischem Marmor.

„Allerdings,“
sagte der eine
der Freunde,
„Sie als einer
der ersten Aristokrat
traten der Welt
— übrigens, er
ist ja augenblick-
lich kein Lafai!“

„Hm,“ erwi-
derte der Lord,
„aber er tritt
doch wieder in
Stellung. Oder
nein,“ rief er
dann nach eini-
gem Nachdenken
„was meinen
Sie zu folgen-
dem?“ Und
nun äußerte sich
der Lord über
seine Absicht und
sah dabei die
vollste Zustim-
mung seiner



Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, Protektor des Allgemeinen Deutschen Automobil-
Klubs, und sein Hofmarschall Oberst Ow an der Spitze der Huldigungsfahrt.

beiden Freunde.
Noch am selben
Tage ließ der
Lord die Adresse
des ehemaligen
Kammerdieners
erforschen und
diesem zu sich
bitten.

„Mein Herr,“
sagte er, nachdem
er ihm einen
Sitz angeboten
hatte, „Sie ha-
ben noch keine
Stellung an-
genommen?“

„Nein, erwi-
derte François.

„Würden Sie
auf folgendes
eingehen? Ich
zahle Ihnen eine
Leibrente bis zu
Ihrem Lebens-
ende — sagen



Von der Tourneefahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Klubs Meiningen-Salzburg-München: Huldigung der Teilnehmer
an der Fahrt zwischen der kgl. Residenz und dem kgl. Hoftheater in München. Presse-Photo-Verlag.
120 blumengeschmückte Automobile und 30 Motorräder, ebenfalls mit rosendurchflochtenen Eichen- und Tannenzweigen verziert, beteiligten
sich an der Auffahrt. Der Prinzregent nahm die Huldigung vom Mittelfenster des 1. Stockes der Residenz aus entgegen.



Vom Flugwettkampf bei Juvisy: Der Flieger Audemars macht seine letzte Schnelligkeitsrundsahrt über 20 km. Phot. M. Kol
Insgesamt waren vier solcher Fahrten und ein Höhenflug von einer halben Stunde vorgesehen. Im Gesamtwettbewerb wurde Audemars Sieger.

wir 6000 Frank — und Sie verpflichten sich, nie wieder eine Stellung einzunehmen, sondern Ihr eigener Herr zu bleiben.“

François ehrliches Gesicht konnte die Überraschung nicht verbergen; der ehemalige Kavallerist wurde etwas verlegen. — „Civ. Herrlichkeit machen mir einen großmütigen Vorschlag,“ sagte er,

„ich bin gern bereit, darauf einzugehen.“ — „Wohl“, sagte der Lord, „mein Sekretär wird die Sache regeln.“

François bezog zeitlebens diese Rente, auch von den Erben des Lords, denn erst anfangs der neunziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts segnete er das Heilliche.



Vom Kriegshauptstab auf dem Balkan: König Karl (X) von Rumänien inmitten seiner Generallität. C. Chuffeau-Flaviens.

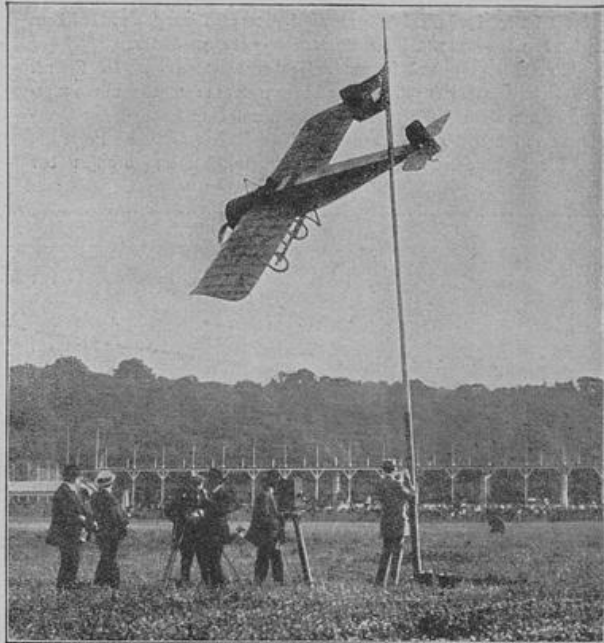
Die Maschine.

Nach dem Schwedischen von Hans Günther.

Die beiden Alten fühlten sich heute einsam, obwohl sie es vor einander zu verbergen suchten. Es war der Geburtstag ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, das sie verlassen hat'e, um dem Loden der großen, leuchtenden Welt jenseits des Meeres zu folgen. Dort draußen hatte ihre herrliche Stimme ihr Ehre und Ruhm gebracht, während die alten Eltern daheim in dem kleinen Dorf zwischen den hohen Felsen sich ohne sie zurechtzufinden suchten.

Das gelang ihnen im allgemeinen ganz gut, äußerlich wenigstens. Doch dieser Tag war im ganzen Jahre am allerschwersten zu ertragen. Nicht einmal am heiligen Weihnachtsfest litten sie so sehr wie heute, wo die Erinnerung an alle vergangenen Geburtstage ihrer Tochter in ihnen erwachte.... die Erinnerung an den ersten, da ihr kleines Mädchen angekommen war und sie es voll zitternder Freude über das geschehene Wunder begrüßten; und dann an viele, viele andere, während ihr Liebling vom Kinde zur Jungfrau heranwuchs und schließlich zu der vollerblichten schönen Frau, als welche sie sie verließ. Seitdem hatten sie sie nicht gesehen; sie hatte weder die Mittel, noch die Zeit, die Eltern daheim zu besuchen. Sie mußte schwer arbeiten, schrieb sie, das Leben erische ihre zu kurz für all das, was sie zu erreichen hoffe.

Der Abend kam und fand die beiden Alten plaudernd in der Vorlaube des Hauses. Schwere, bleigraue Wolken bedeckten



Brindejones umfliegt das Ziel in Juvisy. Phot. M. Rol



den Himmel, ein Unwetter schien im Anzuge. Nachdem sie beide, in Erinnerung versunken, eine Weile geschwiegen hatten, erhob sich der Mann mühsam.

„Ich will mal nach den Hühnern sehen, Mutter, ehe der Sturm beginnt,“ sagte er, „ich glaube, das wird ein schlimmes Wetter.“

„Inzwischen werde ich das Abendbrot fertig machen,“ antwortete sie und ging in die große Küche am Fluss.

„Du brauchst dich nicht zu beeilen,“ meinte er im Herausgehen, „ich will noch einmal zur Post gehen. Vielleicht haben wir einen Brief von Greta.“

„Vielleicht ja.“ Ihre Stimme klang plötzlich lebhafter, denn das gerade war es, was auch sie im stillen



Bau einer 400 Meter langen Pontonbrücke über die untere Oder bei Dammanisch zur Verwendung für Infanterie und Artillerie.

Oben links: Bild auf die fertige Brücke. Unten: Aufladen von Pontons durch Pioniere zum Brückenbau.

Phot. Maj. Dreblow, Stettin.

gehofft hatte, doch sie hatte es nicht gewagt, ihren Mann bei dem drohenden Wetter um diese Extrapromenade zu bitten.

Der Alte ging, und sie machte sich an die Bereitung des Essens. Das tiefe Schweigen in dem niedrigen Raum wurde nur unterbrochen von ihren schlürfenden Schritten und dem Prasseln der Pfanne auf dem Herd. Ein appetitlicher Duft verbreitete sich bald, und die Pfanne wurde abgehoben. Inzwischen kam draußen der

„Nein,“ antwortete der Mann, „doch hier ist etwas anderes.“ Schwere, stampfende Schritte war er ins Zimmer getreten.

Als sie sich umdrehte, gewahrte sie in seinen Armen eine Holzkiste, so groß, daß er sie kaum tragen konnte. „Als ich auf der Post deinen Brief fand, war ich sehr traurig,“ sagte er, die Kiste vor den Herd stellend, „doch da sagte mir Jones, daß eine Kiste für mich da sei. Sie ist vor einer Weile als Eilgut gekommen und scheint nach dem Aussehen von

eurer Tochter zu sein, sagte er. Und nun hab' ich sie hier. Wo hast du das Weil, Mutter?“

„Mutter“ holte das Weil und sah schweigend zu, wie die Kiste geöffnet wurde. Das ging recht langsam, denn der Alte war schon steif im Rücken, und das Weiden machte ihm rechte Mühe.

„Eine lustige Sache,“ sagte er dann, als er den Deckel gehoben und eine Menge Hobelspane entfernt hatte, „das sieht ja aus wie eine kleine Nähmaschine. Und hier ist auch noch ein Messinghorn. Ich möchte doch wissen, ob Greta uns das zum Spaß geschickt hat, oder was es sonst bedeutet?“

Das blühte und glänzte und sah ganz merkwürdig aus.

Er stellte den polierten Holzkasten auf den Tisch und hob den Deckel. Mit Erstaunen betrachteten die Alten den Inhalt.

„Es sieht aus wie eine Art Maschine,“ bemerkte die Frau.

Ihr Mann antwortete nicht. Interessiert untersuchte er das merkwürdige Ding. Er wußte durchaus nicht, was es sein könne, besah aber die sprich-

wörtlich gewordene Neugier in bezug auf jede Art Mechanik.

„Da ist noch etwas in dem Kasten,“ sagte er endlich, außerfande, das Rätsel allein zu lösen. „Vielleicht findet sich da irgendeine Anweisung.“

Er machte sich an den Kasten und zog ein kleineres Kästchen hervor, dessen Inhalt ausah wie Rollen aus Baumwollfaden, auch fand er, wie er vorausgesetzt hatte, ein Papier mit einer Anweisung. „Das ist ein Phonograph — — —“ buchstabierte er — — — „und diese kleinen Dinger hier im Kasten gehören dazu. Nun bin ich zwar



Eine der beiden im Frühjahr d. J. im Schloßpark zu Wehrath errichteten Baracken des Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf.

Die Baracken sind 3. St. mit etwa sechzig in der Entwicklung zurückgebliebenen Säuglingen aus allen Ständen belegt. Vorwiegend setzt sich die Zahl der Pfleglinge aus solchen zusammen, deren Unterhalt von den zuständigen Armenverwaltungen bestritten wird. Die Kinder werden unter ärztlicher Leitung durch besondere, in der Säuglingsfürsorge ausgebildete Schwestern gepflegt. Die bisher erzielten Ergebnisse sind sehr günstig.

Wind stoßweise herangefahren, erst mit einem klagenden Zischen, dann donnernd und heulend... dann war es wieder still.

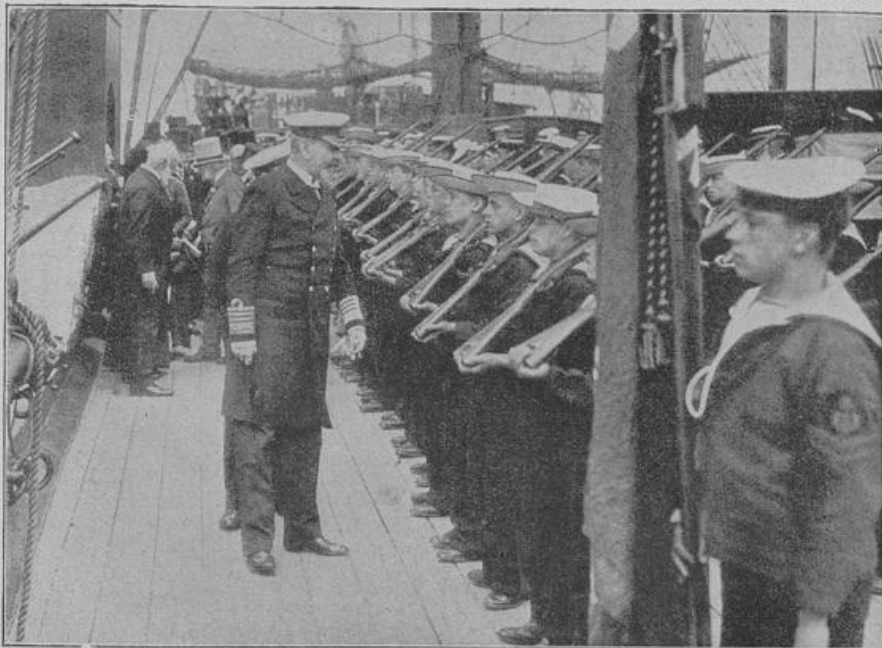
Die alte Frau zündete eine almodische kleine Lampe an, die vor Sauberkeit blühte, und deckte den mitten in der Küche stehenden Tisch — beständig ein Wiegenlied summend, das sie früher gar oft gesungen hatte, als ihre Arme nicht so leer waren wie heute. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der tosende Wind hätte beinahe die Lampe gelöscht.

„Mach schnell die Tür zu, Alter. War ein Brief da?“ Sie wandte ihm den Rücken, während sie sprach.

ebenso klug wie zuvor," fuhr er fort, einen Blick von dem Papier auf den Phonographen werfend. „Doch hier steht genau, wie man damit umgehen soll, also machen wir's und warten ab, was dann geschehen wird. Ich möchte jedenfalls endlich begreifen, was das Ding eigentlich bedeutet. Es ist weder eine landwirtschaftliche Maschine noch eine Nähmaschine oder ein Kartoffelschäler." So sprechend untersuchte der Alte das mystische Ding von allen Seiten.

„Aber es muß irgend etwas Gutes sein, sonst hätte Greta es uns nicht geschickt," wandte die Mutter ein. Da er nicht antwortete, beobachtete sie schweigend seine Versuche.

„Das ist eigentlich am meisten einem Hörrohr ähnlich, aber dazu ist es zu groß," sagte er endlich. „Doch ich weiß nun, wie es in Gang zu bringen ist. Dieses runde Ding muß hierher gesteckt werden — ich fand ein Papier daran befestigt, auf dem ist angegeben: „Zuerst anwenden.“



Exerzieren englischer Knaben unter Anleitung von Lehrern und Seesoffizieren an Bord des „Warspite“, eines der Jugend für diesen Zweck von der britischen Admiralität zur Verfügung gestellten modernen großen Kriegsschiffe.

Illustrationsverlag, Berlin.

Zugelassen werden nur solche Knaben, die entschlossen sind, später in den Marinedienst einzutreten. Unser Bild zeigt einen Besuch des Prinzen Ludwig von Battenberg, großbritannischen Admirals und 2. Seelords, auf der „Warspite“.



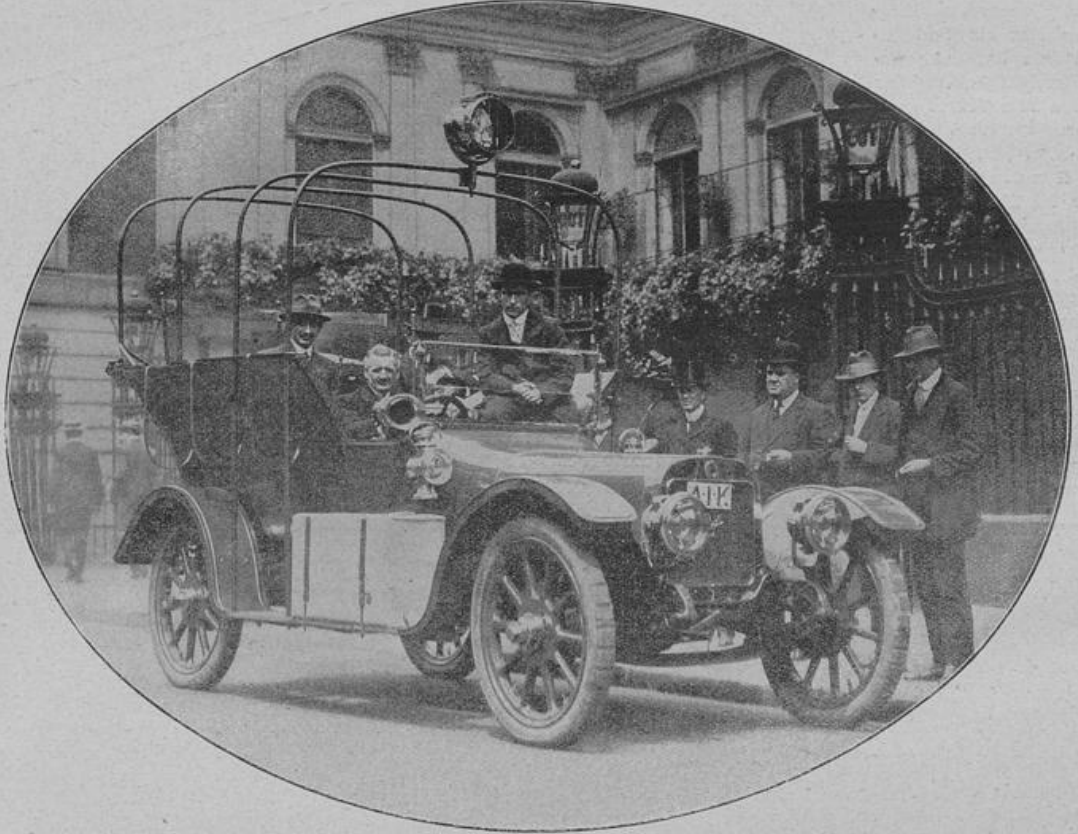
Von dem schweren Eisenbahnunglück in Jütland: Einige der umgestürzten und teilweise zertrümmerten Wagen des Expresszuges. Der Kopenhagener Expresszug entgleiste am 27. Juli in der Nähe des dänischen Hafensortes Esbjerg, wobei zahlreiche Personen, darunter auch Opfernänger Julius Barck aus Düsseldorf, ihr Leben einbüßten. Die Zahl der Verletzten war ebenfalls groß. Die Ursache der Katastrophe ist wahrscheinlich auf Gletscherverwerfung zurückzuführen. Der Bahndamm hatte mehrfach durch Hochwasser zu leiden gehabt. Photo-Union, Paul Kamm.

Dann soll man es ausziehen mit dem Ding da, das aussieht wie ein Uhrschlüssel.“ Während der Alte sprach, setzte er seine Worte in die Lat um. „Dann steckt man dieses kleine runde Ding hier auf und befestigt das Messingrohr hier. Nun wollen wir es in Gang setzen und abwarten.“

Die Gesichter der beiden Alten drückten das lebhafteste Interesse aus, während er an die Feder rührte, die den Phonographen in Bewegung setzte. Sie hörten einen merkwürdig surrenden Laut, doch nichts Besonderes geschah, und sie wollten gerade recht enttäuscht

Sie sagten nichts mehr; mit gefalteten Händen standen sie da und lauschten begierig dem klingenden Wohlklang, der die niedrige Küche erfüllte. Perlend und klar klangen die Töne dieses und manches andern schönen alten Liedes, die die junge Primadonna jenseits des Meeres nur für diese beiden treuen alten Herzen gesungen hatte, deren Leben so einsam und leer geworden war, weil sie die Stimme ihres einzigen Kindes nicht mehr hörten.

Während die Eltern lauschten, war es ihnen, als strecke Greta aus weiter Ferne über das Meer die Hände nach ihnen aus. Die Art



Motorwagen für den Gebrauch zu Lande und zu Wasser.

Phot. J. Gerlach.

Eine wissenschaftliche Expedition, die unter Führung des Kapitäns N. V. Kelsey demnächst auf der Linie Kapstadt—Kairo Vermessungen unternehmen soll, wird sich des hier abgebildeten Motorwagens bedienen, um sowohl die Wegstrecken zu Lande zurückzulegen als auch die Ueberquerung von Flüssen und Seen auszuführen. Zu letzterem Zwecke kann der obere Teil des Motorwagens abgehoben und wie ein Boot benutzt werden. Die Räder, das Stahlgestell und die Maschine werden in dem Boot untergebracht. Durch die amphibische Verwendung des Motorwagens hofft man auf eine große Ersparnis an Zeit, Arbeit und Geld. Das Auto selbst sieht mit Rücksicht auf den unebenen Charakter des zu befahrenden Landes ungewöhnlich hoch auf den Rädern. Da die Expedition sehr oft zur Nachtzeit reisen wird, ist der Wagen mit einem starken Scheinwerfer ausgerüstet. Die ganze Reise, die durch die Kapkolonie, das östliche Transvaal, Buluwayo, Ostafrika bis zum Nil und dann diesen entlang ausgeführt wird, dürfte ein Jahr dauern. Kürzlich führte Kapitän Kelsey das eigenartige Gefährt dem König von England im Garten des Buckinghampalastes vor.

dreinschauen, als sich laut und immer lauter der Klang einer singenden Stimme über das Surren erhob.

Überraschung, Bestürzung und Erstaunen malten sich in den runzeligen alten Gesichtern, als sie die ersten Töne des schönen Liedes „Treue Liebe bis zum Grabe“ vernahmen. Atemlos lauschten sie. Plötzlich legte die Frau ihre zitternde Hand auf den Arm des Mannes.

„Mann,“ flüsterte sie, „das ist Greta, die singt.“

„Unfinn!“ wollte er erwidern, doch die Antwort erstarb ihm auf den Lippen, denn nun erkannte auch er die wohlbekannte Stimme wieder, die das geübtere Ohr der Mutter sofort erkannt hatte.

wie sie von ihrer Heimat sang, sagte ihnen, daß sie sich mitten in ihren Triumpfen oft danach sehnte, wieder bei ihnen in ihrem bescheidenen Heim zu sein. Reichlich fielen die Tränen der Mutter, und der Alte tröstete sie leise, damit der Gesang nicht übertönt würde.

Auch seine Augen waren feucht, doch nicht Tränen des Kummers waren es, die die beiden Alten weinten; die Bitterkeit war aus ihrer Einsamkeit geschwunden, und als der Gesang aufhörte, ruhte ein friedliches, glückliches Schweigen über dem ländlichen kleinen Heim, wo nun Gretas Geburtstag gefeiert wurde, als wäre sie selbst mit dabei. Und das hatte die kleine, merkwürdige Maschine fertig gebracht!....

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

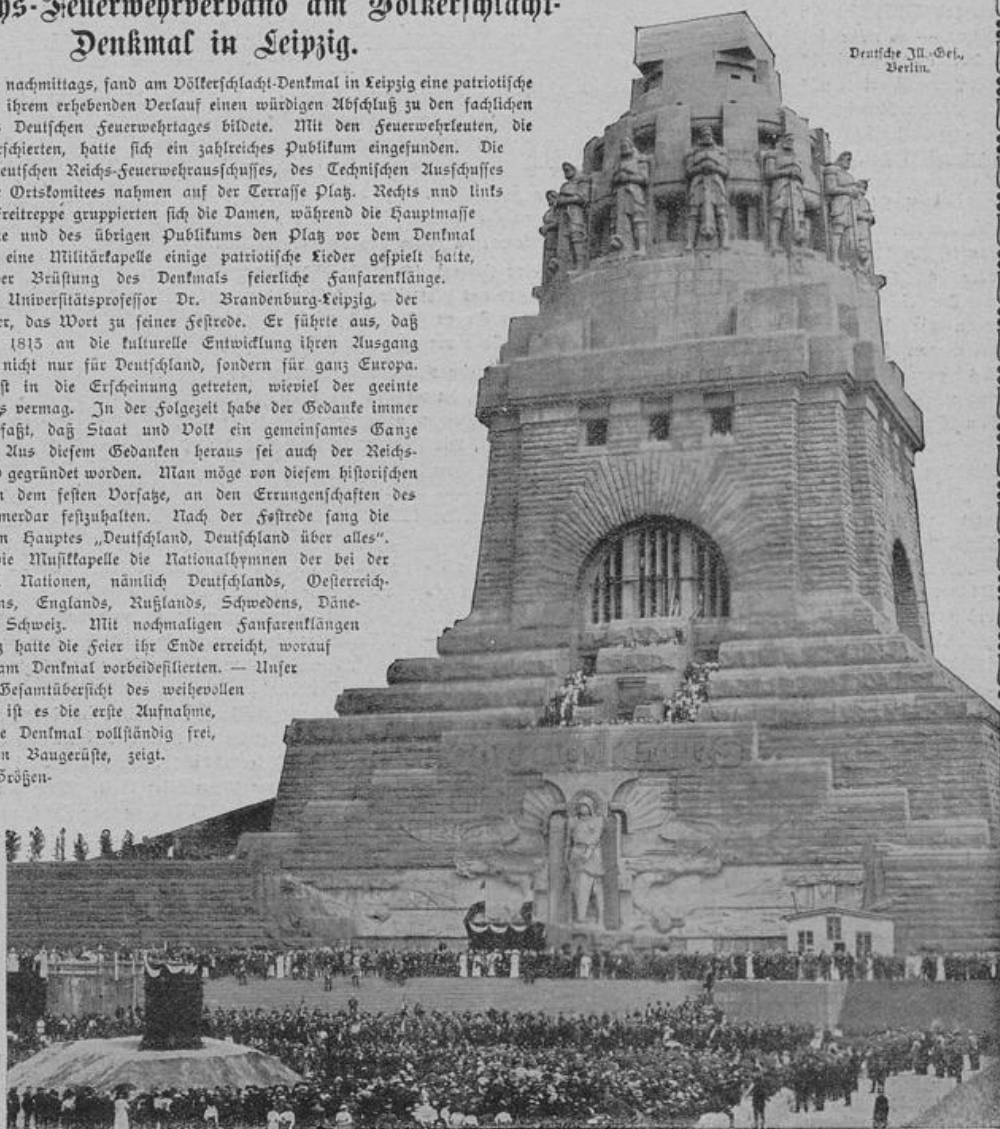
Düsseldorf, 9. August

1915.

Der Reichs-Feuerwehrverband am Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig.

Am 28. Juli, nachmittags, fand am Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig eine patriotische Feier statt, die in ihrem erhebenden Verlauf einen würdigen Abschluß zu den sachlichen Darbietungen des Deutschen Feuerwehrtages bildete. Mit den Feuerwehrleuten, die geschlossen anmarschierten, hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Die Mitglieder des Deutschen Reichs-Feuerwehrausschusses, des Technischen Ausschusses und des Leipziger Ortskomitees nahmen auf der Terrasse Platz. Rechts und links von der großen Freitreppe gruppieren sich die Damen, während die Hauptmasse der Feuerwehrleute und des übrigen Publikums den Platz vor dem Denkmal füllte. Nachdem eine Militärkapelle einige patriotische Lieder gespielt hatte, erlangen von der Brüstung des Denkmals feierliche Fansarenklänge. Hierauf ergriff Universitätsprofessor Dr. Brandenburg-Leipzig, der bekannte Historiker, das Wort zu seiner Festrede. Er führte aus, daß von dem Jahre 1815 an die kulturelle Entwicklung ihren Ausgang genommen habe nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa. Damals sei zuerst in die Erscheinung getreten, wieviel der geeinte Wille eines Volkes vermag. In der Folgezeit habe der Gedanke immer mehr Wurzel gefaßt, daß Staat und Volk ein gemeinsames Ganze bilden müßten. Aus diesem Gedanken heraus sei auch der Reichs-Feuerwehrverband gegründet worden. Man möge von diesem historischen Platze scheiden in dem festen Vorfasse, an den Errungenschaften des Jahres 1815 immerdar festzuhalten. Nach der Festrede sang die Menge entblößten Hauptes „Deutschland, Deutschland über alles“. Hierauf spielte die Musikkapelle die Nationalhymnen der bei der Feier vertretenen Nationen, nämlich Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Italiens, Englands, Rußlands, Schwedens, Dänemarks und der Schweiz. Mit nochmaligen Fansarenklängen von der Brüstung hatte die Feier ihr Ende erreicht, worauf die Teilnehmer am Denkmal vorbeidestinierten. — Unser Bild gibt eine Gesamtübersicht des weithellen Altars. Zugleich ist es die erste Aufnahme, die das gewaltige Denkmal vollständig frei, ohne die äußeren Baugerüste, zeigt. Die ungeheuren Größenverhältnisse und der imposante Charakter des nunmehr in der Hauptsache vollendeten Monumentes mit seinem reichen, silbernen Figurenschmuck und der edlen Einföhrung machen einen unvergeßlichen Eindruck.

Deutsche Ill.-Ges.,
Berlin.



Wenn die Uhr verschwände.

Ein Ausbild von Fritz Müller, Zürich.

Gesetzt den Fall, aus Zellerstätt verschwänden alle Uhren...

„Erlauben Sie, das ist ja gar nicht möglich.“
„Ich setze ja den Fall, es wäre möglich.“
„Schön, dann würden die verschwundenen Uhren im Handumdrehen ersetzt sein durch ...“
„Jedoch ich setze den Fall, sie würden nicht ersetzt ...“
„Dann — hm — dann ...“
„Hören Sie, ich will es Ihnen sagen, was dann wäre. Darf ich es erzählen?“

„Gewiß, legen Sie los!“
„Also, wenn in Zellerstätt die Uhr verschwände, die Uhr am Bahnhofe und im Postgebäude, die Uhr am Kirchturm und am Kandelaber, die Uhren in den Häusern und in den Westentaschen, wenn in Zellerstätt die Läden aller Uhrmacher polizeilich fest verschlossen und verriegelt würden — wenn jede Art von Uhr verschwände, die aufdringlichen und die zielichen, die blödsinnigen und die manieischen, die traulichen vom Schwarzwalde und die verrückten Kugeluhren mit den Fuheln und den Alern und den Öwien —, so wäre eine Revolution da, wie sie ...“

„Eine Revolution?“

„... eine Revolution, wie sie Zellerstätt noch nicht erlebt hat. Eine Revolution von einer Tiefe, wie sie keine Stadt jemals erlebt hat. Die französische Revolution wäre ein Kinderpiel, eine Oberflächenvirkung gegen die Uhrenrevolution von Zellerstätt. Das ganze Stadtbild würde sich verändern. Von Grund aus umgekrempelt würden alle Menschen ...“

„Umgekrempelt? Im guten oder schlechten Sinne?“

„Das sollen Sie dann selber sagen, wenn ich fertig bin mit der Erzählung. Also umgekrempelt, sagte ich, nicht wahr? Sie müssen also denken, mit einem Schlage müßten alle Uhren ...“

„Wann, zum Beispiel? Wir haben heute den letzten Juli — vielleicht am ersten August?“

„Gut, sagen wir am ersten August. Am ersten August würden also alle Zellerstädter früh erwachen wie gewöhnlich ...“

„Die aber ihren Wecker eingestellt?“ ...

„Die würden vorerst weiter schlafen ... ich rede noch von ihnen. Die anderen aber würden auf den Nachttisch blinzeln: ‚Kreuzteufel, wo ist meine Uhr?‘ Sie würden einen viereckigen hellen Fleck mit einem Haken an der oberen Viereckseite auf der Wand entdecken: ‚Zum Henker noch einmal, wer hat denn unsere Schwarzwälderin?‘ Sie würden in der ganzen Wohnung umeinanderlaufen: ‚Das ist ja ein Skandal, einfach ein Skandal!‘ Sie würden am Telephon die Kurbel drehen: ‚Bitte Fräulein, die Polizei!‘ — ‚Bedauere, belegt und überhundertmal vorgemerkt,‘ würde das Fräulein sagen. — ‚Ja, was ist denn los, fehlen denn auch anderswo ...?‘ ... die Uhren, meinen Sie, nicht wahr? Gewiß, mein Herr, gewiß, soweit ich aus den Telephongesprächen seit etwa einer Stunde entnehmen konnte, gibt es in Zellerstätt von heute morgen ab keine Uhren mehr ... Schluß ... es lautet gerade ein anderer nach der Polizei, mein Herr.“

„Hm, es ist ganz interessant, sich das alles vorzustellen — jedoch —“
„Und dann würden sie die Köpfe aus den Fenstern stecken, weit

hinaus, um die alte Kirchturmuhr da drüben sehen zu können. Aber es wäre keine Uhr mehr da. Und der Turm, der alte, würde sich stellen, als hätte er gar niemals eine Uhr gehabt. Und dann würden sie finden, daß das Dienstmädchen noch gar nicht in der Küche ist und Kaffee kocht. An die Türe würden sie mit zornigen Knöcheln klopfen: ‚Was ist denn, Fanny, wollen Sie bis Mittag schlafen?‘ — Und schlaftrunken läme es aus der Kammer: ‚Gnädigste Frau, ist es denn schon so spät? — der Wecker ist ja gar nicht — Jesumaria, gnädigste Frau, der Wecker ist nicht da, der Wecker ist gestohlen.‘

„Hm, ja, so ungefähr möchte das wohl alles sein, mein Herr, wenn — verstehen Sie — wenn ...“

„Und dann würde sich allmählich ein merkwürdiger Humor einstellen, ein zeitloser Humor sozusagen — man würde ganz gemächlich Kaffee trinken — nicht mehr mit dem gehefteten Blick auf Uhren, die ihre Feiger mit unerschämter Schnelle auf acht Uhr schnellen, wenn es eben erst halb 8 Uhr war — man würde lächelnd sagen: ‚Wozu die Eile, wozu die alte Eile? Es geht ja allen heut‘ so. Und wenn wir wirklich in die Schule, ins

Geschäft zu spät kämen heute, es könnte ja kein Mensch feststellen. Mag ja sein, daß der Prinzipal wie gewöhnlich an der Eingangstür stünde mit gefurchtem Gesicht und mit der rechten Hand den vernichtenden Griff in die linke Westentasche machte, um festzustellen, daß Herr Maier wieder fünf Minuten über acht Uhr und so weiter. Mag ja sein, daß er das wollte, der Herr Chef. Inzwischen, es bliebe doch beim Wollen. Leer hätte seine sehr strenge Hand, und er würde finden, daß seine goldene Kette völlig

zwecklos in der Westentasche endigte.“ — „Wenn er aber die Sternwarte anriefe?“

„Die Sternwarteuhr ist auch verschwunden. Und die Sonne differiert ja gleich um ganze Viertelstunden gegen die Einheitszeit.“

„Wenn er aber telephonisch oder telegraphisch von Berlin die rechte Zeit ...“

„Die mitgeteilte Biffer würde im Telephondraht glatt verloren gehen, und in der Depesche wäre es eine weiße Stelle — verstehen Sie doch endlich: Zellerstätt ist zeitlos. Zellerstätt ist abgeschnitten von dem Tid und Tad der Uhren aller Welt. Mag es weiter über die ganze Erde tiden — Zellerstätt ist eine reine Insel, und weit drüben überm Ozean erst beginnt die Welt, die einen Tid hat.“

„Ja aber ...“

„Und dann würde der Geschäftsreisende Mauermeier auf den Bahnhof kommen, um den D-Zug nach Berlin zu besteigen. Aber er fände zuerst ein schreckliches Durcheinander auf dem Bahnhof. Aufgeregte rote Mähen liefen durcheinander. Züge stünder unter Dampf, ohne auszufahren. Von draußen führten keine Züge ein. Denn am Weichbild von Zellerstätt wären den einfahrenden Lokomotivführern spurlos alle Uhren weggekommen. Mit ihren Pläids und Reisetaschen ständen gestikulierende Gruppen von Reisenden da und führten alle Augenblicke aus alter Gewohnheit zwecklos mit den Händen in die Westentaschen, wo die Uhren ausgewandert sind. Und der Reisende Mauermeier würde nervös sein Kursbuch blättern. Und auf einmal

In der Heimat.

Von W. Lennemann.

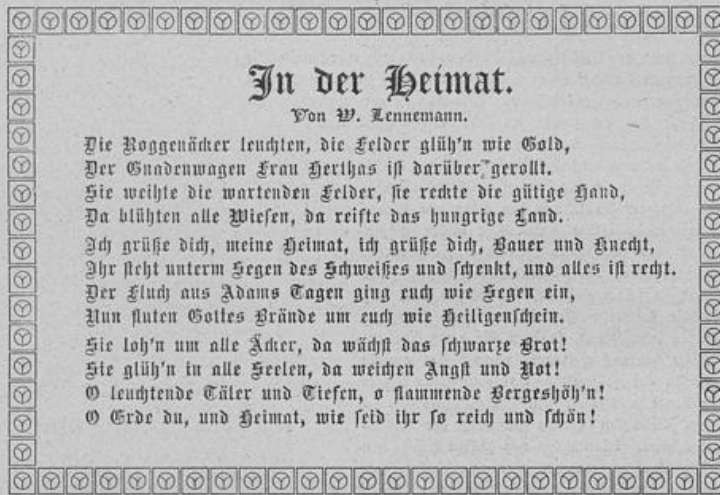
Die Roggenäcker leuchten, die Felder glüh'n wie Gold,
Der Gnadenwagen Frau Herthas ist darüber gerollt.
Sie weihete die wartenden Felder, sie rechte die gültige Hand,
Da blühten alle Wiesen, da reiste das hungrige Land.

Ich grüße dich, meine Heimat, ich grüße dich, Bauer und Knecht,
Ihr steht unterm Segen des Schweißes und schenkt, und alles ist recht.

Der Fluch aus Adams Tagen ging euch wie Segen ein,
Nun stutet Gottes Brände um euch wie Heiligenschein.

Sie loh'n um alle Äcker, da wächst das schwarze Brot!
Sie glüh'n in alle Seelen, da weichen Angst und Not!

O leuchtende Täler und Tiefen, o flammende Bergeshöh'n!
O Erde du, und Heimat, wie seid ihr so reich und schön!



würde es ihm einfallen, daß alle Kursbücher in Zellerhädt sinnlos geworden wären. Und er würde den dicken „Genschel“ in die Erde feuern. Und die andern Reisenden würden es mit ihren Kursbüchern geradeso machen. So was

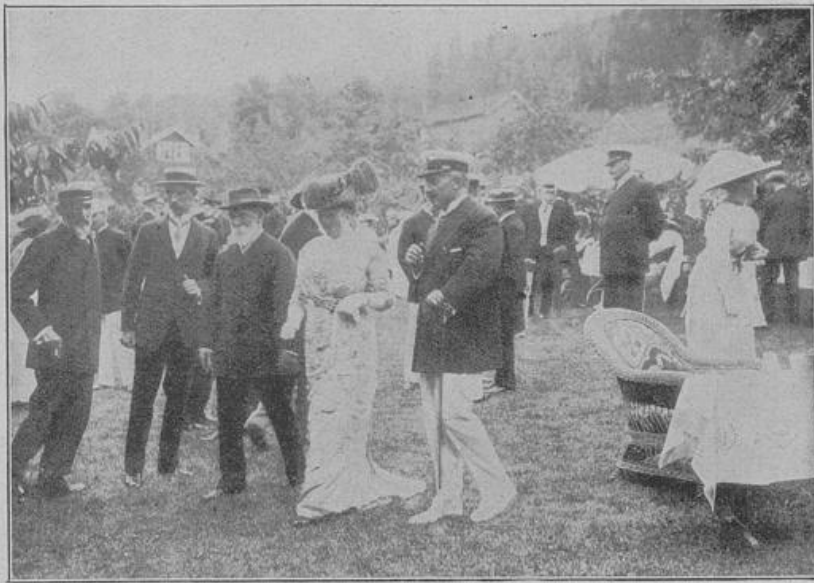
ist ansteckend, wissen Sie. Und ein ganzer Haufen Kursbücher würde in einer Bahnhofside liegen. Und einer — es wäre ein Philosoph — würde sagen: „Gott sei Dank, daß diese Schurken, die die Menschen oft genug geärgert und herumgejagt haben, endlich einmal da sind, wo sie hingehören.“

„Aber erlauben Sie mal, so ein Kursbuch kostet . . .“

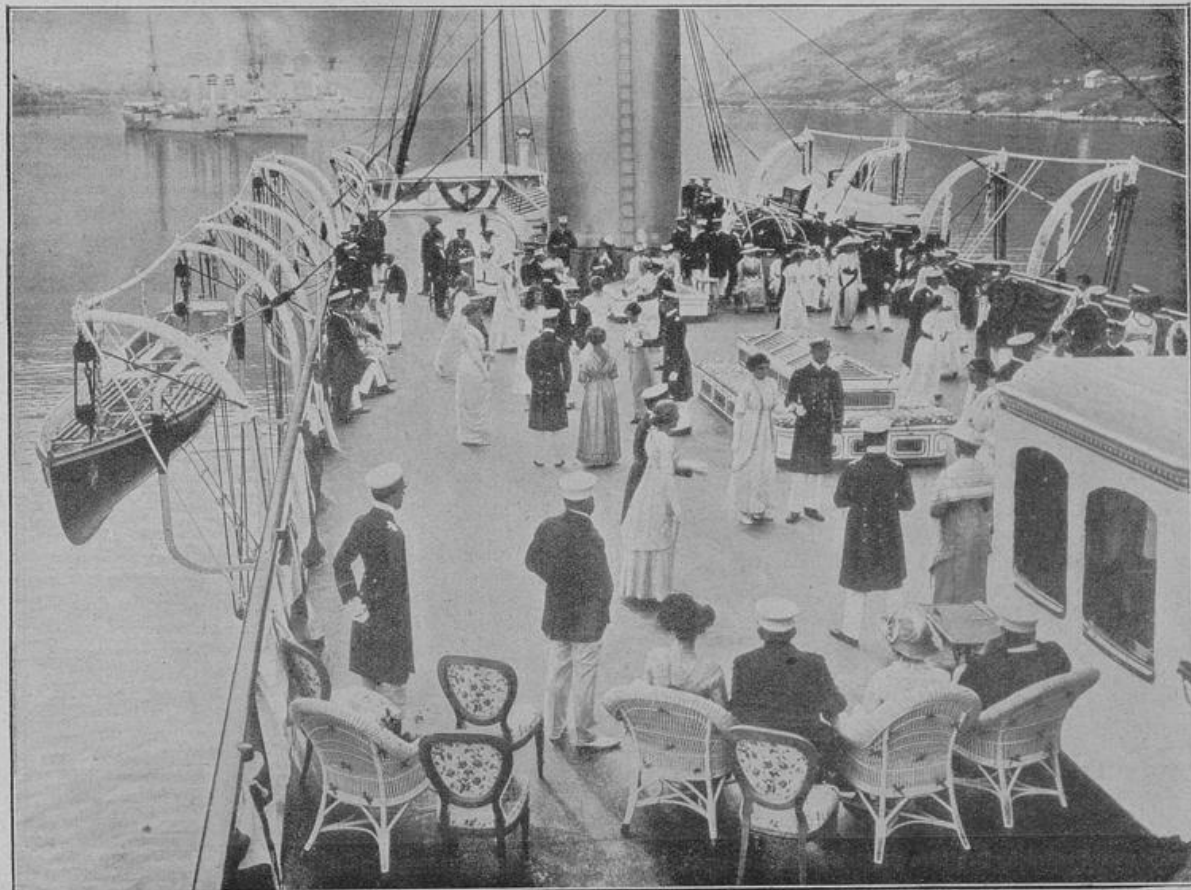
„Und auf einmal würde sich die Spannung lösen. Und die Leute würden plötzlich zu schimpfen aufhören und nicht mehr unaufhörlich sagen:

„Herrgott, wenn ich nun nicht dorthin komme!“ — „Und der Anschluß in Bitterfeld, der ist jetzt auch beim Teufel!“ — Alles das hätte gar keinen Sinn. Und erlösend würde es

über sie kommen: „Kinder, man ganz ruhig, bitte — es wird auch so am Ende gehen — die Welt, die steht ja noch, und die alte Sonne draußen läuft ja auch noch um den Himmel.“ Und einer, der in seiner Jugendzeit einmal die Schafe auf dem Überberg gehütet hatte, würde einen prüfenden Blick nach dem Gestirn tun und sagen: „Ich denk', so gegen 9 Uhr wird es sein. Da hab' ich sonst gefrühstückt.“ Und dann würden einige fröhlich werden auf dem Bahnhof und zum Frühstück gehen, schwägend, lachend, wie am Feiertage, ohne



Von der Nordlandreise des Kaisers: Der Kaiser auf dem Gartenfest bei dem bekannten norwegischen Maler Professor Hans Dahl in Balholm. Phot. Ch. Jürgensen.

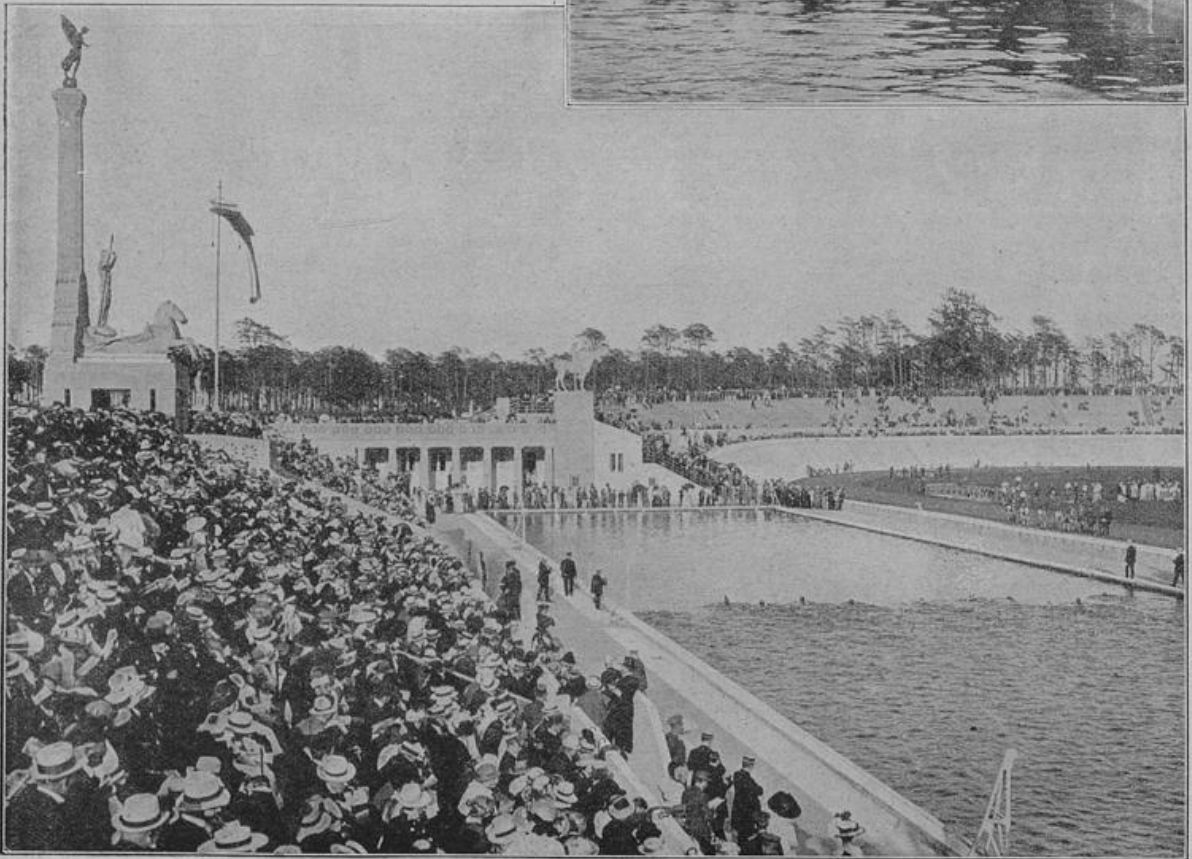


Von der Nordlandreise des Kaisers: Ball an Bord S. M. S. „Hohenzollern“. Der Kaiser (X) im Hintergrund des Decks.

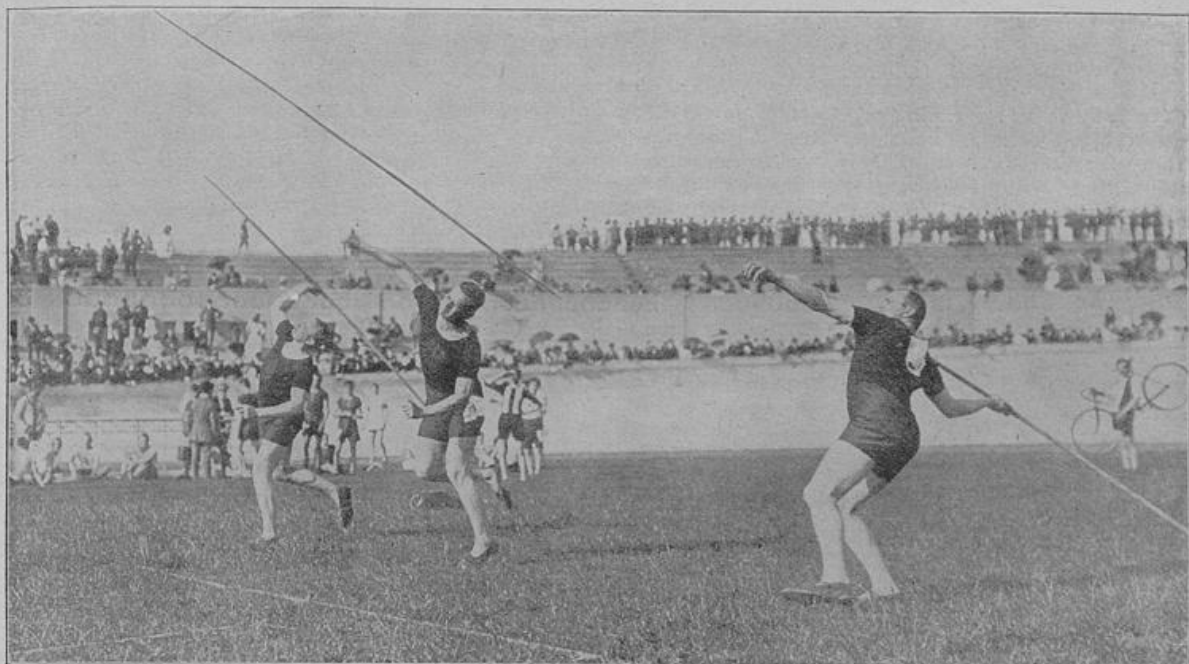
Zeit und Tod. Und die andern würden ganz gemächlich mit dem Bahnhofsvorstand unterhandeln: „Wenn Sie jetzt den D-Zug nach Berlin in aller Ruhe weitergehen lassen, was?“ — „Ja, wenn er aber auf der Strecke einem andern Zug in die Flanke fahren würde?“ — „Aber da telefonieren Sie doch ganz einfach an die Vorstation: „Lasset Gegenzug erst abfahren, wenn unser Zug eingetroffen ist, verstehen Sie?“ Und dann gäbe es in und um Jellerhädt niemals mehr ein Unglück auf der Eisenbahn. Und Züge ließe man dahin und dorthin ab, einfach nach Bedarf. Wenn sich so und soviel Leute angesammelt hätten . . .“

„Nun gestatten Sie mir aber mal: Was würde da viel Zeit verloren!“ — „Im Gegenteil, mein Herr, gerade darin irren Sie: Es würde Zeit gewonnen. So lange es Uhren gab in Jellerhädt, da hatte nie jemand so recht Zeit. Ich habe keine Zeit,“ das war das zweite Wort in jener drangvollen, verhekten und verührten Zeit. Jetzt aber würde jeder Zeit haben. Warum auch nicht — es kam ja nicht darauf an, jetzt in der uhrenlosen Zeit. Und nicht nur Zeit, die wielliche gute alte Zeit würden sie gewonnen haben, die Jellerstädter, nein, noch etwas andres, was viel mehr und was viel besser wäre.“

„Und das wäre?“ — „Sich selber. Jetzt hätten sie die Zeit, vorher aber hatte die Zeit sie.“ — „Ja, aber . . .“ — „Und eine Zeit würde kommen, wo die Leute draußen sagen müßten: Herr im Himmel, haben's doch die Jellerstädter schön! Und die Jellerstädter würden sagen: Ja, Kinder, sagt mal, wer hindert euch denn, es gerade so schön und gut zu haben? Und dann würde eine Stadt nach der andern, ein Land nach dem andern seine Uhren in das Pfefferland verschiden. Und eine Aera würde heraufziehen, eine Aera . . . Und das wäre dann in Wahrheit der Beginn der goldnen Zeit.“



Dem Sommersportfest im Deutschen Stadion zu Berlin am 27. Juli: Blick über das Schwimmbassin während der Schwimmkonkurrenzen. Das ganze Stadion umfaßt eine Radrennbahn von 666 m, eine Laufbahn von 600 m Länge, einen Fußballplatz, zwei Turnplätze, eine Schwimmbahn und 35 000 Plätze für Zuschauer. Oben: Erik Wieser-Leipzig, der Sieger im Springen um den Kaiserpreis. Int. Ju.-Verlag.



Vom Sommersportfest im Deutschen Stadion zu Berlin am 27. Juli: Mannschaftsspeerwerfen. Internat. Ill.-Verlag.

Nach hier wurden sehr beachtenswerte Leistungen geboten. An den verschiedenen sportlichen Veranstaltungen des Festes beteiligten sich der Deutsche Schwimm-Verband, der Deutsche Radfahrer-Bund, der Verband Berliner Athletikvereine und der Reichsverband für Schwerathletik.



Vom Sommersportfest im Deutschen Stadion zu Berlin am 27. Juli: Ein spannender Moment während des Radrennens: Die letzte Runde.

Die Radmeisterschaft von Preußen gewann der glänzend fahrende Mäder vom Berliner Radfahrer-Klub „Concordia“. Außer Wettkämpfen im Radfahren fanden solche im Weitlaufen, im Ringen und Schwimmen statt. Als Ehrengäste wohnten der Regent von Braunschweig, die Prinzen Sigismund und Friedrich Karl, Kriegsminister v. Falkenhayn, Geheimrat Lewald, zahlreiche Offiziere des Generalstabes u. a. den sportlichen Veranstaltungen bei. An Vielseitigkeit und Vortrefflichkeit der Leistungen stand das Sommersportfest den internationalen olympischen Spielen kaum nach. Internat. Ill.-Verlag.

Rosen.

Von Guy de Teramond.

Herr de Merwander war ein Original. Er hatte immer abseits der Gesellschaft gelebt, sich gar nicht oder wenig um ihre Angelegenheiten gekümmert und selbst die wichtigsten Tagesereignisse mit philosophischer Ruhe, der sich auch etwas Hochmut und Sceptizismus beigefügt, an sich vorbeiziehen lassen. Reich, ohne Familie, hochgebildet,



Ges. Rat Prof. Dr. August Wassermann, Abteilungsvorsteher am Institut für Infektionskrankheiten, ordentlicher Honorarprofessor an der medizinischen Fakultät der Berliner Universität, ist zum Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für experimentelle Therapie in Dahlem-Berlin ernannt worden. Deutsche Ill.-Ges.

kannte er kein anderes Gesetz als seine Laune und hatte seine vollständige Unabhängigkeit zur Grundlage seiner Existenz gemacht.

Die Jahre vergingen; das Haar des Barons bleichte, und er war immer noch Junggeselle. Und mit dem zunehmenden Alter schienen seine Menschenscheu noch zu wachsen. Er hatte Paris verlassen und sich ein kleines Gut in der Bretagne dicht bei Dinard gekauft, und dort, wo selbst im Herbst Frühlingsdüfte wehen, flossen seine Tage inmitten seiner Bücher, seiner Pferde und seiner Hunde in egoistischer Beschaulichkeit dahin. Von der Villa, die sich hoch



Mit der Flugmaschine über die Alpen: Der Schweizer Oskar Wiler, dem bereits die Aüberquerung der Pyrenäen gelungen war, überfliegt mit seiner Maschine das 3457 m hoch gelegene Jungfrauojoch.

In Domodossola erfolgte dann eine Zwischenlandung. Der Flieger, der in Bern aufgestiegen war, erreichte schließlich glücklich Mailand. Mit den notwendigen Schleifen betrug die von ihm in nur 2 1/4 Stunden zurückgelegte Entfernung 280 km. Phot. K. Kiechle.



Brand der Norddeutschen Eiswerke in Berlin-Flöhensee in der Nacht zum 30. Juli 1913.

Die Feuerwehre rückte mit mehr als 20 Schläuchen an. Das Feuer fand reichliche Nahrung, da in den Werken große Mengen Ammoniat zur Eisherstellung vorhanden waren. In den Schuppen lagerten 400 000 Zentner Eis; diese sind größtenteils vernichtet. Man nimmt an, daß das Feuer von spielenden Kindern angelegt wurde. Int. Ill.-Verlag.

oben auf einem Hügel erhob, sah man bis an die Ufer des Flusses hinab die runderbarsten Blumenbeete, als deren Abschluß ein immerblühender Rosenhain die größte Anziehung der ganzen Umgegend war und mit Vorliebe von allen Badegästen als Ausflugsziel benutzt wurde. Eine sehr feinsinnige Aufmerksamkeit des Barons gegenüber den Besuchern seiner Anlagen hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Nimbus des Außergewöhnlichen und Geheimnisvollen um die menschenscheue Person des Besitzers aller dieser Herrlichkeiten zu erhöhen. Mitten unter allen den blühenden Rosensträuchern erhob sich eine Tafel, auf der zu lesen war: Jede schöne Frau hat das Recht, eine Rose zu pflücken.

Und nicht eine ging vorüber. Jede blieb stehen, las die Ankündigung und brach sofort eine Blume, allerdings nicht, ohne mit einem schnellen Wlcke die Farbennüance gewählt zu haben, die ihrem Teint am besten stand. An ein Fenster gelehnt, jedoch hinter einem Tüllvorhang verborgen, der ihm



Promotion eines Inders an der Berliner Universität.

In der alten Aula der Berliner Universität gab es dieser Tage einen interessanten Promotionsakt. Prof. Michael Langl promovierte als Dekan der philosophischen Fakultät einen Inder zum „Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste“. Der Name des neuen Doktors ist Dhirendranath Chakravarti. Er hat in Berlin Chemie studiert und in seiner Dissertation ein chemisches Thema behandelt. Die Fakultät erteilte der Arbeit das Prädikat „lobenswert“, und auch die mündliche Prüfung hat der indische Doktor mit Lob bestanden. Ill.-Verl. A. Grohs.

erlaubte, zu sehen, ohne bemerkt zu werden, amüsierte sich der Baron manchen Tag an dem immer wiederkehrenden Schauspiel weiblicher Kletterie. Und das Sonderbarste war es, daß nicht eine der Frauen, die den Rosenhain aufsuchten, auch nur einen Augenblick zögerte, der lebenswürdigen Einladung Folge zu leisten. Bei allen war es dieselbe instinktive Bewegung wie gegen einen Spiegel, der ihnen bezeugen sollte, daß sie schön seien, schön trotz Alters, trotz der Natur, die nicht immer verschwendlich mit ihren Reizen umgegangen war — schön wie sie gewesen waren oder sein wollten, schön wie diese Rose, die sich von ihnen widerstandslos pflücken ließ.

Aber eines Tages ließ den Baron seine Menschen-

kenntnis im Stich. Zum ersten Male, seit er seinen geheimen Beobachtungsposten eingerichtet hatte, schritt eine Frau, deren Gestalt schlank und elegant schien, an den Rosen vorbei, ohne sie zu beachten, und ließ sich einige Schritte weiter auf einer Bank nieder. Herr de Merwander war auf das höchste erstaunt.

Waren die Züge, die ihm der weite Hut verbarg, wirklich so häßlich, daß sie es wissen mußte?

Er empfand jetzt das Ungehörige der Aufschrift, und als Gentleman wollte er sofort die Beleidigung, die er unwissentlich der Unbekannten zugesügt hatte, rückgängig machen. Versunken in den Anblick der untergehenden Sonne, hörte sie nicht seine Schritte, und Herr de Merwander konnte sie ungehindert betrachten. Sie war blendend schön, goldblonde Locken umrahmten ein regelmäßiges, feingeschnittenes Gesicht. Der bleiche Schatten des weißen, nur mit blauem Bande garnierten Charlotenhutes gab ihrem Teint einen Glanz von unberührter Frische, und von ihrer ganzen Erscheinung ging ein unbeschreiblicher Hauch von Jugend und Ammut aus. Auf das angenehmste überrascht näherte sich Herr de Merwander langsam, um sie nicht zu erschrecken.

„Sollten Sie, gnädiges Fräulein, nicht die Aufschrift auf jener Tafel gelesen haben?“ — Das junge Mädchen, jäh aus seinen Gedanken gerissen, sprang errötend in die Höhe und wollte sich entfernen, ohne dem ungebetenem Frager eine Antwort zu geben, als der Baron sich nochmals tief, respektvoll verneigte:

„Verzeihung, meine Gnädigste, daß ich Sie so ohne weiteres anspreche, aber ich bin der Besitzer dieser Anlagen, Baron Merwander — Sie werden meinen Namen vielleicht schon gehört haben.“

Der hüßliche Ton, das sympathische Neußere des Barons beschwichtigten augenblicklich das Mißtrauen des jungen Mädchens, und sie wandte sich zu ihm zurück.

„O, in diesem Falle muß ich Sie um Entschuldigung



Szene aus dem 4. Akt — Trauergesellschaft in der guten Stube — von Hans Müller-Schlössers lustiger Komödie „Schneider Bibbel“. Das Stück fand bei seiner Uraufführung im Düsseldorfer Schauspielhaus großen Beifall. X Der Autor in einer kleinen Nebenrolle — als Hausierer Fleisch. — Oben rechts: Porträt Hans Müller-Schlössers, Düsseldorf. Phot. Meiler Hammerichlag.



Der ehemalige Zeugfeldwebel Brandt und seine Frau, die in dem Prozeß vor dem Berliner Militärgericht eine so große Rolle spielten.

bitten, mein Herr, daß ich den Anschein erweckte, als gefielen mir Ihre Noten nicht, während ich sie gerade im Gegenteil entzückend finde." — „Nun, warum haben Sie sie dann nicht gepflückt? Ihnen ist es doch erlaubt,“ fügte er lachend hinzu. Sie senkte die Augen und gestand ganz offenherzig: „Ich habe es nicht gewagt...“

Das Eis war gebrochen, und wie alte Freunde plauderten sie zusammen. Nach und nach erzählte sie, daß sie auf drei Wochen zu Besuch bei einer alten Tante in Dinard gekommen wäre. Ihr Vater war gestorben, als sie noch ganz jung war, und hatte ihrer Mutter nur ein bescheidenes Vermögen hinterlassen. Was konnte ihr die Zukunft bringen? Das Schicksal eines armen jungen Mädchens ist nicht beneidenswert. Ein ernstherber Bewerber zeigte sich nicht, da man wußte, daß sie mittellos war, und zu stolz, um nur als Spielzeug zu dienen, lebte sie einsam und vergessen. Sie erzählte das alles traurig und resigniert, aber doch glücklich, einen Vertrauten gefunden zu haben.

Herr de Merwander verstand jetzt den Grund, weshalb sie die Rose nicht gepflückt hatte. Was nützte ihr ihre Schönheit, die ihr nur Leiden und Enttäuschungen gebracht hatte?...

„Wie die Zeit beim Plaudern vergeht!“ Das junge Mädchen stand auf. „Ich werde mich verspäten, und meine Tante wird besorgt sein. Ich muß Sie jetzt verlassen, Herr...“ — „Ich weiß jetzt auch, meine Gnädigste, warum Sie



Opernsänger Julius Barré, Mitglied der vereinigten Stadttheater Düsseldorf-Duisburg, verunglückte tödlich bei der Eisenbahnkatastrophe in der Nähe Esbjergs. Barré hat ein Alter von 34 Jahren erreicht.



Zur Errichtung städtischer Kleinwohnungs-häuser in Düsseldorf.

Oben: Torhaus an der Coltenbachstraße.

Nebenstehend: Die städt. Kleinwohnungs-häuser an der Essener Straße.

Die Stadt Düsseldorf errichtete an der Essener Str. 55 Häuser mit zusammen 277 Kleinwohnungen auf einem Areal von 12 350 qm. Der Kostenaufwand betrug 1 700 000 M.



die Rose nicht pflücken wollten.“ Der Baron suchte einen scherzenden Ton anzuschlagen, aber nichtsdestoweniger durchzitterte eine tiefe Bewegung seine Stimme. „Der ganze Rosenhain müßte zu Ihren Füßen liegen.“ Und als sie lächelnd protestierte, fügte er hinzu: „Aber Sie gestatten mir wenigstens, daß Ihnen der Gärtner morgen einen Strauß Rosen bringt.“ — Und zum ersten Male fragte er sich, ob er nicht unrecht gehabt hätte, das Glück im Egoismus zu suchen, und ob es nicht viel leichter wäre, als er geglaubt, glücklich zu sein. — Und am nächsten Morgen ließ er einen großen Strauß der schönsten Rosen binden und brachte sie selbst dem jungen Mädchen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorf General-Anzeiger

Nr. 55.

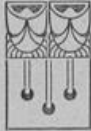
Düsseldorf, 16. August

1915.

Von der Nordlandreise des Kaisers: Enthüllung des Frithjof-Denkmal auf Fangsnäs.

Den Schlusssatz der Reise Kaiser Wilhelms in die nordischen Gewässer bildete die Uebergabe der bronzenen Frithjofstatue — eines Werkes von Prof. Unger — an das norwegische Volk. Der Kaiser, der zum 24. Male die fjordenreichen romantischen Küsten der Monarchie Haalons VII. besuchte, will das Standbild nicht nur als Zeichen seiner Dankbarkeit für die ihm während all der Jahre zuteil gewordene gastfreundliche Aufnahme angesehen wissen, sondern zugleich auch als Symbol der Zusammengehörigkeit der Deutschen, der Scandinavier und der Angelsachsen, die ja alle zu der gewaltigen Gruppe der indogermanischen Völker zählen. So betonte es der Monarch in der Rede, die er bei der Einweihung des imposanten Denkmals am Fuße desselben hielt. Diesen Moment stellt unser Bild dar. Eine Allee von Flaggmasten mit norwegischen Fahnen verband die Anlegestelle der „Hohenzollern“ und des Kriegsschiffs „Croll“, auf dem König Haalon gekommen war, mit dem Standort der Frithjofstatue. Deutsche Marinesoldaten bildeten eine Ehrenwacht um den Denkmalsplatz und paradieren, während die beiden Herrscher mit ihrem Gefolge vorüberzogen. Die Musikkapelle der „Hohenzollern“ spielte Björnsens: „Ja, vi elsker dette lande, som det stiger from“, („Ja, wir lieben dieses Land, wie es steigt felsan“). Der Kaiser trug deutsche, König Haalon norwegische Admiralsuniform. Nach dem Kaiser sprach König Haalon Worte des Dankes für die prächtige Gabe, die jener dem norwegischen Volke mit der Frithjofstatue gewidmet, erinnerte an des Kaisers Spenden für die Domkirche zu Drontheim und für die Wiederherstellung der 1905 abgebrannten Stadt Alesund und schloß mit dem Wunsche nach dauernder Erhaltung der guten Beziehungen zwischen den beiden Staaten. Großartig wirkte die wilde Naturgenie am Meeresstrande. Ein farbenprächtiges Bild bot die Versammlung; besonders wirkungsvoll war der Gegensatz der norwegischen Bevölkerung in ihren silbollen Trachten zu den Uniformen bzw. der städtischen Kleidung der übrigen Festteilnehmer.





Der Becher des Vitalienbruders.

Eine Novelle aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.
Von Martin Proskauer.



Im Bogthause von Pellworm, der nordfriesischen Insel, saßen die Männer und hielten Rat. Kemmer Henning, der reiche Ratsherr von Husum, suchte Leute für seine Fahrt nach Spanien. Das war ein lähnes Beginnen in der Herbstzeit, wo die Nordsee mit Nebeln zugebedt lag wie mit einem dicken Bettuch und schon das letzte Schiff dieses Jahres, die Bunte Kuh von Flandern, die große Hamburger Brigg mit dem roten Vorderkastell, an Pellworm vorbei südwärts gefahren war. Und wenn die Bunte Kuh heimzog, dann wußte man die ganze Küste entlang, daß nun Ruhe war mit Segel und Anker bis zum nächsten Frühjahr. — Kemmer Henning von Husum stand von der Tonbank auf, wo er neben dem Landvogt gefessen hatte.

„Den doppelten Lohn, Leute, und zehn Hamburger Gulden am Ende der Reise! Mein Sohn fährt selber mit. Wer noch?“

Aus den dunkeln Schatten rings um die Wände lösten sich schwere Gestalten. Ein Duzend großer Friesenfänke redte sich vor:

„Hier min Hand, Harre Henning!“

Der Husumer atmete erleichtert auf und sprach:

„Ich nehme euch in meine Heuer! Mit Gottes Günst!“

Dann wandte er sich zu Hans Michels, dem Vogt: „Mit Verlaub, Herr Vogt! Ich gebe jezt den gesiemenden Trunk! Wer will, mag mittun! Und bringt eure Meikens mit!“ rief er den Männern zu.

Dann ging er hinunter an den Strand, wo der Schoner lag, mit dem er von Husum gekommen war. Dort saß sein Sohn, Hans Henning, im pelzbesetzten Rod und trieb mit den Mädchen von Pellworm Scherz. Sein Vater sagte ihm ein paar Worte, da sprang er von der Tonne auf, auf der er gefessen, und rief: „Es gibt Tanz, ihr Dorns! Nennt schnell tu Hus, wir bringen süßen Wein und Doppelbier mit!“

Die Mädchen kreischten fröhlich auf und rannten dem Dorfe zu, nur Geesche Michels, die Tochter des Vogts, ging ruhigen Schritts. Der junge Henning lief ihr nach und sagte bittend:

„Geesche, krieg' ich den ersten Tanz?“

Das große, kräftige Mädchen schüttelte lächelnd den Kopf, daß die dicken, blonden Zöpfe sprangen: „Ic weet noch nich, Hans Henning! Die im Dorfe müssen ja denken, ich hätte was mit Euch!“ Hans Henning sah ihr in die Augen: „Wäre das so schlimm?“

Geesche wurde rot, dann lachte sie: „Wer weet, Harre Henning? Kuumt Tid, kuumt Nat!“ und ging schnell weiter.

Ein paar Stunden später saßen die Männer und Frauen des Dorfes am großen Tisch in der Diele des Bogthauses und tranken bedächtig das Husumer Doppelbier, das der Schiffsherr gespendet hatte. Schwere Humpen und Kannen standen auf der Tischplatte; schwer und zähe floß das Gespräch. Draußen vor dem Hause klang Lachen und Lärm, da tanzten die Mädchen mit den Jungburschen, die der Husumer zur Fahrt angeheuert hatte. Hans Henning sprang mit der blonden Geesche im Kreis herum, und um ihr rotes Gesicht flogen und klirrten die feingefügten Schmuckfaden, die ihr Vater von mancher weiten Reise mitgebracht hatte. Der junge Henning zeigte den andern gerade die Pavane, den Bauerntanz, den er unten im Bayrischen, in Nürnberg, hatte tanzen sehen; und die friesischen Mädchen lüchelten über die steifen Schritte des seltsamen Tanzes.

Da kamen fremde Männer den Weg vom Strande herauf.

Das Schreien und Lachen verstumte, die Tänzer wichen zur Seite, und die Fremden traten, die riesigen Gestalten lüchelnd, auf die Diele. Der Vogt sprang auf und kam den Männern entgegen:



Ausreise der Düsseldorfster Ferienkolonien: Versammlung der für die Ferienkolonien bestimmten Schulkinder vor dem Hauptbahnhof.
Phot. Jean Esfer, Düsseldorf.

„Mit Gottes Günst! Was soll's?“

Der Vorderste zog die lederne Kappe und hielt sie in der linken Faust nach Schifferbrauch:

„Mit Gottes Günst! Wir sind Seeleute von Bergen und unterwegs mit Fracht nach London! Auf See kommt ein Sturm zur Nacht; wir bitten um Unterstand!“

Der Bogt, der keiner von den Kleinen war, mußte zu dem Sprechenden aufsehen, der ihn mit hellen Augen aus einem braunen, lächnen Gesicht stolz ansah.

Der Bogt von Pestwurm streckte die Hand aus und nahm vom Tisch den Willekumm, einen großen Becher, den er den Fremden bot. Dann setzten sich diese zwischen die Gäste.

Der Sprecher, anscheinend ihr Führer, grüßte die Frauen mit Anstand, dann setzte er sich auch und wartete auf Anrede. Man fragte ihn nicht aus, Neugier ist nicht Friesenart, nur hin und wieder fiel ein Wort an ihn, schwer und bedächtig wie die Frager selbst, und kurz und gewichtig gab er darauf Bescheid.

Nach einer Weile standen alle auf und traten vor die Tür, wo die Jugend zu tanzen aufgehört hatte und sich jetzt mit „Klootschieten“ vergnügte. Eben hob Hans Henning den Kloot, den Wurfschein, und schleuderte ihn anspringend von sich. Ein Burfsche maß die Weite.

„Söstig Schritt!“ rief er, und ringsum Klang bewunderndes Murmeln. Und Geesche süßte Hans Hennings stolzen Blick auf ihr und wurde verlegen.

Da trat der Fremde in den Kreis und bückte sich nach dem Stein.

„Mit Verlaub,“ sagte er, „söstig Schritt is Aimerspeel!“

„Grotzmut!“ rief Hans Henning laut und heftig. Da drehte sich der Fremde nach ihm und sah ihn mit einem so drohenden Blick an, daß der Dufumer erschraf.

Dann hob der Fremde den rechten Arm, zog ihn an und warf den Stein gewaltig von sich, daß er über alle Köpfe weg in den Sand flog, weit über die letzte Burfschote fort.

Der Zähler sprang mit weiten Sägen nach und schrie: „Säbentig Schritt!“

Alles staunte den Fremden an, der gleichmütig dasand und lachend die Mädchengesichter musterte. Da trat er zu Geesche Michels, und ernst wurde sein Gesicht. Er sah sie an, und so deutlich flammete Bewunderung aus seinen Augen, daß alle seinem Blick folgten und auf Geesche sahen, die blutrot unter den Mädchen stand und von allen Augen die des Fremden herauszufühlen meinte.

Da schrie Hans Henning in die Stille: „Ein anderes Spiel, ihr Leute! Sollen uns Fremde unterkriegen?“

Er warf die pelzeingefasste Fackel ab und trat vor eine große Biertonne, die noch gefüllt an der Hauswand lag.

„Wer hebt die Tonne zwanzigmal?“

Ein paar Burfschen drängten sich heran, einer nach dem andern krampfte die Finger um die Faßdauben, aber bald wurden die Arme lahm, und das Faß rollte in den Sand.

Da griff der junge Henning zu und schwang die schwere Tonne über den Kopf, senkte sie und hob sie wieder.

Die andern zählten halblaut mit: „... äßen ... hörteen ... sößten ...“ Es schien ihm schwer zu werden, auf seiner Stirn glänzten dicke Schweißtropfen, und die Arme zitterten. Da sah er den Fremden, der neben Geesche stand und ihn lächelnd betrachtete. Mit aller Kraft vollendete er die zwanzig Mal, dann trat er zurück.

Der Fremde beugte sich zu Geesche: „Wie oft soll ich das Faß heben, Deern?“

Sie schwieg und spielte mit dem Silberschmuck um ihren Hals; da lächelte er wieder, als ob sich in seinen Augen die Sonne gefangen hätte, und bückte sich nach der Tonne. Er hob sie scheinbar mühelos, und die mitzählten, vergaßen es vor Staunen. Da zählte er selbst laut bis vierzig. Dann ließ er mit einem gewaltigen Schwung die Arme sinken und stellte das Faß an die Hauswand. Die Burfschen und Mädchen riefen Beifall, Hans Henning wurde vor Zorn blaß und wendete sich ab.

Dann gingen alle in das Bogthaus zum Tanz. Das erste Paar waren der große Fremde und Geesche Michels. Er hatte sie geholt, als ob es sein Recht wäre, und Geesche hatte ihm zugewinkt, halb Stolz, halb Angst im Herzen. Unter den Füßen der Tanzenden bröhrnte die Diele, und unruhig flackerten die Flammen, die an den Wänden aus kupfernen Lämpchen züngelten.

Hans Henning tanzte nicht. Er stand an

Tisch und starrte Geesche nach, deren roter Beidenwandrock um die braunen Ledertiefel des Fremden flog.

Er haßte den fremden Tölpel, den großen Schlagtot, der mit seiner rohen Kraft seine städtischen Künste verdrängte und damit nicht nur Geesche wohlgefiel; denn auch der Bogt stand da und sah dem Tänzer und seiner Tochter freundlich nach.

Eben war eine Pause im Tanz; schwer atmend und polternd setzten sich die Tanzenden an den Tisch.

Da sagte der alte Kemmer Henning, der gemerkt hatte, wie sein Junge unter der Zurücksetzung litt, und dem die Bogttochter als Schwiegertochter wohl recht gewesen wäre: „Hans, geh an den Schoner hinunter und hole das kleine Fäßchen ungarischen Wein. Die Pestwormer sollen auch haben, was man in Städten Gutes schluckt!“



Von der Erkaufführung der Oper „Monna Vanna“ von Henri Février, nach Maurice Maeterlincks lyrischem Drama, in der Sachsen-Oper im Schillertheater zu Berlin O.

Guido Colonna (W. Permann), Monna Vanna (Hel. M. Poensgen), Marco Colonna (Ch. Simons).

Phot. Willinger.

Nach einer Weile kam der junge Henning und brachte das Fäßchen, das er vor seinem Vater auf den Tisch legte. Der zapfte es kunstgerecht an und füllte die Gumpen und Becher.

Rings um den Tisch schmaßten die Lippen: „Dat's gaub . . . Dat is'n Win!“ Klang es halblaut.

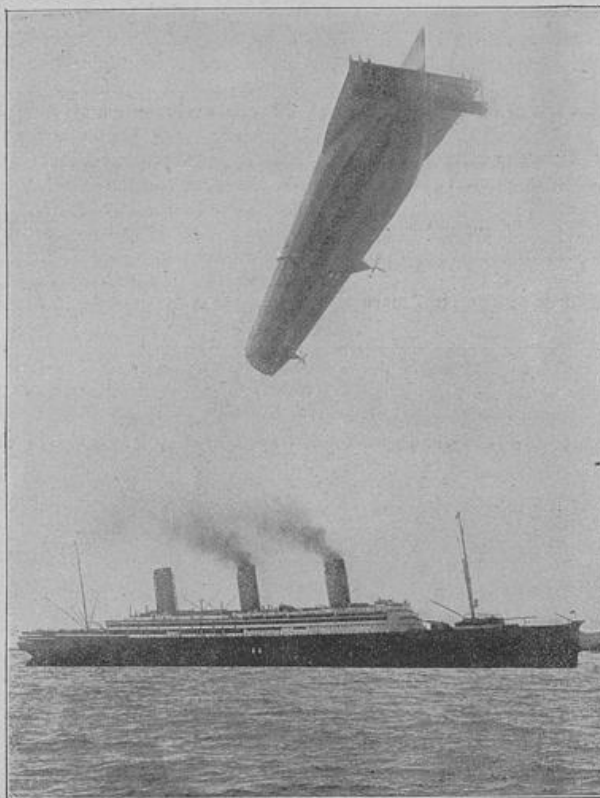
Der fremde Schiffsführer kostete auch einen Tropfen, dann sagte er, zu dem Vogt und dem Husumer Ratsherrn gewendet:

„Mit Gunst! Verlaubet, daß ich mich ranzioniere! Ich habe auch einen guten Wein an Bord!“

Er rief zwei seiner Leute an, die am Kamin saßen und vor sich hindöhlten:

„Daf und Heino! Gehet an die Kogge und holt das Faß, das unter Backbord liegt. Bringt auch meinen Becher mit, daß ich dem Herrn Landvogt Bescheid tu!“

Die beiden standen auf und stolperten über die Schwelle in den Abend und den Nebel hinaus. Als die Leute des fremden Schiffsführers zurückkamen, tropfte Wasser aus ihren Schnurrbärten. Sie stellten die Tonne, die mit einem glänzenden Harz überzogen schien, vor ihren Führer, daneben einen aus Silber getriebenen Becher, so groß, daß man zwei Fäuste hineinlegen konnte. Der Fremde stand auf und nahm den Schlegel zur Hand, der auf dem Tisch lag. Ein



Der Zeppelin-Luftkrenzer „Hansa“ begrüßt den von seiner zweiten Ozeanfahrt heimkehrenden Sayag-Riesendampfer „Imperator“ bei der Einfahrt in Cuxhaven. Phot. Erich Dønnighoven.

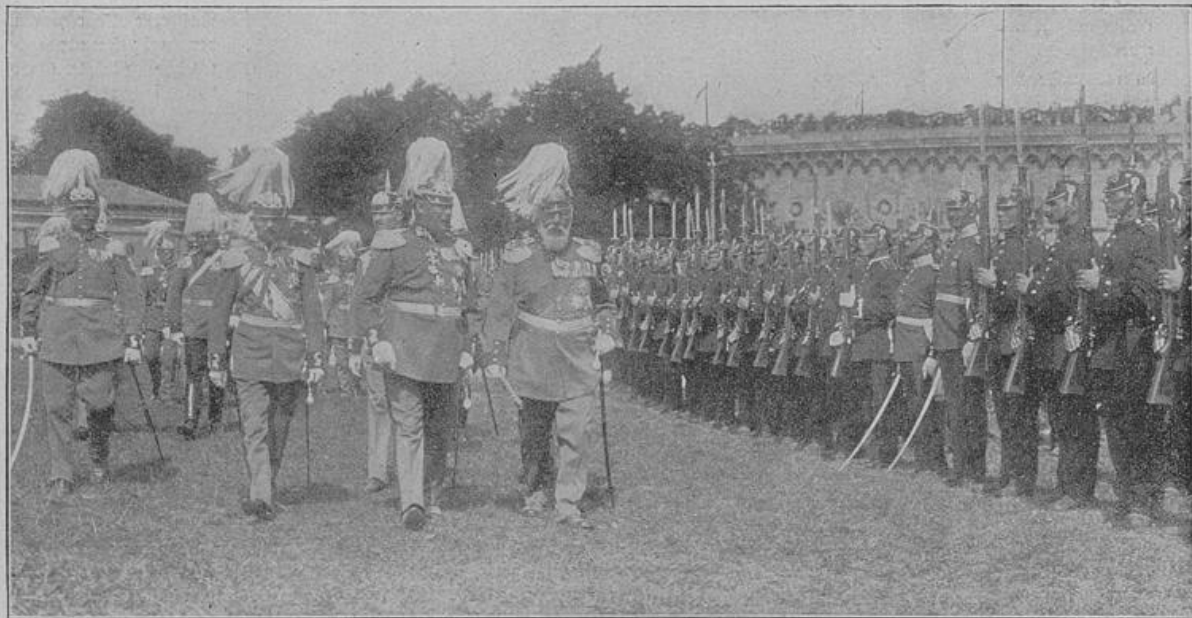
Schlag — der Spund fuhr in die Tonne, und rot und duftend sprudelte der Wein heraus in den Becher. Als dieser voll war, hielt der Fremde die Hand auf das Zapfloch, nahm die Kappe ab und rief:

„Zu Gottes Ehr! Das trink ich auf Pellworm!“

Er hob den Becher an den Mund, und als er ihn absetzend umdrehte, lief nicht ein Tropfen mehr heraus. Da brach am Tisch ein Lärmen und Lachen ohnegleichen aus, alles hielt ihm die Gumpen hin, und jeden füllte er und reichte ihn mit freundslichem Lächeln zurück.

Der Vogt rief seine Mägde und ließ Fleisch und Brot auftragen, und bald zog der Dunst des Weins wie Nebel über die Köpfe und machte sie rot und wirblig.

Laut und voltrig schrien die Männer durcheinander, ab und zu quiekte ein Mädchen auf, wenn ein Burfche die Hand zu fest um seine Hüfte legte. Und Geesche saß neben dem Fremden, sah ihn glücklich lächelnd an und hörte auf seine Worte. Ein Nachbar griff nach dem fremden Silberbecher, drehte ihn um und besah ihn. Schon saßte ein anderer danach, und so stand der Becher auf der Wanderung um den Tisch plötzlich vor dem jungen Henning, der mit finstern Gesicht vor sich hingestarrt hatte. Beim Klang des Silbers fuhr Hans auf und griff nach dem



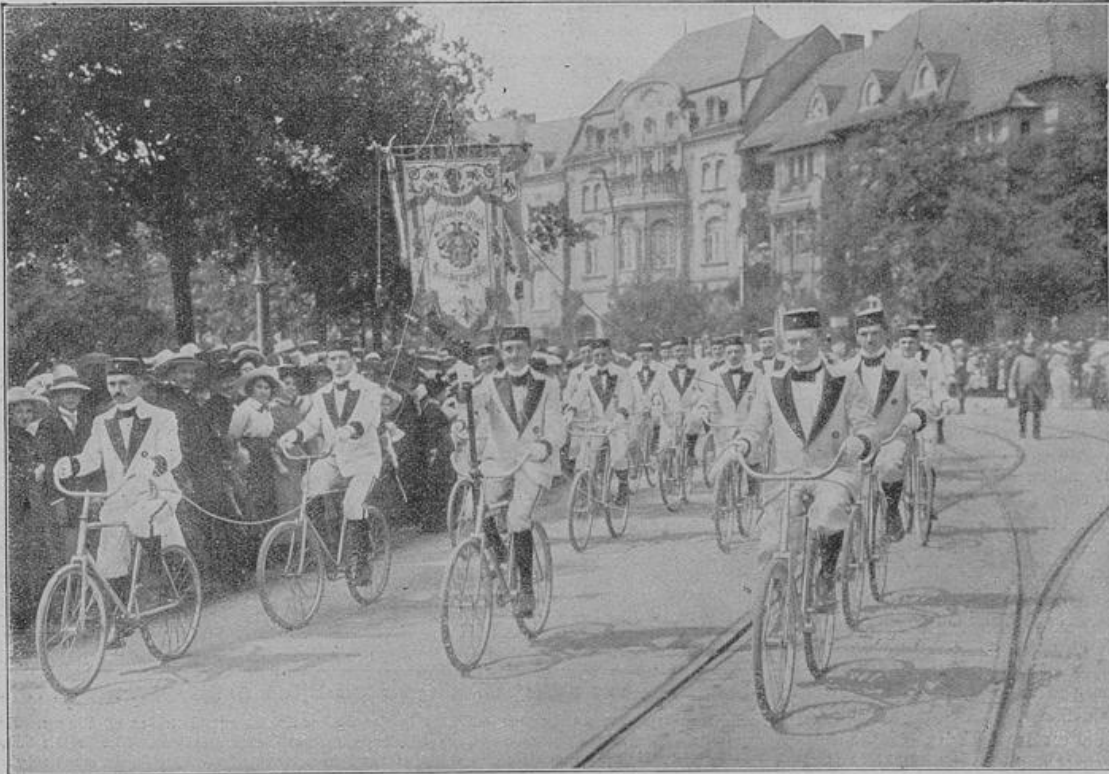
Von der 100-Jahrfeier der bayerischen Pioniere, 2. bis 4. August, in Ingolstadt: Der Prinzregent Ludwig von Bayern schreitet die Front der Pionierbataillone ab. Phot. Kessler & Co.

Rechts vom Prinzregenten General von Brug, der Chef der bayerischen Verlehrsgruppen, daneben der bayerische Kriegsminister Freiherr Kref v. Kressenstein, am Rande der Pionierinspiziteur Generalmajor Schloffer. Ein Festzug und eine Kundgebungsfahrt nach Kehlheim bildeten weitere Glanzpunkte der Feier.

Vom 30. Bundestag des Deutschen Radfahrer-Bundes, 1. bis 5. August, in Breslau.



Gruppe von Radfahrern auf blumengeschmückten Hochrädern in dem 7000 Teilnehmer zählenden Festzug, der sich am Vormittag des 3. August durch die mit Fahnen und Girlanden verzierten Straßen Breslaus bewegte. Internat. Ill.-Verl.



Eine besonders wirkungsvolle Gruppe aus den am Weltbewerb teilnehmenden Vereinen in dem großen Festzug. Internat. Ill.-Verl.



Vom 175-jährigen Jubiläum der kgl. Militär-Erziehungs-Anstalt Annaburg: Exerzieren der Böglinge in den Uniformen und mit den Waffensäcken, welche zur Zeit der Gründung der Anstalt (1738) von den Zusehern derselben getragen wurden. Phot. A. E. Hohlwein.

Gefäß. Als er den Becher des Fremden erkannte, wollte er ihn von sich schieben, da fiel sein Blick auf halbverwischte Schriftzeichen am Becherrand. Er sah schärfer hin und las:

Ich Jonker Lijssinga Drank dees Heusa (Gemäß)
Von Groninga In een Heusa (Zug)

Er fuhr auf. Er kannte den Spruch, er kannte den Jonker Lijssinga.

Der alte Johannes zu Hause in Husum, der lahme Markthelfer im väterlichen Geschäft, hatte ihm oft davon erzählt. War der Alte doch selber Vitalienbruder gewesen und einst mitgefangen, dann aber begnadigt worden. Der hatte ihm von Jonker Lijssinga erzählt, dem trunkfesten Gröninger-Handelsherrn, den die Vitalienbrüder fingen und erschlugen, weil das Lösegeld zu spät kam. Und der ihn erschlagen ließ und den Raub nahm, war der Führer der Vitalienbrüder, der häßste und frechste — Klaus Störtebeker.

Hans Henning stellte den Becher fort. Er sah zu dem Fremden, der Geesches Hand in seiner braunen Brante hielt und freichelte.

Und der Bogt saß ihm gegenüber und stieß mit brüllendem Lachen mit ihm an. Der einzige

riefen und ihm geruhjame Nacht wünschten. Dann tasteten sie sich durch den dicken Nebel an den Strand, wo ihr Schoner unter den ersten Flutwellen leise mit den Tauen knarrte und schaukelte. Kaum ließ das blasse Morgenlicht die Kimmung erkennen, da rauschten an dem Husumer Schiff die Segel hoch. Drüben auf der andern Seite der Insel lag die Rogge der Vitalienbrüder, und ungesehen ging



Jugentgleisung bei Küpperfeg an der Straßenkreuzung der Provinzialstraße Cöln-Düsseldorf am 5. August.

Das Unglück ereignete sich nachts. Der Personenzug entgleiste infolge Schienenbruchs mit sämtlichen (9) Wagen. Nach der Entgleisung fuhr er noch etwa 16 m am Bahndamm entlang und durchfuhr das Bahnwärterhaus. Hier fiel die Lokomotive um; sie bohrte sich in die Erde ein, während die anderen Wagen den Damm hinunterfielen oder sich ineinanderstoben und quer über die Gleise legten. Frau und Kinder des Bahnwärters waren gerade zu Bett gegangen, als durch den Anprall des Zuges die ganze Vorderfront des Hauses zertrümmert wurde. Die so jäh aus dem Schlaf Geweckten haben teilweise schwere Verletzungen erlitten. Unser Bild zeigt das demolierte Haus, die umgestürzte Lokomotive und einige Wagen. Phot. M. Jost.

der Husumer Schoner in See. Mit voller Leinwand zog er südwärts über das Wasser, das frei von Nebeln weithin glitzerte, und am Nachmittag sah Hans Henning, der im Mastkorb saß, die Türme von Hamburg auftauchen. Und als die Ebbe kam, lag der Schoner fest vertäut an den Dallen des Hafens in St. Pauli, und die beiden Hennings standen vor dem Ersten Bürgermeister der Freien- und Hansestadt. Der hörte die Kunde, rief eilig nach dem Perjanermantel und dem vielgefälltesten spanischen Kragen und ließ die Senatoren in das Rathaus holen.

Dort wiederholte der Husumer, vor Aufregung schludend, seinen Bericht. Da sprang Herr Simon, der jüngste Hamburger Senator, auf. Er war von holländischer Abstammung und zu Utrecht geboren, ein seebefahrener Mann, der schon einmal, das Enterteil in der Faust und die Sturahaube auf dem Kopf, mit seiner Mannschaft ein Schiff der Vitalienbrüder genommen hatte. Ganz Hamburg hatte damals gelacht, als er heimkam mit der eroberten Rogge, vierzig gefangene Seeräuber unter Deck. Und weil er nicht genug Ketten gehabt hatte, um die Raubgesellen zu fesseln, hatte er sie einzeln in Tonnen gesteckt und vernagelt, so daß nur oben die Köpfe herausschauten. So war er mit seiner wilden Fracht in den Hafen geegelt. Der stand nun auf und rief in seiner hastigen Art, die Holländisch und Deutsch noch immer durcheinanderwarf:

„Als Jou belieft, Mynheers Senators! Wenn der hohe Rat mir bis morgen früh fünf Wehrschiffe schafft, will ich den Störtebeder mit Gottes Hilfe wohl säupen!“

Und als der andere Morgen kam, fuhr eine Kette von Schiffen die Elbe hinab, und überall, am Nordervatt, auf Gelbenlande und auf Buschlande, standen die Fischer, umschatteten die Augen mit der Hand und riefen: „Dat sünd de Hamburger Schipp! Dat is Matzmann Simon sine Bunte Koh!“



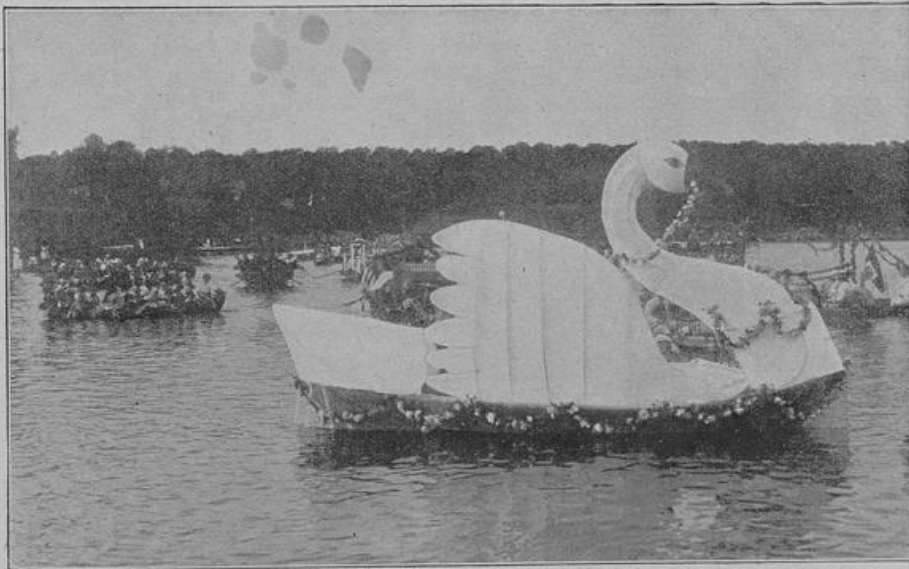
Der Flieger Linnekogel (X) in seiner Rumpflertaube nach Schaffung des neuesten deutschen Höhenflugrekords von 4260 m während der Jubiläums-Flugwoche auf dem Flugplatz Gelsenkirchen-Essen-Rotthausen. Phot. J. Doll.

Am Nachmittag schrie der Mann, der im Mastkorb der Bunten Koh saß, „Hilgelande by Stürbörd!“ Die kleine Flotte drehte bei und fuhr in halber Wendung von Westen her; da lagen bei Helgoland vier Schiffe, und von Mund zu Mund ging es: „De Vitalienbroders!“

Bei dunkelnder Nacht fuhr man vorsichtig heran, und als sich der Tag aufhellte, trachten schon die Planken der Hamburger Schiffe gegen die Seeräuberfoggen.

In der größten, dem Tollen Hund, hatte Klaus Störtebeder mit seinen Hauptleuten geschlafen. Er war erst gegen Morgen von Pellworm abgefahren, sorgloser als sonst; denn die rauhe See und die späte Herbstzeit boten ja reichlich Gewähr, daß die Schiffe der Engländer längst im sichern Hafen lagen. Er schlief und lächelte; denn der Traum brachte ihm die Süßigkeit der letzten Stunden wieder und die Liebeslungen Geseche Michels, mit denen sie den rauhen Mann wie in einen weichen Mantel eingehüllt hatte. Da dröhnte ein Schrei in seinen Traum, daß er aufsprang. Er horchte noch einmal, dann griff er in rasender Hast nach Eisenkappe und Schwert und stürzte an Deck mit dem Rufe der Vitalienbrüder: „Godes Fründ, aller Welt Fiend!“

Oben tobte kirrender Kampf. Die zwei kleineren Piratenschiffe waren bald in der Macht der Hamburger, die alles, was nicht die Waffen fortwarf, kurzerhand ins Wasser stießen. Doch auf den andern hielten die Vitalienbrüder tapfer stand. Störtebeder und sein erster Hauptmann Wichbold, schlugen mit ihren Schwertern durch manchen Hamburger Helm und Kopf, bis sie der Übermacht erlagen. Unter einem Beifhieb stürzte Störtebeder hin, und ehe er sich in



Blumenkorso auf dem Pöhssee i. d. N.

W. Verlag H. Grohs.

Auf dem Pöhssee bei Grünheide i. d. N. fand ein großer idyllischer Blumenkorso statt, an dem ungefähr 40 Boote teilnahmen. Unter den Fahrzeugen, die mit Blumen und Lampen geschmückt waren, fand ein „Niesenschwan“ wegen der Originalität der Aufmachung besonderen Beifall.

der schweren Kistung wieder aufrichten konnte, waren die Hamburger Schiffsnechte über ihm und schleppten ihn fort. In der Hansestadt Hamburg hatte man voller Spannung den ganzen Tag und noch den folgenden Ausschau gehalten, und als der Abend kam, schwamm langsam durch den ziehenden Nebel eine große Kogge heran, die hatte ein rotes Vorkastell, das ragte hoch wie eine Burg. Darin lagen Klaus Störtebeker und seine Gefährten unter Deck mit schweren Wunden und in Ketten. Und als die Laufplanke zur Brücke lag und Herr Simon von Utrecht im klirrenden Eisenharnisch darüberging, läuteten auf Sankt Michaels Turm die Glocken, die von Sankt Petri und Nikolai nahmen die Klänge auf, und es war, als töne der ganze Nebel über der Stadt.

Drei Tage später zogen die Hamburger Bürger in Scharen an den Elbestrand und starteten nach dem Grasbrook; da steckte auf Pfählen eine Reihe Köpfe, die hatten den Vitalienbrüdern gehört.

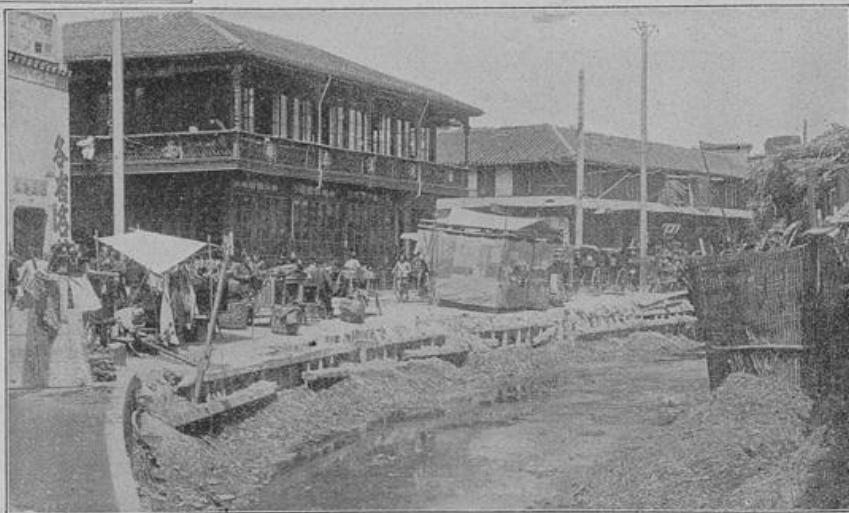
Kaum hatte im nächsten Frühjahr der Westwind das Meer eisfrei gemacht, so fuhr Hans Henning, der junge Husumer, nach Feltvoorn hinüber. Er fand die Insel und das Bogthaus unverändert, nur Geesche war blaß und hohläugig geworden. Da erzählte er, was im vergangenen Winter geschehen war, und mit staunendem Schreck hörten es die Inseleute. Immer mehr drängten auf die Diele, und immer wieder mußte er berichten,



Das deutsche Klubhaus in Schanghai.
Phot. Charles Velius.

Die jüngsten Unruhen im Yangtsetal.

Bei den in letzter Zeit wieder ausgebrochenen Kämpfen zwischen der militärisch starken, aber finanziell schwachen Regierungspartei in Peking und den Aufständischen im Süden ist es zu schweren Gewalttaten zwischen den um die Oberherrschaft ringenden Faktoren gekommen. Insbesondere handelt es sich um die Wiedergewinnung Nankings, das Hwangtching, der einflussreichste Führer der Revolutionäre, zu seinem Hauptquartier gemacht hat. Die Fremden in Schanghai haben sich jetzt für alle Fälle zum Schutze von Leben und Eigentum militärisch organisiert. Es hat seitens der im freien Felde immer wieder geschlagenen Revolutionäre bereits an bedenklichen Ausschreitungen gegen die in Schanghai ansässigen Europäer und Amerikaner nicht gefehlt; und wenn der Aufstand gänzlich niedergedrückt sein wird, sind weitere Nachfälle an den Fremden durchaus nicht unahrscheinlich. Das deutsche Klubhaus in Schanghai wird in diesem Falle einen der Sammelplätze für die Bedrohten bilden.



Blick in das Chinesenviertel von Schanghai, einen der Hauptplätze der jüngsten Unruhen.



Hermann Harry Schmih-Düsseldorf †.

Der geistvolle Schriftsteller ist 33 Jahre alt, in Mänstet am Stein, wo er Heilung von einem nervösen Leiden gesucht hatte, gestorben. Der wachsende Erfolg seiner originellen literarischen Arbeiten hatte ihn vor kurzem veranlaßt, dem kaufmännischen Beruf zu entsagen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen.

Henning wollte ihr streichen, da fuhr sie herum: „Dat mi tofreden, dau Henkersfründ!“

„Aber Geesche,“ bat er, „ich hab' dir doch nichts getan!“

Sie stand auf, und in ihre Augen kam etwas von dem Glanz von früher: „Ihr habt ihn den Hamburgern angezeigt, um tausend Gulden verkauft habt Ihr ihn! Ihr allein!“ Sie legte laut aufweinend die Hände wieder vor das Gesicht; es war, als ob eine Flamme erlosch. Leise sagte sie, wie eine Liebesjung: „Min Kläs, min leiven, süten Kläs!“

Hans Henning wußte nicht, was er sagen sollte. Er schlich leise zur Tür und wollte zu dem Vogt, ihrem Vater. Als er ihn gefunden hatte, gingen die Männer auf die Diele zurück, aber Geesches Platz war leer. Das Kaminfeuer flackerte in seltsamen Schatten darüber hin. Sie sahen sich stumm fragend an, dann stürzten sie zur Tür, hinaus über das Watt an den Strand, der im grauen Frühabend mit Himmel und Wellen in eins verschwamm. Es war niemand zu sehen. Ganz hinten flackerte etwas auf, es mochte auch eine Gischtwolke gewesen sein, und von ferne klang ein Schrei, wie von Wölfen, die in die Wellen tauchen. Dann war alles ruhig.

Nur die See sang in ihrem ewigen bröhnenden Auf und Ab ein braufendes Lied, wie eine Klage um ihre verlorenen trotzigten Kinder.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 34.

Düsseldorf, 25. August

1915.

XV. Deutscher Handwerks- und Gewerbeamttag in Halle a. S.



In Halle a. S. fand am 13. und 14. August die 15. Tagung der Vertretung des deutschen Handwerks und Gewerbes statt. Die Reichsregierung und zahlreiche Bundesstaaten, Provinzial- und Stadtverwaltungen, fast sämtliche Handwerks- und Gewerbeämtern und sonstige Interessenten waren vertreten. Leiter der Versammlung war das Herrenhausmitglied Klempnerobermeister Plate-Hannover. Da in allernächster Zeit eine teilweise Änderung der Handwerks-gesetzgebung von 1897 zu erwarten ist, gewannen die Beratungen des Tages erhöhte Bedeutung. Die vielumstrittene Frage, wo die Grenze zwischen Fabrik und Handwerk zu ziehen sei, wurde wiederum eifrig erörtert; ebenso die Bekämpfung der Schäden des Submissionswesens, der Schutz der Arbeitswilligen, die Befreiung von Grundstücken usw. Phot. Deutsche Ill.-Ges.

Die Reise nach Augsburg.

Von Karl Pauli.

Beider Augen leuchteten, als er das Buch weglegte; es war ein ziemlich mittelmäßiger Roman aus den vierziger Jahren, voll Unnatur und Rührseligkeit, aber damals liebte man das; je falscher Menschen und Dinge gezeichnet waren, desto staunenswerter.

„Ja, Augsburg,“ sagte er, „ich habe mir immer gewünscht, einmal nach Augsburg zu kommen. Du auch?“

Sie nickte, sie hatte sich zwar noch nie viel um Augsburg gekümmert, aber da „er“ wünschte, nach Augsburg zu kommen, wäre es ihr wie ein Frevler erschienen, wenn nicht sofort der Wunsch, die alte Stadt zu sehen, in ihrem Herzen aufgestiegen wäre. Jetzt wurde dieser Wunsch übrigens stark von der Feltüre des Romans unterstützt; er spielte in Augsburg zur Zeit des Mittelalters und schilderte in lebhaften Farben das Milieu der damaligen Stadt.

„Ja, Augsburg!“ rief er begeistert. „Eine herrliche, eine deutsche, stolze Stadt!“ Und nun wiederholte er mit einer Gründlichkeit, die dem deutschen Lehrer besonders eigen, was er in der Schule und auf der Präparandenanstalt in Geschichte und Geographie über den Ort gehört.

Sie hörte mit andächtiger Miene und zärtlicher Spannung zu, und als er mit seinem Schulkrum endlich zu Ende war, hauchte sie hingerrissen: „Ja, dort muß es schön sein, dort möcht' ich hin!“ — „Weißt du,“ sagte er, „wir machen unsere Hochzeitsreise nach Augsburg.“

Sie erschauerte, so viel Glück ahnen zu dürfen, und lehnte sich zärtlich an ihn. Nun besprachen sie nochmals den ganzen Roman, nannten die Plätze, Häuser, Straßen der alten Stadt, daß sie schon glaubten, in den engen Straßen herumzuwandeln und sich stritten, ob man, um von diesem Platz nach jener Kirche zu kommen, rechts oder links gehen müsse. Und als er endlich zur Schlafengehenszeit das kleine Häuschen der Matschreiberswitwe, deren Tochter Grete seine liebe Braut war, verließ, da schied er mit den Worten: „Also, Gretchen, es ist beschlossen, unsere Hochzeitsreise machen wir auf jeden Fall nach Augsburg.“

Sie nickte; jetzt erschauerte sie nicht mehr vor Glück bei den Worten; nun er von ihr ging, klang es so ganz anders: Hochzeitsreise — ja dazu gehörte vor allem eine Hochzeit. — Und wann würde die sein? Wenn er eine Anstellung hatte. Und wann würde er die bekommen? Das konnte vielleicht noch Jahre dauern.

Und es dauerte denn auch noch eine geraume Weile, aber eines Tages kam er doch mit einem Briefe angelaufen, in dem stand, daß der Schulamtskandidat Heinrich Bauer zum zweiten Lehrer der Städtischen Schule zu Hainburg in Ostpreußen ernannt sei. Nun war das Glück groß; an Augsburg dachte man vorläufig nicht, erst wurde geheiratet. Es war am Tage nach der Hochzeit, als das junge Paar das erstmal in seinem eigenen Heim saß, da sagte er, indem er ihre Hand



Kronprinzessin Sächse von Preußen beim Lawn-Tennis-Turnier im Ostseebad Heiligendamm: Eine Pause im Spiel.

Von links nach rechts: Leutnant C. Lange, die Kronprinzessin, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Frau Assessor Dr. Kleinede.

Phot. A. E. Holtwein.

ergriff: „Gretchen, ich habe dir etwas abzubitten; weißt du, ich hab' hin und her gerechnet, es ging beim besten Willen nicht, wir müssen sie aufschieben.“

„Was denn?“ fragte sie verwundert; sie wußte genau, was er meinte, aber er sollte es nicht merken, sie wollte so tun, als ob sie es längst vergessen hätte. — „Die Augsburger Reise,“ sagte er.

Sie hielt ihm den Mund zu. „Aber was sprichst du da, daran hab' ich längst nicht mehr gedacht; von was denn, du armer Kerl? Wenn ein Möbel so gar nichts mitbringt wie ich, da hören Hochzeitsreisen auf.“

Jetzt hielt er ihr den Mund zu. Aber das Thema war einmal aufgebracht und ließ sich nicht so leicht zum Schweigen bringen. Erst wurde besprochen, warum es nicht ging, dann, wie schön es gewesen wäre, wenn es gegangen wäre, und ehe sie sich's verfaßen, befanden sich beide mitten in Augsburg und in dem Roman. Ach, es müßte doch zu schön dort sein! Und wieder beschloßen sie, bestimmt hinzufahren, wenn sie erst soviel gespart hätten, und dann rechneten sie aus, wieviel die Reise wohl kosten und wieviel Zeit wohl vergehen könne, bis sie diese Summe erspart hätten. Zwei Jahre sollten wohl ins Land gehen, aber das sollte sie nicht abhalten, tüchtig zu sparen.

Und was sie sich vorgenommen, das führten sie reblich aus; die Summe war auch beinahe zusammen, aber nach Augsburg kamen sie doch nicht; dafür kam der Storch, und Storchbesuch kostet U-ld; mehr als die Hälfte des Ersparten ging drauf. Sie ließen sich nicht entmutigen und trösteten sich mit der Zukunft; Augsburg mußten sie sehen, das stand fest, und da es kein andres Mittel gab, sparten sie mutig von neuem. Aber das ging schon viel langsamer, so ein kleiner Erdenvorm verlangt auch Ausgaben; dennoch hofften sie's in vier Jahren zu erreichen.

Da kam im dritten Jahr der Storch schon wieder. Das gab der Kasse, den Hoffnungen und den Ausichten einen bösen Stoß. Die schöne Stadt — sie lag von Ostpreußen schon weit genug — schien in nebelhafte Ferne gerückt. Dennoch ließen sie den Mut nicht sinken.

Um sich ganz zu stärken, lasen sie den Roman noch einmal, und fester als je beschloßen beide, Augsburg zu sehen, koste es was es wolle. Und mit neuem Mut und mit frischen Kräften wurde weiter gespart.

Da kam ein böser Gast ins Haus, Krankheit, und woch beinahe ein Jahr nicht aus der niederen Stube; erst waren es die Kinder, die sich legten, dann die Mutter, die bei der Pflege der Kleinen ihre Kräfte aufgezehrt, und zuletzt warf es auch den Mann, der von Angst

und Sorge erschüttert war, nieder. Von Sparen war da keine Rede mehr, im Gegenteil, als sie alle wieder auf waren, da lag nichts in der Sparbüchse als das Verzeichnis der Schulden, die sie hatten machen müssen.

Aber sie waren alle wieder gesund, und das war die Hauptfache. An die Reise nach Augsburg konnte freilich vor der Hand nicht gedacht werden, und sie dachten auch nicht daran, wenigstens im Ernst nicht; nur zuweilen, wenn sie so beisammenliefen, da sagte er plötzlich ganz unvermittelt:

„Aber nach Augsburg kommen wir doch noch, das steht fest.“

Und sie nickte dann und antwortete: „Ja, ganz sicher, das steht fest.“ — In einem jener Tage kaufte er sich heimlich eine kleine Blechschachtel und ritzte die Worte darauf: „Zur Reise nach Augsburg.“ Dahinein kam jeder Groschen, den er nur erübrigen konnte.

Die Zeit verging, die Schulden waren abgetragen, und in der Büchse klapperte manch harter Taler. Aber die Kinder wuchsen heran, und als die Zeit da war, da mußte der Älteste aus dem Hause aufs Gymnasium. Erst glaubte der Vater, es durchhüdrücken, aber die Ausgaben wuchsen, und es blieb oft nichts übrig, als in die Blech-

schachtel zu greifen. Wenn es auch immer wieder ersetzt wurde, so daß es nicht weniger ward, aber hinzu kam auf diese Weise auch nichts. Die Augsburger Reise mußte daher wieder aufgeschoben werden. Aber wenn sie so beisammenliefen, sagte der Lehrer häufig: „Weißt du, sobald der Zunge für sich selber sorgen kann, dann fahren wir nach Augsburg, denn Augsburg müssen wir sehen.“ Worauf Grete erwiderte: „Ja, Väterchen, wenn nichts dazwischen kommt, sonst



Zum 100. Todestag Theodor Körners — 26. August: Denkmal des Dichters, gestiftet vom Theodor-Körner-Verein, dramatische Vereinigung in Barmen. Entworfen und ausgeführt ist das Monument, das das Porträt des Dichters an der Vorderseite einer vierkantigen Säule trägt, von dem Düsseldorfser Bildhauer E. W. Schreiner.

Der Künstler hat obige Zeichnung des Denkmals selbst entworfen. Sie zeigt das fertige Monument in den Barmen Anlagen mit dem Hintergrund, wie er nach der Bepflanzung im nächsten Frühjahr etwa aussehen wird. Die Enthüllungsfest ist auf den 24. August angesetzt.

reisen wir später.“ — Und es kam wieder was dazwischen, denn als der Junge endlich sein Examen gemacht und eine Anstellung gefunden, da war die Schwester herangewachsen, und als der Bruder sein Glück meldete, da bat auch sie die Eltern, ihr Glück zu gründen und sie dem Manne ihrer Wahl zu verloben. Heiraten kostet Geld, und wenn Heinrich Bauer auch erster Lehrer und sogar Rektor geworden war, so war es doch keine Kleinigkeit für einen Volksschullehrer, seine Tochter unabhängig auszustatten. Da mußte eben geopfert werden, was da war, und als das nicht reichte, ein Darlehn aufgenommen werden.

„Aber wenn das bezahlt ist, Gretel,“ sagte der Mann, als er den Schuldschein unterscrieb, „da fahren wir ganz bestimmt nach Augsburg, denn nach Augsburg müssen wir, das steht fest.“

Sie nickte: „Wenn nichts dazwischen kommt, ja, Väterchen, ja, sonst warten wir noch eine Weile, aber Augsburg müssen wir sehen, das steht fest.“

Sie sollten es nicht sehen. Eines Tages beehrte ein Mann mit bleichem beinernen Gesicht und hohlen Augen Einlaß in das Schullehrerhaus. Der Tod. Es war keine Hoffnung mehr. Müde und abgespannt lag die bleiche Frau in den weißen Kissen. Bauer hatte den Kindern telegraphiert und erwartete stündlich ihr Eintreffen; jetzt saß er am Bett seiner Frau und hielt ihre Hand in der seinen.



Von der Gigasegel-Regatta auf dem Hüttensee bei Berlin: Die ersten Segelboote an der Wendeböje.
Phot. A. Semmel, Int. Ill.-Verlag.

Sie sprach von allem, was noch zu tun wäre, wie eine sorgende Mutter ihr Haus bestellt. Sie bat ihn, die Kinder zu grüßen, wenn sie sie nicht mehr sehen sollte, und trug ihm tausend Segenswünsche für sie auf.

Dann, nachdem sie eine Weile gelegen hatte, ohne zu sprechen, sagte sie plötzlich: „Und eins versprich mir, Heinrich!“

„Was denn, Gretel?“

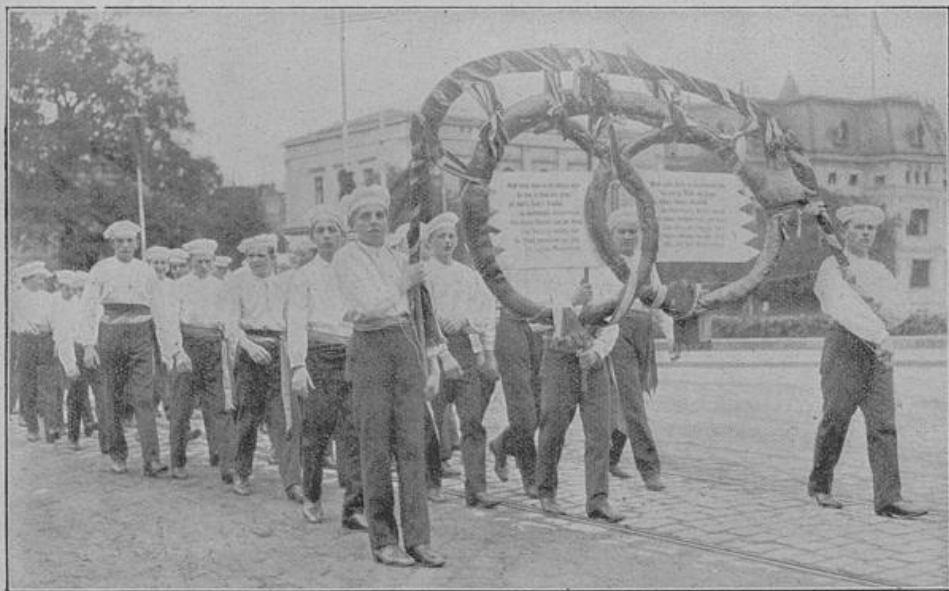
„Nach dem Begräbniß, nicht zu spät, gelt, da fährst du nach Augsburg?“

Er nickte und sagte dann ausweichend: „So bald wird's wohl nicht geschehen.“

„Nu ja, ich weiß ja,“ sagte sie; „aber wenn das Begräbniß bezahlt ist und du das Geld beisammen hast, dann fährst du?“

Er schüttelte leise, aber nachdrücklich den Kopf und sagte: „Nein, Gretel, nein, das wäre keine Freude für mich. Was soll ich ohne dich in Augsburg? Da wart' ich schon lieber die paar Jahre, bis wir wieder zusammen sind; wie lange kann's dauern, und dann ist es ganz gut, daß wir nicht in Augsburg gewesen sind, ich denke, wenn wir beide da von oben so herunterschauen, da sehen wir's am Ende ebensogut.“

Sie sah ihn lächelnd an und schloß die Augen, ein Zug von Glück lag auf ihrem blassen Gesicht. Aber als er sie wieder etwas fragte, da gab sie ihm keine Antwort mehr.



Gruppe der Bäckereiinnung zu Ploßköd mit einer Riesenzweibrot im Festzug aus Anlaß des Besuchs Kaiser Wilhelms zum 125-jährigen Jubiläum des Pflücker-Regiments „Kaiser Wilhelm“ Nr. 90.

Die Brezel war mit Bändern in den schwarzweißroten Farben verziert. Eine Inschrift in jeder der Hälften des geschmackvollen Backwerks lautete folgendermaßen: Wohl keine Stadt in Deutschland steht — So treu zu Reich und Thron, — Zu unsers Kaisers Majestät, — Zu Deutschlands Einheitskron'. — Ruft Kaiser Wilhelm einst zum Krieg, — Zum Krieg gen welsches Land, — Wir Bäcker stürmen mit zum Sieg, — Wir von dem Warnowstrand.

Phot. A. Groß, Ill.-Verlag.

1001

Die Geisterhand von Black Castle.

Eine wahre Geistergeschichte von Robert Kraft.

War da eine lustige Gesellschaft englischer Aristokraten bei Lord Walsome, dessen Schloß, eine ehemalige Ritterburg, hoch oben auf dem schwarzen Felsen von Walsomecliff trotzig seine Türme und Zinnen zum Himmel reckte. Es heißt noch immer Black Castle, die schwarze Burg.

Morgen sollte Jagd auf Hochwild sein, heute abend kreisten die Pokale. Manch Märlein wurde erzählt, auch der Vergangenheit dieses Schlosses gedachte man, und jemand fragte: „Spukt in dem Turmzimmer immer noch die Geisterhand?“ — Der Schloßherr nickte etwas trübe. „Immer noch. Das wird auch nie anders werden.“ — „Was Spuk?! Was Geisterhand?!“ — „Sie kennen das noch nicht?“ — „Kein Wort!“ riefen die meisten. — „Die Geschichte ist ganz einfach, wenn man so etwas einfach nennen kann. Da ist hier einmal vor hundert und mehr Jahren ein Rosshändler hergekommen, hat dem Burgherrn ein Pferd angeboten, der Gaul schien schon seine

Da hat der Burgherr das Pferd gekauft. Der Rosshändler ist im Turmzimmer über Nacht geblieben. Am andern Morgen fand man ihn tot im Bett. Ein Herzschlag! Und am Abend war das Pferd klapperdürr und stolperte über seine eigenen Beine.

Ein Kammerjäger wurde beordert, der säuberte das Turmzimmer.

Weil er an einem Tage nicht fertig wurde, legte er sich am Abend gleich auf



Phot. A. Semmel, Intern. Ill.-Verl.

Prinz Heinrich von Preußen befehligt sich an Bord S. M. Yacht „Meteor“ an den internationalen Segelwettfahrten bei Cowes (England).



Von den Segel-Regatten bei Cowes: Die Yacht „White Heather“, die den Pokal des englischen Königs gegen S. M. Yacht „Meteor“ gewann.

zwanzig Jahre auf dem Rücken zu haben, war wohl nur mit Arsenik oder mit solch einem Teufelsmittel so rund und für einige Stunden so feurig gemacht worden, aber der Händler hob seine Hand zum Schwur empor und sagte feierlich und mit Nachdruck: „Der Gott meiner Väter soll mir erscheinen lassen jede Nacht meine Hand vor dem Bette, wenn das Pferd älter ist als sechs Jahre!“

das Bett, um mit dem ersten Morgensohnstrahl sofort wieder an die Arbeit gehen zu können. Er schlief ein. Mit einem Male erwachte er durch einen kühlen Lufthauch, der über ihn hinstrich. Der Vollmond schien in das Turmzimmer. Und da sah er am Bett- rand zu seinen Füßen eine große weiße Hand, so groß, wie der Hoftäucher sie gehabt hatte. Gerade verkündete die Turmuhr die zwölfte Stunde, und eine volle Stunde, bis es eins schlug, stand die Hand so da. Dann verschwand sie wieder.

Während dieser ganzen Stunde konnte der Kammerjäger kein Glied rühren, war wie erstarrt, mußte unverwandt nach der Hand blicken. Geschadet hat es ihm ja weiter nichts. Das ist die ganze Geschichte.“

„Und dieser Spuk existiert jetzt noch?“ wurde ungläubig gefragt.

„Heute noch. Regelmäßig bei Vollmond. Während meiner Zeit haben es zwei Männer gewagt, bei Vollmond in dem Turmzimmer zu schlafen. Beide sind um Mitternacht von dem kühlen Luftzug geweckt worden, beide haben die große leuchtende Hand erblickt.

Doch nein, es darf nur ein einziger im Turmzimmer sein, er muß im Bett liegen. Bei zweien kommt der Spuk nicht. Ich spreche von zwei verschiedenen Fällen. Zene waren nacheinander in dem Zimmer. Geschadet hat es ja keinem, aber ... es ist eine Tatsache.“

„Haben Sie den sonderbaren Spuk denn selbst auch schon gesehen?“ fragte ganz aufgeregt der junge Baron Raugham.

Dieser junge Baron war erst kürzlich von einer Reise um die Erde zurückgekehrt, erzählte fortwährend die haarsträubendsten Jagd- und Abenteuererzählungen, renommierte mit seinen Heldentaten und nahm es sehr übel, wenn man ihm nicht volle Aufmerksamkeit schenkte. Er allein wollte nur immer das Wort führen.



Oberturnlehrer Rudolf Zihgall, Leipzig, Leiter des XII. Deutschen Turnfestes, 4.

Der Dahingeshedene, 1855 in Gera geboren, erlernte das Weberhandwerk, bildete sich dann zum tüchtigen Turner aus, ward Turnlehrer in Leipzig und legte als solcher die Staatsprüfung ab. Wegen seiner Verdienste um das Gelingen des Leipziger Turnfestes erhielt er vom König von Sachsen das Ritterkreuz des Albrechtordens.

„Die alte Bettstelle steht noch da, es braucht nur eine Matratze hineingelegt, und alles vorgerichtet zu werden.“

„Baron, wagen Sie's?" — „Na was gibt's denn da zu wagen! Ich habe einmal in Newyork eine ...“

„Es muß also ein einzelner sein,“ sagte Lord Walsome nochmals.

„Nein, ich mache solche Experimente nicht, für mich genügt die Aussage glaubwürdiger Zeugen,“ entgegnete Lord Walsome.

„Ach, das ist ja Nonsense! So etwas gibt's ja heutzutage gar nicht mehr!“ rief der Baron.

„Ich weiß es nicht. Ich habe die beiden Herren für glaubwürdig gehalten.“

„Das sollte man doch einmal versuchen,“ sagte ein anderer. „Heute ist ja gerade Vollmond.“

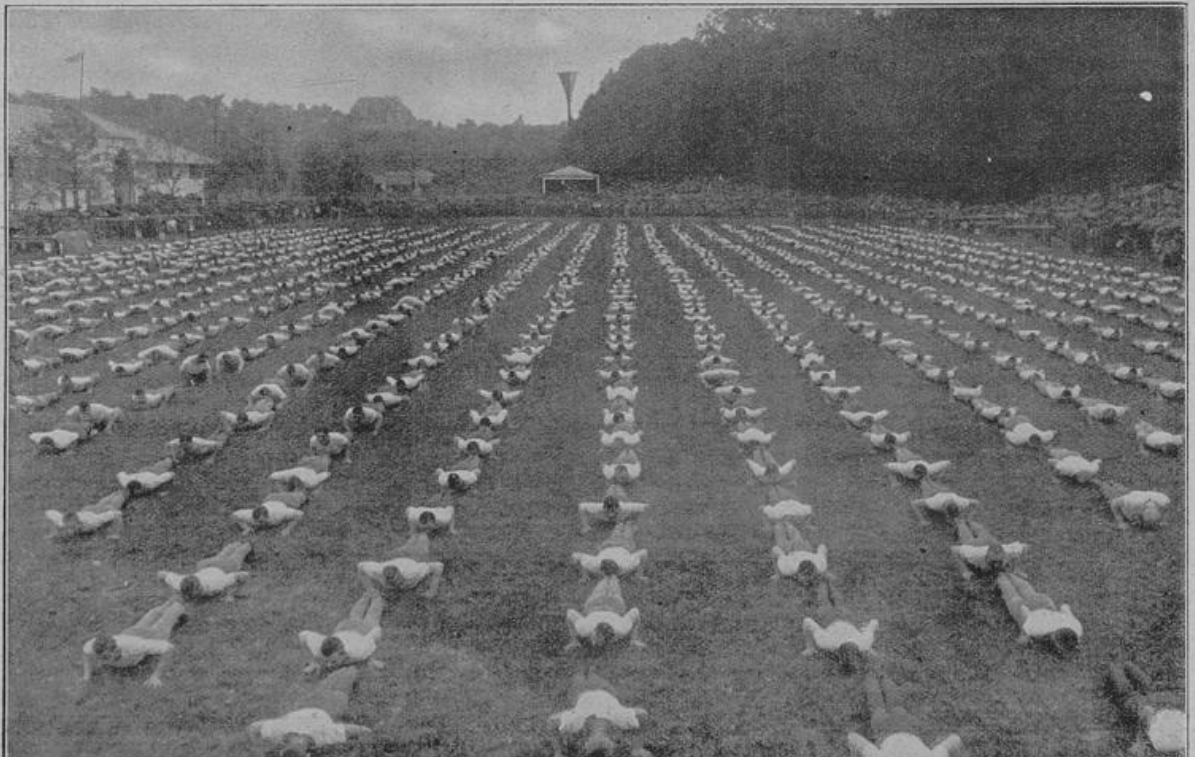
„Ja, wer wagt's?“ erklang es im Chor.

„Na, was gibt's denn da zu wagen!“ rief Baron Raugham. „Ich bin in Indien bei Sayderabad einmal in einer Leichenhalle gewesen, da ...“

„Ist in dem Turnzimmer ein Bett?“ wurde er schleunigst unterbrochen, denn sonst kam wieder eine endlose Geschichte.



Das mächtig wirkende, dem Turnvater Jahn gewidmete Denkmal, das der Deutsche Turnerbund dem Altmutter und Begründer des Turnens am 11. August, dem Geburtstag Jahns, in Eger errichtet hat. Es ist ein hoher Hügel mit einem riesigen Granitblock und vier gewaltigen Adlern. Das Denkmal steht man auf viele Kilometer ins Land hinein, und es ist ein neues Wahrzeichen des Deutschtums in Böhmen. Besonders charakteristisch sind auf den Abhängen des Hügels die Findlingssteine mit Inschriften wie Armin, Schiller usw. Schöpfer des Denkmals ist Rudolph Zentner. Die Kosten des Monuments betragen mehr als 30000 Mark. Phot. Leipziger Presse-Bureau



Vom 6. Deutschen Bundesturnfest in Eger, 8. bis 11. August: Massenübungen der Turner — Liegestütz vorlings mit gebeugten Armen.

„Na denken Sie etwa, ich fürchte mich? Ich bin in Südafrika einmal in einem offenen Grabe gewesen, und da wurde ich ...“

„Baron, wenn aber der Spul schon um Mitternacht antritt, dann müssen Sie sich beeilen, es ist schon um elf.“ — „Ich bin bereit.“

„Gut.“ Der Schlossherr gab sofort Ordre, das Turmzimmer vorzurichten; alle Herren begleiteten dann den Baron hinauf.

Es war ein rundes, nadeltes Zimmer, das nur das schon gemachte Bett enthielt, daneben ein Nachttisch, nichts weiter. Der Vollmond schien bereits herein.

„Aber ich bin für nichts verantwortlich, was auch geschieht und was es auch für Folgen haben mag,“ sicherte sich der Gutsherr noch. „Selbstverständlich! Und ich wiederum mache die Herren darauf

aufmerksam, daß ich hier auf den Nachttisch meinen geladenen Revolver lege. Wenn man mich etwa schrecken will — ich verfehle mein Ziel nie. Ich habe in China einmal ...“

„Aber Baron, wer denkt denn an so etwas!“

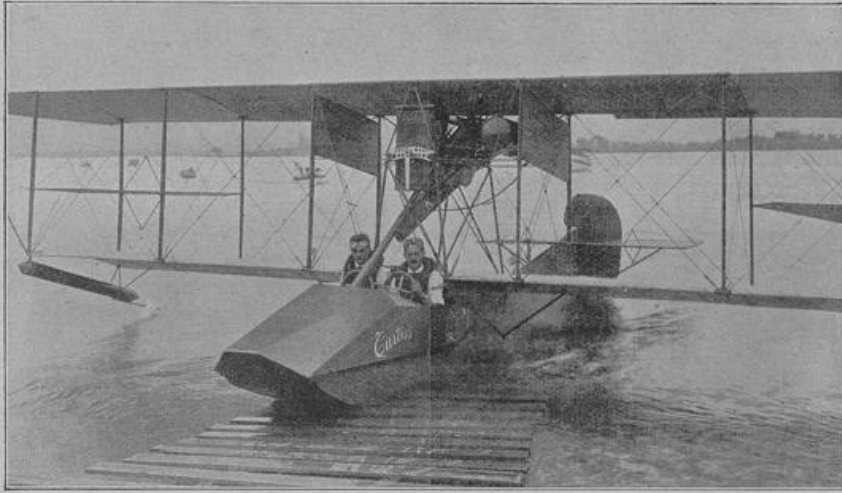
„Dann ist's gut. Muß man denn schlafen? Kommt der Spul auch, wenn man wacht?“

„Das weiß ich nicht. Man schläft wohl durch höhere Gewalt ein.“

Noch einige humorvolle Warnungen und Wünsche, und dann stiegen die Herren wieder die Treppe hinab. Unterwegs lachten sie sich sämtlich ins Häuschen.

„Gott sei Dank, daß wir diesen

Schwächer mit seinen furchtbaren Ausschneidereien endlich los sind, das war ja gar nicht mehr auszuhalten! Jetzt können wir uns erst gemütlich miteinander aussprechen.“



Das „fliegende Schiff“ der Gebrüder Curtiss auf dem Buffalo-Fluss (Amerika), auf dem es nach dem Herabkommen von einem stundenlangen Höhenflug eine große Strecke bis zu einer geeigneten Landungsstelle gefahren war. Phot. Eribb, Southsea; H. J. Shephson.



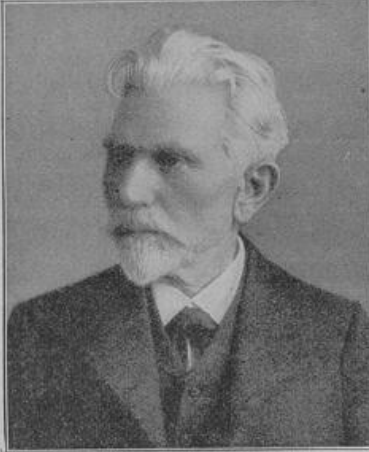
Verteilung der Preise an die Sieger im National-Gesangsfest in Wales. Phot. A. Sennede; Int. Ill. Verl.

Alljährlich findet in Wales, wo sich in den Volkssitten, in Sprache und Brauch noch vielfach Ueberbleibsel der keltischen Kultur erhalten haben, ein großes National-Gesangsfest statt. Hierbei werden nicht bloß die besten Gesangsleistungen, sondern auch hervorragende Dichtungen in der alten, zahlreich mit keltischen Bestandteilen durchsetzten Mundart, und zwar unter freiem Himmel prämiert. Die Preisrichter tragen das Gewand der alten Druiden und Bard.

Also darauf war alles zugeschnitten gewesen, den Baron zu entfernen, ihn ins Bett zu bringen, was nur nicht sein eigenes hatte sein können. Übrigens zielulierte wirklich solch' eine Spulgeschichte über das Turmzimmer, darin hatte Lord Walsome die Wahrheit berichtet. Nur daß die Geisterhand noch niemand gesehen hatte.

Und die Herren ahnten nicht, was sie dem jungen Baron für ein fürchtbares Geschick bereiteten. Der sollte wirklich einen Spul erleben, die Geisterhand wirklich zu sehen bekommen, und mit was für Folgen!

Doch Furcht kannte der junge Wärenbinder wirklich nicht, das mußte man ihm lassen. Er sah sich noch einmal um, auch unter das



Reichstagsabgeordneter August Bebel †.
Im Graubündener Kurhause Passugg ist der Senior und Mitbegründer der sozialdemokratischen Partei an Herzlähmung am 13. August gestorben. Geboren war Bebel am 22. Februar 1840 in Cöln. Dem Reichstag gehörte er seit dessen Bestehen an. Seit 1898 hatte er das Mandat für Hamburg inne.

Bett und in den Nachttisch, legte dann auf diesen seinen entschlossenen Revolver, schloß die Tür, entleibete sich, legte sich zu Bett und löschte das Licht aus. Der reichlich genossene Punsch tat bald seine Wirkung, er schlummerte sanft ein. Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht, als ihn ein kühlender Lufthauch weckte, der von seinen Füßen her kam. Der Vollmond schien jetzt direkt ins Zimmer; eben schlug es die zwölfte Stunde, und . . . dort am Fußende seines Bettes erschien eine große weiße Hand!

Fassunglos starrte der Baron sie an.



Vom internationalen Golfturnier des herzoglichen Golfklubs in Oberhof i. Thür.: Golfmädchen in Original-Thüringer-Tracht.

Während in England, der Heimat des Golfsportes, den Spielern Knaben zur Bedienung beigegeben werden, sind bei den Thüringer Wettspielen, die unter dem Protektorat des Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha stehen, thüringische Bauernmädchen für diesen Dienst ausgewählt. A. E. Hohwies.



Ein glückliches Städtchen — Klingenberg a. Main —, wo die Bürger schon seit 10 Jahren keine Steuern mehr zu zahlen brauchen, sondern jährlich jeder noch 400 Mark bar aus der Stadtkasse erhält.

Die günstige finanzielle Lage des Ortes, der 2000 Einwohner zählt, erklärt sich aus dem Umstande, daß der Stadt u. a. ein Con. Bergwerk gehört, das regelmäßig großen Gewinn abwirft — im letzten Jahre allein 400 000 Mark. Phot. Intern. Ill.-Co. J. Sanden.

Aber bewegen konnte er sich noch. Schnell griff er nach seinem Revolver.

„Hand dort weg oder ich schieße!“ schrie er. „Eins — zwei — drrr . . .“

Puff!!!
Sein unfehlbarer Revolver hatte ge-
tracht.

Die Folgen aber waren fürchterlich.

Wie soll das nun geschilbert werden?

Am nächsten Morgen konnte Baron Raugham nicht mit auf die Jagd gehen.

Acht Tage lag er im Bett, konnte weder gehen noch stehen.

Er hatte sich nämlich in der Geisterstunde von seinem linken Fuße die große Behe abgehohsen.

Rhein und Düsseldorf

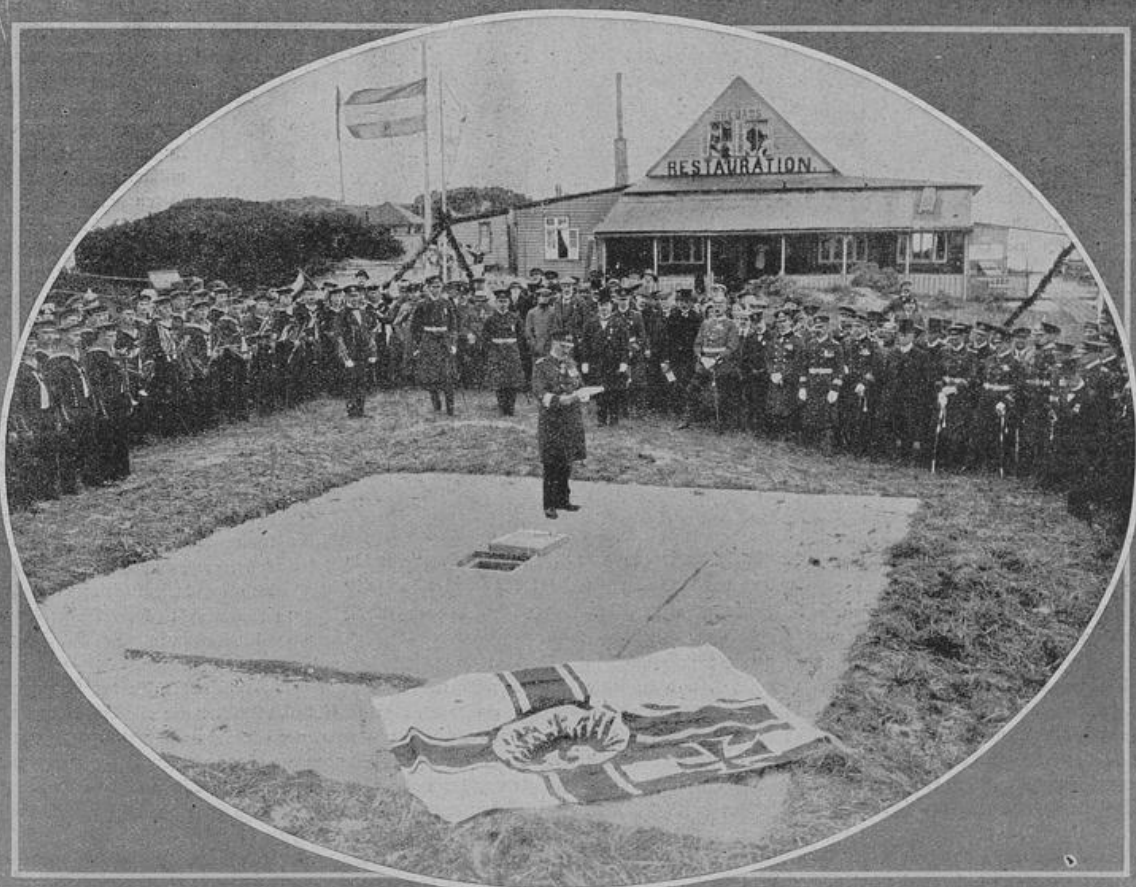
Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 55.

Düsseldorf, 30. August

1913.

Grundsteinlegung zu einem Marine-Denkmal auf Helgoland am 18. August.

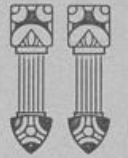


Konteradmiral Jacobsen verliest die Urkunde für den Grundstein des Denkmals zu Ehren der Opfer von S 178 und G 171. An der Ostseite der Düne auf Helgoland, an erhöhter Stelle, von wo aus man den Schauplatz der Torpedoboots-Katastrophe vom 4. zum 5. März d. J. überschauen kann, wird sich das Denkmal erheben, das seitens des Verbandes der Marinevereine für Rheinland und Westfalen, des Rheinischen Provinzialverbandes des Deutschen Flottenvereins und des Marinevereins Aachen errichtet wird. Phot. J. Schenck, Helgoland.



Auf der Kommandobrücke.

Eine Erinnerung von Fred Barler.



Ich war im Herbst zur Matrosendivision ausgehoben worden. Zuerst wurden wir Rekruten auf dem Kasernenhofe unter Leitung eines Kapitän-Leutnants und eines Leutnants zur See mit dem Gewehr ausgebildet. Zwar war ich nur ein gewöhnlicher Matrose, aber es lag schon damals in meiner Natur, jeden Menschen mit beobachtenden Augen zu betrachten und über alles meine eigenen Gedanken zu haben.

An seinem Hauptmann hatte der strammsehende Philosoph im Drillkittel nichts auszusagen. Ich meine, diesen Kapitän-Leutnant konnte ich mir, wenn er auch so tatenlos auf dem Exerzierplatze herumspazierte, recht gut auf der Kommandobrücke vorstellen.

Das war ein metterfester Seebär, das sah man ihm gleich an; und daß er mich ein paar mal eflig anhauchte, mich sogar einmal mit der Säbelscheide unterhalb des Rückens stach, das beeinflusste mein Urteil nicht, darin war ich ganz unparteiisch.

Aber der Leutnant, der gefiel mir nun wieder gar nicht, obgleich er gegen uns Rekruten sehr freundlich, sogar höflich war.

Es war ein Graf, ein Gräschen, hatte eben erst den Säbel bekommen, ein feines, zierliches, patentés Kerlchen. Ich sehe ihn noch auf dem Kasernenhofe umherstolzieren wie ein Storch, mit dem Säbel kloppend, sorgsam den Wasserpfügen aus dem Wege gehend, und wurden seine blanken Stiefelchen staubig, dann das Taschentuch heraus und sie abgewebelt — nun waren aber hiervon wieder die weißen Handschuhe etwas schmutzig geworden, da mußte ihm der Butsche ein andres Paar holen — und nun erzählte uns dieser Butsche verschiedenes von ihm, wie er jeden Morgen eine Stunde lang vor dem Spiegel stand, wie er sich mit seinem unsichtbaren Schnurbärtchen beschäftigte, wie er sich parfümierte, sein Milchgesichtchen massierte und einsalzte — na, so sah er ja auch aus, und da sollte man sich dieses Gräschen in Sturm und Wetter auf der Kommandobrücke vorstellen können! Für mich ein Ding der Unmöglichkeit, und ich hatte so viel Patriotismus im Leibe, daß mir ein grober Leutnant lieber gewesen wäre, als so ein nach Parfüm duftender, wenn er gegen uns dumme Rekruten auch noch so voll lebenswürdiger Höflichkeit war.

Nun, ich sollte bald Gelegenheit haben, ihn auf der Kommandobrücke zu beobachten.

Im Januar kam ich an Bord des Kanonenbootes „S. M. S. Brense“; mein Patentgräschen wurde dritter Wachoffizier. Wir lagen wochenlang im Hafen, bekamen reichlich Urlaub, die Offiziere gingen jeden Abend ins Kasino, wozu sich der Graf vorher stets genügend pomadierte und parfümierte, bis eines Abends von der Division ein Befehl kam, der das ganze Schiff aus seiner faulen Ruhe zu fiebriger Tätigkeit aufrüttelte.

„Verlaube an Bord! Klar zum Manöver! Vollbampf voraus!“

Der Steward brachte uns aus der Offiziersmesse mit, um was es sich handelte: draußen in der Nordsee waren englische Fischer auf deutschem Gebiet, die sollten wir fischen — abfangen.

Himmelbombenelement, war das eine Fahrt! Dieser Januarnacht werde ich gedenken. Bittertalt, Nordsturm, haushohe See, von oben Hagel, von unten eiskalte Brecher. So etwas gibt es ja auf andern Schiffen auch, das darf den Seemann weiter nicht genieren, und ich war schon im Winter an Grönlands Küste gewesen auf einem Segler. Aber das ließ sich doch gar nicht mit hier vergleichen. Man muß bedenken, daß solch ein Kanonenboot eigentlich doch nur ein kleines Fahrzeug ist; da nimmt sich so etwas ganz anders aus;

außerdem ist oder war die „Brense“ ein Torpedojäger, hatte im Bauch eine Maschine, die dem kleinen Dinge eine Geschwindigkeit von 18 Knoten verlieh. Und mit dieser Fahrt, die mancher Personenzug noch nicht erreicht, brach sich der kleine Dampfer wie ein toller Widder durch die brandenden Wogen, immer mehr unter als über dem Wasser, und die eisernen Planken zitterten, daß man jeden Augenblick glaubte, sie müßten krachend aus den Rieten gehen.

Bei solch bösem Wetter werden die Matrosen möglichst geschont. Unnötig naß sollen sie nicht werden. Sie dürfen sich unter der Decke oder sogar unter Deck aufhalten, die von der Wache natürlich angelleidet, immer bereit, auf ein Kommando herauszuspringen. Eine Ausnahme machen nur der Matrose, der Wache am Steuertad hat, aber der steht geschützt im Ruderhäuschen, und dann der Mann vom Ausgud, für den es freilich keinen Schutz gibt.

Und an diesem gesegneten Tage um Mitternacht kommt gerade an mich Unglückssturm die Reihe, zwei Stunden lang auf Ausgud stehen zu müssen.

Der sogenante Ausgud befand sich noch über der Kommandobrücke, ein hohes, eisernes Gestell. Ich kletterte also hinauf, um nach Lichtern auszuspähen — oder, wie der Seemann sagt, nach Feuern — und nun hatte ich zwei Stunden hier oben zu stehen, mich mit erfrorenen Händen an das Eisengitter klammernd, damit ich nicht darüber hinweggeschleudert wurde, in einem Chaos von Sturm und Hagel und Gischt. Wohl war ich in einen wasserdichten Urod gefüllt, aber schon nach den ersten fünf Minuten drang mir das Salzwasser bis auf die Haut, und außen hingen Eiszapfen dran.

Phot. Nicolai-Musf, München.

Aber das war es ja, was ich mir gewünscht hatte; jetzt konnte ich ihn auf der Kommandobrücke in Sturm und Graus beobachten, nämlich mein patentés Gräschen.

Er ging mit dem ersten Offizier Wache. Sie haben wirklich nichts zu lachen, diese Seeoffiziere. Die Matrosen werden bei schlechtem Wetter geschont, dürfen sogar, wenn nur irgend möglich, aus dem Regen treten, aber bei den Wachoffizieren gibt es so etwas nun freilich



Originelle Beförderung von „Landsknechten“ für den Festzug aus Anlaß der Feier der „Landsknecht-Hochzeit“ in Landsknecht a. d. Mar.

nicht. Die müssen unausgesetzt den Kompaß und den Mann am Ruder kontrollieren, beständig haben sie das Fernrohr vorn Auge, und die Kommandobrücke ist nicht geschützt.

Mich umspritzte immer nur der Gischt, die Brecher kamen höchstens bis an meine Knie — aber den beiden Offizieren dort unten schlug das Wasser beständig über den Köpfen zusammen.

Sie taten, was ihre Pflicht war: beobachteten den Kompaß, spähten in die stockfinstere Nacht hinaus, und wenn sie verschwunden waren und aus dem Wasserchwallen wieder austauchten, so hatten sie auch schon wieder das Nachtglas vorn Auge. Daneben hatten sie noch Zeit, sich zu unterhalten. Und worüber unterhielten sich die beiden jungen Offiziere? Ich staunte: über den letzten Kabinoball unterhielten sie sich angeregt über die Damen.

Ich konnte jedes Wort deutlich verstehen, das sie sagten.

„Die Komtesse Elly ist doch ein ...“ sagte mein Graf, kam aber nicht weiter, denn der Mund wurde ihm plötzlich zugestopft.

Siss, hichschich, bruch, klatsch, kladderadatsch — die beiden waren in einem schäumenden tosenden Brecher verschwunden.

Da tauchten sie wieder auf.

„... ein reizender Käser,“ vollendete der Graf seinen begonnenen Satz, als erst nur sein Kopf sichtbar war, als er nur eben den Mund öffnen konnte, und während er sich mit der einen Hand fest-

klammerte, hatte er mit der andern schon wieder das Nachtglas vors Auge gebracht.

„Mir gefällt die schwarze Lore besser,“ meinte der erste Offizier, nachdem er das Salzwasser ausgesprudelt hatte.

„Ja, aber wenn sie nur nicht so ...“

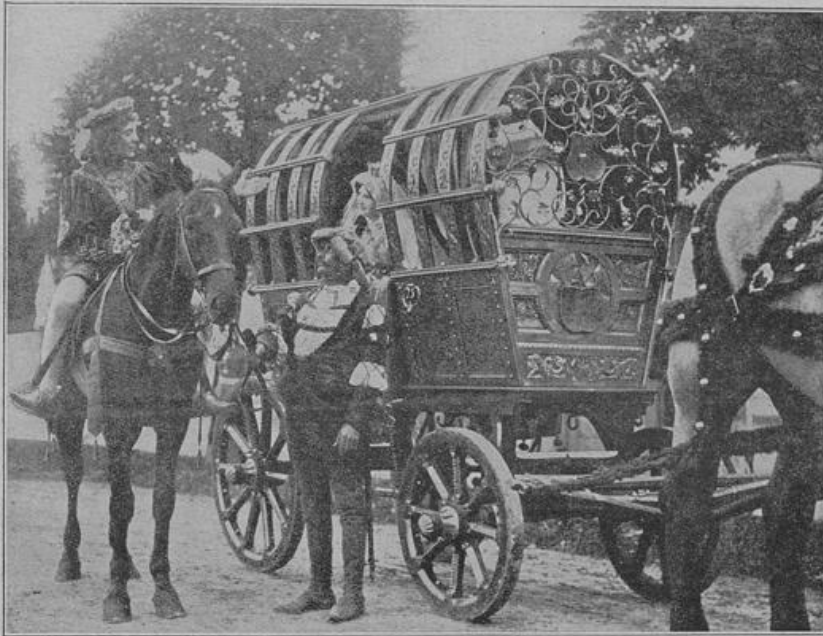
Brrrr, hichschich, bruch, bruch, kladderadatsch — endlich kamen sie wieder zum Vorschein.

„... so schlecht Walzer tanzte, die tritt einem ja ...“ klatsch, bruch, wieder hinunter, wieder herauf „egal uff de Hieherooogen.“

Ich staunte.

Nein ich staunte nicht. Mir stieg es plötzlich so siebend heiß zum Herzen empor. Ich dachte,

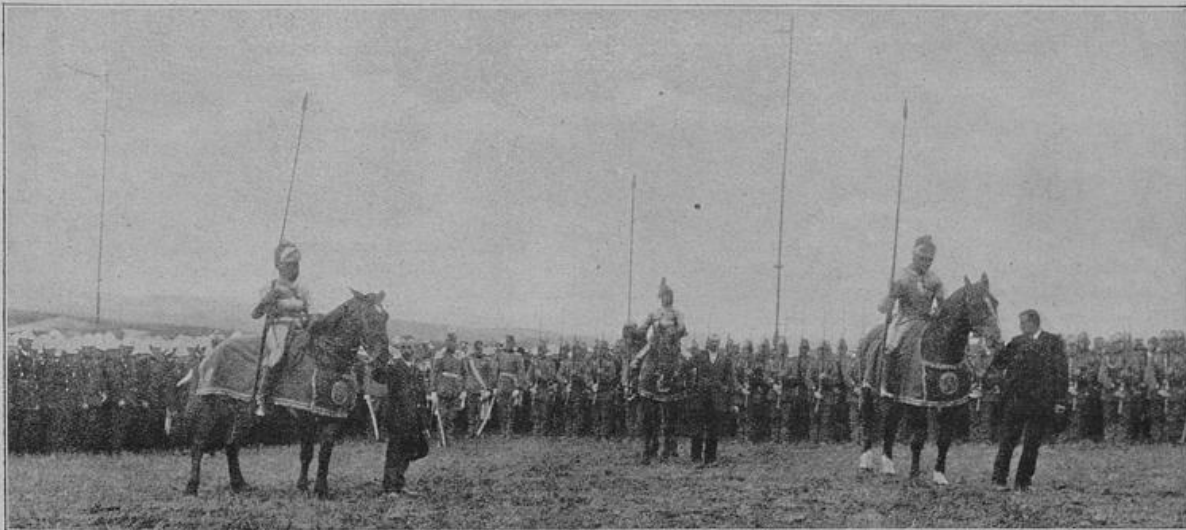
dachte ... und ich dachte ... an was ich dachte? Ich weiß es nicht. Da fehlten die Worte. Hinunter hätte ich springen mögen, dem patenten Gräschen zu Füßen fallen, um Verzeihung bitten. Jedenfalls fühlte ich nichts mehr von Kälte und Wogenprall, ich schüttelte das Eiswasser ab und lachte den Sturm aus. —



Aus dem Festzug der „Landschuter Hochzeit“: Die Begegnung des Brautpaares.

Im Jahre 1475 hielt Herzog Georg von Bayern in Landschut Hochzeit mit einer polnischen Prinzessin. Acht Tage lang dauerten damals die Festlichkeiten. Der Glanz jener Tage erfährt eine Wiedergeburt in dem jährlich wiederkehrenden historischen Festspiel, das ein gemeinnütziger Landschuter Verein ins Leben gerufen hat. Ein Festzug bewegt sich mit Rittern und Edelkräusen, Bewaffneten, Blumenstreuenden Kindern, mit dem Brautwagen und dem Gefolge der im Triumph eingeholten Prinzessin durch die Straßen ins Freie zu einem lustigen Feldlager.

Phot. Nic. Auf, München.



Aus den Festlichkeiten zum 600jährigen Jubiläum der Schlacht bei Gammelsdorf, die mit dem Siege des Herzogs Ludwig des Bayern über den Herzog Friedrich von Oesterreich endete: Reiter aus der Zeit Ludwigs des Bayern, die den Vorbeimarsch der Krieger- und Veteranenvereine vor dem Prinzregenten von Bayern eröffneten.

Phot. Kessler & Co., München

Aber ich sollte noch etwas andres erleben. Ich hatte nur zwei Stunden auf Ausguck zu stehen, die Offiziere hatten vier Stunden Wache. Um zwei Uhr wurde ich abgelöst.

„Matrose!“ rief der Graf. Ich machte Front, und als wir noch einmal zusammen untergetaucht waren, konnte er sein Vorliegen anbringen, wie immer in seiner lebenswürdigen Weise, was ich früher so süßlich, so unmillitärlich gefunden hatte.

„Bitte, seien Sie doch so freundlich, gehen Sie erst noch einmal in meine Kabine, ziehen Sie die Schublade vom Waschtisch auf, rechterhand das erste Päckchen, eine Rolle, in Papier gewickelt — wollen Sie mir die bringen, bitte.“

Ich ging, fand in der in Kästchen eingeteilten Schublade die kleine, in Papier gewickelte Rolle. Was konnte drin sein? Was wollte der in Sturm und Graus auf der Kommandobrücke stehende Seeoffizier jetzt aus seinem Waschtisch haben? Ich konnte mich nicht bezähmen, das mußte ich wissen. Auf dem Korridor wickelte ich das Röllchen aus.

Staniolpapier kam
zum Vor-
schein.

Es stand eine Aufschrift drauf. Ich roch es schon. Und was war es? Bortpomade war es! Wahrfastig, Bortpomade! Ich brachte sie ihm, und er salbte sich das unsichtbare Bärtchen ein, auf das es nicht gar so sehr von dem Salzwasser litte — und dann sauste er wieder hinab in die eisige Tiefe, davon zwar naß werdend, aber immer noch ein tadelloser Graf und Leutnant, immer noch mit gewichnem Schnurrbart.

Findet man das banal? Findet man das lächerlich?

Ich für mein Teil denke anders hierüber. Saufe, Nordwind, saufe, brause, Schneesturm, brause Nacht nig! Alles ganz egal! Der denkt an die Damen des letzten Kasinoballes, wickelt sich den Schnurrbart und . . . hat dabei das Nachtglas vorm Auge.

Ja, mein patentes Gräschen, ich habe dir bitteres Unrecht zugefügt. Verzeihe mir, verzeihe mir! Immer pomadisiere deine Haare, webele dir immer auf dem Exerzierplatze den garstigen Staub von den zierlichen Stiefelchen — du bist trotzdem ein tüchtiger Seemann, ein tüchtiger Kerl vom Scheitel bis zur Sohle.



Gruppe aus dem Festzug zur Eröffnung des 60. Deutschen Katholikentages in Metz am 17. August. E. Jacobi, Metz.
Annähernd 25 000 Personen, vorwiegend Arbeiter und Studenten, beteiligten sich an dem Zuge durch die mit Fahnen und Girlanden reichgeschmückten Straßen.

Die Drehorgel.

Novelle von Boleslas Prus. Deutsch von S. Hesse.

In der Miobowastraße in Warschau begegnete man täglich gegen Mittag einem Herrn in gewissem Alter, der vom Krainskiplatz zur Senatorskastraße ging. Er hatte eine lebhaftige Gesichtsfarbe und klare, sanfte Augen, trug einen grauen Vadenbart und kleidete sich nach der letzten Mode. Die Hände in den Taschen, je nach dem Wetter einen Spazierstock oder Regenschirm unter dem Arm, schritt er träumerisch und gebückt dahin.

Bereits seit dreißig Jahren ging Rechtsanwalt Thomas täglich über die Miobowastraße und sagte sich oft, sie verändere sich sehr. Die Miobowastraße hätte das gleiche von ihm selbst sagen können. Als er noch junger Referendar war, lief Thomas schneller als eine kleine Modistin, die das Atelier heimlich für einen Augenblick verlassen hat. Er trug ein kahnes Schnurrbärtchen und hatte schöne Augen, sprach laut und lächelte immer.

Liebesverhältnisse und Geschäfte nahmen ihn damals so in Anspruch, daß er trotz zahlloser Heiratsvorschläge keine Zeit fand, sich

mit den Pflichten eines Bräutigams zu befassen. Endlich aber war er ein angesehenener Rechtsanwalt geworden.

Bei seiner beständigen Gedankenarbeit hatte sich die hohe Stirn schließlich bis zum Hinterkopf ausgebreitet, und silberne Fäden glänzten in seinem Schnurrbart. Sein Jugendfeuer war erloschen. Er besaß ein hübsches Vermögen, eine prunkvolle Wohnung und dachte nun daran, sich nach einer Gattin umzusehen.

Gereifte Männer sind in ihren Ansprüchen schwer zu befriedigen. Thomas wartete geduldig — nach und nach machte er sein Heim zu einer wahren Künstlergalerie und gab glänzende Gesellschaften, doch bemerkte er auch ohne allzu großen Kummer in den Spiegeln des Salons, daß seine Stirn sich bereits auf der andern Kopfhälfte ausdehnte und sich dem schönen weißen Kragen näherte. Seine Laufbahn hatte er abgeschlossen — von nun an glich sein Leben einer friedlichen Wanderung, deren Haltepunkte von ernstlichen Ausstellungen, schönen Konzerten und Theaterpremierern markiert wurden. Er war nicht mehr

exaltiert und Feuer und Flamme für irgend etwas — er schwelgte im Genießen. Zu dieser Zeit rasierte er den Schnurrbart und ließ den Badenbart wachsen.

Von Frauen sprach er stets nur mit äußerster Mütterlichkeit — alle menschlichen Unvollkommenheiten betrachtete er mit Nachsicht. Zum Unglück aber ist niemand ohne eine Schwäche.

Auch der alte Herr Thomas besaß die seine — die Drehorgeln waren ihm verhasst und deren Spieler nicht minder. Wenn er auf der Straße eine Drehorgel traf, war seine gute Laune für den ganzen Tag hin. So zurückhaltend, so ruhig



und faust er gewöhnlich war, wurde er dann aufgebracht und fluchte. Und er machte aus seinem Ärger kein Hehl.

„Die Musik,“ wetterte er, „aus der Musik, dieser feinen seelischen Empfindung, eine Maschine, ein Folterinstrument zu machen! Die Drehorgelspieler

sind einfach Banditen! Abriegen lebe ich nur einmal, und will mir das Leben nicht durch solche Greuel verschandeln lassen.“

Eines Tages leistete sich jemand einen schlechten Scherz und veranfaltete unter seinen Fenstern ein Peierlastenfongert. Er wurde krank vor Wut und forderte den Anstifter auf Pistolen. Das Ehrengericht mußte zusammentreten, um Blutvergießen zu vermeiden.

Wiederholt ging das von dem alten Herrn bewohnte Haus in andere Hände über. Der neue Besitzer machte es sich dann natürlich jedesmal zur Ehrenpflicht, die Mieten zu steigern, und zwar in erster Linie die des Herrn Thomas. Er fügte sich auch, jedoch nur unter der strengen Bedingung, daß ihm im Vertrage zugesichert wurde, es dürfe kein Peierlasten im Hofe spielen. Damit noch nicht genug, ließ Herr Thomas auch jeden neuen Hausmeister zu sich kommen, und es entspann sich folgende Unterredung:

„Höre mal, mein Freund, wie heißt du?“

„Kasimir, Herr.“

„Nun, hör mal zu, Kasimir. So oft ich spät nach Hause komme und du mir die Tür aufmachst, werde ich dir zwanzig Kopelen schenken, verstehst du wohl?“

„Ich verstehe, Herr.“

„Ferner bekommst du zehn Rubel monatlich. Weißt du wofür?“ — „Ich kann es nicht wissen, Herr ... Rechtsanwalt.“ — „Damit du niemals einen Drehorgelspieler in den Hof läßt.“ — „Ich verstehe, Herr ... Graf,“ antwortete der Hausmeister, und ging gerührt von dannen.

Die Wohnung des Herrn Thomas bestand aus zwei Zeilen — der eine ging auf die Straße, der andere auf den innern Hof. Die vorderen Räume dienten für Gesellschaften oder standen Freunden zur Verfügung, die für einige Tage in der Stadt weilten. Thomas betrat sie gewöhnlich nur, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. Sonst



Dr. Friedrich Franz Friedmann,

Entdecker einer neuen Heilmethode für Tuberkulose. Das Friedmannsche Verfahren begegnet vorläufig noch lebhaften Bedenken namentlich in deutschen Arztekreisen. Jetzt hat sich Geh. Rat Prof. Paul Ehrlich, Frankfurt a. M., der Entdecker des „Salvarsan“, bereit erklärt, das neue Mittel 9 Monate lang zu erproben. Dr. Friedmann ist damit einverstanden. Deutsche Ill.-W.



Von der Austragung der deutschen Leichtathletik-Meisterschaften in Breslau:

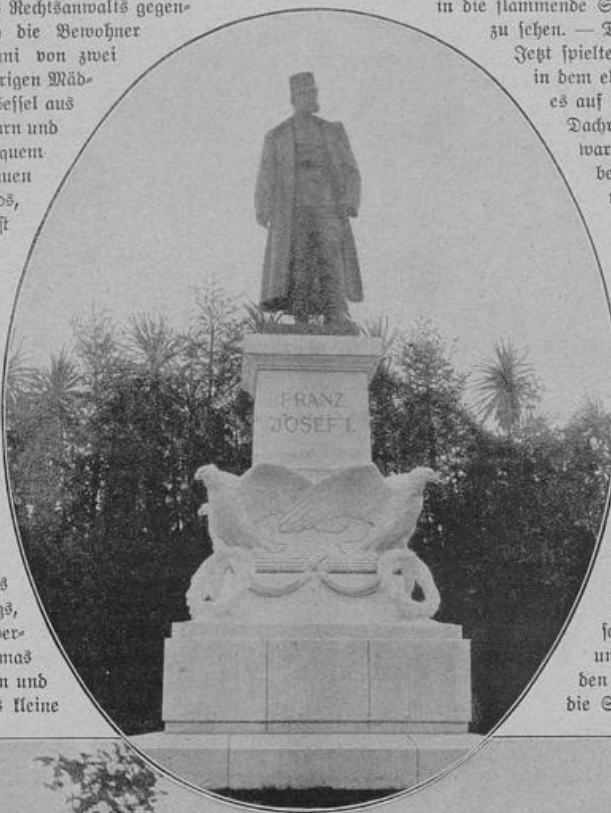
Oben: Olaf vom Verein für Bewegungsspiele Duisburg-Ruhrort, der neue deutsche Meister im Stabhochsprung, bei einem Sprung von 3,50 Metern. Phot. A. Semmcke, Intern. Ill.-Verl.

Unten: Der Münchener Kern (X) schlägt den deutschen Meister Raub (XX) im 100-Meter-Lauf und gewinnt hierdurch die Meisterschaft über 100 Meter. Raub-Charlottenburg war die letzten vier Jahre im Kurzstreckenlauf stets siegreich gewesen.

verbrachte er seine Zeit hinten im Studierzimmer, wo er Briefschaften erlebte und Akten durchblätterte, die man ihm zuweilen zur Begutachtung unterbreitete, oder er las und rauchte. Seinen Fenstern gegenüber lag ein Flügel des Hauses, in dem kleine Leute wohnten. Nachdem das dem Kabinett des Rechtsanwalts gegenüberliegende Zimmer mehrfach die Bewohner gewechselt, wurde es zu Johanni von zwei Frauen mit einem etwa achtjährigen Mädchen bezogen. — Von seinem Sessel aus konnte Herr Thomas seine Nachbarn und ihr ganzes ärmliches Heim bequem beobachten. Die beiden Frauen arbeiteten von morgens bis abends, während das Mädchen sich meist am Fenster aufhielt. Es war ein Kind mit angenehmem Gesicht, bleich und mit seltsam starkem Ausdruck. Zuweilen vergnügte es sich damit, die Wollfäden zu flechten, die seine Mutter von der Strickmaschine fallen ließ. Dann setzte es sich und schien angestrengt zu horchen. Nie aber hörte man es lachen oder gar singen. — „Ein seltsames Kind!“ sagte sich der Rechtsanwalt, indem er es mit wachsendem Interesse beobachtete. — Eines Tages nun, gegen vier Uhr nachmittags, als die Sonne auf die gegenüberliegende Mauer brannte, hob Thomas den Kopf, blinzelte mit den Augen und suchte schnell seine Brille — das kleine

Mädchen lag auf der Fensterbank, und mit großen Augen und einem Gemisch von Schwermut und Freude in den Zügen blickte es in die Luft. „Es ist blind!“ murmelte er, in seiner Lektüre fortfahrend. Und es brannte ihm in den Augen bei dem Gedanken, daß ein Wesen so in die flammende Sonne schauen könnte, ohne sie doch zu sehen. — Das Mädchen war in der Tat blind.

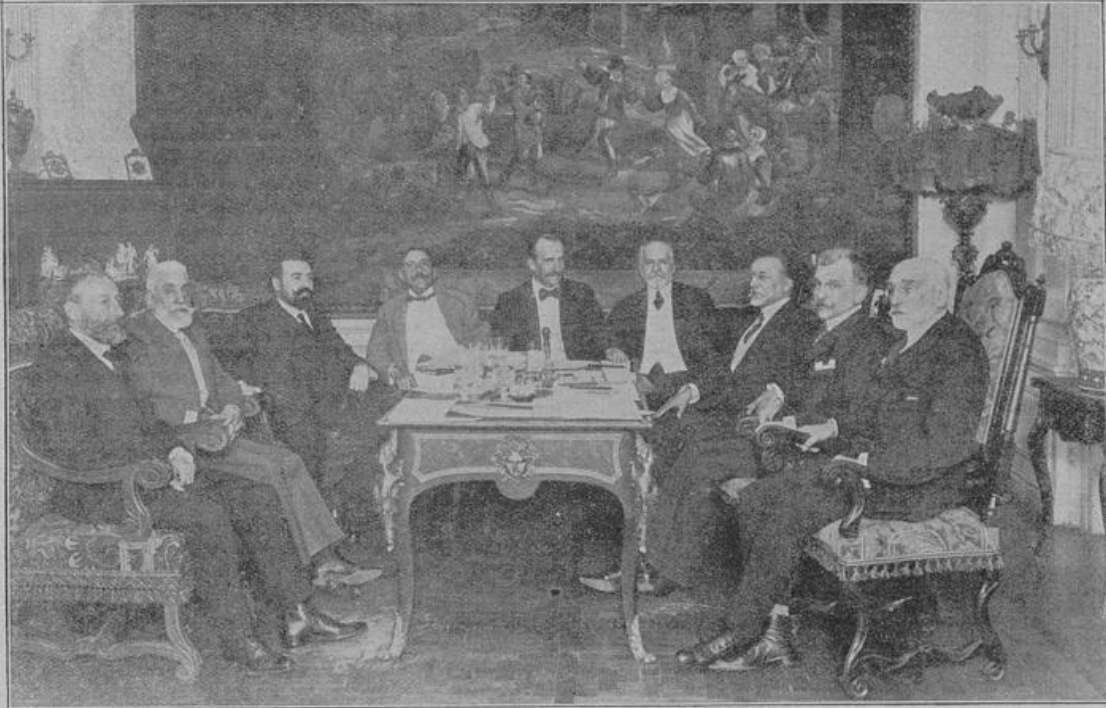
Jetzt spielte es mit der Sonne, wie es einst in dem elenden Vorstadthause spielte, indem es auf den Fliesen im Hofe hüpfte und die Dachrinnen befüßte. Seine größte Freude war damals, Entdeckungstreifen in die beiden entgegengesetzten Welten zu machen — in den Keller und auf den Dachboden. Im Keller prüfte es den schimmlichen Geruch feuchter Wände und horchte auf fernes, geheimnisvolles Gemurmel — für das Kind war dies die Nacht. Auf dem Dachboden aber, wohin die Geräusche der Straßen drangen, horchte es an dem warmen Luftzuge der Luken, wie die Vögel auf den Dächern zwitscherten — das bedeutete ihm den Tag. — Seitdem sie jedoch hier in dem bürgerlichen Haus bei Herrn Thomas wohnten, war die Blinde ihr Zimmer eingeschlossen. Von der Außenwelt vernahm sie nur den schlurfenden Schritt des Hausmeisters, und ihr einziges Glück bestand darin, den kurzen Augenblick zu genießen, da die Sonne voll in ihr Fenster schien.



Zur Feier des 85. Geburtstags Kaiser Franz Josephs von Oesterreich.

Oben: Das am 18. August enthüllte Denkmal des Kaisers in der k. k. Technischen Militär-Akademie in Mödling bei Wien, entworfen von Major König, ausgeführt von Bildhauer Prof. Vent. Phot. Karl Seebald, Wien.

Unten: Begrüßung des Kaiser-Standbildes seitens der neuangemusterten Jöglinge der Akademie durch Hochrufe und Säbelkreuzen.



Sitzung des spanischen Ministerrates in Madrid zur Beratung der kritischen Lage der Spanier in Marokko. Phot. Ch. Trampus.
 Von rechts nach links: Suarez Inclan, Finanzminister; Am. Cimeno, Marineminister; Ruiz Jimenez, Minister des öffentlichen Unter-
 richts; A. Lopez Munos, Staatsminister und Vizepräsident des Senats; Ministerpräsident Graf Romanones; Casseta, Minister der
 öffentlichen Arbeiten; Santiago Alba, Minister des Innern; A. de Luque, Kriegsminister; Rodriguez de la Borbolla, Justizminister.



Kritische Lage der Spanier in Marokko: Spanische Kavallerie durchschreitet einen Gebirgsfluh, verfolgt von Anhängern Raisulfs.

Eines Abends erstattete der Bediente seinem Herrn wie gewöhnlich Bericht — Doktor Soundso war aufs Land gereist, die Wasserleitung funktionierte nicht, und endlich war der Hausverwalter Kasimir nach einer Häselei mit einem Schutzmann für acht Tage in Arrest gesogen. Ob der Herr Anwalt den neuen Hausmeister zu sehen wünsche?

Thomas blies mächtige Dampfwolken in die Luft und war so mit seinen Papieren beschäftigt, daß er gar nicht antwortete.

Am nächsten Morgen machte er sich gleich nach dem Frühstück wieder an ein Altknüttel, das ihn sehr interessierte. Er war ganz in die Affäre vertieft und hatte die Außenwelt völlig vergessen, als er jäh zusammensuhr — unter seinem Fenster im Hofe ertönte plötzlich das scharfe Gequietsche einer Drehorgel.

Wäre ihm ein Gespenst erschienen, so hätte sein Schreden nicht größer sein können. Ja, wäre die Orgel noch in gutem Zustande gewesen und hätte sie ein schönes Lied gespielt! Dies war aber bestimmt der älteste Kasten auf Gottes Erdboden mit heiseren Flöten, die einem durch Mark und Bein gingen, und Wässen, die wie ein wütender Bär brummen.

Der Mann des Geseges war ganz versteinert und fragte sich, ob er nicht etwa an Halluzinationen litte. Aber da er nicht an der Wirklichkeit zweifeln konnte und wilde Instinkte in seinem Herzen erwachten, dachte er schon einen Augenblick an Lynchjustiz. Mit einem Satz war er am Fenster und wollte gerade eine furchtbare Schimpfkanonade loslassen, als eine Kinderstimme an sein Ohr schlug.

Und er blickte geradeaus — da mit verzücktem Antlitz hüpfte die kleine Blinde im Zimmer umher, klatschte in die Hände, und dicke Tränen rollten aus ihren starren Augen. Der Geierkastenmann hatte sie bemerkt, und um das Fest zu erhöhen, schlug er mit dem Abfaß den Takt auf dem Hofpflaster und pfiß dabei — wie eine Lokomotive, die das Signal gibt.

In diesem Augenblick stürzte auch schon der



Die Luftschiffer Ingenieur Berliner (links) und Karl Mann (rechts),

die Vertreter für das demnächst stattfindende Gordon-Bennet-Fahren der Küste, überflogen mit dem Ballon „Meyerler“ die russische Grenze, wo 200 scharfe Schüsse auf sie abgefeuert wurden. Glücklicherweise blieben die Ballonfahrer unverletzt, wurden jedoch bei der Landung gefangen genommen. Ihre Freilassung erfolgte alsbald.

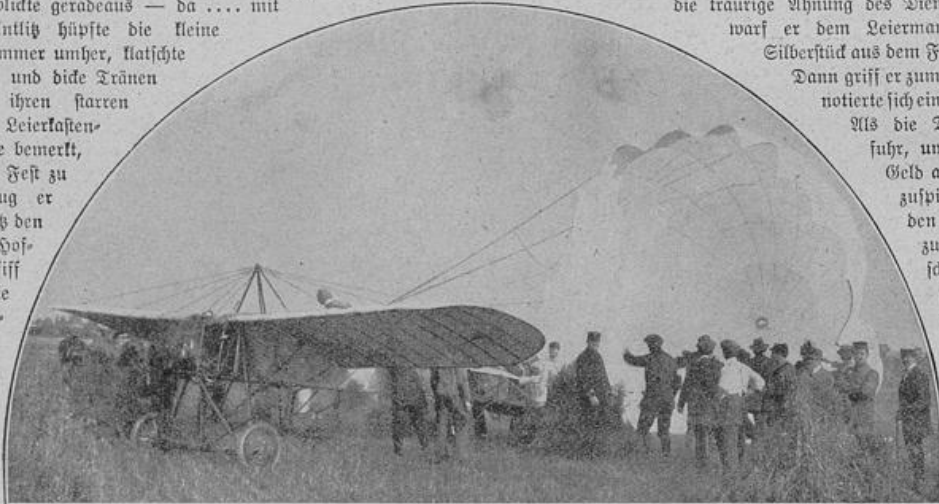
Cop. Photo-Union Paul Kamm.

der alte Herr in aller Ruhe. „Und nun ist's genug. Macht euch an eure Arbeit. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

Als die beiden hinausgingen, sah er den treuen Diener sich zu dem Ohr des Hausmanns neigen und sich mit dem Finger auf die Stirn tippen. Der Anwalt lächelte, und als wollte er die traurige Ahnung des Dieners bestätigen, warf er dem Geierkastenmann ein großes Silberstück aus dem Fenster hinunter.

Dann griff er zum Adressbuch und notierte sich einige Augenärzte.

Als die Drehorgel fortfuhr, um ihm für sein Geld auch etwas vorzuspielen, faltete er den Adresszettel zusammen, ging schnell hinaus und sprach zu sich selbst: „Das arme Kind! Schon längst hätte man sich um sie kümmern sollen!“ ...



Eine interessante Neuerung im französischen Luftschiffwesen: Ausrüstung einer Flugmaschine mit einem Fallschirm.

Der Aviatiker Bonnet hat einen Fallschirm zu seinem Eindecker konstruiert. Der Fallschirm liegt beim Aufstieg der Maschine geschlossen unterhalb derselben in der Längsrichtung. Bei Gebrauch öffnet sich der Fallschirm halbkugelförmig und löst sich durch das Gewicht des Passagiers von dem Eindecker ab. Der Aviatiker Pegoud führte in der Nähe von Versailles zum ersten Male die praktische Erprobung dieses Fallschirms aus. Pegoud verließ seinen Eindecker in der Höhe von 300 Metern und gelangte mittels des Fallschirms unverfehrt zur Erde. Der Eindecker ging, sich selbst überlassend, einige Minuten später nieder. Bei besonders gefährlichen Abstiegen soll der Fallschirm eine glatte Landung ermöglichen.

Phot. M. Nol. Paris.

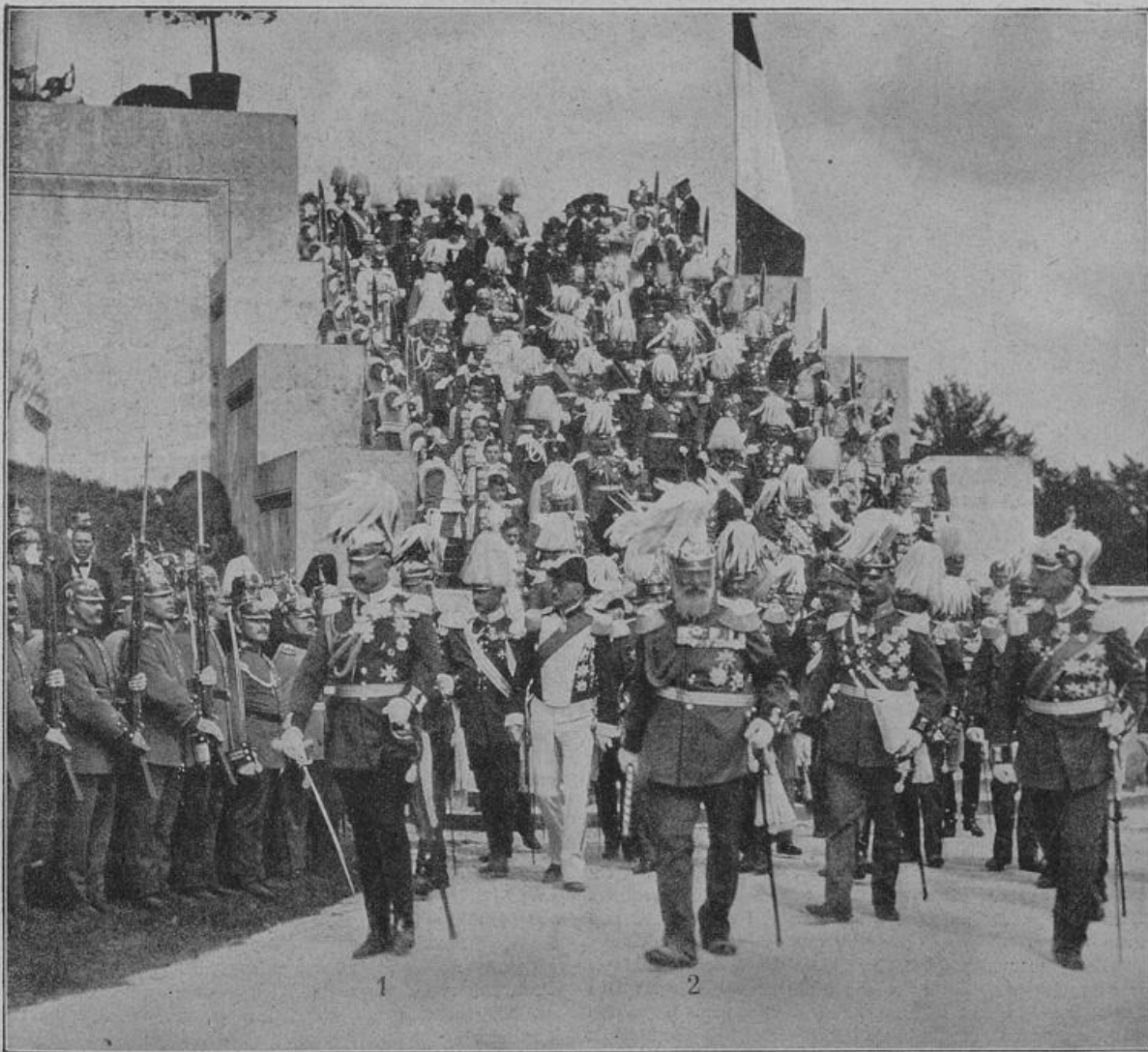
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 36.

Düsseldorf, 6. September

1913.



Don der Fürstenzusammenkunft in der Befreiungshalle in Kelheim am 25. August 1913. Kester & Co.
Der Kaiser (1) mit dem Prinzregenten (2) von Bayern sowie sämtliche teilnehmende Fürsten und die bayrischen Prinzen an der Treppe der Befreiungshalle.

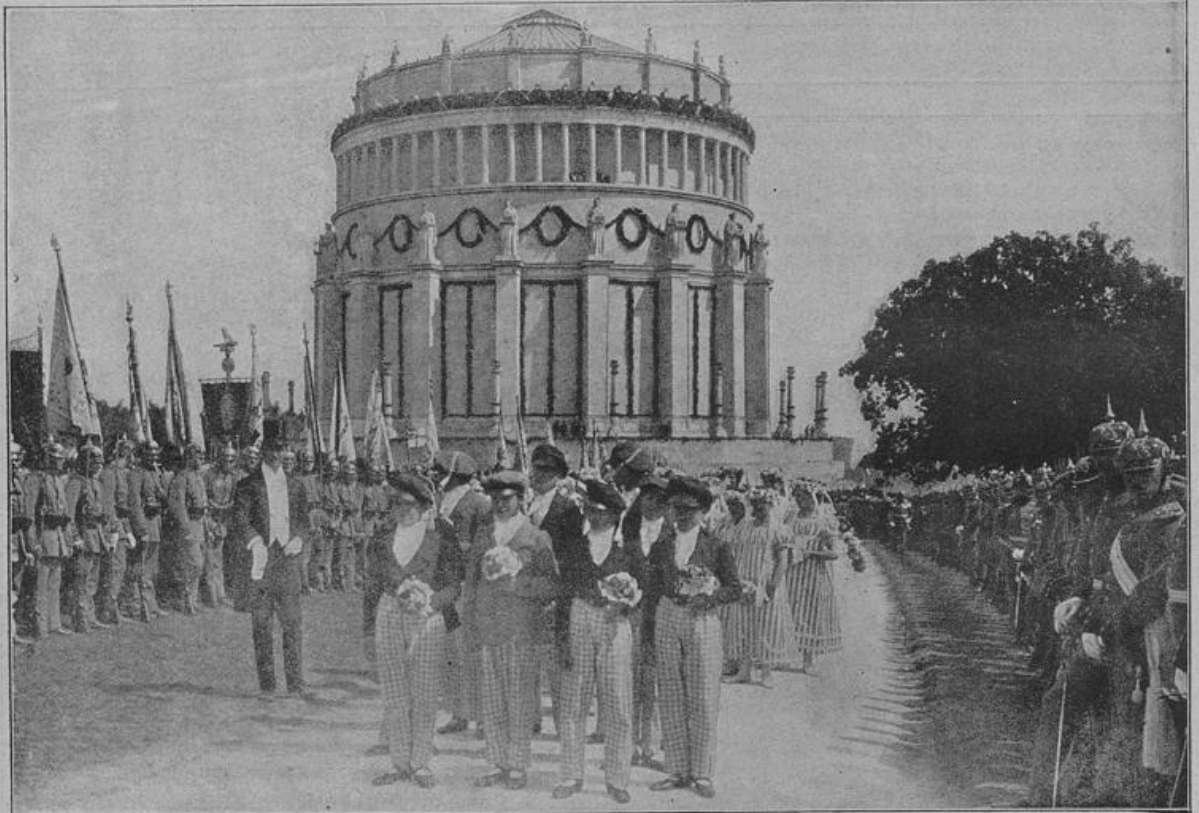
Des Königs Better.

Von Jean-José Frappa. Deutsch von Alfred Brie.

Dufresny, der Dichter, war melancholisch. In seiner Seele klangen nicht mehr die zierlichen Reime und sein lieberreicher Mund war verstummt. Schal und lauer fand er in der kleinen Taverne den Wein, den er sonst mit Behagen zu schlürfen pflegte, roh und albern seine Freunde, deren Geist er gestern noch so berebt rühmte. Und Margot, selbst Margot, das Wirtstochterlein, das er so gern sah und dessen rosige Lippen er so oft besungen, hatte plötzlich alle Reize für ihn verloren. Er hatte sich aus dem rauchgeschwängerten Aneidenraum geflüchtet und schritt langsam seiner Wohnung zu. Die Hände in den Taschen vergraben, den Filz in die Stirn gedrückt, den Kopf gesenkt,

Pistolen verloren hatte. Dufresny, der Dichter, hatte kein Geld, aber sicher war es nicht das erstemal, daß eine derartige Situation seine Seele bedrückte. Schon oft waren die Goldstücke, die der König seinem Talent gespendet, beim Spiel, beim Wein, bei schönen Frauen verfliegen, indessen, niemals hatte eine solche Verzweiflung seinen Gemütszustand zu trüben vermocht. Wie war also diese Erscheinung zu erklären?

In dem Leben eines jeden Mannes gibt es einen Augenblick, der schwer zu überwinden ist; wenn er plötzlich zu seiner größten Überraschung bemerkt, daß er nicht mehr zwanzig Jahre alt ist. Eines



Von der Fürstenfeier in Kelheim: Knaben und Mädchen in historischen Trachten vor der Befreiungshalle. Int. Ill.-Verl.

strich er die Häuser entlang, und ein Heer schwarzer Gedanken umschwirrte sein Hirn.

„Was hat heute nur Herr Dufresny?“ rief erstaunt die Gemüsehändlerin. „Ich habe ihn nie so traurig gesehen.“

„Was hat Herr Dufresny?“ fragten die Töchter des Bäckermeisters, „er ist doch heute nicht, wie gewöhnlich, stehengeblieben, um uns Komplimente zu machen?“ — „Was hat nur unser Kamerad, der Dichter Dufresny?“ zwitscherten die Späßen, die auf der Straße umherhüpften.

Aber stumm und taub schritt der Dichter seines Weges und kletterte in seine Wohnung, dicht unter dem Dache eines Hauses der Rue femme sans tête, hinauf. Er wollte nichts sehen, nichts hören, weil alles ihn daran erinnerte, daß seine Börse leer war, daß seine Mahlzeit heute aus einem Stück trockenem Brot bestehen würde! Dufresny, der Dichter, war melancholisch, weil er kein Geld hatte, weil Frau Fortuna ihm untreu geworden, weil er beim Pharao seine letzten

schönen oder richtiger eines trüben Tages kündet ein Schmerz, der uns hindert, wie gewöhnlich in den Tag hineinzuleben, eine Schwere des Kopfes, ein Irgendetwas an, daß die Vierzig geschlagen, daß man nicht mehr der weltentstürmende, lebensprühende Jüngling ist. Und wenn zu dieser traurigen Selbsterkenntnis noch die Tatsache kommt, daß die Hand, die suchend in die Tasche greift, nicht einen Silberling hervorzieht, dann scheint der Boden unter den Füßen zu weichen, und man lehnt sich kraftlos an die Wand, aus Furcht, in die gähnende Leere zu stürzen.

Dufresny, der Dichter, war melancholisch. Auf dem Bettrand sitzend, ließ er die Vergangenheit an seinen Augen vorüberziehen, und alle Enttäuschungen, alle Mißerfolge tauchten heute mit erschreckender Klarheit vor ihm auf.

„Wie, du glaubst nicht an die Ungerechtigkeit der Welt und hast nicht einen mageren Liard, um eine Mahlzeit zu kaufen? Und doch fließt königliches Blut in deinen Adern! Bist du nicht ein Urenkel des

großen Heinrich des Vierten? Was schadet es, daß deine Urgroßmutter eine Gärtnerin war! Die Liebe eines Königs adelt, und wie viele der ersten Geschlechter danken ihren stolzen Namen den rosigen Wangen und den strahlenden Augen eines schönen Bürgerkinds. Was ist der Herzog von Maine anderes als ich, und doch...“

Die trüben Gedanken von sich schüttelnd, sprang der Dichter auf; es klang eine klare, jugendfrische Stimme auf der Treppe. Dufresny lauſchte entzückt, seine Verse waren es — er riß die Tür auf. Vor ihm stand atemlos, lachend in voller Jugendschöne, ein kräftiges, Mädchen.

„Wie, Fräulein Jeannette, Sie also singen so schön? Mein Kompliment! Sie, die Wäscherin, haben eine Stimme, die alle Muhlverkündigen entzückt muß.“



Der deutsche Flieger Paul v. Stoeffler (X),

Int. Ill.-Verlag.

der am 26. August von Mülhausen i. E. nach Schloppe bei Schneidemühl, eine Strecke von über 900 km, flog. Der Flug ist die beste Leistung eines deutschen Zivilfliegers; Stoeffler hat sich damit die Rente und die Stundenprämie der Nationalflugspende gesichert.

„Uff! Ich kann nicht mehr! Sie wohnen ziemlich hoch, Herr Dufresny.“

„Um näher dem Himmel zu sein, mein schönes Kind!“

„Sie haben doch gar keine Hoffnung, jemals dahin zu gelangen!“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Alle Welt! Die Dichter sind alle Faulpelze, Trinker und Mädchenjäger. Ich, ich kenne sie ganz genau, ich habe noch nie von einem Dichter auch nur eine Pistole für meine Arbeit bekommen.“

„Den Dichtern soll das Paradies verschlossen sein? Welch ein Jertum! Im Gegenteil, sie sind die Lieblinge Gottes, denn sie allein sind fähig, sein Werk zu verstehen und zu bewundern. Wer hat die Weinrebe geschaffen? Er! Und ich preise seinen Ruhm, das Weinglas in der Hand. Und wenn ich Sie betrachte, Fräulein Jeannette, dann möchte ich auf die



Einzug des Kaisers in Posen am 26. August. Hinter ihm reiten der Kronprinz und Prinz Oskar.

Gebr. Haedel.

Austragung der Rad-Weltmeisterschaften im Berliner Stadion am 25. und 27. August.

knie sinken und ihm danken, daß ich seine Geschöpfe bewundern kann.“

„Sie müssen ja recht haben,“ antwortete Jeannette, die mit großen Augen zugehört hatte, „ich verstehe zuwenig davon, um mitreden zu können, und schließlich bin ich auch deshalb nicht gekommen. Es fällt mir furchtbar schwer... aber Sie schulden mir immer noch zweihundert Pistolen...“

„Ist es die Möglichkeit! Zweihundert Pistolen! Aber wenn Sie es sagen, wird es wohl damit seine Wichtigkeit haben. Also ich schulde Ihnen zweihundert Pistolen! Wünschen Sie, daß ich Ihnen eine schriftliche Anerkennung der Schuld gebe?“

„Nein, nein, ich will keine Anerkennung, ich will mein Geld!“

„Ihr Geld? Ihr Geld? Armes Kind, Sie kommen zu ungelegener Zeit. Da sehen Sie mein ganzes Vermögen“ — der Dichter zeigte seine leeren Taschen — „und da mein heutiges Diner!“ Er holte aus einer Schublade ein Stück Brot heraus und ließ es vor der Wäscherin auf dem Tische herumtanzen.

„Ich ahnte es!“ flüchelte das Mädchen mit Tränen in den Augen. „Wieder zweihundert Pistolen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde.“

„Glauben Sie das nicht,“ antwortete der Dichter würdig,

„glauben Sie es nicht, ich zahle es Ihnen — später. Kommen Sie, wenn der Weg Sie vorbeiführt, auf eine Minute zu mir herauf, und wenn das Schicksal Ihnen günstig ist, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Sie auch bei mir einmal volle Taschen finden.“

„Wenn ich darauf warten soll!“

„Brauchen Sie denn das Geld so dringend? Sie sind ein braves junges Mädchen mit bescheidenen Ansprüchen, und Sie werden doch auch Kunden haben, die zahlen.“

„Gott sei Dank. Aber ich... ich... ich will heiraten!“

„Sie wollen heiraten? Ist es



Vom Endlauf in der Weltmeisterschaft für Flieger.

Von links nach rechts: Chr. Redi (Mainz); Bailey (England), Sieger; Ryan (England). Int. Ju.-Verlag.



Der Start zur Weltmeisterschaft über 100 km.

Von links nach rechts: Walter Teichert (Berlin); Aley Beyer (Dresden), Zweiter; Bielenoten (Amsterdam); Bartlett (London); Meredith (London), Erster; Fossier (Paris). Gebr. Haedel.

möglich? Und wer ist der glückliche Sterbliche...?“

„Ein Kutscher, ein sehr ordentlicher Mann.“

Der Dichter prallte entsetzt zurück.

„Ein Kutscher? Sie heiraten einen Kutscher? Sie, so jung, so schön, so zart...“ und der Dichter betrachtete aufmerksam das junge Mädchen, dessen Wangen sich dunkelrot färbten. „Ein Kutscher? Er wird Sie unglücklich machen!“

„Im Gegenteil, Herr Dufresny.“

Und Jeannette rollte verlegen an dem Saum der Schürze, Dufresny ging aufgeregt im Zimmer auf und ab, unverständliche Worte vor sich hinhinmurmend, dann blieb er vor dem jungen Mädchen stehen.

„Also, um Ihren Kutscher zu heiraten, brauchen Sie meine zweihundert Pistolen? Diese Summe soll wohl Ihre Mitgift sein?“

„O nein,“ unterbrach ihn das Mädchen, in den heiligsten Gefühlen verletzt, „ich habe zweihundert Dukaten beiseite gelegt, zweihundert Dukaten, die ich mir von meiner Arbeit erspart habe.“

Der Dichter war einen Augenblick sprachlos. „Zweihundert Dukaten?“

„Nicht ein Sou fehlt daran.“

„Donnerwetter! Wäscherin! Ich will ein einträglicheres Geschäft zu sein als Dichter und Liebhaber der Mufen. Zweihundert Dukaten!“

Er sah jetzt die kleine Wäscherin mit ganz anderen Augen an und entdeckte auf ihrer linken Wade einen kleinen Schönheitsfleck, der ihrem Gesichtchen einen pikanten Reiz gab. Alles drehte sich um ihn, ein Frühlingsduft füllte das Zimmer ein, und die alten grauen Bücher schienen ihm zuzulächeln.

„Sie lieben Ihren Kutscher wohl sehr?“ stammelte er.

„Lieben?! Ach Gott, ich finde ihn ganz nett.“

„Sie lieben ihn also nicht mit jener heißen, verzehrenden, allmächtigen Liebe, die instand ist, die Welt aus

den Fugen zu heben? O Gott, ich danke dir aus der Tiefe meiner Seele!" Er faßte die Wäscherin an beiden Händen.

"Wie können Sie, ein fl. il. iges, gebildetes, intelligentes Mädchen, Ihr Geschick an das eines Bauern fesseln? Dürfen Sie nicht höhere Ansprüche stellen? Ich werde Ihnen etwas sagen, was Ihnen unglaublich klingen wird... Ich selbst biete Ihnen meine Hand, wollen Sie mich heiraten?" — "Sie?"

"Ja, ich, und glauben Sie vielleicht, daß ich nicht so viel wert bin als Ihr Kutscher?"

Ich bin ein Enkel Heinrichs des Vierten. Kammerdiener, Garteninspektor des Königs und, was noch viel mehr ist, sein Vetter."

"Der Vetter des Königs?"

"Ja, wohl, und wenn Sie mich heiraten, werden Sie seine Cousine."

"Die Cousine des Königs? Ich?" rief Jeannette. "Aber das ist ja unmöglich, und Sie wollen mich wirklich zur Frau, Herr Dufresny? Ist es Ihr Ernst oder scherzen Sie?"

"Mein vollkommener Ernst. Nehmen Sie meine Werbung an?"

Da war Fräulein Jeannette geblendet. — Vor ihren Augen erschienen die Bilder von Heinrich dem Vierten. Sie sah sich im Parke von Versailles und hörte, wie Ludwig der Bierzehnte sie fragte: "Wie geht es Ihnen, meine liebe Cousine?"

"Ob ich es annehme? Ob ich es annehme? Aber natürlich, es ist mir eine Ehre."

Beglückt faßte der Dichter sie unter dem Arm.

"Dann wollen wir keine Zeit verlieren, Jeannette, kommen Sie." — "Wohin denn?"

"Wir wollen sofort unser Aufgebot bestellen. Aber vorher... erwartet Sie nicht vielleicht zu Hause ein gutes Frühstück?"

"Ja, ein Huhn, das mir gestern Verwandte geschickt haben."

"Ein Huhn im Topf, welche Freude für meine großen Ahnen!" Und Dichter und Wäscherin schritten Arm in Arm die Treppe hinab.

Als Ludwig der Bierzehnte am nächsten Morgen seine Gemächer verließ, um sich zur Messe zu begeben, bemerkte er in der ersten Reihe

seiner Höslinge den Kammerdiener und Garteninspektor Dufresny, der ihn flehend anblickte.

"Wie steht es mit Ihrer Gesundheit, Spieler Dufresny?"

"Eure Majestät sind sehr gnädig, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen," antwortete der Dichter, sich bis zur Erde beugend, "mir geht es so, wie es einem Manne geht, der in zwei Tagen heiratet."

"Was zum Teufel," rief der König, "Dufresny, der Spieler, der Trinker, dessen Schulden zu bezahlen selbst meine Börse nicht

ausreicht, will heiraten? Wer ist die Unglückliche?"

"Eure Majestät sind sehr gnädig. Meine zukünftige Gattin ist eine Wäscherin, die den schönen Namen Jeannette führt und verstanden hat, sich mit ihrer Hände Arbeit zweihundert Dukaten zu sparen. Als Ihre Gattin wird sie nicht mehr zum Sparen kommen," lachte der König. "Aber bestellen Sie der Wäscherin Jeannette, daß ich ihr aus meiner Schatzkammer tausend Dukaten Mitgift bewillige. Ich will nicht, daß meine neue Cousine Hunger leide. Keinen Dank, Dufresny — er gebührt Heinrich dem Vierten."

Und Ludwig der Bierzehnte schritt lächelnd weiter, während sein Hof sich tief verneigte. Wie der Wind stürmte der Dichter nach Hause. Er winkte freundlich der alten Gemüsehändlerin zu, blieb einen Augenblick am Bäckerladen stehen: "Gott, was Sie wieder für ein schönes Kleid anhaben, Fräulein Liese! Sie sind reizend-

frijiert, Fräulein Marguerite!" — und den Sperlingen, die auf der Straße umherhüpften, warf er Brotkrumen zu....

Mit der Miene eines Mannes, der weiß, was er wert ist, sitzt der Garteninspektor Dufresny jeden Tag in der verräuchernden Taverne des "Hotel de Nesles" und spielt mit anderen Kavaliere Landsknecht, während zu Hause seine Frau eifriger als je wäscht und an ihren Cousin denkt, den König Ludwig den Bierzehnten....



Militär-Wettkämpfe in Berlin.

Die zweiten athletischen Militär-Wettkämpfe, veranstaltet vom Berliner Sport-Klub, fanden am 27. August auf dem Sportsplatz am Kurfürstendamm in Berlin statt; besonders interessant weiliesen die Konkurrenz in feldmarschmäßiger Ausrüstung. Unsere Bilder zeigen oben das Durchkriechen eines Tunnels, unten das Nehmen des Wassergrabens im Hindernislauf.



Das Jagdsouper.

Humoreske von Karl Pauli, Neukölln-Berlin.

„Me—Me—Mensch!“ — Sup, schon war ich über dem Graben. „Mensch, hilf mir doch, ich ersäde, ertrinte!“ — Ich drehte mich schnell um, richtig, da saß er schon wieder im Schlamm fest.

„Aber Paul Ferdinand!“ sagte ich empört, denn es war bereits das dritte Mal, daß ich ihn unter Gefahr des eignen Lebens aus dem Sumpfe ziehen mußte. „Kannst du denn deine Beine nicht ebenso zusammennemen wie ich meinen Verstand? Paß doch auf, wohin du mit beiden Füßen trittst! Du hast doch nur die beiden, obwohl du nach deinem heutigen Benehmen ganz gut auf viere Anspruch erheben könntest. — Bleibe ich stecken? — Falle ich in jeden Wassergraben?“

Paul Ferdinand Baumüller, dem ich diese Strafpredigt hielt, schien an meinen Worten sehr wenig Interesse zu nehmen, denn er unterbrach mich plötzlich mit einem sehr ungedulbigen Grunzen, was ungefähr so viel bedeuten mochte wie: „Quatsch nicht lange, sondern hilf mir!“ Und ich konnte im Grunde meines Herzens nicht einmal böse auf ihn sein, wenn mich auch die Nichtachtung meiner oratorischen Leistung schmerzte; die Lage, in der er sich befand, war allerdings nicht dazu angetan, lange Sermonen in Ruhe anzuhören, denn er saß mit einem Bein in einem Wasserloch, während das andre durch einen Baumstumpf, an dem es festgehalt war, gegen den Himmel gehalten wurde, der Oberkörper aber lag platt auf der Erde, und zwar vornüber, die edle Nase in einer dunklen Moorlache.

Ich konnte dieses Bild des Jammers nicht ansehen, ohne über die Vergänglichkeit alles Irdischen ernste Betrachtungen anzustellen.

Wie hatte Paul Ferdinand Baumüller noch vor einer Stunde ausgehoben, als wir beide, er in full dress, als Wasserjäger auszogen, um uns auf den Rat meines Freundes Rittershausen die Zeit vor dem Jagdsouper ein wenig zu vertreiben und uns durch einen kleinen Marsch etwas Hunger zu machen, und wie sah er jetzt aus!

Zwar hatte uns Rittershausen gewarnt, dringend gewarnt, nicht von den abgesteckten Wegen abzuweichen, da wir sonst leicht in den Sumpf geraten könnten, aber welcher Jäger gibt auf solche Kleinigkeiten acht, wenn links und rechts von dem vorgeschriebenen Wege wildreiche Jagdgründe zu winken scheinen, besonders wenn man bei der Auffindung derselben auf sich selbst angewiesen ist, denn der Hund, den uns unser lieber Freund Rittershausen mitgegeben, hatte sich schon nach der ersten halben Stunde verzogen, wahrscheinlich weil er, wie sich später herausstellte, ein Ziehhund war.

Aber hier habe ich schon zweimal einen Namen genannt, ohne dem geehrten Leser Aufschluß zu geben, wer der Träger dieses Namens ist, wie ich dazu komme, ihn hier aufzuführen, und in welcher Beziehung er zu dieser Geschichte steht.

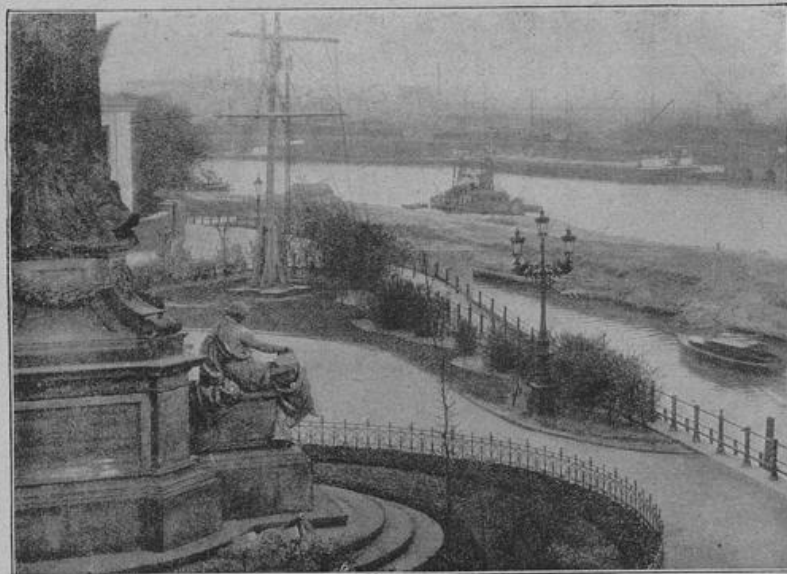
Rittershausen, ein begüterter Berliner, war ein guter Freund von uns beiden, ein hervorragender und bedeutender Mann. Die bedeutendste seiner hervorragenden

Handlungen war, daß er bei Messersdorf, einem Dorfe in Schlesien, eine Jagd erworben und ein schönes Klubhaus daselbst gebaut hatte. Dieses Jagdhaus sollte heute mit einem opulenten Jagdsouper eingeweiht werden, wozu außer dem ganzen Adel der Umgegend auch wir beide geladen worden waren.

Ambauten an der Einfahrt zum Duisburg-Ruhrorter Hafen.



Die ehemalige Finkemole und -Brücke.



Der jetzige Stand der Arbeiten.

Die Finkemole wird, wie das untere Bild zeigt, bis zum Bureaugebäude Harpen weggebaggert. Während am alten Molentopf die Einfahrt zum alten Hafen ca. 18 Meter betrug, ist dieselbe jetzt am neuen Molentopf auf ca. 60 Meter erweitert worden, so daß selbst die größten Schiffe bequem Einfahrt haben.

Wir waren früh von Berlin weg-
gefahren und gegen Mittag ange-
kommen; die Zeit bis zum Souper
wollten wir uns wie gelagt auf
einem Jagdspaziergang vertreiben,
und waren auf demselben nicht nur
vom Wege ab, sondern auch in einen
tiefen Sumpf geraten.

Endlich nach zwei Stunden war
es mir gelungen, wieder festen Boden
unter den Füßen zu fühlen, eine
Freude, die der zu schätzen wissen
wird, der selber schon einmal hundert-
zwanzig Minuten in einem Sumpf
herumgetrebt ist. —

Aber über dieser Beschreibung
habe ich ja ganz vergessen, meinen
Freund Paul Ferdinand aus dem
Sumpfloch zu ziehen; das darf
nicht sein, nur eine kurze Minute,
gleich werde ich ihn aus seiner Ver-
senkung heraus haben, und die Er-
zählung kann ihren Fortgang nehmen.

So, er ist gerettet; dankbar
steht er neben mir auf dem festen
Boden, der sich als eine Art Knüppel-
damm ausweist, eine Entdeckung, die
gleichzeitig mit einer Erinnerung in
meinem Gehirn aufging. Von
diesem Knüppeldamm hatte nämlich
Mittershausen schon gesprochen, daß
er sehr lang sei, und daß man,
wenn man die Sonne im Gesicht
rechts gehe, auf demselben nach
Messersdorf gelange.

Ja die Sonne im Gesicht rechts
gehen, das war leicht gelagt; aber
erstens schien die Sonne über-

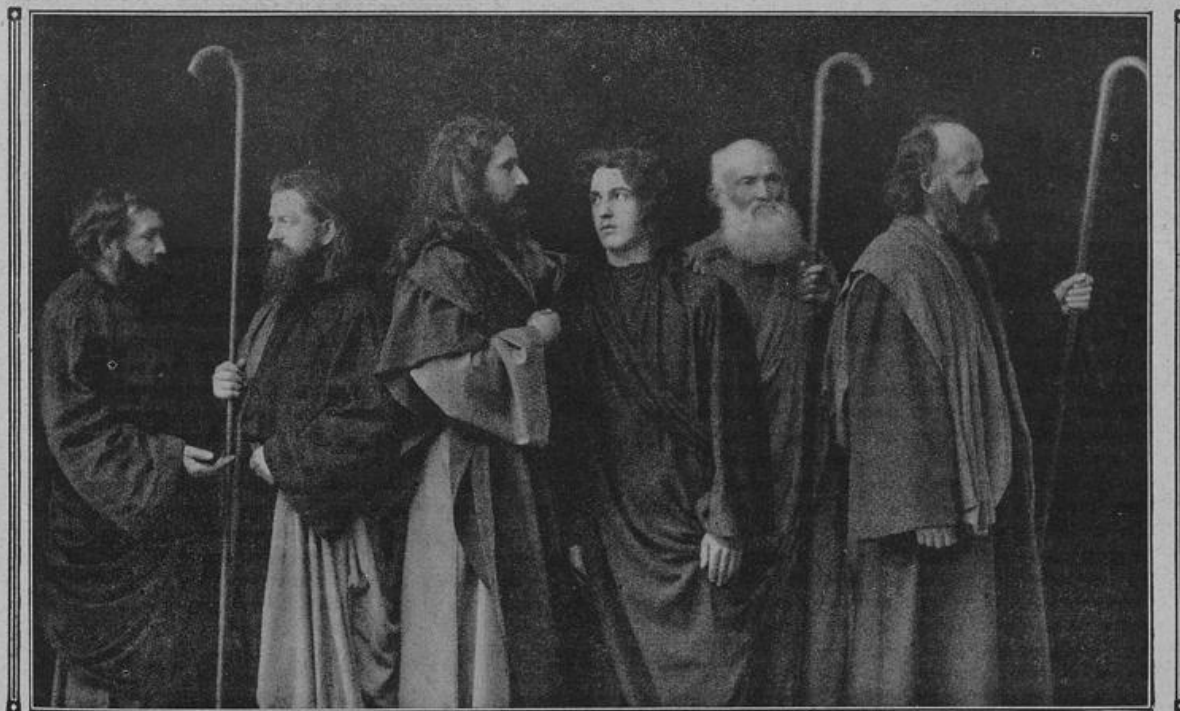


Madonna in der St.-Antonius-Kirche in Düsseldorf,
modelliert vom Bildhauer Franz Linden, ausgeführt in Carrar Marmor.

haupt nicht, sondern war längst
untergegangen, und dann behauptet
Paul Ferdinand, Mittershausen
hätte gesagt: „Die Sonne im Ge-
sicht links gehen!“

Hätte nun also auch die Sonne
geschienen, so wären wir nach
dieser Behauptung ebenso klug ge-
wesen wie vorher; da sie nun aber
überhaupt nicht schien, und wir uns
auch über die Stelle, wo sie hätte
scheinen können, nicht einigen
konnten, so schied diese Frage gänz-
lich aus und nur die Richtung, die wir
einschlagen mußten, sprach noch mit.
Aber darüber war keine Einigung
zu erzielen; ich sagte, wir müssen
links gehen, Paul Ferdinand sagte
natürlich rechts. Dabei blieb's.

Vergebens suchte ich ihn mit
Gründen der Vernunft zu besiegen;
ich versuchte ihn mathematisch zu
beweisen, daß wir, wenn er eine
Linie vom Monde bis zu den Anti-
poden ziehe, das Gesicht nach Osten
lehre und dann die südliche Dia-
gonale feststelle, er einsehen müsse,
daß wir nach Messersdorf rechts
gehen müssen. Er hörte mich geduldig
an, aber als ich ihn aufforderte, die
Probe auf das Gemäuel zu machen,
schrie er mich an. Solche lange
Linien vom Monde bis zu den Anti-
poden gebe es gar nicht (er meinte
wohl Saubohnen), und die Diagonale
festzustellen, siele ihm gar nicht ein,
sonstwegen könnte sie umfallen.
Er schlug mir vor, Kopf und Schrift



Aus den Passionsspielen in Selzach bei Solothurn: Der Christus- und einige Apostel-Darsteller.

zu spielen. Kopf wäre rechts und Schrift links. Ich ging darauf ein und natürlich wie immer, wenn es auf den Kopf ankommt, gewirrt Schrift. So gingen wir links.

Schweigend schritten wir fürbaß. Eine Stunde mochte vergangen sein, da brach Paul Ferdinand das Schweigen: „Wie spät mag es denn sein; ich habe schrecklichen Hunger.“ — Ich zog die Uhr: „Halb sieben.“

Wieder wanderten wir eine halbe Stunde, da sagte Paul Ferdinand „Um acht soll's angehen. Zuerst kommt Turtelsuppe.“

Ich lachte höhnisch auf. Wieder vergingen vierzig Minuten.

„Dann sollten Forellen kommen,“ sagte Paul Ferdinand halblaut. Ich warf ihm einen Blick zu, der einen kleinen Dchsen getötet haben würde, aber er hielt ihn aus.

„Languste gibt's auch,“ sagte er nach einer Weile tonlos.

Ich gab keine Antwort.

„Und Lendenbraten,“ fuhr er selbstquälerisch fort. „Mensch, zwei Monate liegt er auf Eis, der muß auf der Zunge zergehen!“

„Drei Stunden? In welcher Richtung liegt es denn?“

Sie wies natürlich dahin, wo wir hergekommen waren. — Wären keine Stühle vorhanden gewesen, so hätten wir uns auf die Erde gesetzt.

Lange saßen wir so. Vor unsern Augen öffnete sich ein düsterer Abgrund, ohne es ändern zu können sahen wir Turtelsuppe, Lendenbraten, Forellen, Languste und all die andern Herrlichkeiten vor uns versinken. Endlich schloß sich der Abgrund wieder. Das brachte mich zu mir. Das Jagdsouper war fort, aber der Hunger war geblieben. Ich fragte daher die alte Frau, die wohl die Wittin war: „Gute Frau, was haben Sie denn zu essen?“ — „Nischt!“ gab sie zur Antwort.

„Aber liebe Frau,“ mischte sich jetzt Paul Ferdinand ins Gespräch, „Sie müssen doch etwas zu essen haben! — Wir sind mit dem Einfachsten zufrieden.“ — „Mir hamm' nischt!“ sagte die Frau.

„Na, besinnen Sie sich nur, Sie müssen doch selbst essen, wenn —“

„Ne, ne, ich sag's Ihn' ja, ma ham nischt!“ unterbrach ihn die Frau — hechstens...“ — „Höchstens?“ fragten wir beide gespannt.



Vom Hochwasser in Schlesien: Bäume im Flussbett der Neiße am Eisenbahn-Fladukt bei Görlitz.

Konrad Häntch.

Ich nahm eine drohende Haltung an: „Jetzt sagst du nur noch Spital!“ — Da verstummte er.

Wir schritten weiter eine Stunde schweigend nebeneinander her. Ich hatte den Gedanken, je wieder nach Messersdorf zu kommen, längst aufgegeben, und Paul Ferdinand schien ein gleiches getan zu haben.

„Nun werden sie wohl bei den Forellen sein,“ sagte er, „oder ob die Languste schon dran ist?“ Plötzlich blieb er stehen.

„Mensch,“ schrie er, „wenn doch wenigstens ein Haus läme, ein Wirtshaus oder ein Bauernhaus, ich falle um vor Hunger!“

„Ich auch!“ echote ich. — Wieder schritten wir weiter, da, nach einer halben Stunde, sahen wir ein Licht durch die Bäume schimmern, und bald standen wir vor einem Hause. — Es war ein Wirtshaus, aber eins der kleinsten Sorte, etwa wie eine Barbierstube sah es aus.

Die erste Frage war: „Wie weit ist's noch nach Messersdorf?“

„Nach Messersdorf?“ antwortete die Dame, die in der Walpurgisnacht ganz gut einer der ältern Hexen hätte spielen können.

„Na Messersdorf? — Drei Stunden,“ lautete die im breitesten Schlesiisch gegebene Antwort.

„Aale und neue Kartoffeln,“ brachte die Alte zögernd heraus. Paul Ferdinand schrie auf: „Aale und neue Kartoffeln! — Hurra, Hurra, Hurra! Bringen Sie so viel Sie davon haben. — Aale und neue Kartoffeln! Bin ich Sünd'ger solcher Gnade wert?“

Nach einer Weile kam die Frau und stellte zwei Schüsseln Kartoffeln auf den Tisch. Aha, jetzt holt sie die Aale. Aber sie blieb am Tisch stehen. Ich besah mir während der Zeit die Kartoffeln, es waren welche von diesem und welche vom vorigen Jahr.

Wir saßen eine Weile erwartungsvoll. Endlich sagte Paul Ferdinand, dem es zu lange dauerte: „Nun, Sie wollten doch Aale und Kartoffeln bringen, wo bleiben denn die Aale?“

„Na da stiehn sie ja!“ sagte die Frau.

„Wo denn, wo denn?“ fragte Paul Ferdinand.

„Hier!“ erwiderte die Frau auf die beiden Schüsseln deutend.

„Das hier sein neue, und das hier sein aale Kartoffeln!“

Wir schauderten entgeistert zusammen.

Aale und neue Kartoffeln — das bedeutete „alte und neue Kartoffeln!“ Und das war unser Jagdsouper. —

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 37.

Düsseldorf, 13. September

1913.



Huldigung vor dem Großherzogpaare von Mecklenburg-Schwerin anlässlich der Jahrhundert- und Sedanfeier vor dem großherzoglichen Schloß in Schwerin am 31. August. Int. Illust.-Verlag, Berlin.



Schwarze Augen.

Bulgarische Novelle von N. Dantschew.
Uebersetzt von S. Hesse.



Als Sawla das Lied „Schwarze Augen“ gespielt, legte sie die halbnackten Arme aufs Klavier und stützte die heiße, von wilden Goldblöden umringelte Stirn. Sie war so entzückt, daß sie das Piano hätte in die Arme schließen mögen, weil es so wunderbare Melodien in sich barg. Ihre Gedanken weilten in einer fremden, von süßem Wohlklang erfüllten Welt.

Einen Augenblick verharrete sie so, dann tat sie einige Schritte und ließ sich grazios in einen Sessel gleiten, der links neben dem Piano stand. Die Fider halb geschlossen, warf sie den hübschen Kopf zurück und öffnete leicht den Mund, in dem zwei Reihen weißer Perlenzähnen schimmerten.

Sie war allein im Salon, jetzt gegen neueinhalb Uhr. Nur die Kerzen des Pianos brannten an diesem Sommerabend. Die Vorhänge waren zugezogen, nur nicht an dem geöffneten Fenster, das nach dem Hofe ging. Sie atmete kaum, so tief war sie ergriffen ...

Sie war von großer, schlanker Gestalt und kaum zwanzig Jahre alt. Sie beschäftigte sich mit Gesang und Malerei. Alle Freundinnen hatten von ihrer Hand ein Aquarell im Album. Allein die Musik vergötterte sie doch über alles. Stundenlang, oft ganze Nächte saß sie übers Piano geneigt. Sie weinte in Ekstase über Mozarts und Beethovens über Rubinssteins „Dämon“ und Verdis „Aida“ ... Doch nichts hatte sie bisher so entzückt wie diese „Schwarzen Augen“. Dies Lied, das eine Freundin ihr vor zehn Tagen geliebt, war das Werk eines jungen bulgarischen Komponisten, der kürzlich aus dem Ausland heimgekehrt war, wo er seine Studien auf dem Konservatorium beendet hatte.

Als Sawla dieses Stück zum erstenmal spielte, machte es ganz besonderen Eindruck auf sie. Seitdem studierte sie es jeden Tag und liebte es immer mehr. Es war ein bizarres Gemisch von Leidenschaft und Liebe, Wildheit und Sanftmut ... Und immer wieder war Sawla hingertissen und träumte ... Oh, welch eine berauschte Musik! .. Wie stimmungsvoll! .. Es war ihr, als sähe sie einen Schwarm Tauben zum Himmel aufsteigen, bis sie sich in strahlendes Licht verwandelten und jäh verschwanden. ... Dann kamen andere weiße Tauben, die in schnellem Flug zum Firmament flatterten und eine Sternkrone bildeten. Und kaum hatte sie einen Moment Zeit, dieses Verwandeln zu bewundern, als auch schon alle wie ein Blumenregen herabschwebten, aus dem sich ein Bulett löste, das eine feine Hand ihrem Munde näherte. Und sie berauschte sich an dem Duft... Bald waren es keine Blumen mehr, die ihre Lippen küßten, sondern ein anderes heißes Lippenpaar...

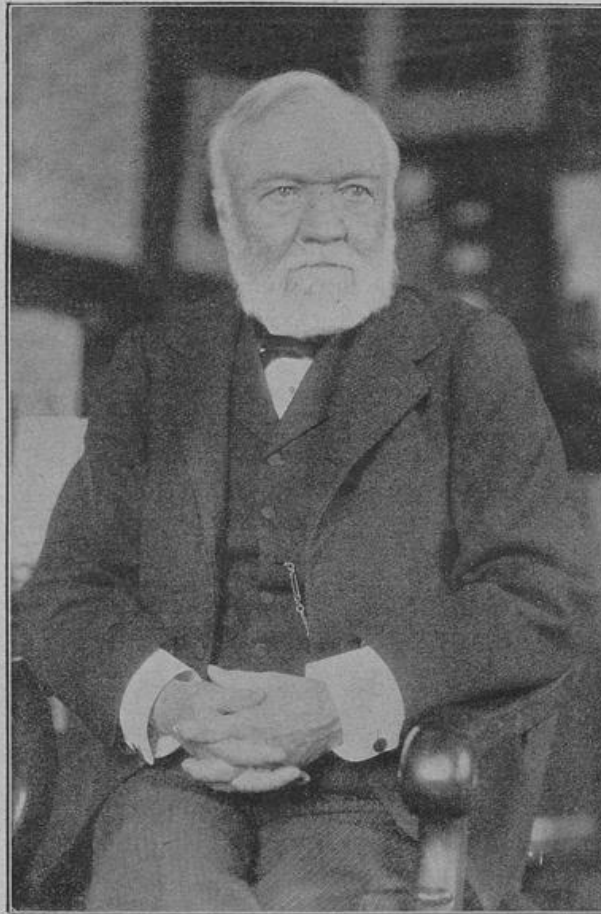
über dem zwei große schwarze Augen glühten... Oh, welch eine leidenschaftliche Zärtlichkeit kam da über sie...

Vielleicht waren die „Schwarzen Augen“ in Wirklichkeit gar keine so wunderbare Komposition, doch sie gefielen ihr sehr, weil sie ein unendliches Echo in ihr weckten — in ihnen bebten die innigsten Schauer eines jungen Herzens...

Wenn Sawla sie spielte, schienen die Töne nicht mehr aus dem Piano, sondern aus ihrer Brust zu kommen — aus den tiefsten Gründen ihrer Seele... Heute Abend gefiel ihr das Lied ganz besonders

gut, gewiß, weil sie den Schöpfer dieser Melodien gesehen. Eine Freundin hatte ihr den Komponisten auf der Straße gezeigt; groß und schlank, in schwarzem Anzug, einen goldenen Zylinder mit feiner Kette, die er überm rechten Ohr trug — so ging er gemächlich plaudernd mit zwei Kameraden spazieren. Welch ein herrlicher Gang! Wie edle, vornehme Manieren! Gewiß, ein echter Künstler. Und welch eine Seele mußte er besitzen, der solche Melodien entströmte! Wie gern hätte sie ihn kennen gelernt! Hätte sie nur einige Gedanken über die Kunst mit ihm austauschen, das Geheimnis dieser Natur ergründen können, die so voll stürmischer Jugend war.

Ah, ja, das war eine Idee — ein glücklicher Gedanke! Warum denn auch nicht? Ja, sie wird ihn bitten, ihr Klavierstunden zu geben, und gewiß, aber wird er auch wirklich annehmen? Ei, weshalb sollte er denn nicht? Erst vor kurzem war er aus dem Auslande heimgekehrt. Gewiß hatte er noch keine Beschäftigung gefunden und würde ohne Zweifel annehmen. Und wenn er es übrigens nicht tat, so machte sie ja immerhin seine Bekanntschaft. Oh, welch eine himmlische Idee! Und vor Freude hüpfend, eilte sie zum Piano, um noch einmal in dem seltsamen, göttlichen Charme dieser



Andrew Carnegie, der Stifter des am 27. August eingeweihten Friedenspalastes in Haag. Kestler & Co.

Melodie zu schweben — ihre zarten Finger glitten über die Tasten, und süßer Wohlklang erfüllte den stillen Raum.

Und wieder spielte sie, langsam, zart und klagend und wie von Zauberzauber belebt stürzten dann die Töne dahin...

Und sie ließ sich abermals in den Sessel fallen und versank in Sinnen und Träumen.

Da klopfte es zaghaft an die Tür. Sawla fuhr zusammen und horchte. Es klopfte abermals, doch ebenso zögernd...

„Herein!“

Die Tür knarrte leise, und ein witterer, vernachlässigter Männerkopfs tauchte auf. Bald kam auch der ganze Mensch zum Vorschein: klein von Gestalt, unelegant, mit spitzen Schultern, in abgetragener

Gehrod. Er verneigte sich tief, doch das junge Mädchen bemerkte diese Respektbezeugung gar nicht.

„Mama, Mama!“ rief sie aus Leibeskräften, sobald sie ihn gewahrte.

Sie hatte so große Furcht, daß sie den Kopf zwischen ihren nackten Armen barg. „Ist es ein Trunkenbold... oder ein Einbrecher?“ dachte sie, und zitternd griff sie nach der Klingel.

Einen Augenblick war der Fremde ganz bestürzt über das, was da vor sich ging, und erst nach einigen Augenblicken murmelte er:

„Ich, gnädige Frau.... Fräulein...“ verbesserte er sich. Allein die Stimme verlagte ihm, und er hatte plötzlich Furcht, größere Furcht als Sawka selbst, die noch immer nach der Mutter rief.

Verlegen blickte er um sich — er wußte nicht, was er tun sollte. Da die Tür offen stand, dachte er, es bliebe ihm wohl nichts anderes übrig, und er ging hinaus.

Noch immer hallten Sawkas Rufe durch den Flur, doch niemand ließ sich blicken.

Der Fremde blieb stehen und überlegte. Um allen Anschuldigungen im voraus aus dem Wege zu gehen, war es am besten, wenn er sich aus dem Staube machte. So ging er über den Flur und dann die Treppe hinab. Unten blieb er abermals stehen und blickte um sich. Was sollte er nur tun? Hierbleiben? Oder fortgehen...? Was hatte er da nur für eine Unvorsichtigkeit begangen! Und wenn man ihm gar nicht glauben wollte, ihn anzeigte! Was wäre das für eine Schande! Noch immer lärmte die Klingel. Er blickte zur Haustür — nur einige Schritte war sie von ihm entfernt. Wäre es nicht besser...? Und sofort kam ihm der Gedanke, zu fliehen — sich aus dem Staube zu machen, ohne daß jemand erfuhr, wer er war. Und er eilte zur Tür. Dann aber zögerte er wieder. Weshalb sollte er denn flüchten...? War er vielleicht ein Verbrecher...? Aber wie, wenn man ihn etwa überraschte...?

Er ging einige Schritte auf die Straße. Nun, mochte kommen, was da wollte. Und hastigen Schrittes eilte er auf der menschenleeren Straße vorwärts. Aber jede Minute wendete er den Kopf und meinte,

man verfolge ihn. Hätte ihn jemand beobachtet, würde er bemerkt haben, daß dieser junge Mensch von fünfundsanzig Jahren wie Espenlaub zitterte und mühsam atmete, als hätte er eben ein Verbrechen begangen...

Inzwischen lauerte Sawka in ihrem Sessel und bebte an allen Gliedern.

Sie bildete sich ein, der Einbrecher wühle die Zimmer durch und raube alles, und hin und wieder brach sie in nervöses Schreien aus.

Noch immer schrillte die Klingel, die sie fieberhaft drückte, doch

niemand ließ sich sehen und hören. Plötzlich ließ sie einen lauten Schrei aus — es war ihr, als hätte der Räuber seine starke, schwere Hand auf ihre schwache Schulter gelegt... und wild, mit offenem Munde, fuhr sie empor...

Ach, sie war ja allein. Sie horchte. Totenstille im ganzen Hause. Da stürzte sie zur Tür und schloß sie ab. Dann forschte sie in allen Ecken, und als sie sich überzeugt, daß sie keine Furcht mehr zu haben brauchte, beruhigte sie sich ein wenig.

Ach, wie seine Mörderaugen blickten! Und wie wirr war sein schwarzes Haar!

Und sie kreuzte die Arme auf der Brust und blickte sinnend zum nächsten Himmel...

* * *

Als sie am nächsten Tage mit einer Freundin vom Spaziergang heimkehrte, empfing Sawka aus der Hand des Dienstmädchens einen großen Briefumschlag, den ein Laufburche kurz vorher gebracht hatte.

Die Adresse war in fester, klarer Schrift geschrieben: „An Fräulein

Sawka Costowa.“ Von wem mochte dieser Brief doch nur sein?

„Nun, ist heute nacht nichts passiert?“ fragte Sawka das Mädchen besorgt.

„Nicht das geringste, Fräulein,“ antwortete diese.

„Und wie geht es Mutter? Haben alle gut geschlafen?“

„Ausgezeichnet. Fräulein waren gewiß eingenickt und haben einen bösen Traum gehabt!“ meinte das Mädchen lächelnd. — Ein wenig erleichtert, nahm Sawka den Arm ihrer Freundin,



Denkmalsentfällung anlässlich der Jahrhundertfeier zur Erinnerung an die Bildung und Einsegnung des Lühowschen Freikorps in Zolten. H. Grohs.

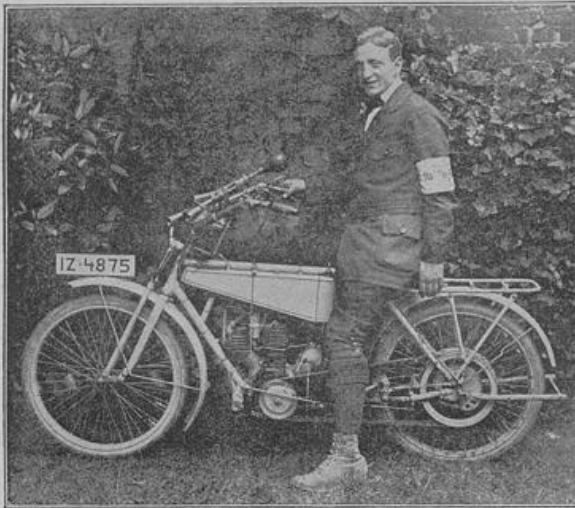
Das Denkmal, das einen betenden Lühow-Jäger zu Pferde zeigt, trägt die Inschrift: „Dem von Lühowschen Freikorps zum Gedächtnis errichtet 1913.“

und beide suchten das Zimmer des jungen Mädchens auf. Dort nahm sie eine fein ziselirte Schere und trennte den Umschlag auf. Sie fand den folgenden Brief:

Sehr geehrtes Fräulein
Sawla Kostowa!

Verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir gestern abend nahm, indem ich Ihnen in einem so schlecht gewählten Augenblick meinen Besuch machte. Aber wie Sie wohl zugeben werden, konnte ich mich nicht länger aufhalten, um mich auszusprechen, und möchte es daher lieber schriftlich tun.

Ich ging oft an Ihrem Hause vorüber und hörte Sie mein Lied „Schwarze Augen“ spielen. Gewiß gefällt es Ihnen, aber gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie an einer bestimmten Stelle nicht richtig spielen, und zwar gerade da, wo es mir wohl gelungen sein dürfte, meinem Empfinden so recht Ausdruck zu geben. Das kommt gewiß nur daher, daß Ihre Noten fehlerhaft sind. Schon längst wollte



Radsahrer H. Th. nemann.

Am 31. August fand eine militärische Dauersahrt für Kraftsradfahrer auf der Strecke Düsseldorf—Krefeld—Wesel—Kleve—Goch—Geldern—Kaldenkirchen—Diersen—Düsseldorf statt. Sieger wurde H. Thonemann vom Radsahrer-Verein „Flottweg“ Düsseldorf.

gelesen, war sie sehr erregt — sie warf sich in den Sessel und brach in nervöses Stammeln aus, und man wußte nicht, ob es Lachen war oder Weinen...

ich Sie aufsuchen, um Ihr Blatt zu forrigieren, doch wagte ich es nie. Als ich Sie nun gestern abend wieder spielen hörte, beschloß ich, bei Ihnen einzutreten — leider wußte ich nicht, daß Sie allein waren — denn heute morgen reise ich nach Sofia und möchte doch nicht, daß meine Melodie entstellte würde.

Anliegend finden Sie die ganze Partitur der „Schwarzen Augen“.

Nun wissen Sie den Zweck meines Besuches. Ich hoffe, er gibt mir das Recht, Sie um Verzeihung für die verurachtete späte Störung zu bitten, die Sie mir gewiß nicht verlagen werden.

Mit hochachtungsvollen Grüßen
verbleibe ich

Ihr ergebener

Darenoff.

Als Sawla den Brief zu Ende gelesen, war sie sehr erregt — sie warf sich in den Sessel und brach in nervöses Stammeln aus, und man wußte nicht, ob es Lachen war oder Weinen...



Vom Wettbewerb von Marine-Wasserflugzeugen in Beauville vom 25. bis 31. August: Ein Farman-Eindecker wird zum Ausscheidungsflug ins Wasser gebracht.

Mitro.

Der Flugpassagier. Von Karl Marilaun.

Bernard Fontana zerschöpfte in die pelzgefütterte Fliegerjade, die ihm sein Monteur hinhielt, und indes seine Leute den Motor des Zweifelhaders ein letztes Mal angehen ließen, sah er einen Menschen, der unter dem den Flugplatz abgrenzenden Seil durchkroch und mit dem Hut in den Händen auf den Flieger zukam. Bernard kannte den Mann nicht, hatte ihn nie gesehen, und obwohl diese kurzbeinige, mit flatternden Rockzipfeln über das Feld laufende Gestalt durchaus nichts Außergewöhnliches an sich hatte, konnte sich der Aviatiser einer leichten Besonnenheit nicht ganz erwehren, als er den Fremden vorichtig um die rotierende Schraube herumvolztigieren und auf sich zukommen sah.

„Pipelet,“ sagte dieser ohne Atem und vollführte mit seinem halbhohen schwarzen Zylinderhut eine altmodische Grußbewegung. „Ich heiße Maître Pipelet, mein Herr.“

Er drehte verschauens den Hut und sah dem Mann im Fliegerhelm mit einem unsichern Lächeln, das zwei Reihen schlechter gelber Zähne enthüllte, in das Gesicht. Bernard antwortete nicht gleich, er neigte nur kaum merklich und geärgert den Kopf und sah, von der merkwürdigen und komischen Häßlichkeit dieses Menschen härter als vorhin irritiert, nach seinen Monteuren, die den Mann hierher gelassen hatten.

„Ich störe,“ erklärte Herr Pipelet sehr sanft, sehr zuvorkommend und fuhr sich mit einer fleischigen Zunge betrübt über die Lippen. „Natürlich störe ich, Herr Fontana. Aber ich möchte nichtsdestoweniger“ — der Mann setzte sich mit einem entschuldigenden Schwenken den schwarzen Leichenbitterhut auf, um die Hände freizubekommen, mit denen er die flatternden Schöße über dem Bauch zusammenzog — „ich möchte mit Ihnen sprechen, Monsieur, ehe Sie mit diesem Ding da.. davonfliegen.“

Er kniff die Augen zusammen und streifte den von den Monteuren gehaltenen Aeroplan mit einem lästernen, halb abergläubisch entsehten Blick. Bernard Fontana wußte nicht, weshalb er an diesen Menschen seine Zeit verlor. Er sah in das gelbe, von unzähligen Krätzchen grottest

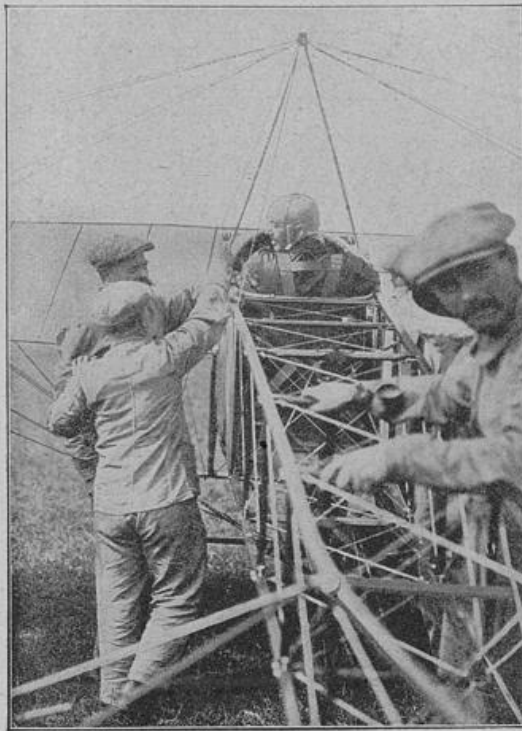
und krautig verzerrte Gesicht Herrn Pipelets und knöpfte sich langsam den Lederhelm vom Kopfe, um zuzuhören, was der seltsame Fremde von ihm wollte. — Herr Pipelet aber sah nun ganz plötzlich

aus wie ein Mann, der seine Sache als gewonnen betrachtet. Er zog eine abgegriffene Ledertasche aus seinem Rock hervor, schlug sie mit der flachen Hand auf und zerrte ein Bündel englischer und französischer Noten hervor.

„Ich mache keine Umstände, Herr Fontana,“ entschuldigte er sich, und in seiner athematischen Stimme war ein deutlicher Unterton von Eringeschätzung und einer Überlegenheit, die sich zu fühlen begann. Nur seine Augen glitten mit einem unverändert forschenden, fast lauernden Ausdruck über die Gestalt des Fliegers, und von diesem Hierisch bemütigenden Blick wider Willen angezogen, hielt Bernard stand.

„Alors,“ erklärte Herr Pipelet in einem mißlungen scherzhaften Ton und schlug das zusammengefüllte Notenpäckchen mit den Händen flach. „Ich wünsche, daß Sie mich mitnehmen in das Teufelszeug da. Ich werde Ihnen keinerlei Ungelegenheit machen, Herr, und übrigens“ — er sah mit einem schielenden Blick nach dem Apparat, der federnd wie ein zum Flug abstoßender Vogel sich den Händen der haltenden Männer zu entwenden schien — „übrigens, bezahle ich, was Sie verlangen.“

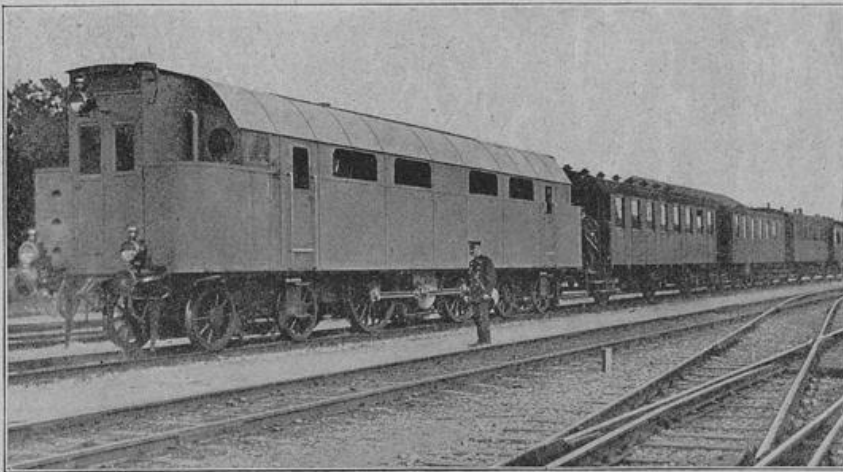
Er stand und drehte mit widerwärtiger Vertraulichkeit an Bernards Jacketknopf, indes seine Augen nun plötzlich groß und glänzend waren und das häßliche Gesicht beinahe verschönten. „Nehmen Sie mich mit, junger Mann. Glauben Sie mir, ich würde mich jedem Stümper anvertrauen, so sehr brenne ich darauf, nun auch einmal solch ein Ding zu probieren. Ich habe die ganze Welt abgeklappert, müssen Sie wissen, und ich versichere Sie, es hat sich nicht gelohnt bis heute. Ich komme von Marseille und fahre vor Abend weiter. Ich habe seit vierundzwanzig Stunden den Geschmack von Europa auf der Zunge, und ich schwöre Ihnen, ich habe sehr große Eile, auf ein paar verlässlich gezimmerten Schiffsplanken Ihrem Schwinbel von Zivilisation zu entweichen.“



Der Flieger Pegoud vor der Abfahrt.

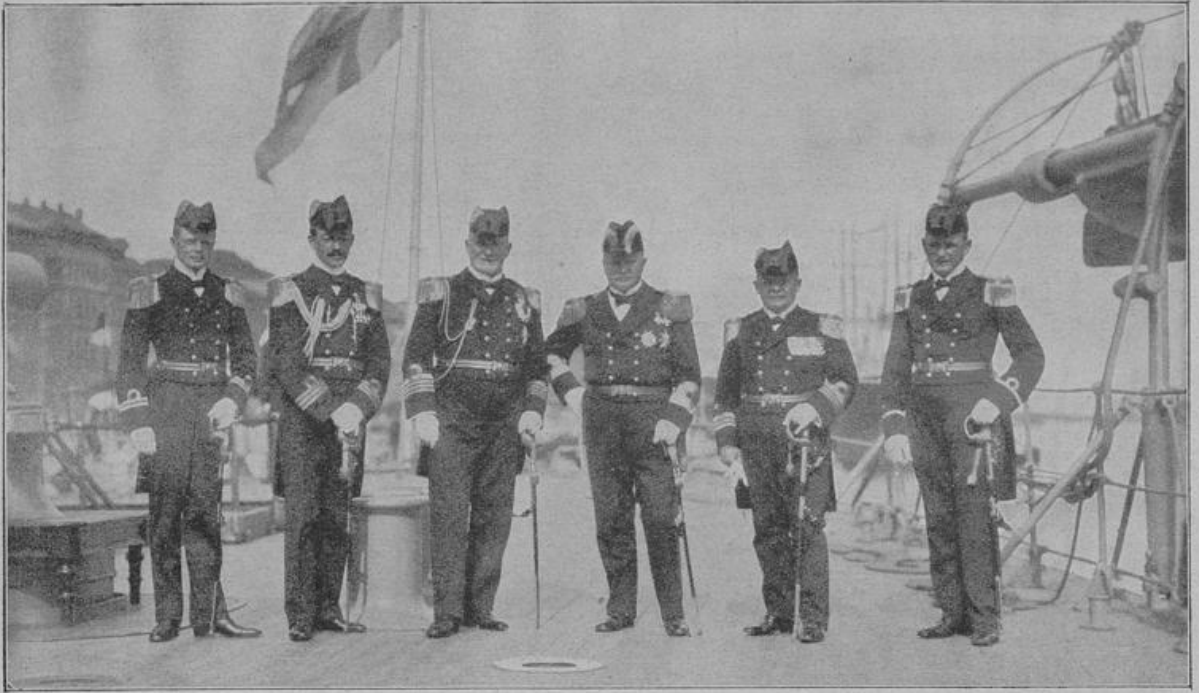
Pegoud wiederholte sein „Looping the loop im Aeroplan“ am 2. September vor der französischen Armeekommission. Er ließ sich durch Lederrieten am Sitz befestigen und beschrieb mit seinem Blériot-Aeroplan in der Luft ein senkrecht S, d. h. er flog, den Kopf nach unten, im umgekehrten Aeroplan eine längere Strecke, konnte danach den Apparat wieder normal stellen und glatt landen. *in. Vol. Paris.*

mir, ich würde mich jedem Stümper anvertrauen, so sehr brenne ich darauf, nun auch einmal solch ein Ding zu probieren.



Die erste Lokomotive mit Dieselmotor

wurde nach Probefahrten auf der Strecke Winterthur—Romanshorn nach Berlin übergeführt, wobei sie bis zu 100 km in der Stunde zurücklegte.



Die schwedische Deputation,

Marj Dreblow.

die dem Kaiser anlässlich seines 25jährigen Jubiläums als schwedischer Admiral einen Ehrensäbel überreichte. Von links nach rechts: Oblt. A. von Bahr, Kapitän Kindström, Chefkommandeur v. Krusenstjerna, Flotteninspekteur W. Dyrssen, Kommandeur-Kapitän Frhr. v. Kenhufen, Leutnant z. See Cholander.



Die amerikanische Militäardeputation in Berlin.

Int. Ill.-Co.

In Berlin sind eine Anzahl amerikanischer Militäroffiziere unter Führung des Obersten Winter vom Fierzregiment „Minute Men“ eingetroffen und haben an der Herbstparade teilgenommen. Die Offiziere begaben sich alsdann zur Jahresweltausstellung in Breslau und werden schließlich der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig beiwohnen. Die „Minute Men“ tragen noch die von v. Steuben seinerzeit in Amerika eingeführte alte federizianische Uniform mit Dreimaßler. Sie stehen in Amerika in hohem Ansehen. Das Regiment rekrutiert sich nur aus Nachkommen der alten Soldaten des „Regiments Washington“ und hat allein die Ehre, bei allen feierlichen und festlichen Anlässen die Ehrenwache zu stellen.

Er trippelte von einem der kurzen Füße auf den andern, riß sich den Hut vom Kopf und trocknete sich die Stirn, auf der Schweißperlen standen. Der Blick seiner Augen aber wurde stehend und heftete sich grübelnd in Bernards junges, etwas bleiches Knabengesicht. „Ich rede, und Sie verstehen mich natürlich nicht,“ sagte er resigniert, und da der Flieger stumm blieb, faltete er seine Banknoten zweimal zusammen und suchte auf Bernards Rock eine Tasche, um das Geld unterzubringen. „Nehmen Sie doch, zum Teufel!“ brauste er auf. „Und lassen Sie mich festbinden an Ihr Hentersbänkchen, wenn Ihnen das paßt. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen seetrant werde und zur Unzeit herunterverlange. Ich habe mich durch allerhand durchgebissen, Herr, und ich werde auch ihre Lustspränge ohne Schaden für uns zwei vertragen.“

„Aber ich will,“ sagte er beinahe feierlich und wiegte den borstigen gelben Kopf, „ich will in Satans Namen sehen, ob es wirklich etwas gibt, wofür sich verlohnt, seinen Zug zu veräumen. Diese Erfahrung habe ich nämlich bis heute nicht gemacht, junger Mann. Aber vielleicht helfen Sie mir dazu. Ich will mich von ihren zwanzig Jahren belehren lassen, wie man es anstellt, dieses Leben eine Viertelstunde nicht

lächerlich, nicht jammervoll und nicht bodenlos langweilig zu finden.“

„Sie sind seltsam,“ antwortete Bernard Fontanaz und sah das komische Männchen an, das sich in Wut geredet hatte und wie ein böser Onom um ihn herumfuhr. Blaise Pipelet aber ließ säbelbeinig und kurzatmig schnaubend um den Zweibeder herum und sagte zurückkehrend und einen früheren Gedanken aufnehmend: „Es ist mein Spleen, in sechzig Jahren über die Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit meines Hierseins nicht ins reine gekommen zu sein.“

Er steckte das unanbringliche Geld in seine Tasche, scharrte wartend mit den Füßen, und sah ohne weitere Bewegung des Dankes zu, wie Bernard Schal, Jade und Lederhelm bringen ließ und Anweisung gab, seinen Passagier in die zu dem Abenteuer erforderliche Tracht einzulieiden. Es kostete Mühe, bis der kleine, runde Herr Pipelet auf dem Sitz neben dem Piloten untergebracht war, und dann gab Bernard Fontanaz mit der linken Hand das übliche Zeichen. Der Propeller warf in tausendem Schwung den Fliegern die Luft wie Ströme kalten Wassers ins Gesicht, und schon blieben die Männer in den blauen Monturfitteln zurück. Die Hangars lagen wie verstreutes Spielzeug in einem grünen Plan und vor Bernard und seinem Gast stiegen die Hügelstürme der nahen Stadt über dem lichten Wehen der Frühsummerwälder auf.

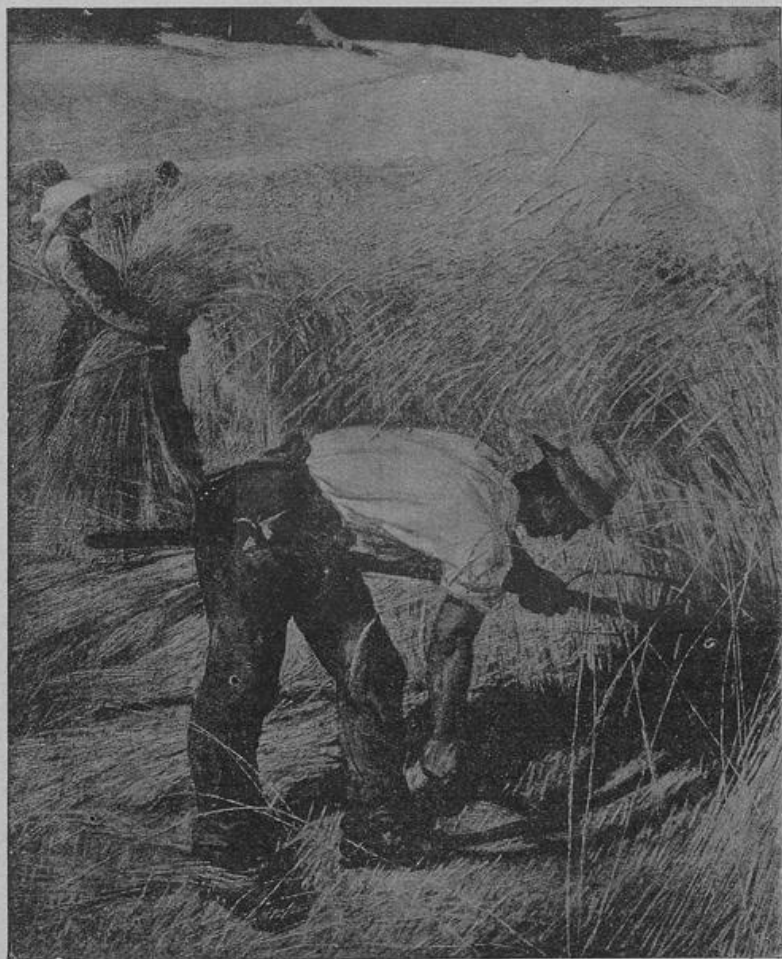
Der Flieger hatte Arbeit, um gegen den böigen Wind anzukommen, der den Apparat wie ein gereizter Hund anfiel. Er schraubte sich in weiten Kreisen empor, um in eine günstigere Strömung zu gelangen und achtete nicht auf seinen, Passagier, der unförmlich zusammengekauert neben ihm saß und aus den starken Gläsern der Flugbrille, die man ihm aufgesetzt hatte, zu der wie eine Karte aufgerollten Landschaft hinunterzustarren schien. Man flog nun genau über den winkligen Altgassen der Stadt und sah den Schatten des Aeroplans über ihre sonnenbeschienenen Dächer gleiten. Bernard flog noch höher und jetzt schien der unablässig klaffende Wind in der



Der kürzlich enthüllte Industriebrunnen in Mülheim am Rhein,

eine Schöpfung des Kölner Malers Hans Wildermann.

Verl. J. G. S.



Der Seufschleifer.

Gemälde von Fritz Gärtner; Schloß Malsinrodt bei Wetter a. d. Ruhr.

Zat abzuflauen. Der Flieger, der jäh beglückt die Luft und den Mausch des Fliegens in sich aufquellen fühlte, hielt mit lössigeren Händen das Steuerab, sah mit zurückgeworfenem Kopf in das Blau des frühlinghaften Tages und erinnerte sich erst mit einem leichten Erschrecken des mitgenommenen Herrn Pipelet, als er aus dem eintönig schnurrenden Trommelschlag des Motors einen fremden Ton herauszuhören glaubte.

Er beugte sich aufmerksam lauschend sogleich vor. Aber dieser sonderbare Laut kam nicht von der Maschine. Es war eine Menschenstimme, ein phantastischer Gesang, Brüllen, ein Schrei, den die Sturm- musik des Motors nicht völlig übertönen konnte. Bernard sah zweifelnd zu seinem Passagier hinüber. Herr Pipelet hatte sich seine Haube abgenommen, obwohl ihm der Wind des Propellers fast das graue Haar vom Kopfe riß, und nun nestelte er sich auch noch mit unsichern Fingern die Brille von der Nase. Aber er konnte im ungewohnten Anprall der Luft die Augen nicht offen halten und beugte sich blinzelnd nach vorne. Jede Runzel seines galliggelben Gesichtes spielte in einer ungeheuren Erregung und sein Mund stand weit offen: es war kein Zweifel, Herr Pipelet — sang! Er gebärdete sich wie ein Berrückter, er schrie in das klappernde Loben des Motors hinein, eine dunkle Blutwelle überflamnte sein zur Unkenntlichkeit verzerrtes häßliches Gesicht, und mit beiden Händen festgekrampft an seinen schmalen Sitz, von der Kraft der Maschine der Erde entführt und dahingewirbelt durch den leeren Raum, stieg ihm, ohne daß er es wußte, dieser seine Brust entlastende Schrei aus der Kehle und wurde zu einem aus tiefster Vergessenheit heraufgeholtten Lied, zu irgendeinem schon längst verlernten Kinderlied, das er falsch und erbittert, glühend, fanatisiert und erlöst in den heranwirbelnden und donnernd vorüberjagenden Luftstrom hineinbrüllte ...

Bernard fühlte, wie ihm ein leises Grauen über den Rücken lief, und jene Belloommenheit von vorhin, die ihn den Witten des Fremden gefügig gemacht hatte, verdunkelte ihm sekundenlang die Augen. Schwindelnd griff er nach einem der Hebel und zugleich entschloß er sich, den Motor abzustellen und im Sturzflug zu landen. Tausend Meter unter den Fliegern lagen grün heraufglänzende Acker, Grasdiefen, die gelb überfät waren von den gelben Sternen des Löwenzahns. Ohne einen Augenblick zu zaudern, tat Bernard den

entscheidenden Griff, der Apparat schoß tief nach vorne, hielt sich den Bruchteil einer halben Sekunde zitternd im Raume, dann setzte das Gewehrfeuer des Motors plötzlich aus, und lausend stürzte der Zweifelder wie in einen ungeheuren Abgrund. In rasender Eile bäumte sich die Wiege zu den Fliegern empor. Bernard umkrallte mit eisernem Griff die Hebelstange und der seltsame Gesang Herrn Pipelets brach röhrend ab. Durch ein aufgerissenes Loch jagte man zur Erde hinab, und nun — Bernards Leib straffte sich, sein Herzschlag, der sekundenlang ausgefetzt hatte, trieb einen Strom von Kraft und Wärme durch seinen Körper — nun setzte rassend und klappernd der Motor

wieder ein. Die tot herabhängende Schraube begann sich zu drehen und flaute gleich wieder langsam ab, der Apparat aber rannte stolpernd und flügelzitternd über ein Sturzfeld, von dessen Ende ein paar Bauern herbeigelaufen kamen.

Bernard sprang vom Sitz und die Männer halfen Herrn Blaise Pipelet von seinem „Hengersbänkchen“. Er hielt Schal, Helm und Brille unterm Arm und trocknete sich mit dem Armel die Stirn. Sein Gesicht war sehr bleich, aber er sah doch mit den schmalen, festgeschlossenen Lippen eigentlich nicht aus, als ob er vor zwei Sekunden ein unsinniges, zum Lachen törichtes Kinderlied gesungen hätte.

Er übergab mit merkwürdiger Geschäftigkeit die Dinge, mit denen man ihn zu seiner Luftfahrt ausgestattet hatte, einem der Männer und legte seine pergamentfarbene kalte Hand einen Augenblick zwischen Bernards Finger. Doch sagte er gar kein Wort, sondern schenkte nur, wie dies seine Gewohnheit stets zu sein schien, mit der Zunge leise schmagend über die Lippen. Dann aber wendete er sich mit einem kurzen Nuck

ab und ging, als ob er nie im Leben mit Herrn Bernard Fontanaz zu tun gehabt hätte, mit schweren Füßen durch das Feld zu einem ansahrenden Automobil, das bereits auf ihn wartete und dessen Schlag ein Diener öffnen mußte.

Ohne sich umzusehen, stieg Blaise Pipelet ein, sah mit gekniffenen Augen auf seine Uhr und sagte beinahe schon so ruhig, als läme er von seinem Reisebureau oder hätte in der fremden Stadt eine notwendige Besorgung erledigt:

„Nach dem Bahnhof!“

Es war noch Zeit, den Frühzug der P. L. M. zu erreichen.



Zur Vermählung des Erzkrönigs Don Emmanuel von Portugal mit der Tochter des Fürsten von Hohenzollern, Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern, am 4. September 1913 in Sigmaringen. Nicolai Mas, München.

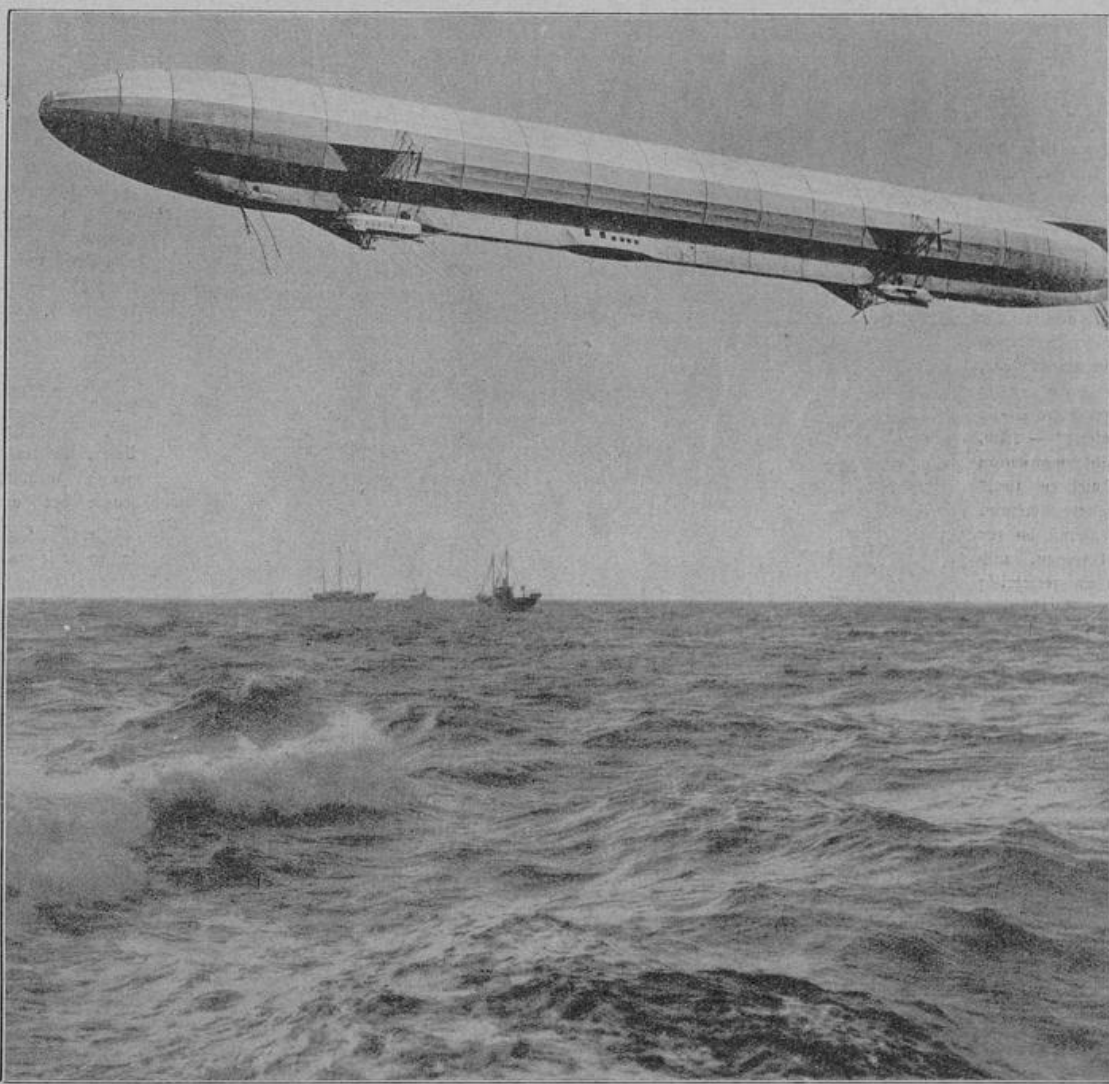
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 58.

Düsseldorf, 20. September

1915.



Das Marineluftschiff L 1 kurz vor seinem Untergang bei Helgoland am 9. September.

A. v. Zychlinski, Hamburg.

Ueberlistet.

Von M. Walter.

„Mußt du wirklich heute abend abreisen, Willi?“ fragte die junge Frau des Leiters der Filiale einer hauptstädtischen Bank ihren Gatten, als dieser ihr mitteilte, er sei telegraphisch beordert worden sich am folgenden Vormittag bei dem ersten Direktor der Bank wegen einer wichtigen Angelegenheit einzufinden.

„Natürlich muß ich noch heute abend fort, Liebchen,“ erklärte Herr Bertram. „Das miserable Nest hier hat so schlechte Eisenbahnverbindung daß ich nicht vor zwölf Uhr mittags in Berlin wäre, wenn ich erst morgen früh fahren wollte. Aber dies — das Telegramm lautet bringlich.“

Dora ließ den Kopf hängen. „Ich bleibe so ungerne allein, Willi,“ seufzte sie. „Das Mädchen liegt krank zu Bett; dein Buchhalter hat Urlaub; und so habe ich keine Menschensohle in meiner Nähe. Wer wird denn morgen deine Stelle vertreten?“ — „Ach, es gibt momentan nicht viel zu tun,“ entgegnete Bertram. „Das kannst du zur Not besorgen, und wenn ich rechtzeitig wieder fortkomme, bin ich sicher vor acht Uhr morgen abend zurück.“

Die junge Frau schien noch nicht beruhigt zu sein. „Während des Tages fürchte ich mich ja nicht,“ sagte sie, „aber die ganze Nacht allein zu bleiben! Und noch dazu mit der Summe, die heute bei dir eingezahlt worden ist! Wie leicht können da Diebe die schöne Gelegenheit zu einem lu'rativen Einbruch benutzen!“

„Nah, davor brauchst du dich nicht zu fürchten,“ warf Bertram leicht hin. „Erstens — wer weiß denn, daß du allein bist, du suchst James Hübnchen? Und zweitens hast du ja das Telephon. Von deinem Bette aus kannst du die Polizei anrufen, und in zwei Minuten ist Hilfe

da. Ich darf wirklich nicht wegbleiben, wenn der Direktor so dringend nach mir verlangt, — das mußt du einsehen, Liebchen, und eine vernünftige Frau sein.“

Seufzend ergab sich Dora in das Unvermeidliche. Nachdem ihr Gatte nochmals sorgfältig sämtliche Türschlösser geprüft und alles

gut verriegelt hatte, begab er sich zur Bahn. Er schritt lächtig aus, ein Liebchen vor sich hinpfieisend und sich im Stillen der Hoffnung hingebend, es handelte sich bei der Reise um eine für ihn günstige Sache. Und so vertieft war er in diesen angenehmen Gedanken, daß er gar nicht die beiden verdächtigen Gestalten bemerkte, die in geringer Entfernung an ihm vorübergingen.

„Der mag nur pfeifen!“ — raunte der eine seinem Genossen zu. „Wenn er heimkommt, wird's ihm wohl vergangen sein.“

„Seid Ihr so sicher, daß er lange genug wegbleibt?“ fragte der andere.

Sein Gefährte lachte leise in sich hinein.

„Und ob! Habe ja die ganze Geschichte selbst angestellt. Ein Kamerad in Berlin hat die Depesche aufgegeben, die den jungen Herrn auf morgen früh zehn Uhr zum Direktor der Bank bestellt.“

„Was Ihr für ein Schlaupfiff seid!“ staunte der Jüngere. „Von euch kann man was lernen.“

Sie hatten sich inzwischen dem Hause genähert, in dem sich

die Bankfiliale befand. „Vor Mitternacht dürfen wir uns nicht verantworten,“ bemerkte der ältere der Gauner. „Natürlich gehen wir durch die Hintertür herein. Sie ist zwar gut verriegelt, doch das hat nichts zu sagen. Mit meinem kleinen Instrument hier bring ich's leicht fertig, den Riegel loszulösen. Sind wir drin, so schleicht Ihr nach



Der Altreichskanzler Fürst Bernhard von Bülow (1) und seine Gemahlin (2) vor dem am 6. September enthüllten Denkmal zu Dennewitz, wo vor hundert Jahren Graf Friedrich Wilhelm Bülow von Dennewitz einen Sieg erfocht, der ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes brachte.

H. E. Hohlwein, Berlin.



Von der Jahrhundertfeier der Schlacht bei Dennewitz. N.-Goersdorf: Schillerinnen in Fläminger Tracht im historischen Festzuge.
Gedr. Haedel, Berlin



Ein historisches Wandensmal in Hildesheim zerstört. Int. Ill.-Co.
Eins der ältesten Fachwerkhäuser Hildesheims, das aus dem 17. Jahrhundert stammende 20 m hohe Eidiwidsche Haus am Marktplatz, wurde vor kurzem zum Teil zerstört, indem der Dachstuhl völlig ausbrannte und einstürzte. Unsere Aufnahme zeigt das historische Gebäude nach dem Brande.

oben, wo die Frau schläft. Stört sie aber nicht, so lange sie sich nicht rührt. Wenn sie was merkt, wird sie wahrscheinlich die Polizei alarmieren wollen, doch das schadet nichts, denn ich habe die Leitung durchschnitten, als ich gestern als Maurer verkleidet eine Reparatur am Hause vornahm. Ihr müßt nur eins verhindern: daß sie den Kopf zum Fenster hinausstreckt und Lärm schlägt. Zur Not macht sie mit Bettbüchern oder mit eurem Knüttel stumm. Habt ihn doch bei euch?" —

Grinsend zog der andere einen kurzen Holzstock hervor, dessen oberes Ende mit Blei gefüllt war. Der Ältere nickte zufrieden, und dann legten sie sich hinter dichtem Buschwerk auf die Lauer.

Mit angstfühltem Herzen erwartete Dora die Nacht. In ihrer nervösen Erregung konnte sie den Gedanken nicht loswerden, daß eine Diebesbande die Abwesenheit ihres Gemahls benützen und einen Einbruch in die Bank versuchen werde. Von dieser Furcht beherrscht, vermochte sie kein Auge zu schließen, obgleich lange Zeit alles vollkommen ruhig blieb. Unausgeseht angestrengt lauschend, glaubte sie bald nach Mitternacht schleichende Schritte auf dem Gartenkies zu vernehmen, die sich dem Hause von der Rückseite näherten. Überzeugt, daß sie sich nicht getäuscht hatte, trat sie aus ihrem Zimmer an das Treppengeländer, wo sie eine Weile regungslos stehenblieb. Nach kurzer Zeit hörte sie den dumpfen Hall eines schweren Gegenstandes auf die Fußmatte; dann strich die kühle Nachtlust bis zu ihr hinauf. Jetzt war sie sicher, daß die hintere Eingangstür geöffnet worden, daß jemand heimlich ins Haus eingedrungen war.

Diese Gewisheit drängte sie zu raschem Handeln. Geräuschlos kehrte sie in ihr Zimmer zurück, um telephonisch die Polizei herbeizurufen. So energisch sie aber auch anlingelte, es kam keine Antwort. Ein jäher Verdacht regte sich in ihr. Die Telephonleitung mußte zerstört worden sein. Sicher hatten die Spitzbuben für ihren Plan vorher alles wohl vorbereitet, und wer konnte wissen, ob nicht auch die dringende Depesche an ihren Gatten nur ein Vorwand gewesen war, um ihn fortzuloden und den Weg zur Verabreichung der Bank freizumachen.

Ihr erster Impuls, das Fenster aufzureißen und um Hilfe zu rufen, wurde durch den Gedanken zurückgebrängt, daß sie damit

wenig oder gar nichts erreichen werde, denn bis wirklich Hilfe nahe, konnten die Diebe ihre Beute fortgeschafft haben. Auch war vorauszusehen, daß ihr Mann in große Ungelegenheiten geraten werde, wenn es sich herausstellte, daß er sich zum Schaden der Bank durch eine fingierte Depesche hatte weglocken lassen.

Mit dieser Erkenntnis wuchs plötzlich ihr Mut. Sie dachte nicht mehr an ihre eigene Gefahr, sondern nur daran, ihren Gatten vor unangenehmen Folgen zu schützen und eine Verabreichung der Bank zu verhindern.

„Weiberlist geht über Manneschlaueheit,“ sagt ein altes Sprichwort, das sich noch immer bewahrheitet hat. Auch in Doras Köpfechen reifte rasch ein Plan, den sie mit erstaunlicher Kaltblütigkeit sofort ins Werk setzte.

Sie schlüpfte in den Anzug ihres Mannes, setzte eine Reisemütze auf, malte sich mit Ruß einen Schnurrbart an und steckte einen geladenen Revolver zu sich.

Im hellen Tageslicht hätte sie wohl niemand mit dieser Vermummung getäuscht, allein im Dunkel der Nacht, im flackernden Schein einer Diebeslaterne konnte sie recht gut für einen Mann gehalten werden. Als sie nach beendeter Verkleidung mit Hülfe eines Streichholzes einen prüfenden Blick in den Spiegel warf, fiel ihr ein Phonograph in die Augen, in den ihr Mann, der eine große Fertigkeit im Pfeifen besaß, wiederholt scherzweise hineingepfeiffen hatte.

Blitzschnell kam ihr eine gute Idee. Sie setzte die Walze in Bewegung, und gleich darauf ertönte aus dem Kasten eine gepfiffene Opernmelodie.

Der jüngere Einbrecher, der in den oberen Räumen Wache

halten sollte, blieb auf halbem Wege erschrocken stehen, als er das laute Pfeifen vernahm. Sein Schrecken verdoppelte sich aber beim Anblick der Männergestalt, die ihm mit blinkendem Revolver entgegenkam. Von Furcht ergriffen, drehte er sich um und rannte, seinen Kameraden völlig verlassend, blindlings zum Hause hinaus.

Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, eilte Dora die Treppe hinab zum Kassenzimmer, dessen Türe halb offen stand. Der zweite



Zum Fluge Friedrichs Berlin—Paris.
Alfred Friedrich (X); neben ihm der Konstrukteur Etlich.



Die Reste des Flugapparates des am 8. September bei Grevenbroich abgestürzten Fliegers Paul Henge aus Wanne. Atelier Sagona, Wevelinghoven.

Einbrecher, der dort beschäftigt war, das Kassengewölbe zu öffnen, wandte den Kopf, und Doras vermummte Gestalt für seinen Spießgesellen haltend, fragte er halblaut: „Oh, der Patron ist wohl gar

zu Hause? Wahrscheinlich den Zug veräumt. Er hat doch nichts gemerkt?"

"Weiß nicht," flüsterte Dora mit verstellter Stimme. "Mein aber, 's war besser, wir machten uns davon."

Der ältere lachte höhnisch. "Man sieht, daß Ihr 'n Neuling seid. Laßt immerhin fort, und wenn er euch verfolgt, so führt ihn nur recht in die Irre. Derweil besorg' ich hier das Geschäftchen; werd' nachher ehrlich mit euch teilen."

So sprechend, schlüpfte er in das Kassengewölbe, dessen Tür er anlehnte, nachdem er das Licht ausgelöscht hatte.

Mit einem Satz stand Dora im Zimmer und stemmte sich mit aller Kraft gegen die Lüre, die kreischend ins Schloß fiel, wodurch ein Entrinnen des eingesperrten Diebes unmöglich wurde.

Die Bank war gerettet.

Nun die Spannung ihrer Nerven nachließ, wich auch Doras Mut; sie eilte ans Fenster und rief so lange um Hilfe, bis die aus dem Schlaf gewedten Nachbarn herbeieilten und den Eindringling dingfest machten.

Am folgenden Morgen hatte Vertram in Berlin eine sehr ungemütliche Unterredung mit dem Direktor seiner Bank, der ihm erklärte, er habe ihn gar nicht telegraphisch berufen.



50 Jahre im aktiven Militärdienst.

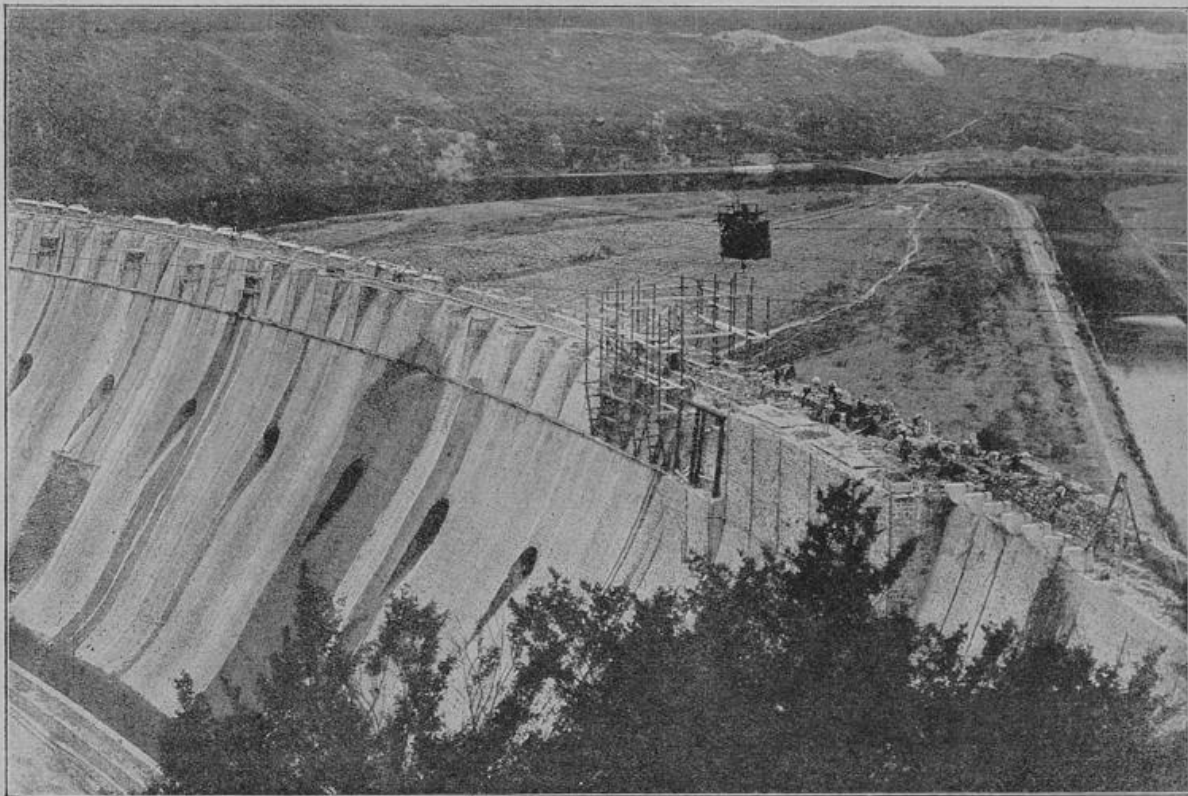
Der Feldwebel der königlichen Schloß-Garde-Kompagnie Bore feierte am 9. September sein 50jähriges Militärdienstjubiläum. Er trat mit 20 Jahren beim 5. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 42 ein und gehörte dem Regiment 25 Jahre hindurch an. Er wurde dann 1888 zur Schloß-Garde-Kompagnie versetzt, welcher er bis jetzt als 1. Feldwebel angehört.

"Sie sind jedenfalls das Opfer einer geliebten Gaunerbande geworden, die einen Einbruch plante," äußerte der Chef verstimmt. "Wie konnten Sie so leichtgläubig sein? Mußten doch wissen, daß wir Ihnen, falls wir Sie persönlich zu sprechen wünschten, einen Stellvertreter geschickt hätten. Wer soll denn während Ihrer Abwesenheit die Bank versorgen?"

"Meine Frau wird das wohl für einen Tag übernehmen können," stotterte Vertram völlig niedergeschmettert.

"Ihre Frau?" wiederholte der Direktor in Sarkastischem Tone. "Wie kann man die Bank einem Weibe anvertrauen? Was kann Ihre Frau dagegen tun, wenn wirklich eine Verraubung geplant ist?"

Als der Direktor jedoch am nächsten Tag einen genauen Bericht über den durch Doras Geistesgegenwart glücklich vereitelten Einbruch erhielt, änderte er seine Meinung über die Frauen, insbesondere über Vertrams Gattin, deren mutiges Verhalten ihm so außerordentlich gefiel, daß er zum Lohn dafür ihren Mann auf einen weit bessern Posten berief.



Die Edertalsperre bei Gemfurth (Waldeck)

Witt, Galle, Barmen.

wird die größte Talsperre Europas. Die Sperrmauer ist an der Sohle 270 m lang und 34 m breit, an der Krone 390 m lang und 5 m breit; sie erreicht eine Höhe von 48,6 m. Das Niederschlagsgebiet umfaßt 1490 qkm, die Wasserschläge werden 25 km lang und 2 km breit; der Stausee faßt 202 Mill. cbm Wasser.

Vom diesjährigen Kaisermanöver in Schlesien.



Vom Kaisermanöver: Infanterie im Gefecht im Walde liegend.

Gebr. Hagedel, Berlin.



Vom Kaisermanöver: Rast an der Landstraße nach anstrengendem Marsche.

Int. Ill.-Verlag.

Kautschuk.

Von Friß Müller (Zürich).

Ich gehe jeden Tag zweimal an einem kleinen alten Häuschen in der Nebenstraße vorbei. Punkt acht Uhr in der Frühe und Punkt vier Uhr nachmittags. Ich kenne den Mann nicht, der darin wohnt. Nicht einmal seinen Namen weiß ich.

Aber ich sehe jeden Vormittag im Vorbeigehen den alten, märkischen Briefboten unter das Tor treten, immer mit einem rotbraunen Kuvert zu oberst auf seinem biden Briefpaket. „Kautschukbörse“ und „Eilt sehr!“ steht auf dem gelben Kuvert gedruckt.

Und nachmittags saust immer zur gleichen Stunde ein blutjunger Depeschbote auf einem gelben Rad bis vors Haustor, stellt es mit dem energisch rücksichtslosen Ausdruck des Nichtteigentümers in die Ecke und trägt eine schmale Depesche hinein.

Nicht als ob mich das alles eigentlich interessiert hätte. Es ging durch das Bewußtsein, wie täglich so viele Dinge der Straße an einem heruntergleiten wie das Wasser an einer Ente, ohne nah zu machen. Wir würden ja erbrüht, wollten wir uns gestatten, die tausend Straßeneindrücke von nur zwei Stunden bewußt weiterzuverarbeiten. Wir helfen uns aber, wenn wir sie ins Unterbewußtsein einströmen lassen. Still spinnt da draunten die Kombination fort und fort und sucht wie der Bergkletterer nach immer neuen Spitzen, um die sie verknüpfend den Bass der Erkenntnis wirft.

Auf der Suche nach einer Nachricht war es dann, daß mein Auge uninteressiert an einer unscheinbaren Zeile hängen blieb. „Wilde Haasse in Kautschukaktien“ stand da.

Kautschuk? Richtig! Das gelbe Kuvert tauchte auf und der Depeschjunge. Hm. Aber was ging das mich an?

Weit weg an der Hauptstraße im Fenster einer Bank stand eine schwarze Kurstafel. Einmal sah ich, wie sie der Banklehrling viertelbrehte und Zahlen darauffschrieb.

3 Prozent Französische Rente ... 89,75 stand da; dann darunter Rio Tinto Aktien ... 1773, Suez Aktien ... 4326, und ganz unten, richtig, da stand Kautschukaktien ... 250.

Schon wieder Kautschuk, dachte ich und wollte an etwas anderes denken. Aber das ging nicht. Wie ein aufplatterndes Wildhuhn im

Rohricht die ganze Vogelkette aufreißt, so flatterte in einer Zwangsverbindung das gelbe Kuvert, die Depesche, die Zeitungsnote in meinem Kopfe auf. Ich war ein wenig ärgerlich. Denn schon begannen die Dinge, die ich gar nicht gefragt hatte, zu reden und Geschichten zu erzählen.

Am nächsten Tage stand auf der Tafel Kautschuk 280. Hm, 30 mehr. Der verdient also. Wer der? Ich staunte über den seltsamen Zusammenhang.

Ein Licht ging mir auf über den zwangsweisen Verband aller Maschen des Netzes, das wir Leben nennen. Ich begriff, es gab

noch hunderttausend seine Zusammenhänge zwischen heterogenen Erscheinungen, an denen wir achtlos vorübergehen. Sie bürnten uns als willkürliche Einzelpunkte doch keines Interesses wert. Und stecken voll geheimer Verbindungen und Gehege.

Tag für Tag stand nun eine höhere Zahl auf der schwarzen Tafel. 310 — 330 — 360 — 390 — 430... Gott, verdient der Mann Geld, sagte ich einmal halblaut vor der Tafel. Da klopfte mir ein Freund auf die Schulter.

„Na, Junge, machst du auch in Kautschuk?“

Ich fuhr zusammen und sagte grob: „Ach was, Blech!“ daß der Frager verlegt von mir abrückte.

Aber gleichzeitig mit den steigenden Ziffern an der schwarzen Tafel in dem Fenster des Bankhauses

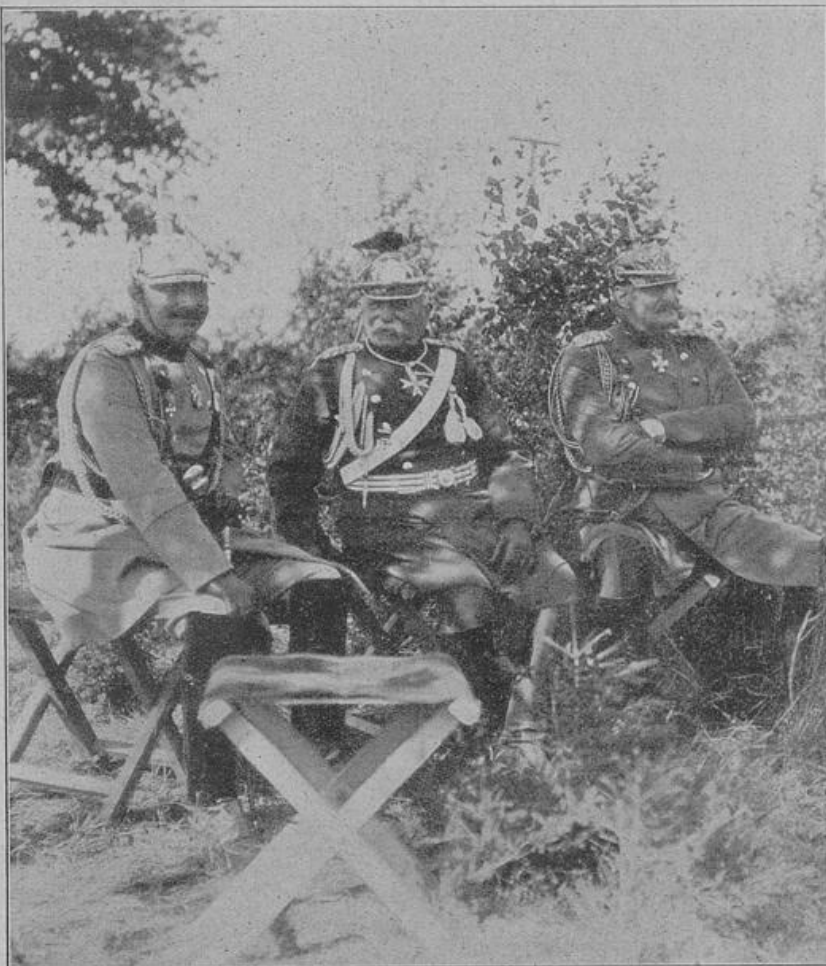
begann sich das alte Häuslein an der Nebenstraße zu verwandeln. 330 — und ein Baumeister mit einem großen Plane stand prüfend davor.

360 — und mächtige Marmor- und Granitsteine wurden in dem kleinen Gärtlein abgeladen und allerlei freundlich altes Gemäuer wurde niedergelegt.

390 — und ein feines Marmorschild hob sich von dem neuen profigen Torpfeiler ab.

430 — und „Salve“ legte der Plattenleger im Hauseingang mit bunten Steinchen ein.

Aber einmal stand wieder 350 an der schwarzen Tafel. Und schon hielt auch die Arbeit vor dem kleinen Häuschen den Atem an.



Vom Kaisermanöver: Der Kaiser, Graf Zeppelin und der General-Adjutant des Kaisers General der Kavallerie v. Scholl. Oberst. Gardt, Berlin.

Mäßig lagen die Steine da, und die Steinmeyer schienen auf einige Tage zu streifen.

Ich empfand eine seltsame Freude über diese Entdeckung. Nicht weil ich defektiviſche Qualitäten in mir fühlte. Im Gegenteil. Die Entdeckungen, denen man mit allzu heißem Bemühen auf den Leib gerächt ist, geben keine reine Freude. Entdeckungen müssen zu uns kommen nach ihren eigenen Geſetzen, nicht wir zu ihnen. Aber mir war diese Entdeckung doch am Beſtand zugerollt. Ganz freiwillig und ungewollt.

Dann aber kletterte die kleine Kreisbeſiffer wieder ſtellig nach oben, und an einem Tage machte sie gar einen wilden Sprung auf 590.

An dieſem Tage kam ich ſpät abends durch die Nebenſtraße. Bis über das Gartengitter waren die Splitter von den bearbeiteten Steinen geflogen. Und feſtliche Lichter ſtrahlten aus den Fenſtern.

Das war nun oft ſo: Lichter, Lachen und Luſtbarkeit. Und alles das ging aus von der kleinen Kreisbeſiffer.

666 ſtand einmal dort. Wie pompös bauſchten ſich die Leiber dieſer Sechſer. Ein rundliches Wohlbehagen ging von ihnen aus. Sie ſehnten ſich ordentlich danach, vor Übermut auf dem Kopf zu ſehen. Denn als 999 hätten ſie ſicher noch beſſere Figur gemacht. Mindestens der Mann in der Nebenſtraße war dieſer Anſicht. Aber der Weg dazu ging über die verkümmerte Sieben mit dem Dolch im Leib und über die gefährlich verſchlungene Acht.

Und richtig, einmal malte der Banklehrling mit ſichtlichem Behagen 888 in das Fenſter. Daß er dabei der Achter Doppelbäume mit einem raffinierten Schwung von rückwärts machte, ſah mir als ein böſes Orakel vor.

Wie nun, wenn ich dem Mann in der Nebenſtraße ſchrieb:

„Sehr geehrter Herr Kautſchul. Der Lehrling bei Bär & Sohn macht die Kautſchulachter rückwärts wie ein Krebs. Ich warne Sie. Hochachtungsvoll.“

Aber der Mann hätte vielleicht nichts darauf gegeben.

So ſchwieg ich, bis einmal ſtatt eines Kurſes ein Strich aus dem Fenſter ſah. Ein platter, geheimniſsvoller Strich.

Mein Freund, der Handelslehrer, dozierte auf meine Frage:

„Ein Strich im Kurſzettel kann heißen: Der Börsenkommiſſar hat inſolge einer Panik den Kurſ ſtreichen laſſen ...“ — hm.

Drei Tage lang ſtarrte der Strich im Fenſter. Und am vierten ſtanden dürr und ſpitzig drei zitternde Einſer da, wie drei Dolche.

111!

Jaß wäre ich an dieſem Tage nicht ſein, im Hauſe eines Ermordeten ſo frühe Kondolenzbeſuche zu machen. Aber ich wollte ja nur ſill vorübergehen. — Da waren die Läden zu. Im Garten lagen die leſten Granit- und Marmorblöde. Halb behauen. Kein fleißiger Meiſſel wollte mehr etwas mit ihnen zu ſchaffen haben. Eine unfertige Steinſäule ragte wie gebrochen zum Balkon hinauf. Totenſtill lag das Häuslein da und ſchämte ſich der angepöppelten Malerherrlichkeit und der angequälten unfertigen Granit- und Marmorpracht.

Ein ſchwerer Laſtwagen rasselte vor. Gluckende Männer luden die Blöde im Garten wieder auf. Ein Handwerksmeiſter ſchaute fünfſter drein und ſpuckte im Vorbeigehen auf das Salve! im Torweg.

Ich dachte nach. Dieſe Kreisbeſiffer am ſchwarzen Brett wuchs zu weiten Wirkungen. Fernab ließ ſie Lichter aufflammen unter feſtlichen Menſchen, ließ ſie Lichter verlöſchen. Sie wälzte Steine und Menſchen heran. Und ſie wälzte Steine und Menſchen wieder weg. Sie hob Menſchen empor. Sie hob ſie wieder aus dem Sattel und zerſchmetterte ſie. — Das Leben war doch der Mühe wert. Allein, es in allen ſeinen unſcheinbarſten Außerungen von dieſen ſeltſamen Zuſammenhängen getragen zu wiſſen, machte es ſchon glitzernd und reizſam. —

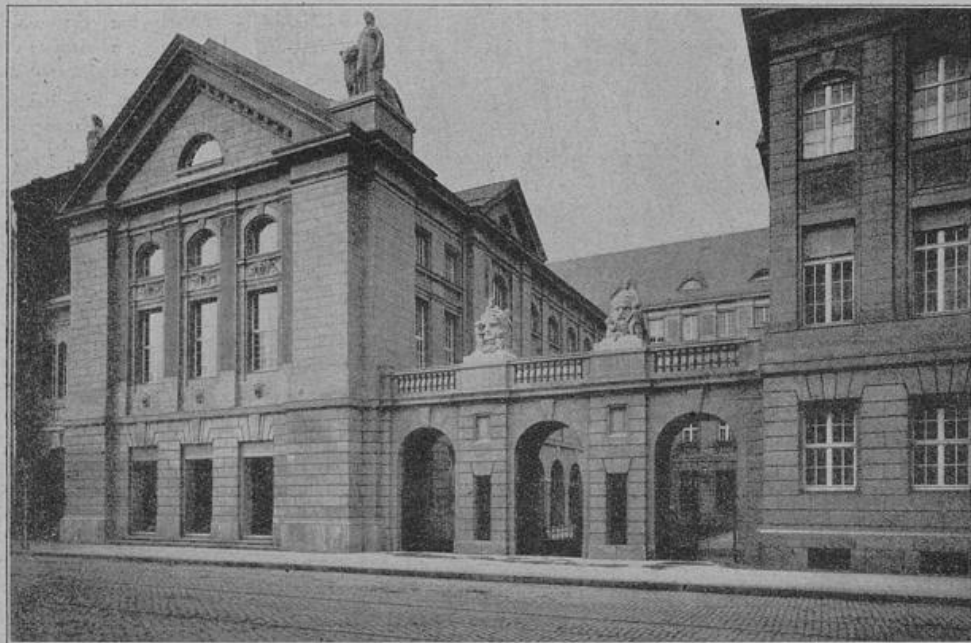
Das letzte, was ich geſtern im Vorbeigehen an dem Häuslein in der Nebenſtraße ſah, war ein freundlicher Mann mit einer blauen Mütze, der aus dem Tore trat. Er fuhr ein paarmal mit der Zunge über ſeine Lippen.

Der Lehrling bei Bär & Sohn macht es auch immer ſo, wenn er Marken geklebt hat.



Wilhelm Caumans

war am 8. September ununterbrochen 65 Jahre bei der Firma Wilhelm Beines Sohn in Weyl tätig.



Die neuerbaute Lessingschule an der Ellerstraße in Düsseldorf.

Die neue Schule (Direktor Professor Schmitt) wurde nach Plänen des städtischen Hochbauamtes (Kgl. Baurat Beigeordneter Radtke) erbaut und am Dienstag, den 16. September, eingeweiht.

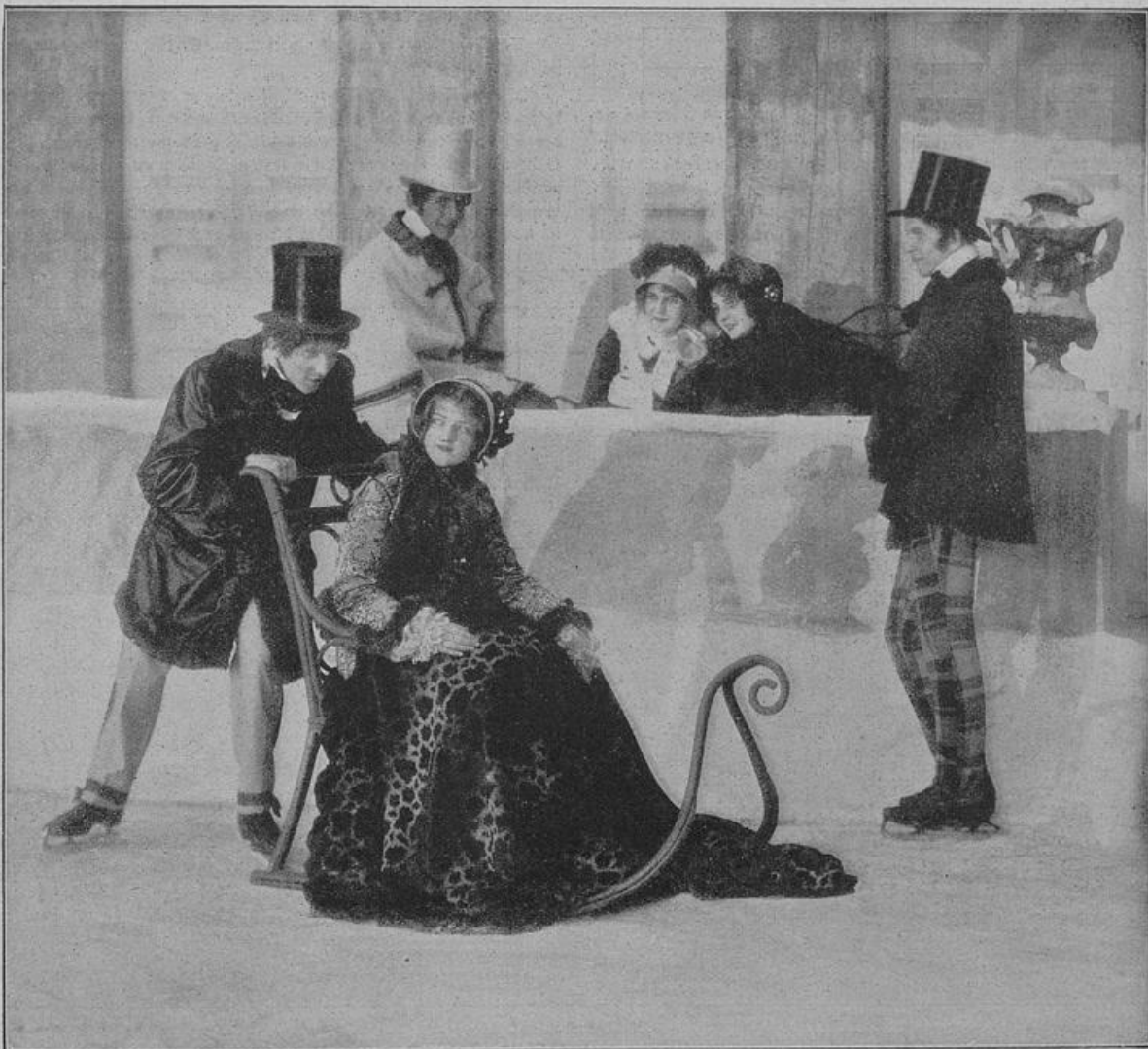
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 39.

Düsseldorf, 27. September

1913.



Aus dem „Theater der Moden“ in den Ausstellungshallen des Berliner Zoologischen Gartens.
Die Vorstellung bestand in einer historischen und einer modernen Modeschau. Unser Bild zeigt aus der ersteren eine der sechs Szenen aus „Anno Dazumal“ (1813—1875): Damen in altfränkischer Tracht mit ihren Kavaliern auf dem Eise. Willinger, Berlin.

Das verschwundene Manuskript.

Von Alfred Drie.

Gillge Schritte kamen die Treppe herauf, und bevor noch die Klingel gezogen wurde, hatte Zad Vernt bereits die Korridortür geöffnet.

Ein älterer Herr holte tief Atem.

„Ich möchte gern den Detektiv Zad Vernt sprechen.“

„Mein Name ist Vernt. Wollen Sie näher treten?“

Der Fremde schien überrascht, einen so jungen Mann als den berühmten Detektiv vor sich zu sehen, aber er ließ sich nichts merken, sondern betrat schweigend das Zimmer und nahm auf einem Stuhle gegenüber dem Schreibtische Platz.

„Vor allem bitte ich Sie, Herr Rosen, sich etwas zu beruhigen,“ begann Vernt. „Sie haben wahrscheinlich einen großen Verlust erlitten, und Sie taten recht daran, zu mir zu kommen. Ihnen ist das Manuskript Ihres neuen Dramas abhanden gekommen, nicht wahr? Nun, ich werde es wiederfinden, wenn es überhaupt noch existiert, und ich kann es Ihnen um so sicherer versprechen, als Sie keine Minute verloren haben, um mich von dem Verluste in Kenntnis zu setzen.“

Walter Rosen blickte den anderen verstört an.

„Woher wissen Sie meinen Namen?“

„Aber verehrter Herr, ich lese ihn doch deutlich in Ihrem Gute, den Sie mir doch wahrscheinlich nur zu diesem Zwecke entgegenhalten.“

„Ja, ja, allerdings. Daran dachte ich gar nicht. Aber das andere... wie konnten Sie es wissen?“

„Dass Sie in großer Eile zu mir kamen, das sieht doch wohl ein Blinder. Sie haben vergessen, Ihre Krawatte umzubinden,

die Weste ist schief zugeknöpft, und Sie tragen nur eine Manschette, das eine Hosenteil ist umgeschlagen, das andere nicht. . . .“

Walter Rosen lächelte.

„Ich hatte es allerdings sehr eilig. Stellen Sie sich doch vor Herr Vernt, wie ich heute morgen erschrak, als ich den Verlust meines Manuskriptes, an dem ich über ein Jahr gearbeitet hatte, entdeckte. Woher wissen Sie übrigens, daß ich wegen dieser Angelegenheit zu Ihnen kam? Haben Sie das auch an meinem Äußeren gesehen?“

„Nein, das ist wohl nicht gut möglich. Aber man liest doch auch die Zeitungen und versteht ein wenig zu kombinieren. Obgleich ich bis heute nicht das Vergnügen hatte, Sie persönlich zu kennen, wußte ich doch, daß Sie augenblicklich die letzte Hand an ein Drama legen. Wenn Sie mich nun in früher Morgenstunde auffuchen, was liegt näher, als daß Ihrem Werke etwas geschehen ist. Und die Hilfe eines Detektivs brauchen Sie doch nur, wenn Ihnen Ihr Manuskript verloren gegangen oder gestohlen ist. Also was kann ich für Sie tun?“

Das lächelnde Gesicht des unglücklichen Schriftstellers verdüsterte sich wieder.

„Ich weiß nicht, ob Sie mir helfen können, Herr Vernt, aber ich hoffe es. Es handelt sich in der Tat um das Manuskript meines Dramas, das ich heute dem Direktor des klassischen Theaters vorlesen sollte. Gestern abend, nachdem ich die letzten Korrekturen gemacht hatte, verließ ich es in meiner Wanne und legte sie wie gewöhnlich auf den Schreibtisch. Das Fenster meines Zimmers ließ ich offen, aber ich muß bemerken, daß ich in der dritten Etage einer Gartenwohnung



Billige Kohlen!

Koblenz, Kettwig.

Zwischen Bahnhof Kettwig und der Ruhr hatte vor Jahren das Kohlensyndikat über 10,000 Doppellader Kohlen aufstapeln lassen. Ein Teil wurde verkauft, ein Teil entzündete sich selbst und ein großer Haufen blieb liegen. Die Bahn hat nun ein Interesse an der Räumung des Platzes, das Syndikat aber keins mehr an den Kohlen. Als das bekannt wurde, fanden sich bald Kiebhäber, und in diesen Tagen sind zu Zeiten wohl 600 Männer, Frauen und Kinder auf dem Plage beschäftigt, die Stöße auszufortieren und abzufahren.

hause, und daß ich nie geglaubt habe, ein Einbrecher könnte auf diesem Wege in mein Zimmer gelangen. Und anders ist es unmöglich, denn ich verriegelte meine Zimmertür, als ich abends auf eine Stunde fortging, und fand sie und das Schloß vollständig intakt, als ich zurückkehrte. Erst heute morgen entdeckte ich, daß die Mappe fehlte."

"Das Fenster blieb also die ganze Nacht geöffnet?"

"Ja. Ich liebe es, in frischer Luft zu schlafen."

"Nun, bevor ich mit überhaupt eine Meinung bilden kann, muß ich vor allem Ihr Zimmer besichtigen."

„Mein Auto wartet noch vor der Tür. Wenn Sie mich begleiten wollen . . .“

"Sehr gern, wir haben keine Minute zu verlieren . . ."

Nach einer halbstündigen Fahrt war der idyllisch gelegene Vorort erreicht, in dem sich Walter Rosens Wohnung befand. Das Zimmer des Dichters war ein behaglich eingerichteter Raum, dessen Fenster nach dem Hofe gingen, der das Vorderhaus mit dem Gartenhaus verband. Gedämpft klangen die Töne des Vielerkastens, der die neuesten Operettenschlager spielte, zu den beiden Männern herauf, als sie eine nochmalige genaue Durchsicherung vornahmen.

"Stört Sie eigentlich diese Musik nicht bei Ihrer Arbeit?" fragte der Detektiv.

"Im Gegenteil, ich gehe sogar gern an das Fenster, um das lustige Treiben der Kinder zu beobachten."



Oberleutnant von Wintersfeld,
der deutsche Militärattache bei der Pariser Botschaft, erlitt bei den französischen Mandarinen einen schweren Automobilunfall.

"Und Sie glauben bestimmt, daß nur durch das Fenster Ihr Manuskript entwendet sein kann?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, trat nun Jod Bert an das Fenster und blickte hinaus. Kein Balkon, keine irgendwie geartete Erhöhung war an dem Hause sichtbar, die einen Fingerzeig auf den Weg des Einbrechers hätten geben können, nur eine altersschwache, wadlige Regentonne war die einzige Verbindung zwischen dem Erdboden und dem Dache.

"Ich dachte auch schon an die Rinne," meinte Rosen, der den Blicken des Detektivs gefolgt war, aber ich glaube nicht, daß sie das Gewicht eines Mannes, der an ihr in die Höhe klettern will, aushalten kann."

"Ich halte es auch für ausgeschlossen."

"Ob ein Kind vielleicht . . ."

"Kann. Dies ist also der Tisch, auf dem die Mappe lag?"

"Ja."

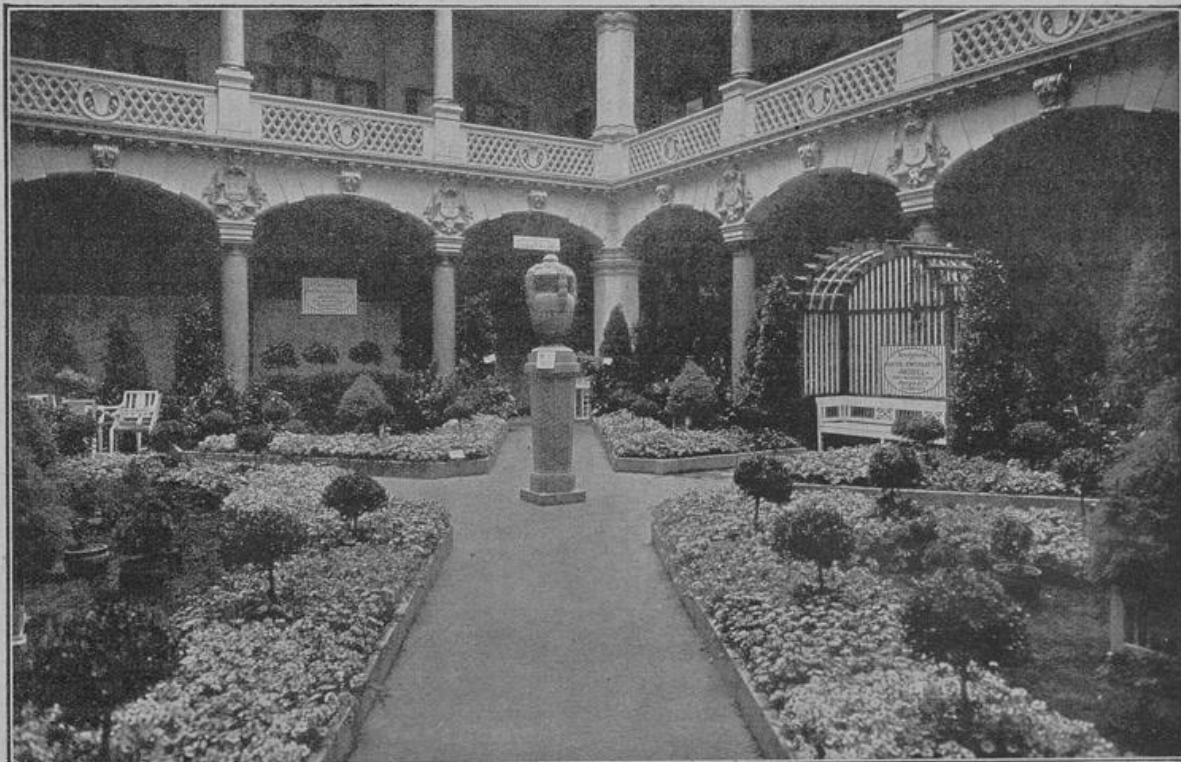
"Und Sie sind sicher, daß in Ihrer Abwesenheit niemand das Zimmer betreten hat?"

"Ich wohne schon zehn Jahre bei meiner Wirtin und habe zu ihr rückhaltloses Vertrauen."

Noch einmal unterzog Bert den Tisch, das Fenster und die Umgebung des Zimmers einer eingehenden Untersuchung, dann zog er seinen Mantel wieder an.

"Nun?" fragte Walter Rosen ängstlich.

"Ich glaube dem Diebe auf der Spur zu sein. Kann ich vielleicht mit Ihrer Wirtin einige Worte sprechen?"



Von der I. Gartenkunst-Ausstellung der selbständigen Garten-Architekten Rheinlands und Westfalens im Kunstgewerbe-Museum in Düsseldorf.

Peter Edlgen, Düsseldorf.

Die Unterredung in der Küche dauerte nicht lange, dann gingen beide Männer in den Hof hinunter, wo die Regenrinne noch eingehend besichtigt wurde.

„Ich habe jetzt hier nichts mehr zu suchen,“ verabschiedete sich endlich der Detektiv. „Erwarten Sie mich morgen früh. Ich bringe Ihnen dann Ihr Manuskript.“

Am nächsten Morgen war Walter Rosen schon frühzeitig auf den Beinen. Was stand für ihn nicht alles mit der Wiedererlangung seines Manuskriptes auf dem Spiele. Aber die Stunden verrannen und Jack Berni ließ sich nicht sehen. Schon dachte er daran, der Polizei den Diebstahl zu melden, da meldete ihm die Wirtin den Langerwarteten.

„Nun, was bringen Sie mir für Nachrichten?“

„Die besten.“

„Sie haben mein Manuskript!“

„Ja, ich weiß, wo es liegt, aber Sie müssen es auslösen. Kommen Sie sofort mit, ich will Ihnen unterwegs alles erzählen.“

Unten auf der Straße gab der Detektiv dem Chauffeur die Order, nach der Schönhauser Allee zu fahren.

„Dorthinaus ist mein Manuskript gewandert?“

„Ja.“

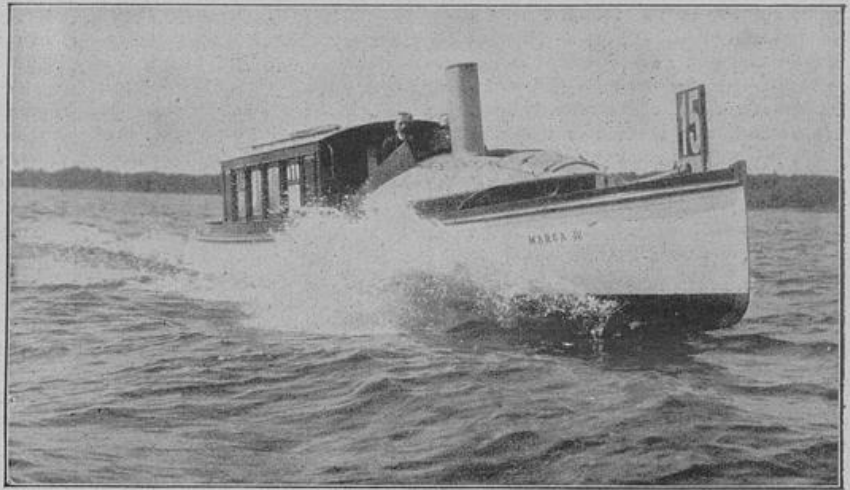
„Ist es unbeschädigt?“

„Ja.“

„Ich bitte, seien Sie doch nicht so einsilbig und erzählen Sie mir alles, wie Sie den Diebstahl entdeckt und wie Sie das Manuskript wiedergefunden haben.“

„Gern.“ Der Detektiv blickte eine Minute schweigend vor sich hin, als wollte er seine Gedanken sammeln, dann begann er:

„Das Manuskript lag auf einem Tische in der Nähe eines offenen Fensters. Die Zimmertür war verschlossen, die genaue Untersuchung des Schloßes ergab, daß sie nicht mit einem fremden Schlüssel geöffnet worden war. Der Dieb mußte also den Weg durch das Fenster genommen haben. Hierzu waren aber nur zwei Möglichkeiten gegeben, eine Leiter oder die Dachrinne. Es war aber ebenso ausgeschlossen, daß der Verbrecher unbeobachtet eine ungefähr zwanzig Fuß hohe Leiter anlegen, wie daß er an der schwachen Rinne emporklettern konnte. Außerdem liegt aber Ihr Fenster derart, daß man von unten gar nicht erkennen kann, ob es geöffnet oder geschlossen ist. Ein gewerbmäßiger Verbrecher kann also überhaupt nicht in Frage kommen. Wenn ich also diese Annahme vollständig als unmöglich ausschalten mußte, dann stand ich vor der Frage: wer kann,



Von den Kaiserjubiläums-Wettfahrten auf dem Müggelsee am 13. und 14. September: Das siegreiche Boot Marga IV, das den Lang-Preis gewann. Presse-Zentrale, Berlin.

wenn der Einbruch durch das Fenster stattgefunden hat, die Dachrinne hinaufgeklimmt sein? Konnte ein Kind vielleicht das Wagnis unternehmen? Nachdem ich im Hofe die Rinne geprüft hatte, mußte ich auch diese Frage verneinen.“

„Aber jemand muß doch in dem Zimmer gewesen sein.“

„Gewiß, denn auf dem Fensterbrett sowohl als auch auf dem Tische entdeckte ich Spuren, die den Täter verrieten.“

Walter Rosen lachte.

„Er wird doch nicht etwa im Luftschiff gekommen sein?“

„Nein, er kletterte die Regenrinne herauf.“

„Sie sagten doch eben, daß weder ein Mann noch ein Kind imstande wären. Wer um des Himmels willen kann es denn gewesen sein?“

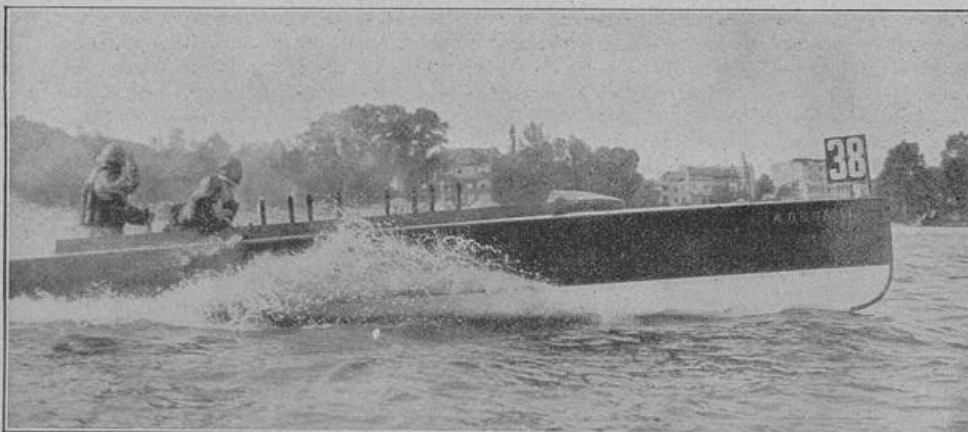
„Ein Tier.“

„Ein Tier?“

„Ja, ein Affe. Und nun lassen Sie mich bitte ohne Unterbrechung zu Ende erzählen. Nachdem ich festgestellt hatte, daß kein Mensch imstande war, durch das Fenster in das Zimmer zu gelangen, mußte ich überlegen, welches Tier als Täter in Frage kommen könne. Und ich dachte, als ich den Leierkasten spielen hörte, sofort an einen Affen. Ihre Wirtin bestätigte mir, daß auch öfters ein Drehorgelmann mit einem Affen auf dem Hofe erschien. Seine Adresse zu ermitteln, wurde mir nicht schwer. Ich suchte ihn gestern nachmittag noch auf, und nach anfänglichem Leugnen gestand er mir, daß sein Affe ihm gestern eine verschlossene Mappe auf den Leierkasten gelegt hatte. Da er in ihr Schätze vermutete, hatte er sie mit nach Hause genommen und gewaltsam geöffnet. Und ich glaube, Sie werden ihn jetzt gern mit

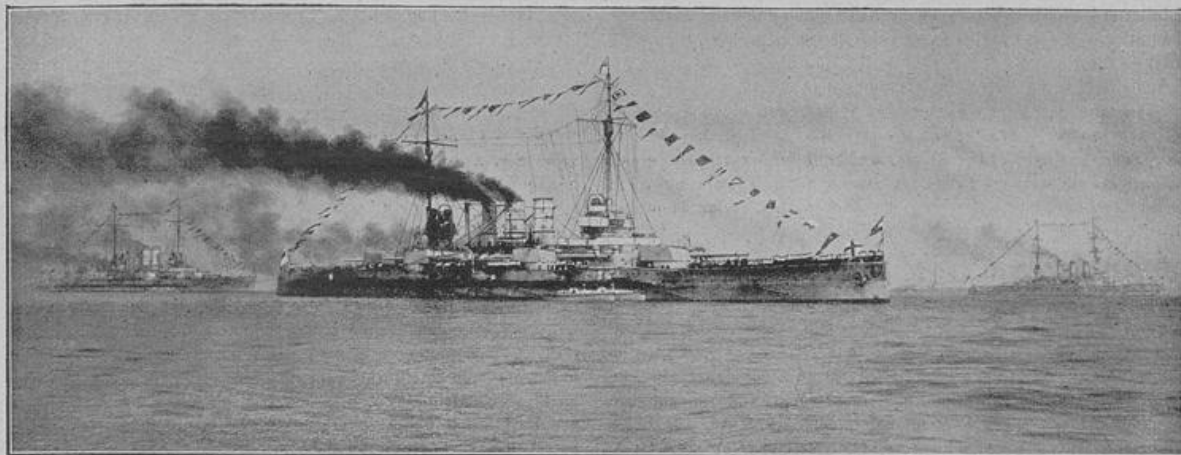
einem Trinkgeld für die gehabte Enttäuschung entschädigen.“

„Aber von Herzen gern.“



Von den Kaiserjubiläums-Wettfahrten auf dem Müggelsee: Das siegreiche Rennboot Argus VI. Presse-Zentr., Berlin.

Als das Drama Walter Rosens, das bei seiner Erstausführung einen sensationellen Erfolg erzielt hatte, in Buchform erschien, zerbrach sich alle Welt den Kopf darüber, warum der Dichter sein Werk dem Detektiv Jack Berni gewidmet hatte....



Flottenparade vor Prinz Luigi, Herzog der Abruzzen, bei Helgoland: In der Mitte das Flaggschiff Ostfriesland, rechts die Deutschland, links ein Schiff vom Dreadnought-Typ. S. Schenst, Helgoland.

Schiffer Thomas.

Skizze von K. v. Becker.

Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. So spricht der Psalmist, und so empfand auch der alte Schiffer Thomas, als jeder Tag ihm deutlicher zeigte, welch ein zerbrechlicher Scherben der Mensch ist, wenn die Jahre ihm das Mark aus den Knochen gezogen haben und das Alter ihm die wuchtige, niederbrückende Hand auf die müden Schultern legt.

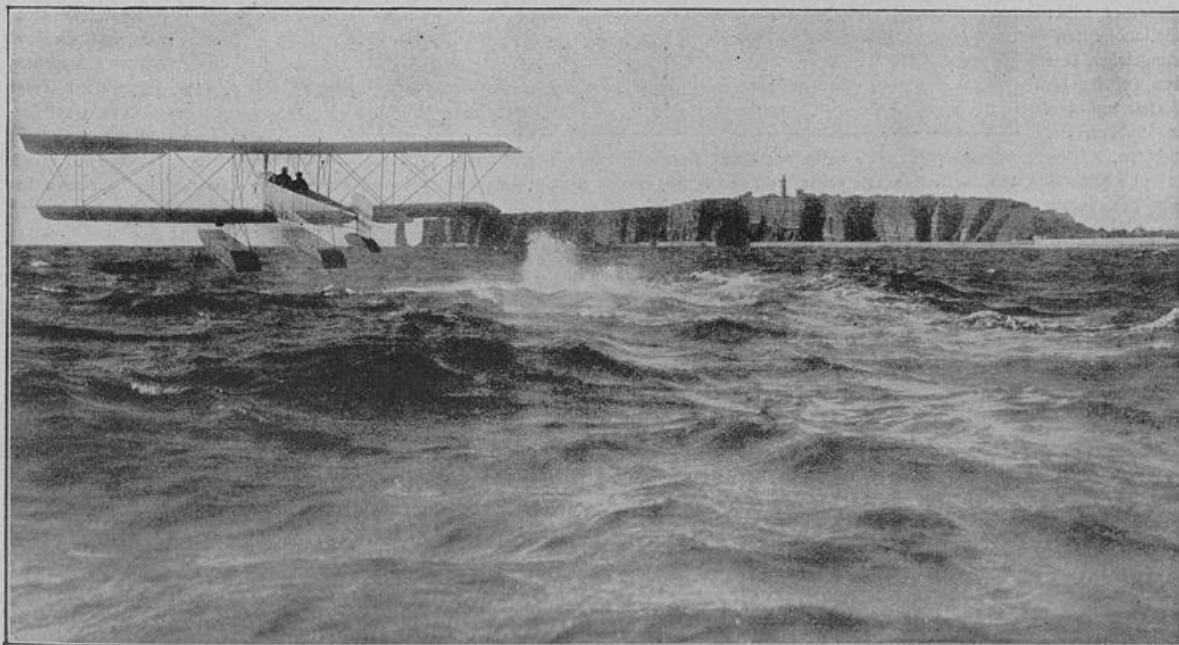
Die Siebzig hatte er hinter sich, und die Mühe und Arbeit dazu. Hatte all sein Leben lang hart geschafft und wenig an sich gedacht, bis der geliebte alte Freund, der grüne Rhein, den er seit Kindesbeinen kannte und seit fünfzig Jahren tagaus, tagein befahren hatte, ihm die Freundschaft kündigte, indem er ihm tückisch die Gicht in die Knochen zauberte, die einst so rüstigen Arme und Beine steif und ungelent machte und den Alten zwang, auch einmal an sich zu denken.

Bis zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum hatte er trotzig widerstanden, dann war er mit der kleinen Pension, die ihm der Herr des alten Hauses, dem er so lange und treu gedient hatte, aussetzte, hinein ins Land gezogen zu den einzigen Verwandten.

Es waren seines Sohnes Weib und Kinder, bei denen er sein Leben beschließen wollte.

Der Philipp war sein Einziger gewesen und hatte lange vor dem Vater den Heimweg in das Land des Friedens angetreten. Wichtiges Verständnis hatte nie zwischen den beiden geherrscht.

Der Alte konnte nicht begreifen, wie sein Fleisch und Blut, gleich ihm am Rhein geboren, mit Rheinwasser getauft und am Rheinufer aufgewachsen, hinein ins Land ziehen und ein stubendunkles, luft- und wasserarmes erbärmliches Handwerkerleben ergreifen konnte. Aber der Bub war ja immer wasserscheu gewesen. Er schlug nach



Flugzeug D 12, Führer Oberleutnant Langefeld, begibt sich bei schwerem Seegang zur Hochseeflotte. S. Schenst, Helgoland.

Mutterns Familie, die aus Handwerkern bestand und vom Walde herkamte. — Es taugt nichts, wenn ein Rheinweinkelnd eine Waldbirne freit — Wald und Wasser scheiden sich! Taugt nichts — es soll sich zusammenfinden, was von Haus aus zusammengehört.

Na also, der Bub war nach der Mutter und deren Sippschaft geschlagen, eine Landratte, und wie es so weit kam, da nahm er statt der Tante und Tuder die Schere zur Hand und ward ein armer Schneider, zog weit ins Tal hinein und gründete sich Heim und Herd in einer Stadt, die kaum einen Mühlgraben, geschweige denn die Ufer eines schiffbaren Flusses aufweisen konnte.

Psui! Der Alte spudte aus, wenn er daran dachte.

Kein Wunder war es, daß der Philipp dann auch bald das Zeitliche segnete. — Es traf den Alten doch hart — sein Einziger! Aber wie die Jahre vergingen, wurde der Zusammenhang zwischen ihm und den Hinterbliebenen des Sohnes immer schwächer und beschränkte sich allmählich nur auf die gelegentlichen Besuche der schwarzäugigen Schwiegertochter, die allemal mit irgendeinem Ansturm auf den schmalen Beutel des Großvaters zusammenhing.

Ja, so lange die Großmutter noch lebte, da war es anders. Großmütter halten fest an den jungen Zweigen, die dem alten Stamm entsprossen sind. Aber Frau Dörte schlief nun auch schon manches Jahr auf dem kleinen Friedhof am Rhein, der zu der alten Handelsstadt gehörte, in der sie ihren Thomas einst gefunden und mit ihm treu vereint des Lebens Leid und Lust getragen hatte.

Zu ihrem grünen Hügel hinüber klang das Rauschen der Rheinwellen, und wenn der Alte, von einer seiner Hollandfahrten heimgekehrt, dort oben bei ihr im Winkel, um den die Lindenwipfel rauschten, seine Raft und Andacht hielt, dann nickte er mit dem struppigen Graukopf und lächelte zufrieden vor sich hin:

„Das ist schön, Dörte, gelle? So immer den Rhein rauschen hören, immerzu wie die Wellen glucksen und reden und ganz still dabei liegen und ausruhen, dicht neben seinem lieben Wasser — gelle, das lohnt sich dafür gelebt und geschafft zu haben!“

Und als nun die Schaffenskrast zu Ende war und sein Herr ihm ernsthaft zugeredet hatte, mit der pünktlich eingetroffenen Schwiegertochter zu gehen und im Schoße seiner Familie Pflege und Ruhe zu genießen, und er sich nach hartem Kampfe dazu entschlossen hatte, da band er zum Abschied dem Herrn seinen letzten Willen auf die Seele.

„Gut, Herr Kommerzienrat, Sie mögen zwischen dem Wasser und mir — na, denn man'n ganzes Ende, denn für dieses Leben abjäs! Aber, Herr Kommerzienrat, das is auch nur für dieses Leben. Wenn es vorbei is, dann will ich da schlafen, wo meine Alte liegt und wo ich den Rhein rauschen hören kann, so lang ich da unten lieg' und warten muß, bis unser Herrgott mich ruft zum Aufstehen.“

„Aber, lieber Werner, wenn Ihr einmal tot seid, dann ist es mit dem Hören des Wellenrauschens doch nichts —“

„Sagen Sie das nicht, ich hör' es schon, und es würd' keine Ruß' für mich geben, wenn ich nicht da schlafen könnt, wo er vorüberfließt.“

„Gut, gut, ich will nicht dagegen reden, aber bedenkt mal, Werner, so eine Überführung der Leiche — —“

„Weiß schon, Herr Kommerzienrat, is für alles gesorgt. Hier is mein Sparlassenbuch, das langt. Da steht all das drin, was die andern ihr Vergnügen und ihre Lust genannt haben; all die Schnäpse und guten Bissen, die Bequemlichkeit und das Wohlleben für die Knochen. Sehn Sie, Herr Kommerzienrat, als meine Alte noch lebte, da hat sie mir immer in den Ohren gelegen: „Gell — da sind die Kinder, wenn wir mal alt werden un du kannst nich mehr arbeiten, da ziehn wir zur FINE un den Kinnerchen.“ — Na, sie hatte viel für mich getan, meine Alte — es is nich leicht, Frau von so 'ner Wasserratte und die längste Zeit des Jahres allein zu sein — es war in der Ordnung, daß ich auch etwas für sie tat, un so versprach ich's ihr, wenn wir mal alt würden. Aber damals fing ich an zu sparen für das, was ich heute dem Herrn Kommerzienrat sagte. Gut, wenn meine Alte es wollt', so war ich schon bereit, dort drin im Lande zu sterben, aber begraben wollt' ich hier sein — das ließ ich mir nich nehmen. Na, nu ging sie vor mir hin und schläft hier am Rhein. Is mir schon lieber so, un ich dacht', nu täm es alles wie es sollt', un ich konnt das Geld, das ich mir oft heimlich abgedarbt hab', den Kinnern hinterlassen — aber da is

es wieder anders gekommen, un so wollt' ich mal gebeten haben, daß der Herr Kommerzienrat das Buch aufbewahrt un mir verspricht, nach meinem Tode dafür zu sorgen, daß ich da schlafen kann, wo der Rhein vorüberzieht. Ja ja mein letzter Wunsch, mein einziger. Ich hatt' keine Ruß' in der Erde, wenn sie mich wo annetz hinbetten.“

Da sah der Herr Kommerzienrat wohl, daß der Alte Begehren eines jener Dinge sei, die das Menschenherz mit allen Fasern umschließt, und die man ihm nicht nehmen darf,

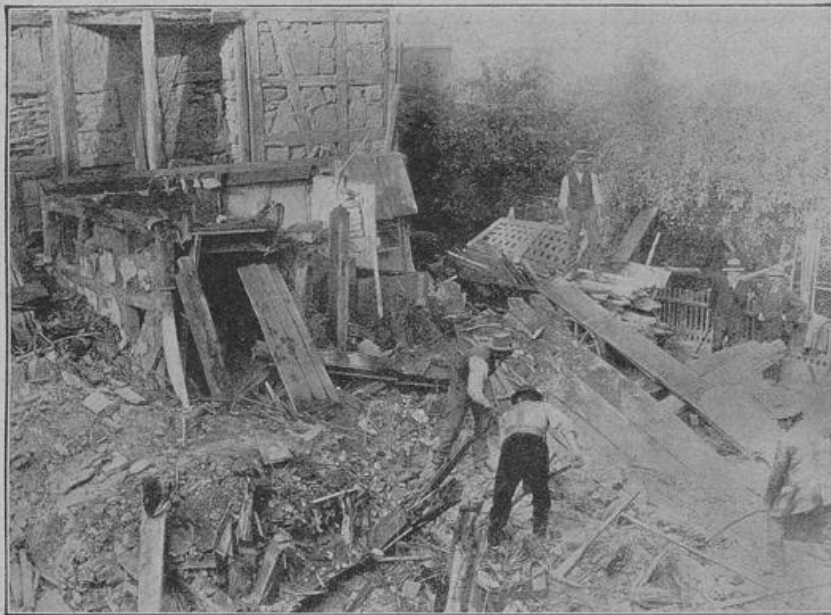
wenn man ih m nicht Frieden und Hossen rauben will, und er versprach alles zu tun, wie der Alte es wünschte.

Nun saß der Schiffer Thomas drin in der Stadt, die nur Mauern und Straßen und kein Wasser hatte. Aber er klagte nicht und trug das Leben, wie es sich zeigte, denn dahinter, in Schimmer sanft untergehender Sonne, lag die Ruhe eines tiefen friedlichen Todeschlafes, durch den der süße, vertraute Ton der heißgeliebten alten Rheinwellen zog.

Es wär' aber ein gar freudloses Leben für ihn gewesen, wenn er nicht den Bub, den Vassel, gehabt hätte, das jüngste der Enkelkinder, und den einzigen, der nach seiner, des Großvaters Art schlug und eine Wasserratte wie dieser zu werden versprach.

All' die Liebe, die einst der eigene Sohn, dessen Natur so anders geartet war, nie im Vater zu weiden verstanden hatte, die vielleicht auch in der Arbeitsamkeit des Lebens, das dem Alten nie lange Raft zu Hause gönnte, keine Zeit zum richtigen Durchbruch fand, blühte nun in der Ruße der stillen Greisentage für das Enkelkind auf, dessen Sein und Wesen sie mit tausend goldenen Fäden der Zärtlichkeit umspann.

Sie verstanden sich köstlich, der grauköpfige Alte und der blonde rotwangige Junge, trotzdem der eine den Begriff alles Wassers unter



Einkurz eines Hauses in Coburg durch Gasexplosion.

3Wahr-Photoverlag.

Von 26 Personen, die sich in der Unglücksnacht zum 15. Sept. in dem Hause befanden, kamen 13 ums Leben.

dem Namen Rhein kannte, während der andre von Flüssen und Gewässern, deren beide Ufer man gleichzeitig sehen kann, nichts wissen wollte und all sein Sehnen durch mächtige Ozeanwogen und Gefahren hinüberging nach andern Ländern mit wilden Tieren und ragenen Palmen. Jeder spielte seine eigene Melodie, aber sie war auf den gleichen Ton gestimmt und harmonierte im tiefsten Grunde mit der des andern; und so verstanden und liebten sich die beiden in wärmerer Zusammengehörigkeit.

Der Bastian sollte wie die andern Brüder ein festhaftes Handwerk ergreifen; aber er wollt' es nimmer, denn der Wasserteufel spulte ihm in allen Adern, und tagaus, tagein klagte er dem Großvater sein Leid und besprach mit ihm sein Sehnen. Der Alte redete ihm zu, an den Rhein zu ziehen; das war zu



Vom Schwimmfest der Kaiserbrigade (2. Garde-Inf.-Brigade) in Plöhensee: Reigenschwimmen, ausgeführt vom Lehrpersonal der Militärschwimmankalt. Presse-Zentrale, Berlin.

Und da sah der Alte, was damals der Kommerzienrat gelehrt hatte, daß auch das eines jener Dinge sei, die das Menschenherz mit allen Fasern umschließt und von denen man es nicht losreißen kann.

machen, da fand sich eine Stelle, für die wollte er schon sorgen: Kosten machte es keine, und Wasser war' auch dort. Ach, was für Wasser — der Bastian sollt' es nur einmal sehen und rauschen hören!

Immer zitterte die Stimme des Alten, wenn er das schilderte, aber der Bub schüttelte trotzig den blonden Kopf. „Das ist nichts, Großvater. Die Wellen müssen so hoch gehen wie unser Haus, und der Sturm rasen, daß es in den Masten knackt. Um mich nichts als Wasser und Himmel. Sei, den Tod immer neben sich und ihm lachend ein Schnippen schlagen! Großvater, ich muß zur See, ich sterb' sonst vor Sehnsucht.“



Nach Schluß des Manövers: Die zum Herbst abgehenden Mannschaften führen die übliche Parodie auf den Parademarsch aus. Erich Benninghoven, Berlin.

Aber was tun? Um den Ruben zur See gehen zu lassen, dazu fehlte es an Mitteln. Die weite Reise bis nach dem großen Hafen, und ausgestattet muß er auch anders werden, als wenn er an Ort und Stelle bliebe und ein Handwerk lernte. Wo sollte das herkommen bei dem schmalen Verdienst der Witwe? Und wo für den Jungen eine Stelle auf einem Schiff finden? Hier hatte die Mutter schon einen Platz für ihn, wo er ein ehrliches Handwerk lernen konnte, nichts kostete und in absehbarer Zeit so weit war, um zu verdienen. Es war ein Unsinn, wie der Bub sich dabei anstellte. Und immer fühlte sich der Alte dabei schuldig — es war doch schließlich sein Blut, das in dem Jungen rumorte, und sein Lied, das er von der Sehnsucht nach dem Wasser sang.

Und dann kam der Basfel eines Tages heim, warf sich stöhnend vor dem Großvater auf die Knie und erzählte ihm schluchzend, daß der Joseph, sein bester Kamerad, in zwei Wochen nach Hamburg abgehe als Schiffsjunge. Sein Onkel wäre Steuermann auf einem großen Kaufahrer und hätte geschrieben, der Joseph solle kommen, und er könnte noch einen mitbringen, der gesunde Knochen, frischen Mut und eine volle Kiste habe; er hätte Platz und Arbeit für zwei.

Die Mutter schalt und warf scheele Blicke nach dem Großvater wie sie von dummen Glausen sprach und den Jungen zur Vernunft ermahnte. Aber dem Alten war das Herz fast ebenso schwer geworden wie dem Basfel, und gleich diesem warf er sich nachts stöhnend und seufzend auf dem Lager.

Dem einen langten die Meereswellen stürmische Sehnsuchts- und Hoffnungslieder in die Seele, dem andern klopfen die Wasser des Rheines mahnend und Entsaugung fordernd an das alte Herz. Und als der Morgen kam, da hatte das alte Herz überwunden und seine Rechnung mit der heißesten Liebe seines Lebens abgeschlossen. — Die Schwiegertochter staunte, als der Alte im besten Sonntagsstaat vor ihr stand, um Abschied zu nehmen. Was denn der Großvater wolle? Ja, noch einmal, bevor er sterbe, den Rhein sehen.

So weit langten seine Kräfte noch, um die Reise zur alten Vaterstadt durchzuhalten; sie solle sich nicht sorgen, heut' abend wär' er wieder da.

Auf dem Friedhof, zu dem der Ton der grünen Wellen heraufrauschte, hielt der Thomas Zwiesprache mit seiner Dörte dort unter dem Rasen. Sie war, wie auch früher im Leben, mit allem einverstanden, was er tat, das fühlte er im Herzen. Dann stand er auf vom Hügel, auf dem er gesessen, und schaute über die Kirchhofsmauer hinab ins Tal, durch das der Rhein, funkelnd im Frühlingssonnengold, dahinstoß. Die Wellen schlugen an das Ufer mit gleichmäßigem, erzählendem Ton, und der Alte neigte das graue Haupt, um dem Klänge zu lauschen.

Bald darauf trat er beim Herrn Kommerzienrat ein.

„Na, Werner, noch flott auf den Beinen? Freut mich! Die Ruhe bekommt euch gut. Habt Ihr ein Anliegen, daß Ihr zu mir kommt?“ Mutig hob Thomas den Graulopf. „Ja, Herr Kommerzienrat, es ist, daß ich man bitten wollt um mein Sparlaffenbuch.“

Und den erkaunten Blick des Herrn beantwortend, fuhr er fort: „Ja, Herr Kommerzienrat, das ist so: mein jüngster Enkelsohn hat wohl von mir die Lust fürs Wasser geerbt; aber wie die Jugend jetzt ist, das muß großartiger sein. Unser alter Rhein tut's nich mehr; — er will zur See und grämt sich das Herz aus dem Leib, weil das Geld kostet un nich geht. Und da hab' ich mir das so überlegt — die Jugend geht vors Alter, und schließlich is es gleich, wo ich begraben bin, aber nich, wo der Bub lebt. Un da wollt ich man um mein Geld gebeten haben, damit er kriegt, woran sein Herz hängt.“

Aufatmend schwieg der Alte — etwas wie ein schwerer Seufzer hallte seinen verklingenden Worten nach, und der Kommerzienrat schüttelte den Kopf.

„Ei, ei, Werner, die Jugend ist zum Kampf da, und das Alter zur Ruhe. Ich weiß nicht, ob ihr recht daran tut, euren wohlverdienten Herzenswunsch für den Jungen zu opfern. Laßt ihn fertig werden mit seiner Sehnsucht. Entsagen in jungen Tagen stärkt die Kraft —“

„Nee, nee, Herr Kommerzienrat, ich bitt' mir das nich übel zu nehmen, aber das verstehen der Herr Kommerzienrat nu doch nich. — Was so die Sehnsucht nach dem Wasser is, das geht bis ans Mark, un wo man's unterdrücken muß, da zehrt es die Kraft, anstatt sie zu stärken. Das hab' ich am eigenen Leib studiert. Wenn ich hätt' meinen Rhein aufgeben sollen, so wär' mir das Leben nich einen Piffertling wert gewesen.“

„Aber eben datum, Werner. Wer hat mir denn damals beim Abschied gesagt: „Ich will da schlafen, wo der Rhein vorüber-rauscht. Ich hätt' keine Ruh' in der Erd', wenn sie mich wo anders hinbetteten?“

Da hob der Thomas den Graulopf, und in den alten Augen schimmerte ein eigener Glanz, halb wie Tränen, halb wie ein

Simmelslicht: „Ich weiß, Herr Kommerzienrat — aber ich hab's abgemacht. Es gibt doch noch was, das stärker is, als das törichte Wünschen des eigenen Herzens, das ist die Liebe. Der Bub soll glücklich werden, soweit sein alter Großvater es ihm schaffen kann; un ich mein', wie ich mir das so zusammengedacht hab', wenn ich mit der Gewißheit ins Grab steig', dann werden meine alten Rheinwellen mir doch das Schlummerlied rauschen, ob ich nun hier oder sonst irgendwo in der Erde liege.“

Der Kommerzienrat streckte dem Schiffer die Hand entgegen: „Ihr habt recht, Werner, das beste Schlummerlied für jenen großen Schlaf, den wir alle einst antreten, ist das Bewußtsein, getreulich unsere Pflicht erfüllt und für unsere Lieben willig und freudig unseres Herzens heißeste Wünsche geopfert zu haben. Es soll geschehen, wie Ihr wollt.“



Denkmal für Wilhelm Busch, Leipziger Presse-Bäro.

das am 14. September in Wiedensahl in Hannover, dem Geburtsort des berühmten Humoristen, enthüllt wurde.

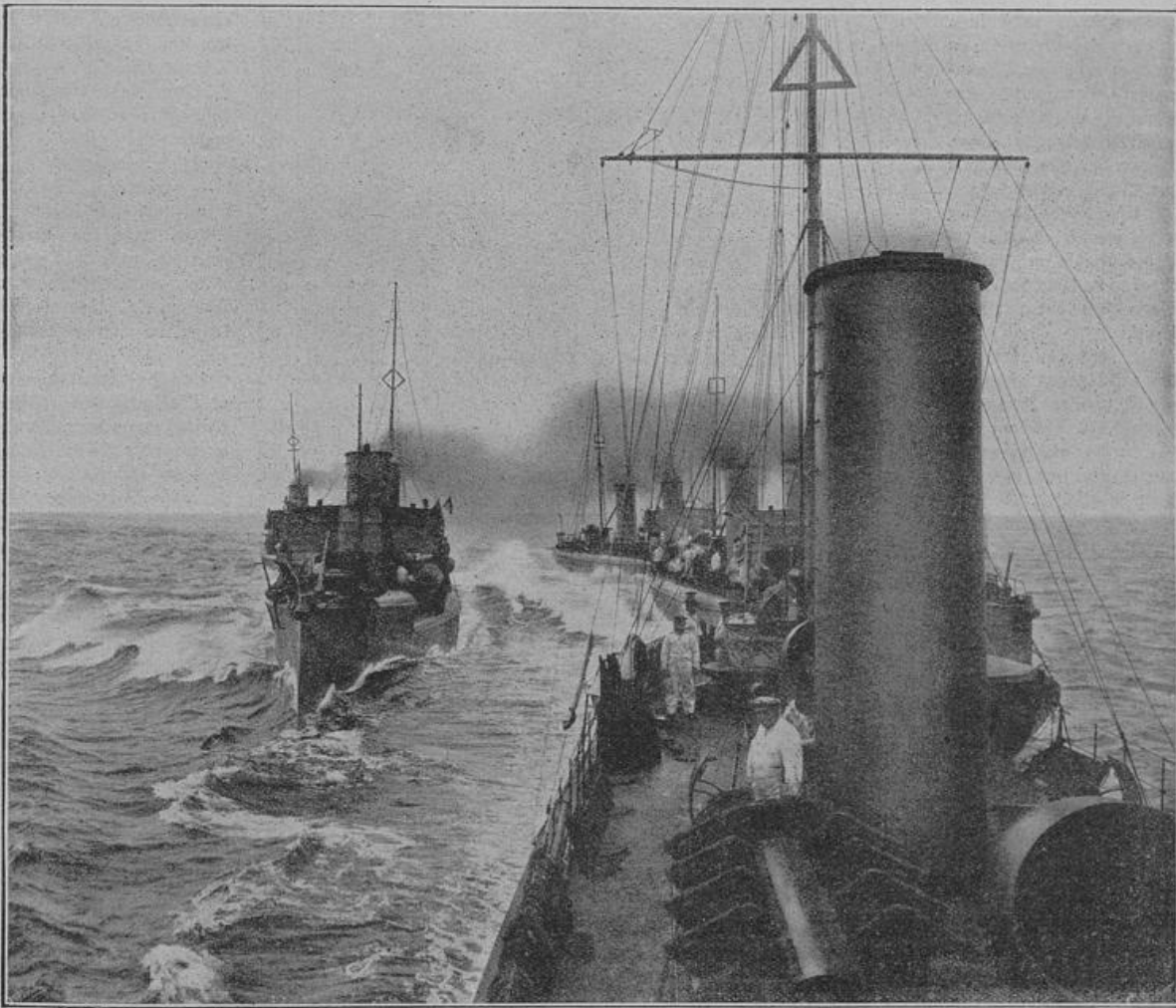
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 40.

Düsseldorf, 4. Oktober

1913.



Von den diesjährigen Hochseemannövern der deutschen Flotte in der Nordsee: Eine Torpedoboot-Halbflottille in geschlossener Ordnung in voller Fahrt.

Renard, Kiel.

Gendarm Meineke.

Novelle von Georg Duffe-Patma.

Das Kommando des Grenadierregiments „Königin“ hatte telegraphisch ersucht, auf den flüchtigen Grenadier Heinrich Mathiesen zu fahnden.

Die Eltern des Gesuchten wohnten im Wegang des Fußgendarmen Meineke. Da bei ihnen natürlich zuerst nachgeforscht werden mußte, hatte der Oberwachmeister des Bezirks den Fahndungsbefehl an diesen weitergegeben. Meineke, ein hochbeiniger Mann mit rötlichem Vollbart, las das Signalement und schob es in die bide Brieftasche.

„Haben Herr Oberwachmeister noch andere Befehle?“ fragte er.

Der Oberwachmeister, der schon die ganze Zeit über merkwürdig unfreundlich gewesen war, nickte kurz.

„Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Tischlermeister Czarlinski Sie Sonntag auf dem Markt gröblich beschimpft hat. Warum haben Sie das nicht zur Anzeige gebracht?“

Eine dunkle Röte stieg in Meinekes Gesicht. Einigemal räusperte er sich, als ob es ihm schwerfiel, die Worte aus der Kehle zu bringen.

„Der Mann hat fünf kleine Kinder,“ rief er endlich hervor. „Die sehen heute schon aus wie das Leiden Christi. Wenn ich den Alten jetzt noch ins Rittchen bring...“

„Da haben wir's!“

Der Oberwachmeister schlug zornig mit der Faust auf den Tisch.

„Also wieder Ihre verfluchte Weichmütigkeit! Was zum Teufel gehen Sie Czarlinski's Kinder an? Sind Sie Waisenspfleger oder Gendarm? Vor allen Dingen haben Sie Ihre Pflicht zu tun!“

„Herr Oberwachmeister!“

Gendarm Meineke sah ihn finster an, und sein Vorgesetzter fühlte selber, daß er zu weit gegangen war.

„Dann gehen Sie man, vielleicht haben Sie heute Glück, daß Sie wenigstens den Mathiesen kriegen.“

Damit war der Gendarm entlassen.

Seine Dienstwohnung lag eine Strecke vor der Stadt in einem alten Chauffeehaus. Von dort holte er sich sein Gewehr, lud es sorgfältig und hing es sich über die Schulter. Er wollte den Leuten schon zeigen, daß er auch hart sein konnte! Wenn er den Mathiesen trafe und der Bengel stünde nicht gleich wie eine Mauer, dann sollte ihm

Gott gnädig sein. Mit einem Fahnenflüchtigen würde er gewiß keine Umstände machen.

Ungefähr eine Viertelstunde lang mochte er bereits durch die eintönige Landschaft marschiert sein, rechts und links umgeben von Feldern und Wiesen, auf denen das Heu in hohen Haufen lag und wüzig herüberbustete, als er plötzlich zusammensuhr und die Hand über die Augen legte. Ganz im Hintergrunde, unmittelbar vor dem Kiefernforst, der wie ein schwarzer Rahmen im Halbkreis die leichte, lustige Wiese umschloß, lag ein kleiner Fein, der nicht wie die andern spitz zulief, sondern merkwürdig abgeplattet war. Auf seinem oberem Rande tauchte mit einem Male etwas Rotes auf und rollte wie ein farbiges Rad zur Erde herab.

„War das etwa ein Fuchs?“ fragte sich Meineke verwundert.

„Himmelherrgott!“ jubelte es in ihm. „Da hab' ich mal Glück gehabt!“

Das, was da herabgefallen war, war eine Mütze, eine Militärmütze. Und wo die Mütze war, da sollte der Grenadier wohl auch sein!

Weit ausschreitend, aber nach Möglichkeit jedes Geräusch vermeidend, durchquerte er die Wiese. Jeden Moment erwartete er, den Flüchtling aufspringen und davontrennen zu sehen, und auf seinen Lippen zitterte der Ruf: „Halt, oder ich schieße!“ schon wie ein Pfeil auf der Bogensehne. Aber es rührte sich nichts.

„Der Salunk schläft also“, brummte er vor sich hin.

Kräftige, mit etlichen Schnarchtönen untermischte Atemzüge bestätigten seine Vermutung. Als er dann noch die Mütze aufgehoben und in ihrem Futter Name und Kompanie des Gesuchten eingezeichnet gefunden hatte, rüstete er sich sofort zum Zugreifen.

Aus der hintern Rocktasche holte er eine feine,

fählerne Kette hervor und kletterte in dem pyramidenförmig ansteigenden Heu so weit in die Höhe, bis er bequem über den oberen Rand hinwegsehen konnte.

In einer richtigen Mulde, wie ein Vogel im Nest, lag ein stammer, flaumbärtiger Flachstopp in voller Uniform vor ihm. Die vom Schlaf geröteten Wangen und der halb offene Mund gaben ihm einen so kindlich unschuldigen Ausdruck, daß der Gendarm verwundert



Von der Seereise der Kronprinzessin an Bord des Schneedampfers „Kronprinzessin Cecilie“ des Norddeutschen Lloyd in Bremen. Neben der Kronprinzessin sitzt der Präsident des Norddeutschen Lloyds Friedrich Achelis, hinter ihnen stehen Kapitän Polack und Direktor Heinemann.

den Kopf schüttelte. Sicher so'n Helmwehspäße, überlegte er. Was Gemeines kann der doch nicht ausgefressen haben! Der Schläfer wurde unruhig. Als ob er den prüfenden Blick durch die geschlossenen Lider gespürt hätte, warf er den Kopf hin und her.

Da ergriff Meineke ihn bei einem Handgelenk, presste es in geübter Geschwindigkeit gegen das andere und schnapp! sprang das Schloß des Rittchens über beiden zusammen.

„Guten Morgen, Mathies!“ sagte er gemütlich.

Der Grenadier war jäh aufgefahren.

Sitzend, mit weit aufgerissenen runden Augen, in denen das Entsetzen den Schlaf vertrieben hatte, sah er erst auf den Gendarmen und dann auf die Fesseln an seinen Händen. Und mit einem Male stieß er einen wilden, gellenden Schrei aus und warf sich mit dem Kopf nach vorn den Feind herab. In der Mitte überschlug er sich, rollte ein Stückchen über die Stoppeln, kam wieder auf die Füße und begann zu fliehen.

Meineke hatte ihn aber schnell eingeholt. Mit gefesselten Händen soll der Teufel laufen. Da hieb er denn in seiner Angst mit dem Absatz nach hinten aus und traf den Gendarmen am Schienbein.

„Anne! Anne!“ rief er dabei über die Wiese. Da flog er auch schon zu Boden.

„Soll ich dir die Füße auch noch fesseln?“ fragte Meineke grimmig.

Der Grenadier sah, daß er gefangen war und seinem Schicksal nicht entinnen konnte. Ohne sich aus seiner Lage zu rühren, blickte er stumm nach einem einsamen Haus hinüber, das fern am Ende des Halbkreises lag, den der Wald um die Wiese zog. Seine Augen füllten sich mit Tränen, die langsam über sein zudendes Gesicht rollten.

„Natürlich,“ brummte Meineke, „erst Fahnenflucht und tätlicher Widerstand gegen einen Vorgesetzten, und hinterher wird geknallt. Na warte, mein Würschlein, der Tritt kostet noch ein paar Wochen extra.“ — Er bückte sich und rieb sich sein schmerzgendes Schienbein. In



Weltflug von Luftschiff-Modellen am Oraniensee bei Weiskensee im Nordosten Berlins, veranstaltet vom Berliner Modellflugportverein am 21. September. Das Bild zeigt den Start mehrerer Modelle. Int. Illustrations-Verlag, Berlin.

Wirklichkeit wollte er dadurch aber nur vermeiden, den jungen Mann anzusehen. Er vertrug Tränen nicht. Blut in Gottes Namen, wenn's nicht anders ging. Aber Tränen, hol's der Geier!

Der Grenadier stand schwerfällig auf.

„Wegen der Strafe ist es mir nicht,“ sagte er mit mühsam beherrschter, schludender Stimme. „Und zum Regiment wär' ich allein auch zurückgegangen. Aber daß Sie mich eingefangen haben wie einen tollen Stier, eh' ich mein Mädel überhaupt nur gesehen hab'...“

Er konnte nicht weitersprechen. Verzweifelt sah er auf seine gefesselten Hände.

Meineke fühlte, wie seine Nasenspitze warm wurde. Das war bei ihm immer das Zeichen aufsteigenden Mitleids. Also seines Mädels wegen war der Junge desertiert! Lieber Gott, er wußte ja noch, wie ihm selber zumute gewesen war, als er zum erstenmal von seinem Mütterchen und von seinem Mädel fortgemußt hatte.

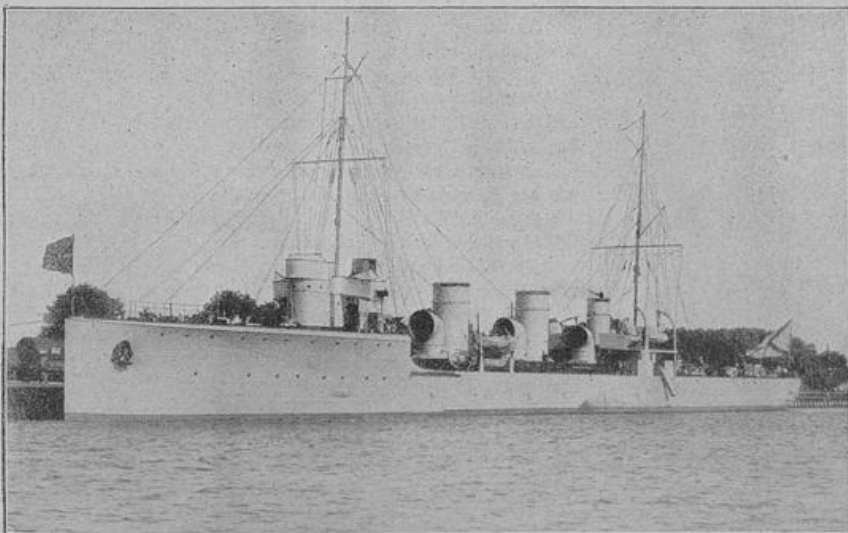
Er hieltete sich aber, seine Teilnahme zu verraten.

„Schämen Sie sich,“ erwiderte er barsch. „Ein schöner Kerl das, der's ohne seinen Schatz nicht aushalten kann. Was sollte denn daraus werden, wenn alle bestwegen auskniffen wollten? Ist es denn wenigstens was Anständiges?“ — Eine heiße Rote schoß in das Gesicht des Befragten.

„Solange ich hier war, hat's keine Bravere gegeben,“ antwortete er gequält. „Aber wie's jetzt ist...“

Ein Schauer durchlief ihn, seine Zähne knirschten hörbar aufeinander, und die Kette klirrte leise mit. Und dann sprudelte er sein ganzes Weh und seine ganze Eifersucht über die Lippen.

„Ich wär' wahrhaftig nicht davongelaufen, Herr Gendarm! Aber wie sie mich gequält haben, der Schulzenjunge und Stellmachers Heinrich, die auch bei meiner Kompagnie stehen. Briefe haben sie bekommen, daß die Anne mit einem andern geht. Und Urlaub kriegt' ich nicht. Was soll' ich da machen?“



Das schnellste Schiff der Welt

Ist zurzeit der nach Plänen der Vulkan-Werke in Stettin erbaute, für Rußland bestimmte Torpedojäger Nowik. Das Displacement beträgt 1400 Tonnen; als höchste Geschwindigkeit wurden bei der Probefahrt 37,6 Seemellen in der Stunde gemessen. Dieblow, Stettin.

Hätten Sie mich doch nur zwei Stunden später erwischt! Dann hätt' ich sie gesehen gehabt und hätt' gewußt, woran ich bin. Und jetzt reiß ich wieder aus. Wenn sie mich auch einsperren! Und wenn's nicht geht, dann mach' ich's Maul auf und steck das Gewehr rein. Dann hat's ein Ende!..."

Das fehlte noch, dachte Meineke erschrocken. Kinbskopf genug für eine solche Gelei.

"Wenn Sie mir sagen wollen, wie das Mädchen heißt," schlug er vor. "Vielleicht kann ich ihr was bestellen."

"Anne Janusch heißt sie. Die da drüben beim Oberförster dient."

"Die?" rief Meineke überrascht. "Aber, Mathiesen, die sollt' doch brav sein!"

In den Augen des Grenadiers leuchtete es hell auf. Aber nur für eine Sekunde.

"Nicht wahr?" fragte er hastig. "Ach Gott, ich will es ja glauben. Aber eh' ich's nicht in ihren eigenen Augen gesehen hab'..."

Meineke kannte das Mädchen. Es war ebensovoll treuherziges Menschenkind wie Mathiesen selber, nur in Braun.

"Ja, fürs nächste wird aus dem Sehen wohl nichts werden," meinte er zögernd.

Der Grenadier schaute tief auf. Und plötzlich warf er sich in seiner Verzweiflung vor Meineke auf die Knie und hob die gefesselten Hände stehend zu ihm empor.

"Lieber, guter Herr Gendarm." bettelte er, "lassen Sie mich doch laufen! Nur für ein paar Minuten will ich sie sprechen. Sehen Sie, jeden Mittag kommt sie hier vorbei. Und dann melde ich mich also gleich wieder bei Ihnen und laß mich verhaften. Bitte, bitte, Herr Wachtmeister!"

Meineke war bei seinem Kniefall entsetzt zurückgeprallt.

"Stehen Sie doch auf, Mensch!" schrie er halb zornig und halb Mitleid. "Solliger Herrgott! Daß so was auch gerade mit passieren



Eiserne Hochzeit.

Die Eheleute Samuel Herloh und Franziska geb. Nöll in Solingen, im Alter von 91 und 89 Jahren stehend, feierten am Sonntag, den 21. September, das seltene Fest der eisernen Hochzeit.



Beim Nationalfest in Amsterdam. D. Dias, Amsterdam

war auch das hier abgebildete alte Ehepaar aus „Het Gooi“ zugegen, das berühmten Malern, wie Maris, Mauve u. a. als Modell gedient hat.

muß, dachte er verstört. Ich möchte dem Jungchen ja so gerne helfen, aber ich darf doch nicht.

"Meine Pflicht, Mathiesen, meine Pflicht!" sagte er.

"Aber ich schwöre Ihnen, daß ich wiederkomme! Bei unserm Heiland schwöre ich's Ihnen!" schrie der Deserteur angstvoll.

In Meineke quoll eine jähe Wut auf. Eine Wut gegen den Menschen da, der seine Seele vergewaltigen wollte.

"Warum host du deine Mühe nicht besser verwahrt, Hund verfluchter?" brüllte er ihn an. "Ich wär' vorbeigegangen, und meinethalben hätt' dich der Satan arretieren können. Und jetzt soll ich's ausbaden, ich, ich!"

Er zitterte am ganzen Leibe, ebenso erregt und ebenso leidend wie der Flehende vor ihm.

Grenadier Mathiesen wurde aschfahl, und seine Lippen preßten sich schmal und blutleer aufeinander. Noch einen letzten fragenden dunkeln Blick richtete er auf Meineke. Dann erhob er sich.

"Führen Sie mich nur ab, Herr Wachtmeister!" sagte er tonlos.

Dem Gendarmen ward bei diesem Blick zumute, als ob ihm ein Dolch ins Herz ging. Aber stumm und pflichtergeben setzte er sich schon in Bewegung, als er mit einem Male zusammensank, die Hand hinter's Ohr legte und lauschte. Auf der Chaussee klangen Hufschläge.

Wenn das der Berittene oder gar der Oberwachtmeister ist...

Einer jähen Eingebung folgend, packte er den Deserteur an der Schulter und schob ihn hinter einen Heuhaufen.

"Duden Sie sich!" flüsterete er heiser. "Wenn man Sie sieht, ist's vorbei. Dann kann ich Ihnen nicht mehr helfen!"

In der gleichen Sekunde kniete er neben seinem Gefangenen und wartete auf das Verhalten der Hufschläge. Ein Gendarmeriepferd war das gewiß. Das erkannte er am Tritt, den kein Privatgaul so ruhig und gelassen an sich hat. Herzvorfühlen wagte er jedoch nicht, aus Furcht, daß seine Helmspitze ihn verraten könnte.

Aber während er so kniete, bemächtigte sich ein fürchterliches Schamgefühl seiner. Er, der Gendarm Meineke, verbarg sich mit einem Verbrecher zusammen vor seinen eigenen Kameraden! Weil er zu schwach war, seinem verfluchten Mitgefühl zu widerstehen, und weil er wieder mal dicht vor einer Pfllichtwidrigkeit stand!

Der Grenadier starrte ihn verständnislos von der Seite an. Er begriß den Vorgang noch nicht. Er sah nur, daß es im Gesicht des Gendarmen wie von inneren Krämpfen zuckte.

Die Hufschläge verlangten. Meineke richtete sich zuerst wieder auf.

Eine dumpfe Traurigkeit lastete auf seinem Herzen. Jetzt ist es ja eigentlich schon geschehen. Was sperr' ich mich also noch? dachte er. Jetzt hat er mich in der Hand und ich nicht mehr ihn!

„Mathiesen!“ sagte er leise, „können Sie mir wirklich versprechen, daß Sie allein in Ihre Garnison zurückkehren werden, wenn ich Sie jetzt laufen lasse?“

Ehaußee zurück und dann weiter dem Dorfe zu, wo er nach dem fragen mußte, dem er eben die Freiheit gegeben hatte.

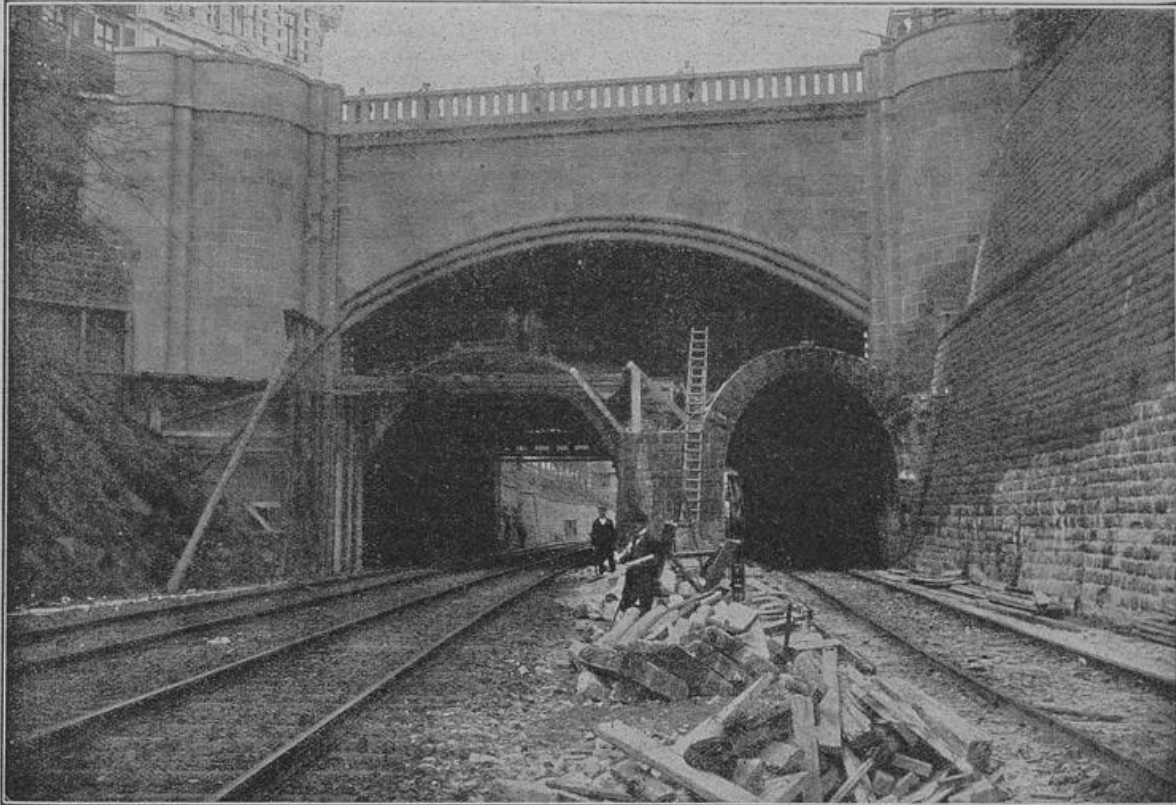
Als er nachmittags zurückkehrte, hörte er sich dicht hinter der Oberförsterei von einer hellen Stimme angerufen. Anne Jansch kam mit fliegenden Böpfen und glührotem Gesicht auf ihn zu und drückte, ehe er ihr noch wehren konnte, ihre frischen Lippen auf seine Hand. — „Weil Sie doch so gut mit Mathiesen waren!“ sagte sie dankbar und sah ihn verschämt und glücklich an.

„Himmelherrgott!“ fluchte Meineke. „Was fällt dem Frauenzimmer denn ein? Und was ist das für ein Mathiesen? Etwa der Deserteur, den ich suche? He?“

Das Mädchen war erschrocken zurückgefahren.

„Aber, Herr Gendarm,“ rammelte sie, „Sie haben ihn doch selbst...“

„Was?“ unterbrach Meineke sie grob. „Wissen möcht' ich, wo



Der erste Eisenbahntunnel Deutschlands (links)

A. Riemer, Elberfeld.

der im Jahre 1841 dem Betriebe übergebenen ersten preussischen Eisenbahn Düsseldorf—Elberfeld wird nunmehr abgebrochen, um für den viergleisigen Ausbau der Eisenbahn Dohrwinkel—Hagen Raum zu gewinnen. An Stelle dieses Tunnels sowie eines später für die Eisenbahn Elberfeld—Cronenberg erbauten zweiten Tunnels (rechts) wird zurzeit ein in modernen Formen gehaltenes gewölbtes Bauwerk hergestellt.

„Herr Wachtmeister,“ jubelte der Gefangene, „das wollten Sie wirklich tun? Ich schwör' Ihnen, daß ich sofort zurückkehre, wenn ich mit der Anne gesprochen habe. Oder ich komme zu Ihnen und laß mich wieder verhaften...“

Meineke schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Nein, das nicht. Wenn Sie allein fahren und ohne Zwang, ist's keine Fahnenflucht mehr. Nur noch unerlaubte Entfernung. Da können Sie sogar noch die Knöpfe kriegen. Verstehen Sie?“

Er nahm ihm die Handschellen ab. Dann griff er mit traurig-finsterner Entschlossenheit an seinen Gewehrlauf.

„Nur vergessen Sie nicht, daß ich Sie niederknalle wie einen Hasen, wenn ich nach vier Uhr noch einen Zipfel von Ihnen in der Gegend sehe. Vergessen Sie das nicht!“

Die abermaligen Versicherungen und Dankesworte des Burschen barsch abschneidend, ging er mit langen Schritten über die Wiese zur

der Halunke redet. Sonst nichts!“ — „In der Eisenbahn,“ sagte die Kleine verschüchtert. „Er fährt doch zurück.“

„So, so!“

Meineke zupfte sich erleichtert an der Nase.

„Sein Glück!“ brummte er dann. „Hätt' ich ihn vor Augen bekommen, hätt' ich ihn krummgeschossen, daß ihm das Desertieren für immer vergangen wär!“

Er ließ das verdußte Mädchen stehen und schritt schnell davon.

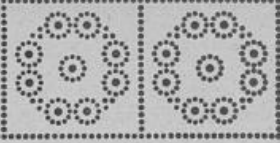
„Gottlob, diesmal ist alles gut abgegangen,“ sagte er sich unterwegs. „Aber das letztemal soll's doch gewesen sein. Ja, zum Teufel, das allerletztemal!“ Künftig würde er nicht mehr so gutmütig sein. Hoho, wahrhaftig nicht! Er würde den Leuten schon zeigen, daß er auch hart sein konnte!

Und er strich sich seinen fuchsigigen Vollarb so breit auseinander und machte so ungehobene Schritte, daß er ordentlich wild ausah. —



Unsere Hochzeitsnacht.

Von Robert Kraft.



Um elf verschwand ich mit Else, meiner nunmehrigen Frau. Eine Hochzeitsreise wurde nicht gemacht, jetzt, Ende Dezember. Wir wußten etwas Besseres.

Else hatte unter anderem auch eine Villa mit in die Ehe gebracht, in der ich schon mit einer alten Köchin, die wir auch behalten wollten, einige Wochen als verlobter Junggeselle gehaust hatte, in einer Viertelstunde Bahnfahrt und dann in zehn Minuten mit der Elektrischen zu erreichen, im Sommer kühl und jetzt im Winter warm zwischen den großen Bäumen eines parkähnlichen Gartens gelegen, auch sonst noch rings von Wald umgeben.

In dieser Villa, unserem zukünftigen Heim, hatten wir uns für heute nacht die nötigen Zimmer heizen lassen.

Ach, wie wir uns unterwegs freuten! Besonders in der Elektrischen, wo wir so an den Füssen froren. Die Köchin hatte wie gewöhnlich um

Nichtig, beim nächsten Schritt waren wir zwischen Bäumen, die man aber nur fühlen konnte. Wir tasteten uns Schritt für Schritt vorwärts, mußten achtgeben, daß wir uns einander nicht verloren, tasteten uns immer weiter.....

„Du, Else, ist denn das kleine Wäldchen noch nicht bald zu Ende?“

„Ja, ich merke es auch, wir sind zu weit nach links gekommen, wir müssen mehr nach rechts.“

Wir tappten also weiter nach rechts — auch hier wollten die Bäume nicht aufhören.

„Wir müssen wieder zurück auf die Straße.“

Also zurück. Was hieß hier zurück? Sich auf der Stelle umbrehen und wieder geradeaus marschieren. Hätte aber dieses jeder Wanderver für sich gemacht, so wären wir direkt auseinander marschiert.



Berufsgenossinnen Caramens: Zigarren- und Zigaretten-Arbeiterinnen in Madrid. Welt-Press-Photo-Co., Wien.

zehn Uhr zu Bett gehen und auch das Licht verlöschen sollen. Aber alles stand bereit, die Kaffeemaschine und noch ein Imbiß.

Das Ziel der Fahrt war erreicht, wir verließen den elektrischen Wagen.

Himmel, war das ein Schneesturm! Und dabei bitterkalt.

Nun, wir hatten nur noch drei Minuten zu gehen, fanden den Weg, wenn wir auch jetzt nicht die Hand vor den Augen sehen konnten. Else hatte von Kindheit an mit ihren Eltern hier jeden Sommer verlebt, auch manchen Winter, kannte jeden Quadratfuß, und auch ich hatte ja hier nun schon oft genug die Elektrische verlassen und bestiegen.

„Kommt, wir gehen gleich hier übers Feld,“ meinte Else.

Das hielt auch ich für das richtige. Landstraße und Feld waren überhaupt nicht mehr zu unterscheiden, alles kniehohes Schnee.

„Jetzt gehen wir hier durch das kleine Wäldchen, dann stoßen wir gerade auf das Gartentor.“

„Hast du eine elektrische Lampe, daß wir unsere Fußspuren zurückverfolgen können?“

Nein, die hatte ich nicht. Und mit Streichhölzchen brauchte es gar nicht erst versucht zu werden. Noch immer wütete der Schneesturm, vor dem die kahlen Kiefern absolut keinen Schutz boten.

Wir fanden keine Straße, kamen überhaupt nicht wieder ins Freie. Nichts als Kiefernstämmen.

„Schau, wir haben uns verirrt.“

Ja, das hatte ich nun schon längst gemerkt. Wie lange wir schon so herumgetappt waren? Ich schätzte es auf mindestens eine Stunde.

Aber auch noch etwas anderes hatte ich dabei bemerkt: welche tapfere kleine Frau ich bekommen hatte! Ja, von solch wahrem Heldennut hatte ich bei Else bisher noch gar nichts gemerkt, jetzt gab sie mir die erste Probe. Denn immer lustig war sie durch den kniehohen Schnee gestampft, dem Sturme entgegen, der einen vollständig blind

machte, mich an der Hand ziehend, da sie ja hier jeden Fußbreit kennen wollte und eigentlich auch wirklich kannte. Nur nicht in solch einer Nacht, da mußte alles aufhören.

„Einmal müssen wir doch aus dem Walde wieder herauskommen — ach, Männchen, und dann das warme Zimmer — und der heiße Kaffee — das soll ja herrlich werden!“

Das heißt, so hatte sie bisher öfters gesagt — jetzt nicht mehr.

„Wir wollen es aufgeben, es hat keinen Zweck mehr.“

Nein, es hatte keinen Zweck mehr, dieses Herumtappen. Wir mußten absolut nicht, wo wir uns befanden. Kein erleuchtetes Fenster, kein Lichtchen. Jetzt fuhr auch keine Elektrische mehr, nach deren Licht oder Surren wir uns hätten orientieren können. Vielleicht entfernten wir uns immer weiter von der Villa, von der wir ursprünglich nur drei Minuten entfernt gewesen waren.

Warm waren wir beide gekleidet. Nur an den Füßen fehlte es. Zwar hatten wir feste Stiefeln an, keine Lanz-

schuhe, aber für solch ein Schneewaten waren sie denn doch nicht berechnet. Vollständig durchnäßt bis an die Knie. Und dabei bitterkalt!

„Wir wollen ruhig stehenbleiben und warten, einmal muß es doch Tag werden,“ sagte Else.

„Um Gottes willen, Else! Es wird erst zwölf sein, wir haben sieben bis acht Stunden zu warten! Wenn wir einschlafen, erfrieren wir! Wir müssen uns wenigstens immer Bewegung schaffen.“

„Oder ein warmes Nest. Ich will es dir gestehen: ich halte es vor Kälte an den Füßen nicht mehr aus. Ich habe Angst, daß sie erfrieren.“

Wir ging es ja nicht anders.

„Ich will dich tragen. . . .“

„I Gott bewahre, da erfrieren sie ja erst recht. Nein, ich weiß einen besseren Rat. Ob ich mit unter deinen Pelzmantel gehe?“

Es war mein Reisepelz, sehr weit. Ja, das kleine, schlanke Figürchen ging, wenn es sich ganz dicht an mich schmiegte, mit darunter, ich konnte ihn wieder zuknöpfen, mußte mich freilich selbst schlank wie ein Kal machen.

Modeschau in London.



Schauspielerinnen vom Londoner Empire-Theater in den neuesten Kostümen und Hüten.

Central-News, London.

„Das ist ja famos! Jetzt ziehe ich meine Pelzjacke aus, die legen wir auf den festgekampften Schnee, wir stellen uns darauf, und ich kriech mit unter deinen Mantel.“ Es wurde gemacht. Sie zog ihr Jackett aus, das Pelzfutter wurde nach oben auf den festgetretenen Schnee gelegt, wir stellten uns darauf, hüllten unsere Füße möglichst darin ein, ich bestand darauf, daß Else die Ärmel als Futterale benutzte, dann knüpfte ich sie mit in meinen langen, bis an die Knöchel reichenden Pelzmantel ein und lehnte mich an den nächsten Baum. Es war eine ganz schwierige Prozedur gewesen.

So standen wir nun da im heulenden Schneesturm, für sieben bis acht Stunden. — Das war unsere Hochzeitsnacht.

„Hier ist es aber mollig,“ murmelte es unter meinem Mantel mit Grabesstimme.

„Daß du warme Füße?“ — „Als säße ich in einem Backofen. Ach, Schatz — morgen früh der Kaffee — und die knusprigen Butterfemmeln — mir wässert schon der Mund.“

Ich gab noch immer nicht die Hoffnung auf, spähte nach Lichtern, lauschte auf Menschenstimmen. — Vergebens. Noch einmal losstappen wollten wir nicht, so standen wir wenigstens warm.

Und so haben wir wirklich sieben oder gar acht Stunden gestanden, vom Schneesturm umtobt, in der Hochzeitsnacht. Von Schlafen war keine Rede.

Endlich legte sich der Sturm schnell, es hörte auf zu schneien. Ein Hahn krächte — da noch einer!

Ra, endlich! Einmal mußte es doch Tag werden. Wir standen doch nicht nur acht Stunden hier, sondern acht Ewigkeiten. — Eine Idee entfährt sich die schwarze Finsternis. „Warte nur, bis es wirklich dämmert,“ wurde unter dem Mantel geraten. — Es begann wirklich zu dämmern. Das Hühnchen schlüpfte unter meinem Fittich hervor.

Noch konnte man kaum einen Schritt weit etwas unterscheiden. Es war neblig. — Mit einem Male hob sich der Nebel, es war ganz hell. — Ach, wie ward uns da! — Das erste, was wir erblickten, war eine Hauswand, von der wir in fünf Schritten Entfernung standen.

Und die zweite Erkenntnis war, daß wir uns in unserem eigenen Garten befanden, es war ausgerechnet der letzte Baum, an dem wir lehnten, dem Hause, unserer Villa, am nächsten! Nur noch fünf bis sechs Schritte weiter, und wir wären gegen die hintere Haustür gerannt!

Wir hatten die Villa einfach umkreist, waren zuletzt von hinten gekommen, wo der bisherige Gartenzaun zur Erneuerung weggerissen worden war.

Argerlich waren wir aber über diese Erkenntnis durchaus nicht, o nein!

Ich konnte vor Lachen das Schlüsselloch nicht finden, Else vor Lachen den Klingelknopf nicht, um die Böchin zu wecken, die sich verschlafen hatte und erst nach längerem Pochen zu wecken war.

Dann waren wir in unserem Heim, in den noch wohlgeheizten Stuben. — Bald dampfte die Kaffeemaschine, und da kam das Mädchen mit den frischen, noch warmen Brötchen.

Ich kann nur sagen: so gesund habe ich mich in meinem Leben nicht wieder gefühlt wie damals am Morgen nach der Hochzeitsnacht. Und meine Frau auch nicht.

So acht Stunden vom Schneesturm durchgeblasen zu werden — ach, das ist der Gesundheit förderlich!

Und daß ich zum Morgenkaffee acht Brötchen gegessen und dann hinterher noch ein spannenlanges Beefsteak, das habe ich auch in meinem Leben nie wieder fertiggebracht. Und Else war noch viel ge...ähiger als ich. Ach, und dann dieses köstliche Bett! Nie wieder in meinem Leben habe ich so gut und so fest geschlafen!



Düsseldorfer Fußballklub Konkordia 1905, 1. Mannschaft.

Die Mannschaft war Bezirksmeister 1911/12, 1912/13 und Nordkreismeister 1912/13 der B1-Klasse; sie ist jetzt Vertreter Düsseldorf in der A-Klasse.



Das Lesezimmer des Industrieklubs in Düsseldorf an der Elbersfelder Straße. Der Industrieklub wurde am Samstag, den 4. Oktober, offiziell eröffnet. Hofphot. J. Henne, Düsseldorf.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 41.

Düsseldorf, 11. Oktober

1915.



Bei der Enthüllung des Yorck-Denkmals in Wartburg a. d. Elbe am 5. Oktober, Leipz. Presse-Bur.
anlässlich der Jahrhundertfeier der Schlacht bei Wartburg waren vier Urenkel und fünf Ururenkel des Marschalls anwesend. Das Denkmal besteht aus einem einfachen Obelisk mit dem Reliefporträt Yorcks. Das Bild zeigt den Vertreter des Kaisers, General z. D. von Loewenfeld (1), den Grafen Yorck v. Wartburg auf Kleinöls (2), zurzeit Senior seines Geschlechts, sowie den Urenkel des Feldherren Grafen Hohenthal-Puchau (3).

Nummer 600—13.

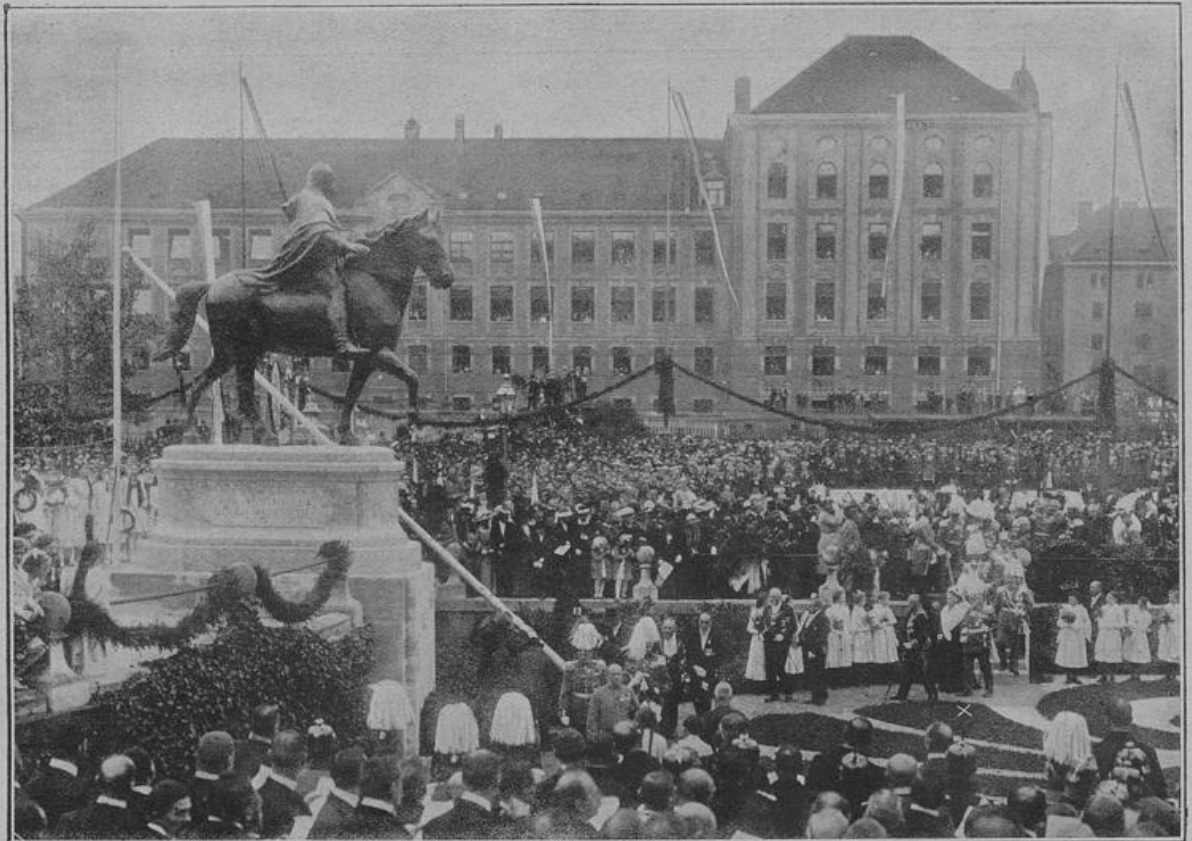
Von R. Lamotte. Berechtigte Übersetzung von Alfred Drie.

„Wie ich zu meiner Frau gekommen bin?“ rief unser Freund Lionel Marechal. „Ich muß sagen, das ist die tollste Geschichte von der Welt.“

„Erzähle doch, das heißt, wenn es nicht indiskret ist...“

„Durchaus nicht. Im Gegenteil, ich erzähle es gern und oft, und jedesmal freue ich mich von neuem darüber. Ihr habt ja keine Ahnung, wie wenig die Zukunft von uns selbst abhängt und wie ein Geschick, stärker als wir, alle unsere Schritte leitet. Und, dem Himmel sei Dank, nicht immer zum Schlechten. Ich weiß davon zu erzählen,

„Ihr alle, die ihr mich kennt, wißt, daß ich stets ein armer Teufel ohne besonders günstige Aussichten für die Zukunft war. Meine Wohnung war eine elende Mansarde im Quartier Latin, dicht unter dem Dache, und meine Mahlzeiten nahm ich in einem Wirtshaus niederster Klasse ein, glücklich, dort ab und zu einen kleinen Kredit zu finden. Verwandte hatte ich nicht außer einem alten Onkel, einem eingefleischten Junggefallen, auf dessen Hilfe ich nicht rechnen konnte. Wie oft hatte er auf meine flehenden Bitten geantwortet: „Von mir hat niemand auf Geld zu rechnen. Ich habe mich auch allein durch



Entthüllung des Denkmals für den verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern in München am 28. September. Prinzregent Ludwig (X) und Gemahlin sowie die Prinzen des Königl. Hauses schreiten unter Vorantritt des Magistrats und des Oberhofmarschalls Grafen von Seinsheim nach der Enthüllung an dem Denkmal vorüber. Reiter & Co., München.

denn ich bin durch meine Heirat zum glücklichen Menschen geworden.“

Wir waren fünf oder sechs junge Leute, die in einem Wirtshaus ein fröhliches Wiedersehen feierten. Obgleich längst vom Leben in alle Himmelsrichtungen verstreut, hielten wir noch immer an der alten, lieben Gewohnheit fest, jedes Jahr einmal zu einem gemütlichen Abend zusammenzukommen. Zur allgemeinen Genugtuung hatten wir festgestellt, daß wir alle nunmehr verheiratet waren, und Lionel Marechal war nun an der Reihe zu erzählen, wie er in das gelobte Land der Ehe gelangt war. Seine Einleitung erziehen uns vielversprechend, und gespannt lauschten wir seiner Erzählung. Erst häckte er sich noch einmal mit einem kräftigen Schluck, dann begann er:

das Leben schlagen müssen.“ Wie erstaunt war ich daher, als eines Abends mein Onkel mich in meiner Wohnung aufsuchte und sich auf den einzigen Stuhl, den ich besaß, häuslich niederließ. Und er spannte meine Neugier nicht lange auf die Folter.

„Höre, mein Junge, ich komme her, um dich um eine Gefälligkeit zu bitten, und ich hoffe, daß du sie deinem alten Onkel nicht abschlagen wirst.“

Ich nickte stumm, und er fuhr fort:

„Ein alter Geschäftsfreund von mir hat eine Tochter, die er gern verheiraten möchte. Aber seiner Absicht stehen zwei Hindernisse im Weg. Erstens ist das Mädchen nicht hübsch, und zweitens ist der Vater, ein schwer reicher Mann, furchtbar mißtrauisch. In jedem Bewerber

wittert er einen Mitgiftjäger. Er hat mich um Rat gefragt, und ich habe an dich gedacht. Ich weiß, daß du im Grunde ein ganz anständiger Mensch bist und auch keine Veranlassung hast, an deine Frau besonders hohe Ansprüche zu stellen. Heirate das Mädel, ich gebe dir fünfzigtausend Frank. Sie bringt dir das Doppelte als Mitgift und wird wahrscheinlich eines Tages noch vier oder fünfmal so viel erben. Na, überlege nicht lange. Ja oder nein?"

Was hatte ich lange zu überlegen? Wenn mich auch die Aussicht, ein „nicht hübsches“ Mädchen zu heiraten, nicht sehr lockte, so machte mich andererseits der Gedanke, endlich aus dem Elend herauszukommen, gegen alles andere blind, und kurz entschlossen antwortete ich: „Abgemacht! Wann wirst du mich meiner Braut vorstellen?"

„So schnell geht das doch nicht wie du glaubst. Ich habe dir gesagt, daß die Erbbin des Vermögens meines Freundes keine Schönheit ist. Aber sie ist auch schließlich nicht abschreckend häßlich, und du wirst bei näherer Bekanntschaft sogar an ihre Charaktereigenschaften finden, die sie dir sehr sympathisch machen werden. Aber ich fürchte, daß ihr Anblick dich erschrecken, dir ein unbeseigbares Vorurteil gegen sie einlösen könnte. Ich habe deshalb einen Ausweg gefunden. Dein Chef hat ein Telephon, nicht wahr?"

„Ja, Onkel.“

„Die Mittagsstunden läßt er dich stets allein?"

„Ja, Onkel.“ — „Schön. Du kannst also auf die einfachste Weise von der Welt die Bekanntschaft deiner Braut machen, ohne sie zu sehen. Du wirst sie jeden Tag antelephonieren und dich eine Viertelstunde mit ihr unterhalten. Ich bin sicher, daß du nach einem Monat ihre guten Charaktereigenschaften erkannt hast, und wenn ich dich ihr dann vorstellen werde, wirst du leichter über manches hinwegsehen können.“

Ich war mit allem einverstanden, und ich dankte sogar gerührt meinem Onkel für seine gütige Fürsorge.

„Du wirst also morgen mittag bei ihr anrufen. 600—13. Ich werde meinem Freund über das Ergebnis unserer Unterredung berichten, und er wird seine Tochter von allem verständigen. Vor allen Dingen vergiß die Telephonnummer nicht. 600—13.“

„Ich werde sie nicht vergessen, Onkel, aber vor allem, wie heißt eigentlich meine Braut?"

„Das kannst du sie ja selbst fragen. Auf Wiedersehen, Junge.“

An dem nächsten Tage konnte ich kaum das Verschwinden meines Chefs erwarten, um sofort an das Telephon zu stürzen.

„Fräulein, bitte, sechshundertdreizehn.“

„Sofort, mein Herr.“

Einen Augenblick später hörte ich eine weibliche Stimme.

„Hallo, wer ist dort?"

„Ich bin es.“

„Wer ist der ich?"

„Ja, ich, Lionel, der Nefte meines Onkels Justin.“

„Den kenne ich nicht," antwortete lachend die Stimme, und ich fuhr fort:

„Ich kenne Sie auch nicht, Fräulein, aber Sie wissen doch, ich wollte gern Ihre Bekanntschaft machen, und deshalb habe ich Sie angelingselt.“

„Sehr gut, aber wissen Sie denn, ob ich Zeit habe, Sie anzuhören?"

„Sicher, denn ich habe Ihnen so viel Angenehmes zu sagen, und dazu hat ein junges Mädchen immer Zeit.“

„Sie scheinen sehr galant zu sein...“

„Es freut mich, daß Sie sofort eine gute Meinung von mir haben. Darf

ich um den Ihren bitten?"

„Albine.“

„Wie reizend. Ebenso schön wie seine Trägerin!"

„Schmeichler!"

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie stets Albine nennen. Ja?"

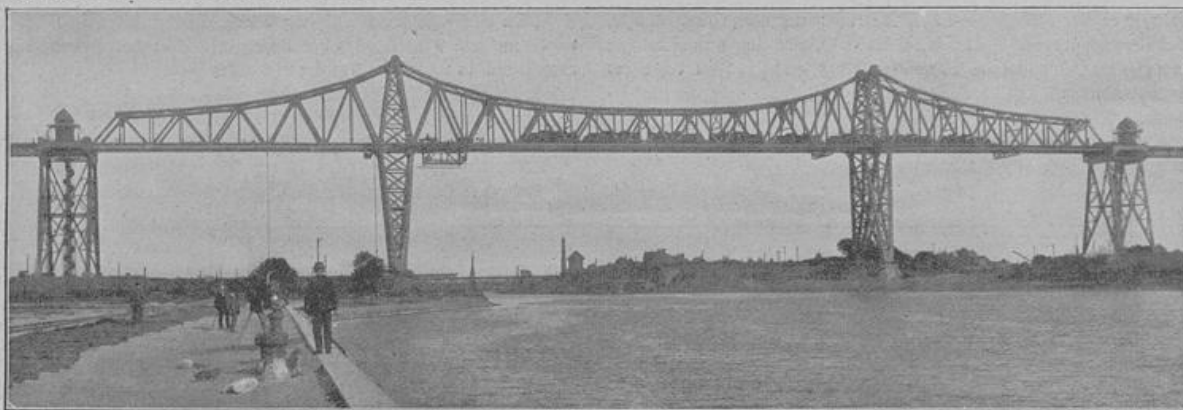
„Meinetwegen. Sie haben also wirklich die Abticht, öfters die Nummer sechshundertdreizehn anzurufen?" — „Alle Tage.“



Fürst Bülow als Domherr.

Int. Ill. Co., Berlin.

Am 29. September fand in Brandenburg an der Havel ein Kapitel des dortigen Domstiftes statt, bei welcher Gelegenheit der Inspekteur des Seeoffizierkorps Admiral von Knorr als Domdechant an Stelle des verstorbenen Grafen von Eulenburg feierlich eingeführt wurde. Fürst Bülow (X), welcher Domherr des Stiftes ist, wohnte dieser Feier bei.



Belastungsprobe der am 1. Oktober eröffneten Hochbrücke bei Rendsburg.

Phot. Leichen, Rendsburg.

Die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals gab den Anlaß zum Bau der Hochbrückenanlagen bei Rendsburg, durch welche die Eisenbahnlinie Neumünster—Glensburg über den Kanal geführt wird. Die eigentliche Kanalbrücke mit ihren beiden Seitendöffnungen ist 295 m lang, die Mittelöffnung mißt 140 m, die Unterkante liegt 40 m über dem Kanalspiegel. Die sich an beiden Seiten anschließenden Teile sind nach Norden zu in einer Länge von 1260 m und nach Süden zu in einer Länge von 910 m ebenso wie die Kanalbrücke in Eisenbau hergestellt. Die Hauptbelastungsprobe wurde, wie das Bild zeigt, mit acht schweren Schnellzuglokomotiven mit Tendern im Gewichte von ca. 1000000 kg vorgenommen.

„Sie scheinen nichts Besseres zu tun zu haben.“

„Was könnte ich Besseres tun, Albine?“

„Sie sind ein Ged.“

„Ich werde schüchtern wie ein junges Mädchen sein, wenn wir uns das erstmal sehen werden.“

„Sie rechnen auch darauf, mich eines Tages zu sehen?“

„Sicher.“

„Mir scheint, Sie wollen mir den Hof machen...“

„Sehr richtig.“

„Wie sind Sie eigentlich auf diesen Gedanken gekommen?“

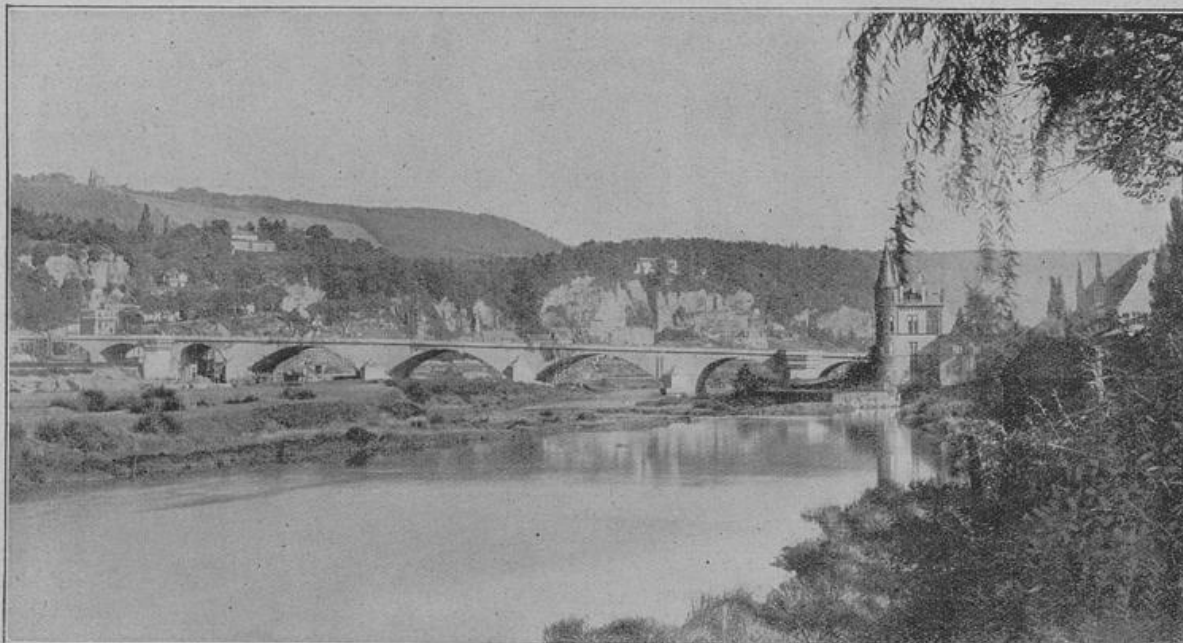
„Eines Nachts hörte ich den sehnenenden Sang der Nachtigall...“

„Sie scheinen mir noch sehr jung zu sein.“

„Aber trotzdem passabel.“ — In diesem Ton ging das Gespräch weiter, bis mein Chef zurückkehrte. Am nächsten Tage konnte ich

kaum den Augenblick erwarten, es wieder aufzunehmen. Auch Albine wartete bereits. Die nächsten vierzehn Tage vergingen entzückend, nur ab und zu erinnerte ich mich mit Bedauern der Worte Onkel Justins: „Das junge Mädchen ist nicht hübsch.“ Nein, es war nicht möglich, daß die lustige, ausgelassene Albine, die zuweilen so zärtlich sein konnte, ein Ausbund der Höflichkeit war. Und eines Tages sagte ich mir: „Ich bin ein Tor, die Erlaubnis meines Onkels abzuwarten, um Albine zu sehen. Die Hauptsache ist doch schließlich, daß wir beide einig sind.“

Und am nächsten Mittag bereits offenbarte ich ihr meinen Wunsch. Ohne sich lange zu zieren, willigte sie ein, und mit einem sonderbaren Gefühl, teils Erwartung und Sehnsucht, teils Furcht, ging ich zum Stelldiehlein. Jeder von uns sollte, so war es vereinbart, einen Strauß Weilchen in der Hand tragen. Ich wartete kaum fünf Minuten, da kam



Die neue Moselbrücke in Trier, zu deren Einweihung der Kaiser am 14. Oktober nach Trier kommt.

Orth. Kessel.

sie. Gott, wie niedlich sah sie aus, unter dem blonden Haar das verlegen errötende Gesichtchen.

Einen Augenblick standen wir uns schweigend gegenüber. Sie wagte nicht, mir die Hand zu geben, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Endlich beugte ich mich zu ihr hinab.

„O wie glücklich bin ich, Albine! Man hat mir gesagt, daß Sie häßlich seien.“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Mein Onkel Justin.“

„Hat er mich denn einmal gesehen?“ — „Er muß doch.“ Albine sah mich einen Augenblick fragend an, dann aber sprachen wir von anderen wichtigeren Dingen. Arm in Arm gingen wir spazieren, und als wir uns schließlich trennen mußten, gaben wir uns das feste Versprechen, uns so oft wie möglich zu sehen. Am nächsten Morgen wurde ich durch ein unsanftes Rütteln aus den schönsten Träumen gerissen. Onkel Justin stand wütend vor meinem Bett.

„Du machst ja schöne Geschichten, Junge. Seit vierzehn Tagen wartet mein Freund vergeblich, daß du bei ihm anklingelst.“

„Aber, Onkel, ich telefoniere ja täglich.“



Die Mannschaft des Düsseldorfer Athletenklubs 1886

gewann in Cassel den Kronprinzenpokal für das Jahr 1913. Phot. Aug. Baumelster, Düsseldorf.

sie verliebt. Die Folgen davon hast du nun zu tragen.“

Mein Onkel fuhr sich mit beiden Händen durch das etwas spärliche Haar. „Hat sie denn wenigstens Geld, deine Albine?“

„Keine Ahnung,“ antwortete ich mit der größten Seelenruhe, „aber sehr gute Charaktereigenschaften, die mich über vieles hinwegsehen lassen. Außerdem hast du mir ja 50 000 Frank zugesagt.“

Was konnte mein Onkel anders tun? Er war zufrieden, daß ich ihn nicht auch für die entgangene Mitgift meiner Braut ersatzpflichtig machte, und so kam ich zu einer reizenden Frau, die zwar keinen Pfennig besaß, aber trotzdem eine hübsche Mitgift einbrachte.“

„An Marie?“ —

„Nein, an Albine.“

„Wer ist Albine?“

„Na, deine Nummer sechshundertdreizehn.“

„Mensch, was hast du getan! Es ist doch nicht Nummer 613, sondern 600—13.“

„Ja, lieber Onkel, an dieser Verwechslung bin ich unschuldig. Du hättest dich deutlicher ausdrücken müssen. Nun hat es der Zufall gefügt, daß mir ein junges Mädchen auf meinen Anruf antwortete, und deinem Wunsche zufolge habe ich mich vorchriftsmäßig in

vorchriftsmäßig in



Die Tausendjahrfeier der Residenzstadt Cassel,

Int. Ill.-Verlag, Berlin.

die vom 26. bis 30. September stattfand, erreichte ihren Höhepunkt in einem kulturhistorischen Festzug, der einzelne Bilder aus der tausendjährigen Vergangenheit Cassels lebendig vorführte. 3200 Personen wirkten mit. Unser Bild stellt die Carmeliter von St. Martin im Jahre 1365 dar.

Die Rekruters.

Von Louis Bede. Berechtigte Übersetzung vom Martin Proskauer.

Ich sah mit dem Kapitän Hollings in der „Grünen Palme“, dem bekannten Seemannslokal zu Dublin, als plötzlich ein großer, bider Mann mit einem breiten, glattrasierten Gesicht auf mich zukam und mich ansprach:

„Sie erinnern sich wohl nicht mehr an mich? Na, es ist ja auch eine Weile her, daß der olle Terry Hanlon —“

Ich sprang auf und schüttelte seine Hand:

„Wahrhaftig, Terry, alter Bursche, ich hätte dich nicht erkannt, du bist aber auch so did geworden. Hier, Käptn,“ sagte ich zu meinem Gefährten, „das ist Terry Hanlon, ein alter guter Freund von mir. Er war Maat auf dem ‚Meteor‘ als ich dort Rekruter war. Wir haben manche lange Reise zusammen gemacht, als wir noch zusammen im Kanaten-Arbeiterhandel in der Südbsee fiedten.“

„Ja,“ sagte Hanlon und setzte sich an unseren Tisch, „Negersfang und Sklaverei, wie's die Missionare da unten nennen. Aber wir haben die Wigger nicht wie Kannibalen, sondern immer verdammt anständig behandelt.“ Er wandte sich zu mir und schlug mit seiner breiten Tafe auf mein Knie.

„Bogorra, Tom, das hätte ich nicht gedacht, daß wir zwei uns heute hier treffen sollen!“

In aller Eile erzählten wir nun, wie es uns ergangen war, seit wir uns vor zehn Jahren getrennt hatten. Terry Hanlon war, wie ich inzwischen erfuhr, ansässig geworden, hatte geheiratet und besaß ein Hotel.

„Hast du eigentlich mal etwas von Procthor gehört?“ fragte Hanlon.

„Allerdings! Ich las gerade vor einem Jahr in einer Zeitung, daß er auf Neukaledonien mit Franzosen in einen Streit gekommen ist und einen fast totgeschlagen hat. Dafür hat er ein paar Monate Gefängnis bekommen.“

„Sprecht ihr von Procthor, dem verrückten Steuermann?“ fragte Hollings. „Von dem habe ich auch schon gehört, das soll ja ein toller Kerl sein.“

Terry Hanlon lachte:

„Und ob das ein toller Kerl ist! Wenn er so seine Wutanfälle bekommt, dann kriegte er leicht seine Winchesterbüchse zu fassen, aber das war eben sein Temperament. Sonst war er ein guter Mensch und ein tüchtiger Schiffer auch — trotz seines Holzbeines. Weißt du noch, Procthor und der portugiesische Marina, das war ein Paar!“

Ich wandte mich zu dem Kapitän und erklärte:

„Procthor, Marina und ich waren alle im Kanatenhandel und haben uns oft getroffen, trotzdem wir auf verschiedenen Schiffen

waren. Marina mit dem Glasauge und Procthor mit dem Holzbein waren in der ganzen Südbsee bekannt.“

„Weißt du noch,“ fragte Terry, „wie du fünfzig Dollar an sie verloren hast?“

„Erzähl doch mal,“ sagte Hollings; „das müssen damals noch goldene Zeiten für einen flotten Seemann gewesen sein.“

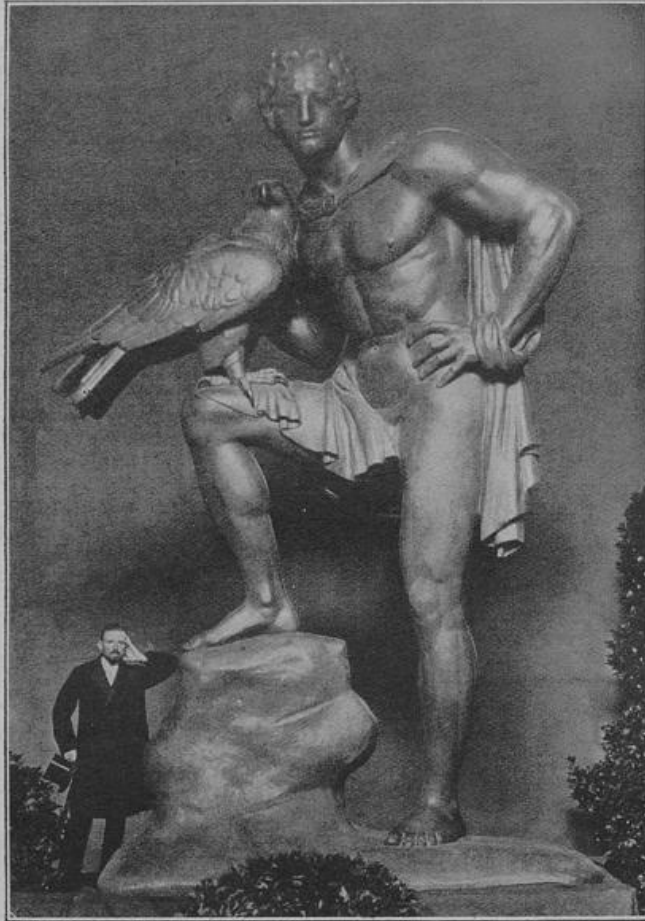
„Das schon, aber so friedlich und hygienisch wie heute war es auch nicht. Da war man schnell irgendwie weg, ohne Doktor und Pastor zu bemühen. Besonders da unten. Aber um auf Procthor zurückzukommen, der hieß also allgemein

„Procthor mit dem Holzbein“, sein richtiges Bein hat er bei Neuorleans verloren — er ist nämlich ein Sübstaatler — da hat ihn eine Granate von den Föderierten getroffen. Er war Rekruter auf der ‚Miajou‘ und ich auf dem ‚Meteor‘ und wir trafen uns dann öfter in den Salomonsinseln. Er war in seinen Mittein, die schwarzen Kerle heranzukriegen, nie sehr wählerisch, aber wenn er eine Ladung voll hatte, behandelte er sie anständig.“

„Denkst du noch an die Geschichte bei Mutavat?“ warf Terry ein.

„Ja, das war ein echter Procthor! Wir lagen damals mit dem ‚Meteor‘ in der Rabitabai, als plötzlich zwei Schiffe neben uns vor Anker gingen, das war Procthor mit der ‚Miajou‘ und Marina mit der ‚Hferbrook‘. Procthor kam zu mir herüber und zog ein schiefes Maul, als er den ‚Meteor‘ voll fand — ich hatte achtzig ‚Rekruten‘ an Bord, während die beiden anderen zusammen nur vierzig hatten. Außerdem hatte Procthor eine ganze Bootsmannschaft verloren, die ihm die Kannibalen abgefangen und aufgefressen hatten, was seine

Laune auch nicht verbesserte. Und dem Marina war ein Duzend seiner schwarzen Rekruten heimlich über Bord gesprungen und an Land geschwommen. Marina, der Portugiese, war ein kleiner, unterlegter Mann mit einem ziemlich üblen Ruf. So recht leiden mochte ihn keiner. Vor vielen Jahren war er Stallknecht in einem Pariser Zirkus gewesen und hatte dabei ein Auge durch einen Hufschlag verloren. Das hatte er durch ein Glasauge ersetzt, und außerdem hatte er sich noch drei oder vier Reserweaugen machen lassen. Diese Augen waren das Berrückteste, was man sich vorstellen kann; eins war leuchtend gelb mit einer roten Pupille, ein andres grün mit einer blauen Pupille so groß wie eine Kirche, und das eine — das sah am gräßlichsten aus — hatte gar drei kleine bunte Pupillen auf weißem Grund gemalt. Diese Reserweaugen gebrauchte er, um seine Freunde gelegentlich zu amüsieren oder die



Goethes Genius,

Nicolai Mus, München.

Goethedenkmal für Chicago, geschaffen im Auftrage des dortigen Schwabenervereins von Prof. Hermann Hahn (neben dem Denkmal stehend) in München. Das 80 Zentner schwere Werk wird auf dem Lincoln-Platz in Chicago aufgestellt.

Eingeborenen zu erschrecken, und er rühmte sich oft, daß er damit mehr Rekruten finge als irgendeiner in der ganzen Südsee. Und es ist wahr, die Nigger waren ganz verrückt darauf, den Weißen kennen zu lernen, der seine Augen „wechselfeln“ konnte. Außerdem stand er bei ihnen in dem Maße, „mana“, geheime Kräfte, zu haben, und so verkaufte er den Eingeborenen kleine Wurzel als „mana“ für gute Ernte, Schutz vor Krankheiten und dergleichen Unsinn.

„Ich weiß“, sagte Terry, „für einen solchen Strunk ließ er sich mindestens für zwanzig Dollar Wert an Perlmutter oder auch Schildkrot geben, der gerissene Kerl!“

„Also dieser Marina und Procthor kamen an Bord, und Marina fragt, ob wir schon unser Heil in Mutavat versucht hätten, dem großen Kannibalenort zehn Meilen westlich von Kabira.“

„Nein“, sagte ich, „das wäre auch eine aussichtslose Sache.“ Denn es hatte noch kein Rekrutenerschiff je in Mutavat angelegt. Die Einfahrt ist voll Riffe und Korallenklippen, und die Nigger würden ein feststehendes Schiff sofort stürmen. Kein Weiser, der seinen Fuß nach Mutavat hineinsetzte, würde sein Schiff wiedersehen, die Kerle dort sind auf Menschenfleisch wie verrückt. Aber Marina grinst und Procthor laut an seiner Zigarre.

„Paß mal auf“, sagt Marina, „wir wollen heute nach Mutavat weiter, und hol mich der Teufel, wenn wir nicht innerhalb drei

Tagen wieder hier sind mit mindestens fünfzig Niggern an Bord!“

„Du bist verrückt!“ sage ich zu Marina.

„Por dios!“ sagte er, „glaubst du, ich krieche hier herum, um mit zwanzig krummen Niggern wieder heimzufahren, während du dein Zwischendeck vollgestopft hast?“

„Denn man los“, sage ich, „und viel Glück, aber ich wette fünfzig Dollar, daß ihr nicht ein halbes Duzend Mutavatneger kriegt, trotz deiner Affentricks, Marina. Du wirst überhaupt noch eines Tages in einem Regentbauch dein Erbgrabnis finden!“ Und Niebuhr,

der deutsche zweite Steuermann vom ‚Meteor‘, kommt dazu und wettet auch fünfzig Dollar. Die beiden andern schlagen ein, sagen Adieu und gehen auf ihre Schiffe zurück. Bald darauf setzen wir Segel und schwimmen langsam die Küste entlang. Drei Tage später gegen Abend schreit plötzlich Niebuhr vom oberen Deck herunter: „Da ist die ‚Niafou‘ und die ‚Hjerbrook‘! Und richtig, eine Stunde später liegen die beiden Schooner längsseit. Ich sehe an der Meling und gucke hinüber, da kommt Marina auf die ‚Niafou‘ und winkt mit der Hand:

„Sallo, wollt ihr hundertundzwanzig Mutavatnigger sehen? Dann kommt herüber, ich habe siebzig und Procthor fünfzig an Bord — Herren und Damen!“

Niebuhr und ich lachen, dann gehen wir auf die ‚Niafou‘ und denken natürlich, er will uns zum Narren halten, aber Marina führt uns alle an die Zwischendecksluke. Wir sehen hinunter, und da sitzen — eine Freude für jedes Rekrutenherz — an die achtzig kräftige Eingeborene! Einige liegen, andere hocken und kauen Betel, aber alle sehen höchst zufrieden aus! Ihre Waffen, Speere, Keulen und Schilde liegen rundherum, und dazwischen Schnüre von „dewarra“, ihrem Kaurimuschelgelb. Dabei waren es die stärksten und wildesten Melanesier, die ich je gesehen hatte, und ihre Friedfertigkeit war einfach erstaunlich!

„Sieh mal die drei da drüben in der Ecke“, sagte Marina, „die essen schon den ganzen

Tag Büchsenfleisch und denken, es ist gebüchstes Menschenfleisch!“

„Wie habt ihr denn das bloß gemacht?“ sage ich. „Die sind ja alle friedlich wie die Lämmer! Und die Waffen habt ihr ihnen auch gelassen!“

Procthor lachte: „Die sind ganz ungefährlich, außerdem sind sie seckrant, sowie das Schiff in Fahrt ist.“ Und dann erzählte er. Kaum waren sie in die Bucht vor Mutavat eingelaufen, so waren die beiden Schoner von Hunderten von Kanus umschwärmt, jedes mit acht bis zehn Eingeborenen besetzt. Marina und er behängten nun das ganze Deck mit den buntesten Glasperlenketten, die sie mit hatten,



Professor Julius Adam,

Nicolai Maß, München.

genannt Katzen-Adam wegen seiner Vorliebe für die Schilderung dieser Tiere, einer der besten Dieb-Schüler, geb. am 18. Mai 1852 in München, ist am 23. September gestorben.

und luden die Nigger ein, an Bord zu kommen und sich die Pracht zu holen.

„Das kannst du dir nicht vorstellen,“ lachte Proctor, „was das für ein Tumult war. Die Nigger kletterten an Deck, schrien und fauchten, rissen sich den Kram aus den Händen, stopften die Glasperlen in ihre Betelnußstäbchen oder gar in die Mäuler, um sie bei passender Gelegenheit wieder herauszuwürgen! Nun holte ich noch eine Kiste voll grüner Perlen

und warf sie über das Deck. Dann hielt ich eine Ansprache und sagte, wir kämen von Süden, dort wüchsen die Perlen auf den Bäumen und kosteten nichts, da brüllten ein paar hundert, ich sollte sie mitnehmen. „Nein,“ sagte ich, „alle nicht, denn unsere Schiffe sind klein, aber sechzig will ich in jedes Schiff nehmen. Was wollt ihr bezahlen, wenn ich euch mit in das Perlenland und wieder hierher nach Mutavat bringe?“ In einer halben Stunde hatten sie für ein paar tausend Dollar Perlen und Perlmutter zusammengeschleppt, dann sagte ich, nun wäre es gut. Dann kam Marina herüber und machte den üblichen Glasaugentrick. Er nahm sein Auge heraus, tat so, als ob er es über Bord werfe, und setzte sich das gelbe mit der roten Pupille ein.

So viel offene Mäuler hast du in deinem Leben noch nicht bei einander gesehen; und nun hielt Marina eine Rede. Wir wären große Zauberer, die berühmtesten Manamänner. Unsere Arme und Beine könnten wir abwerfen oder austauschen, und wir wären unverwundbar; wenn etwa einer auf uns einen Speer werfen würde, so ginge der Speer durch unseren Leib hindurch und tötete den Angreifer. Mit einem Male steht einer von den Kannibalen auf und zeigt mit seinem schwarzen Zeigefinger heftig auf mich. Ich frage den Kerl, was er will, und da sagt er ganz vergnügt, er möchte einen Pfeil auf mich abschießen, er nähme das Risiko des Zurückschlagens auf sich, und holt auch schon seinen Bogen heran. „Junger Mann,“ sage ich väterlich, „du tust mir leid. Mein Mana wird dich töten. Wenn ich dich jetzt mit einem Finger anrühre, würdest du sofort eine Schildkröte. Aber ich habe



Westdeutschland siegt mit 4:1 gegen Ostholand am 5. Oktober.

M. Jostl, Köln.

Die beiden Mannschaften auf dem Platze des Düsseldorfer Sportklubs, wo sich zu dem Spiel über 7000 Zuschauer eingefunden hatten.

Mitleid!“ Der Nigger sieht mich zweifelnd an. „Mein linkes Bein ist müde,“ sage ich, „komm und halte es,“ und strecke ihm mein Holzbein hin. Er zieht kräftig an meinem Fuß, und ich drücke heimlich auf die Feder von meinem Holzbein. Wau! Das Bein geht ab, der ganze Kerl fällt rücklings über die Kelling ins Wasser, brüllt wie am Spieß und schwimmt wie toll dem Strande zu. Zwei Stunden später kommt er wieder angepaddelt und bringt noch seine Brüder mit. Darauf gingen wir unter Segel!“ — „Donnerwetter,“ sage ich, „ihr habt Glück gehabt, aber eines Tages werdet ihr mit euren Tricks doch hereinkommen!“

„Unjinn,“ sagt er, „aus dir spricht der Konkurrenzneid. Du weißt so gut wie ich, daß diese heulenden Kannibalen nach drei Jahren halb zivilisiert sind und die Hälfte von ihnen freiwillig auf den Samoa-farmen bleibt, wenn ihre Zeit um ist. Ich finde, wir Niggerfänger sind ebensogut Kulturbinger wie die andern, statt dessen machen sie ein Zetergeschrei, als ob wir Menschen fräßen und nicht die geehrten Kannibalen da unter Deck.“ — „Du hast ganz recht, Proctor,“ sagte ich, „aber du wirst doch noch eines Tages gehängt oder aufgefressen werden.“ Dann bezahlten wir unsere verlorenen fünfzig Dollar und gingen auf den ‚Meteor‘ zurück. — „Und was wurde aus den beiden anderen Schiffen?“ fragte Kapitän Hollings.

„Nun, die kamen richtig und sicher in Samoa an, und Marina und Proctor kriegten damals die größte Provision, die je im Arbeiterhandel an einen Rekruter gezahlt wurde — sechzig Dollar pro Kopf!“ — „Ja,“ sagte Terry Hanlon träumerisch, „das waren doch noch schöne Zeiten!“



Vom Blumenfest der Düsseldorfer Volksschulen: Gruppe aus dem Festspi. I. „Wie die Vergiftmeinnicht in die Welt gekommen sind“, verfaßt und in Szene gesetzt von Margarete Hütlig.

Hofatelier Renard, Inh. R. Ernst.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 42.

Düsseldorf, 18. Oktober

1915.



Zur Jahrhundertfeier in Leipzig am 18. Oktober: Das Volksschlachtdenkmal. Von Prof. Bruno Schmitz.
Phot. Ed. Rüdmer, Leipzig.

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Von Oberst 3. D. Brose.

Die Erinnerung an die glorreiche Zeit vor 100 Jahren, an das ruhmreichste Jahr in Preußens-Geschichte, ist überall, wo preussische Fahnen wehen, überall, wo deutsche Herzen schlagen, in würdigster Weise gefeiert worden. Wie 1813 auf den Ruf des Königs alle wehrhaften Männer zu den Fahnen eilten, so haben die Hundertjahrfeiern alle diejenigen brüderlich vereint, denen das Andenken an die Thaten der Ahnen heilig ist. Laut erklingt der Jubel der Enkel und Urenkel der Helden von 1813. Voll freudigen Stolzes gedenken wir heute jener Zeit, wo der Opfermut und die Begeisterung eines ganzen Volkes sich zu einer Größe erhob, die in der Geschichte aller Zeiten ohne Beispiel dasteht. Und wer uns das Recht zu einer solchen Erinnerungsfeier bestreitet oder schmälert, ist nicht wert, ein Deutscher zu sein.

Das Wort des Dichters: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ brannte damals in tausend und abertausend Herzen. Das Volk stand auf, der Sturm brach los; man dachte an keinen andern Ausgang, als an Sieg oder ruhmvollen Untergang. In heiligem Zorn folgte das Volk dem Rufe seines Königs; hoch auf loberte die Flamme der Begeisterung. „Ein unversiegbarer Strom von Opferfreudigkeit durchflutete die Lande: glücklich, wer König und Vaterland sein Gut darbringen konnte, doppelt glücklich, wer unter den Fahnen sich selbst ihnen weihen durfte.“

Die Erinnerung an eine solche Zeit wieder wachzurufen, ist für jeden Deutschen eine heilige Pflicht. Voll inniger Verehrung gedenken wir der großen Männer jener Zeit, vor allem der ruhmreichen Heerführer, Blücher, Scharnhorst, Bülow, Kleist, York, gedenken wir derer, die jene Erhebung vorbereiteten, Steins und Scharnhorst, endlich der Männer des Wortes, der Philosophen und Dichter, die das ganze Volk mit heiliger Begeisterung erfüllten. Aber auch jener ungezählten Tapferen gedenken wir, die jubelnd für ihren König und für die Ehre des Vaterlandes in den Kampf und in den Tod gegangen sind. Ihr Gedächtnis wird bleiben, solange Preußen besteht.

Gottes Segen ruhe auf den Thaten dieser Helden. Von dem blutigen Tage von Groß-Görschen über die drei herrlichen Siege in

der einen Augustwoche bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und weiter bei Dennewitz, Wartenburg bis zu dem großen Völkerschlachten vom 16. bis 19. Oktober, wo sich der eiserne Ring schloß, und bei Leipzig die Sonne der Freiheit leuchtete.

Die Siege der preussischen Heerführer im August und September hatten wohl den Glauben an die Unüberwindlichkeit Napoleons erschüttert, aber doch nicht die Führer der böhmischen und der Nordarmee zu kraftvollen Entschlüssen und zu einer tatkraftigen Offensive bewegen können.

Nach den schwachen Angriffen auf Dresden wagte der österreichische Oberfeldherr trotz seiner großen Überlegenheit auch im September noch nicht, die Massen zur Entscheidung einzusetzen; er griff wieder zu kleinen Mitteln, zu Demonstrationen und zur Entsendung schwacher Kräfte in den Rücken des Feindes, ganz im Gegensatz zu dem kraftvollen Handeln Blüchers, der am 3. Oktober bei Wartenburg über die Elbe ging, in der Absicht, hierdurch die beiden andern Armeen mitzureißen und zu einem entscheidenden Vorgehen zu veranlassen. Während dies bei dem Kronprinzen von Schweden wenigstens insoweit gelang, daß dieser gleichfalls die Elbe überschritt und neben Blücher die Mühe aufwärts vorging, rückte Schwarzenberg nur zaudernd vor, um Napoleon in der Gegend von Leipzig einzukreisen. Dieser hatte zunächst den Plan, sich mit seinen Hauptkräften auf Blücher zu stürzen, um diesen gefährlichsten Gegner unschädlich zu machen. Als ihm dies nicht gelang, weil der Marschall vorwärts rechtzeitig auswich, kehrte er rasch entschlossen



Gebhard Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstatt,

nach dem Waffenstillstand Oberbefehlshaber des Schlesiens, Sieger an der Katzbach (26. August 1813), nach der Schlacht bei Leipzig Feldmarschall, geboren am 16. Dezember 1742 in Rostock, gestorben am 12. September 1819 zu Kriebitzow in Schlesien.

Nach einem Gemälde von Gebauer.

Nach dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

um und wandte sich gegen die inzwischen über das Erzgebirge vorgegangene Hauptarmee. Ob deren Führer jetzt bereit war, eine Entscheidung zu suchen, ist zweifelhaft. Jedenfalls gebührt Blücher auch hier wieder das Verdienst, durch sein energisches Vorgehen die beiden andern Armeen mit fortgerissen und zur Vereinigung bei Leipzig gebracht zu haben.

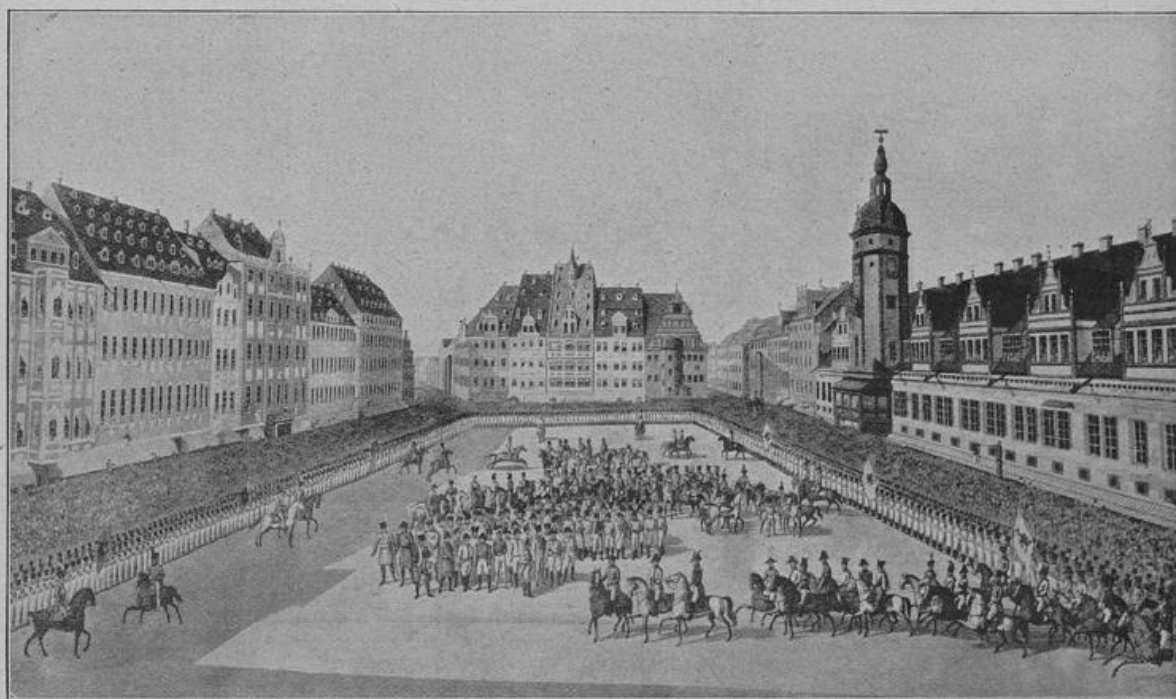
Napoleon hatte am 15. Oktober in der Umgebung von Leipzig, das bereits vorher von Murat besetzt war, 180 000 Mann versammelt, davon 120 000 Mann mit 486 Geschützen Schwarzenberg gegenüber und 60 000 Mann mit 240 Geschützen im Norden gegen Blücher und

Vernachlässigt. Dem gegenüber hatten die Armeen der Verbündeten bei Leipzig gegen 300 000 Mann mit 1300 Geschützen vereinigt, davon 127 000 Russen, 90 000 Österreicher, 70 000 Preußen, 18 000 Schweden. Davon ging das österreichische Korps Gyulai mit 22 000 Mann ab, das in den Rücken Napoleons gegen die Straße Leipzig—Weißenfels entsandt war; ferner hatte Fürst Schwarzenberg in den Raum zwischen Elster und Pleiße 35 000 Mann eingeklemmt. Da am ersten Schlachttage auf die Mitwirkung der Nordarmee und der russischen Reservearmee noch nicht zu rechnen war, so standen sich an diesem Tage etwa gleiche Kräfte gegenüber.

Das Schlachtfeld wird durch die drei Flüsse Elster, Pleiße und Parthe in drei Abschnitte geteilt, in denen Kanäle, Gräben und Dämme die Bewegungen des Angreifers stark beeinträchtigten. Das leicht gewellte Gelände und zahlreiche Dörfer und Gehöfte begünstigten die Verteidigung. Die Altstadt Leipzig war damals noch von Mauer und Graben umgeben, über den

empor als Zeichen, daß am folgenden Tage mit vereinten Kräften angegriffen werden sollte.

Kalt und regnerisch brach der 16. Oktober an, als sich auf dem rechten Pleiße-Ufer die Korps von Kleist, Prinz von Württemberg, Gortschakoff und Menau in vier Kolonnen gegen die französische Hauptstellung in der Linie Markleeberg—Wachau—Liebertwolkwitz in Bewegung setzten, während links der Pleiße 35 000 Österreicher auf Connewitz angelegt wurden, wo ihnen nur 5000 Polen unter Poniatowski erfolgreichen Widerstand leisteten. In der Hauptstellung hatte Napoleon 75 000 Mann vereinigt, hinter denen 30 000 Mann Garden als Reserve standen gegenüber hier etwa 60 000 Verbündeten. Der Kaiser beobachtete früh vom Galgenberge bei Liebertwolkwitz aus den Angriff des Gegners, der leider nicht einheitlich erfolgte. Auf dem linken Flügel nahm Kleist Markleeberg, während der Prinz von Württemberg aus Wachau wieder weichen mußte und auch der rechte Flügel der Verbündeten gegenüber



Die drei verbündeten Monarchen auf dem Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813.

Vorderer, Berlin.

Nach einem zeitgenössischen englischen Farbenspinner.

breite Brücken zu den durch Türme besetzten vier Toren führten.

Die Einleitung zu dem gewaltigen Schlachtdrama bildete das große Reitergefecht von Liebertwolkwitz am 14. Oktober. Fürst Schwarzenberg hatte unter Oberbefehl Wittgensteins drei Korps, Preußen, Russen und Österreicher, zu einer Erkundung vorgeschickt, die südlich Leipzigs auf den bei Wachau—Liebertwolkwitz mit 3 Korps stehenden Vizekönig von Italien (Murat), den berühmtesten Reiterführer Napoleons, stießen.

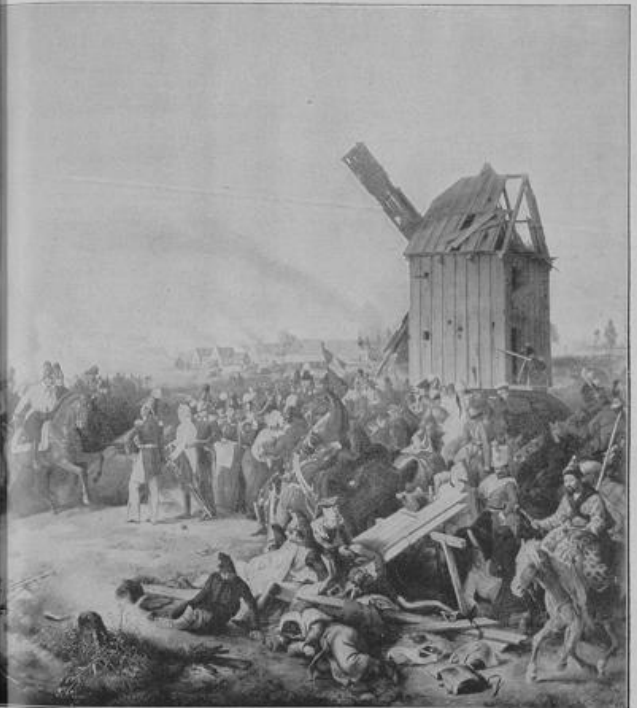
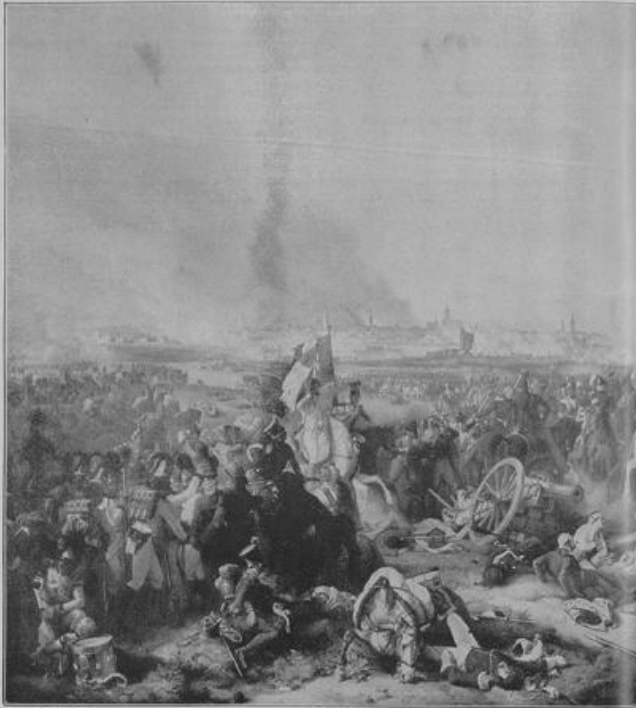
Das Gefecht, welches in der Hauptsache von der zahlreichen Reiterei geführt worden war, wurde am Abend abgebrochen, hatte aber einen Beweis von dem vortrefflichen Geiste geliefert, der namentlich die preussische Kavallerie besetzte. Ganz besonders hatten sich hier die neumärkischen Dragoner, jetzigen Grenadiere zu Pferde, ausgezeichnet.

Der 15. Oktober wurde mit Bewegungen der Heeresteile auf beiden Seiten ausgeführt. Am Abend stiegen in Regau, dem Hauptquartier Schwarzenbergs, drei weiße Raeten zum dunkeln Himmel

Liebertwolkwitz nicht den geringsten Erfolg zu erringen vermochte.

Die Entscheidung lag bei Wachau. Hier ließ Napoleon 300 Geschütze auffahren und alsdann 8000 Reiter auf die durch die furchtbare Kanonade erschütterten österreichischen Linien anstürmen. Anfangs auch mit Erfolg. Fünfmal wurde Wachau genommen und wieder verloren. Schon hatte Napoleon in Leipzig durch Stodengeläut den Sieg verkünden lassen; aber als am Abend der Kampf abgebrochen wurde, stellte es sich heraus, daß die Franzosen nur wenig an Boden gewonnen hatten. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer groß; einzelne Truppenteile hatten drei Viertel und mehr ihres Bestandes verloren.

Napoleon hätte sehr wahrscheinlich der böhmischen Armee gegenüber gesiegt, wenn er Verstärkungen nördlich von Leipzig her hätte heranziehen können. Daß dies nicht möglich war, ist ein Verdienst Blüchers, der bei Mödern zwei französische Korps festhielt und diese so stark bedrängte, daß sich Napoleon entschloß, persönlich dort einzugreifen. Hier, bei Erstürmung des Dorfes Mödern, war



1813

Die Schlacht bei Leipzig: Schwarzenberg meldet am 18. Oktober den verbündeten Monarchen den Sieg.

Nach dem Gemälde von P. Schöberl, Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

1913

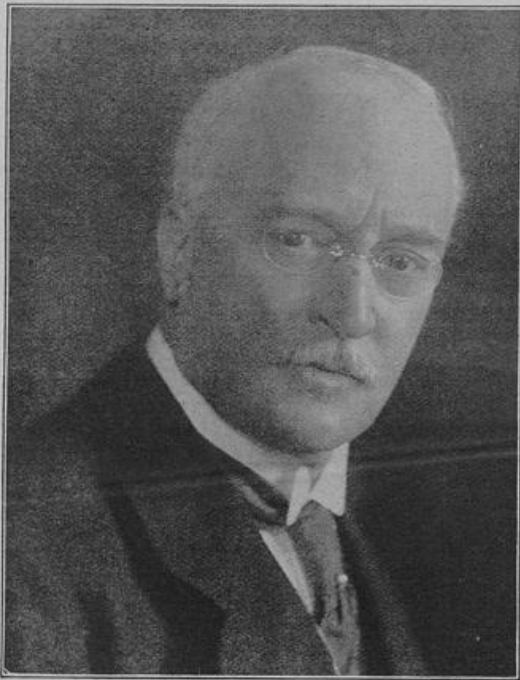
es das Yorcksche Korps, das sich unvergänglichen Ruhm erwarb. Die Entscheidung wurde durch den Angriff von drei Schwadronen brandenburgischer Husaren unter Major v. Sohr herbeigeführt, denen sich Manen, Leibhusaren und Landwehrritter anschlossen. 6000 Franzosen bedeckten die Wahlstatt; 2000 Gefangene und 53 Geschütze fielen in die Hände der tapferen Preußen.

Während so im Norden von Leipzig ein glänzender Sieg errungen wurde, konnten, wie wir sahen, weder im Westen noch im Süden die auf Lindenau und Connewitz angelegten österreichischen Heeressteile irgendwelche Vorteile erringen.

Napoleon wollte durch den gefangenen österreichischen General Grafen Merfeldt Waffenstillstands-Verhandlungen anknüpfen, die aber abgelehnt wurden. So brach der 17. Oktober, ein regnerischer Sonntag, an, der im allgemeinen ohne Kampf verlief. Nur der rastlose Blücher warf die ihm gegenüberstehenden Franzosen zurück und drang bis an das Halle'sche Tor von Leipzig vor. Hier erreichte ihn die Nachricht, daß die Entscheidung auf den 18. Oktober verschoben werden solle, weil man dann auf das Eingreifen des Nordheeres und der russischen Reservearmee unter Bennigsen, insgesamt 100 000 Mann, bestimmt rechnen könne.

In der nun folgenden Nacht hatte Napoleon seine Truppen näher an Leipzig herangezogen; er selbst verbrachte die Nacht im Zelt an der Straße nach Rochlitz. Aber bereits um 2 Uhr fuhr er zum Marschall Ney und später um Leipzig herum nach Lindenau zum General Bertrand, wo er Anordnungen für den Rückzug traf. Dann begab er sich nach Stötteritz an der Straße nach Grimma, wo die Gardes und fast die ganze Kavallerie zusammengezogen waren.

Mit dem rechten Flügel an der Pleiße zog sich die



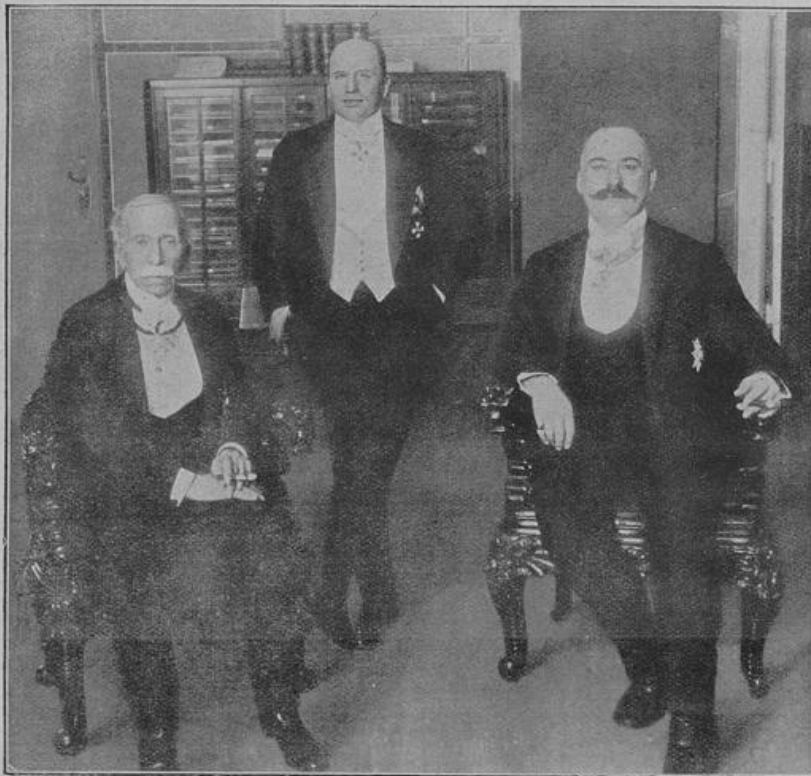
Dr.-Ing. Rudolf Diesel, Krefeld & Co., München. der berühmte Erfinder des Diesel-Motors, verschwand auf rätselhafter Weise auf der Ueberfahrt von Antwerpen nach Harwich an Bord des Dampfers „Dresden“.

französische Aufstellung von Connewitz im Halbkreise über Probsthaida—Holzhausen—Möllau bis an die Partee bei Schönefeld und bog hier, dem Laufe des Flusses bis Leipzig folgend, scharf nach Westen um. Im weiten Bogen wurden die 150 000 Franzosen von den jetzt fast doppelt so starken Heeren der Verbündeten umklammert. Fürst Schwarzenberg wollte mit drei Kolonnen zunächst den rechten feindlichen Flügel angreifen.

Um 7 Uhr ging die erste Kolonne, Prinz von Hessen-Homburg, gegen Connewitz vor, vermochte aber ebenso wenig wie die auf Bachau und Liebertsdorf vorgegangene zweite Kolonne unter dem Russen Warlay de Tolly die Franzosen zurückzudrängen. Man mußte das Eingreifen der dritten Kolonne, Bennigsen, abwarten, die um 2 Uhr angriff.

Gemeinschaftlich drang man nun gegen Probsthaida, den Schlüssel der feindlichen Stellung, vor. Vergeblich versuchten Preußen und Russen das besetzte Dorf und die rechts und links davon aufgefahrene Batterien zu stürmen. Ungeheure Verluste bezeichneten den Weg dieser Tapferen. Mehr Erfolg hatte der gleichzeitige

Angriff Bennigsen's aus der Linie Zuckelhausen—Baalsdorf weiter östlich, der die Verbindung zwischen dem Centrum und dem linken Flügel der Franzosen bedrohte. Hier, beim Korps Neynier, befand sich eine Division Sachsen unter General v. Zeschwitz und die württembergische Reiterbrigade v. Normann. Sie gingen nachmittags bei dem an der Straße nach Dresden gelegenen Dorfe Paunsdorf, zusammen etwa 7600 Mann mit 38 Geschützen, zu den Verbündeten über und wurden in die Reserve gestellt. General v. Normann war jener General traurigen Andenkens, der während des Waffenstillstandes das Lüchow'sche Korps überfallen und zum großen Teil niedergemacht hatte.



Der Vorstand der Berliner Handelskammer.

Von links nach rechts: Geh. Kommerzienrat Wilhelm Herz, Ezz., Präsident, feierte kürzlich seinen 90. Geburtstag und tritt zurück; Geh. Kommerzienrat Dr. Louis Ravené, 2. Vizepräsident, Leiter der Deutschen Abteilung auf der Weltausstellung in Brüssel, wurde zum belgischen Generalkonsul in Berlin ernannt; Generalkonsul Robert v. Mendelssohn, der bekannte Bankier, 1. Vizepräsident.

Gegen 4 Uhr machte sich auch die Einwirkung des Nordheeres im Osten und Nordosten des Schlachtfeldes geltend. Sein Führer, der ehemalige Marschall Bernabotte, jetzt Kronprinz von Schweden, hatte endlich den energischen Vorstellungen des englischen Gesandten nachgegeben, nachdem er noch aus Blüchers Heer um 30 000 Mann verstärkt worden war. So verengte sich der Raum, auf dem die Franzosen noch Widerstand leisteten, immer mehr. Leider machte die auf dem linken Elsterufer vorgehende Kolonne Gylai hier nicht nur keine Fortschritte, sondern wurde sogar zurückgedrängt, so daß dem Feinde der Rückzug auf Weißenfels offenblieb, der noch in der Nacht zum 19. angetreten wurde. Als der Oberfeldherr dies erkannt hatte, wurde nur eine matte Verfolgung eingeleitet, bei der namentlich die großen Reitermassen keine Verwendung fanden. So allein wurde es Napoleon möglich, noch 100 000 Mann seines Heeres zu retten, die später den Kern der neu aufgestellten Armeen bildeten. Leipzig selbst wurde bis zum Mittag des 19. Oktober durch Macdonald tapfer

verteidigt. Preußen und Russen erlürnten die Stadt unter schweren Verlusten. Ein Königsberger Landwehr-Bataillon unter dem tapferen Major Friccius bahnte sich durch das Grimmaische Tor zuerst den Weg in das Innere. Da die Pleißebrücke zu früh gesprengt worden war, extranten Tausende Franzosen in dem angeschwollenen Fluße, darunter der ritterliche Fürst Poniatowski. Nachmittags zogen die verbündeten Monarchen in die Stadt ein. Auf dem Marktplatz umarmte Kaiser Alexander Blücher mit den Worten: „Sie sind Deutschlands Befreier.“

Vom französischen Heere waren 30 000 Mann tot oder verwundet, 15 000 gefangen; 23 000 lagen in den Lazaretten von

Leipzig; 300 Geschütze wurden erbeutet. Der Gesamtverlust der Verbündeten belief sich auf 1700 Offiziere und 46 000 Mann.

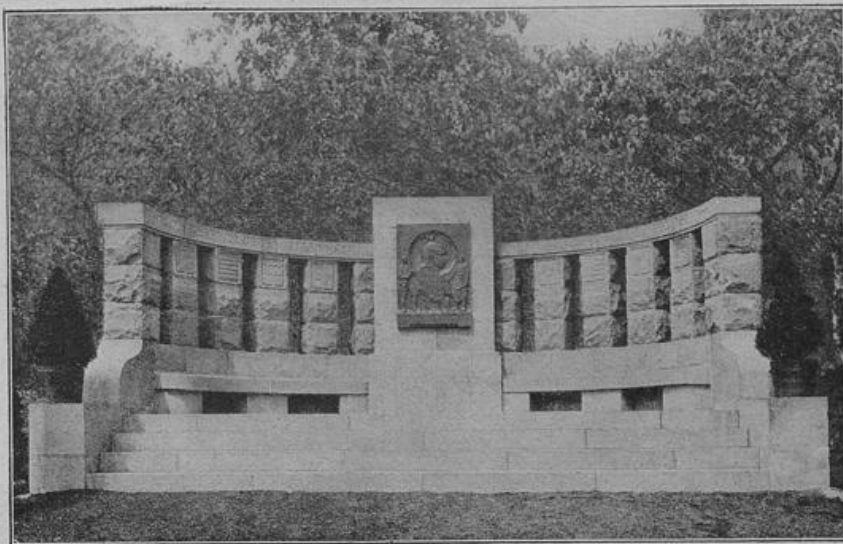
Der Schlag, den Napoleon bei Leipzig erlitten hatte, war eine Wiederholung der Niederlage in Rußland. Dennoch blieb er stark genug, um in dem Feldzuge von 1814 noch drei Monate lang Widerstand leisten zu können. Hätte Fürst Schwarzenberg seine Überlegenheit zu einem einheitlichen Angriff ausgenutzt, hätte er namentlich mit ausreichenden Kräften unter einem tatkräftigen Führer die über die Saale führende Rückzugslinie gesperrt, so hätte er dem französischen Heere eine Katastrophe bereiten können, wie sie ihm 57 Jahre später bei Sedan beschieden sein sollte. Aber dazu gehörten Führer, wie das verbündete Heer nur einen besaß: Blücher.

In ganz Deutschland herrschte lauter Jubel über den herrlichen Sieg, der das Land von dem jahrelang getragenen fremden Joch befreit hatte.

Bei Leipzig haben sich die Deutschen die Hände gereicht. Mit der Sonne der Freiheit ging zugleich die Morgenröte der Einheit auf. Wenn jetzt am 18. Oktober das herrliche Denkmal als leuchten-

des Ehrenmal des deutschen Volkes auf dem Schlachtfelde bei Leipzig geweiht wird, dann möge sich mit dem Ehrengruß dankbaren Gedächtnisses das heilige Gelöbnis vereinigen, stets der Helden jener Tage würdig zu bleiben, deren Ruhmestaten uns eindringlich die Mahnung des Dichters zurufen: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“ Was aber in jener großen Zeit die Herzen unseres Volkes erfüllte: Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandsliebe, diese Tugenden wollen auch wir allem voranstellen, dann wird sich auch an uns in schwerer Zeit und immerdar der Wahlspruch der Helden der Befreiungskriege erfüllen:

Gott mit uns.



Das Kaiser-Subiläumdenkmal in Unterbach bei Düsseldorf,

ein Werk des Düsseldorfer Bildhauers Hammer Schmidt, wurde kürzlich eingeweiht. Phot. A. Hammerstein, Hilden.



Kreis-Wanderhaushaltungsschule des Landkreises Düsseldorf, zurzeit in Kaiserswerth.

Die Heilung.

Von Fritz Mäller, Cannero, Italien.

In der nächsten Woche war die lateinische Klassenarbeit fällig, die gefürchtete. Wilhelm dachte ernstlich darüber nach, den ganzen Sonntagvormittag und einen Teil vom Nachmittag. Und gegen drei Uhr hatte er's: Er beschloß, ganz einfach krank zu werden. Gedacht, getan. Schon um halb vier Uhr konnte er versichern:

„Ich weiß nicht, Mutter, was mir ist. Mir brummt der Kopf so sonderbar.“

Natürlich war die Mutter so besorgt, daß Wilhelm gegen vier versicherte: „Ich sehe lauter rote Punkte, Mutter.“

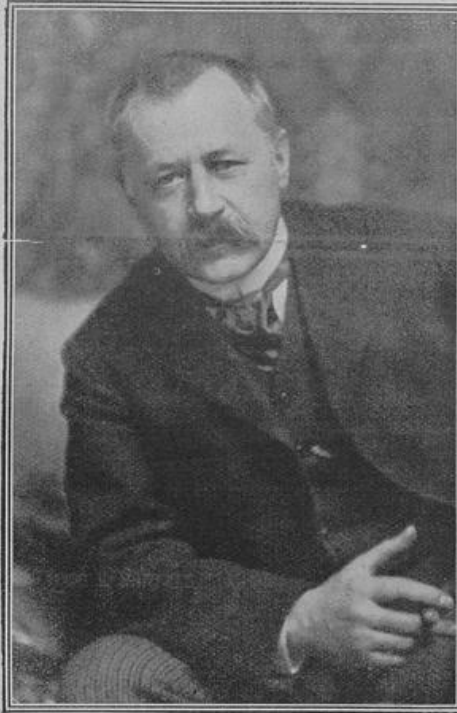
Gleich darauf war er im Bett. Am Montagmorgen kam der Arzt.

„Sofo,“ sagte er, „Kopf brummt, rote Punkte — nun, wir wollen einmal sehen — wollen einmal sehen (die Feder triefelte auf dem Rezept) — so, dieses Pülverchen holen Sie in der Löwenapothek — Löwenapothek, und Sie werden sehen — werden sehen“

Der Nest verschwand im Stiefelknarren auf der Treppe.

Die Köchin trabte nach der Apotheke. Wilhelm sagte, das Pulver bringe er nicht durch die Gurgel, wenn ihm jemand zusähe. Als er allein war, sprang er flink vom Bett zum Fenster und schüttete das Pulver in das Gartengrün. — Dann kam der Vater von der Reise.

„Was,“ sagte er, „einen Allopathen laßt ihr zu dem Buben?“ Denn der Vater selber war ein treuer Homöopath. Bald kam er mit



Hans v. Bartels,

der bekannte Seemaler, starb in München am 5. Oktober im 56. Lebensjahre. Geb. Girsch, München.

einer hellen Flüssigkeit in einem Gläschen zu der Mutter:

„So, Mutter,“ sagte er, „das gibst du unserm Wilhelm — und du wirst sehen, Mutter — du wirst sehen“

Der Nest verschwand im Stiefelknarren auf der Treppe.

Die Mutter aber, die keine Homöopathin war, lächelte nachsichtig und goß die wasserhelle Flüssigkeit heimlich aus.

Und was die Allopathie anbetraf? Sie dachte nach. Dann ging sie auf den Markt und kaufte Kirichen, die ersten Kirichen. Die schüttete sie ihrem Wilhelm auf das Bett, da er schlief, und schließlich hinaus. Als er erwachte, sah er wirklich rote Punkte und war sehr besorgt, daß sie verschwänden. Das gelang ihm rasch und gründlich.

Bei der letzten Kirche klopfte es. Es war sein Klassenkamerad, der ihn besuchte, und der ihm allerlei erzählte von der Schule, und dann ging.

Und siehe da, am andern Morgen war der Wilhelm ganz gesund.

„Na,“ sagte der Doktor, als er wiederkam, „na, hab' ich's Ihnen nicht gesagt?“

„Siehst du,“ sagte der Vater, als er vom Geschäft heimkam, „habe ich's dir nicht gesagt?“

„Jaja,“ sagte die Mutter, als sie abends ihr Wirtschaftsbuch zusammenrechnete und auf den Posten „Kirichen“

sah, „jaja, die guten Kirichen eben“ — „Gott sei Dank,“ sagte Wilhelm auf dem Schulweg, „daß das Exerzium gestern war. Ich wäre verdammt schlecht vorbereitet gewesen“



Joseph Schaaf.

Fritz Meerten.



Hans Schulze.

Erfolgreiche Düsseldorfer Amateur-Straßenfahrer.

Fritz Meerten, Mitglied des Radsport-Klubs Düsseldorf, Allgemeine Radfahrer-Union, gewann die Meisterschaft vom Niederrhein und Westfalen und des Konsulats Düsseldorf 1913 der Allgemeinen Radfahrer-Union. Joseph Schaaf, Mitglied des Radfahrer-Vereins Radfreunde 1899 des Deutschen Radfahrer-Bundes, Sieger im Gau-ter-Streckensfahren des Gau's 4, Rheinland, des Deutschen Radfahrer-Bundes. Hans Schulze, Mitglied des Düsseldorfer Motorrad-Klubs, legte anlässlich des Gantages zu Heimbach in 16 Stunden 760 Kilometer zurück. Jean Esser, Düsseldorf.

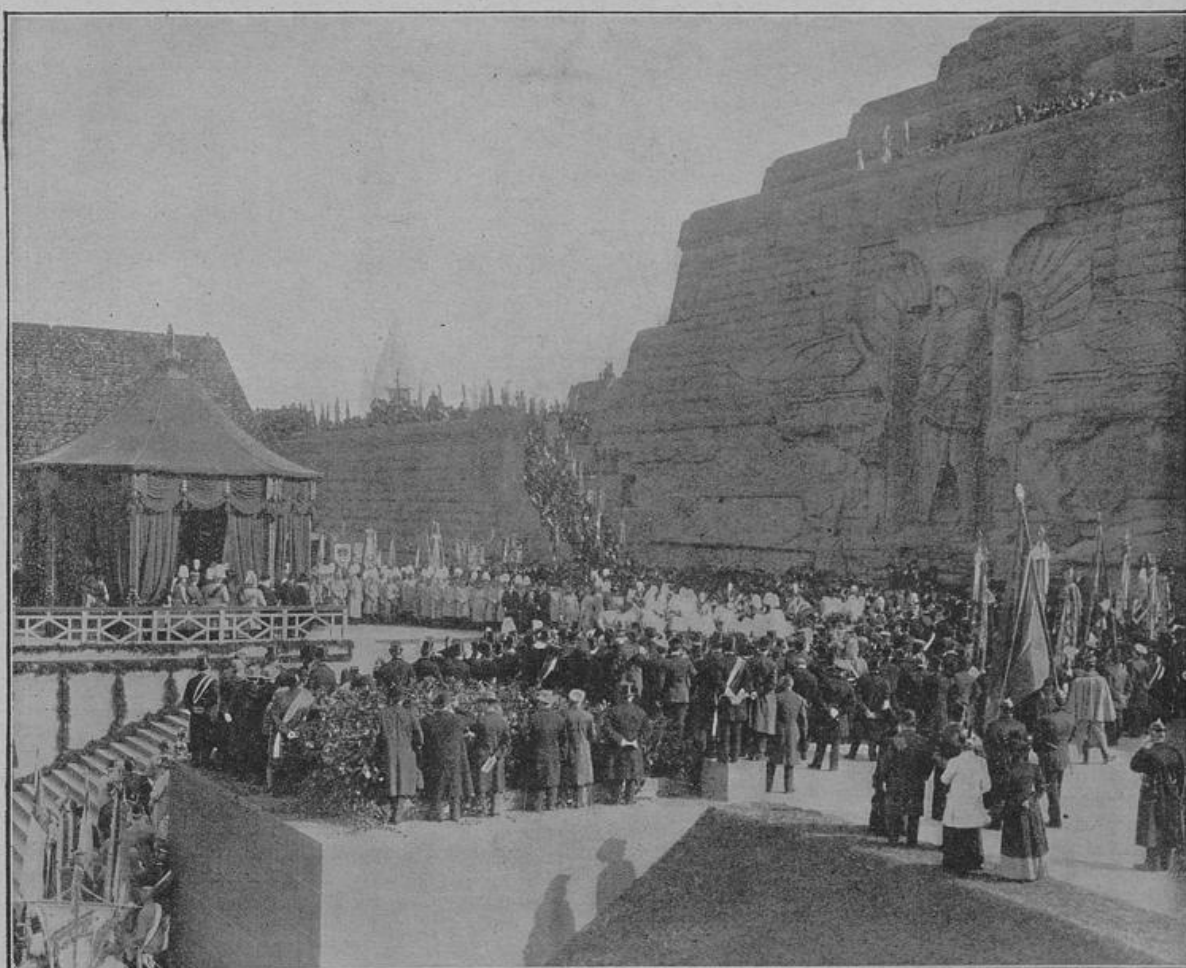
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 25. Oktober

1913.



Von der Jahrhundertfeier der Leipziger Schlacht: Die Weihe des Völkerschlachtdenkmals.

Das Bild stellt den eigentlichen Festakt am 18. Oktober auf der Plattform vor der Riesenfigur des St. Michael dar. Kammererrat Chieme, der Begründer des Deutschen Patriotenbundes, hält seine Ansprache; links der in Rot und Gold gehaltene Fürstentpavillon, dahinter wird die kolossale Tribüne sichtbar; rechts ein Teil des Völkerschlachtdenkmals, reich geschmückt mit allegorischen Figuren, in der Mitte aufragend St. Michael (Bildhauer Metzner); darüber die Worte „Gott mit uns.“ St. Giehs,

Exotische Liebe.

Von Alfred Brie.

Der von den Behörden herbeigeholte Gerichtsarzt hatte als Todesursache „Herzschlag“ angegeben. Vielleicht hatte er recht.

Ein einziger Mensch stimmte diesem Befund nicht zu, aber er schüttelte erst einen Tag später zweifelnd den Kopf, als er bei sich im verschlossenen Zimmer den letzten Brief seines Freundes las — eine Stimme aus dem Grabe.

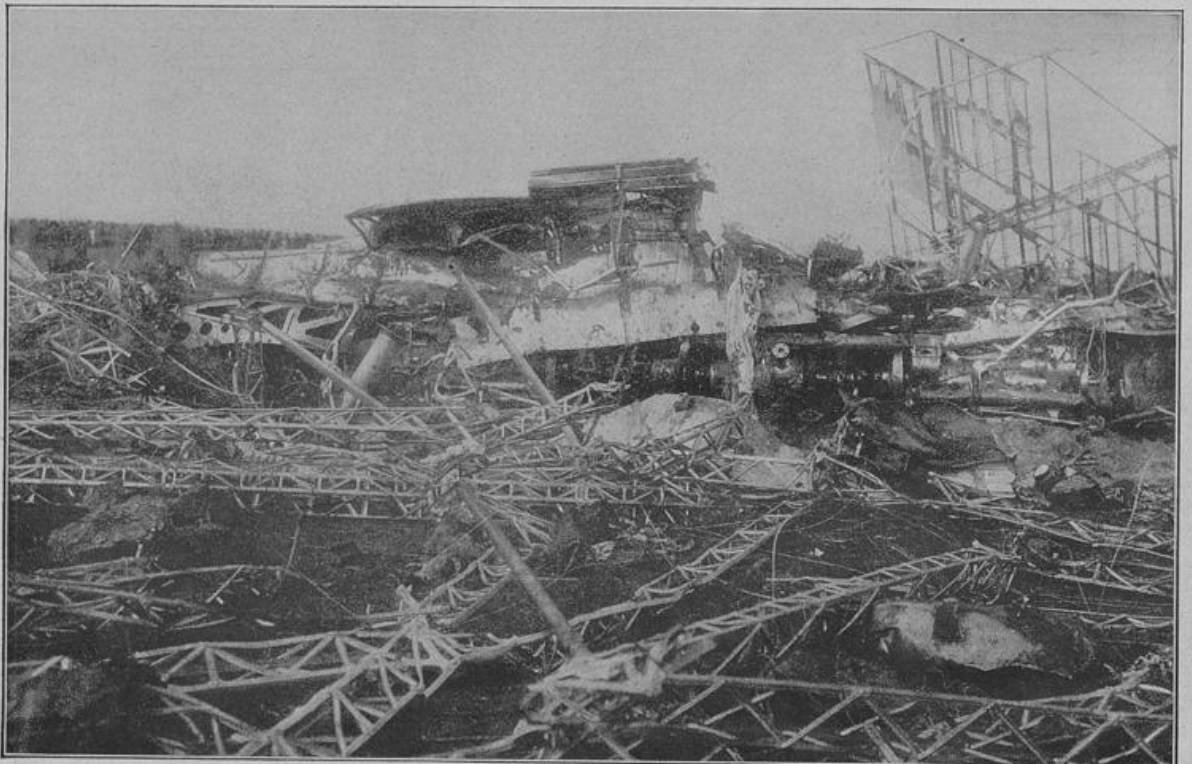
Und wenn er diesen Brief dem gerichtlichen Sachverständigen gezeigt hätte, würde das wissenschaftliche Gutachten doch nicht anders ausgefallen sein, aber vielleicht hätte der Arzt den Überreicher des Briefes mitleidig betrachtet und dann, mit dem Finger bezeichnend auf die Stellen tippend, gemurmelt: Armer Kerl!

So urteilt man gewöhnlich über Dinge, die man nicht versteht, und deshalb sprach der Freund des Toten mit niemand über den Brief, sondern verbrannte ihn. Aber in dieser Nacht konnte er nicht

zurückzurufen. Ich war abgespannt und nervös, als Du mich besuchtest, und verlangte nach Zerstreuungen. Wir gingen in irgendeinen Vergnügungspark, und dort besuchten wir die Vorstellung eines Schlangenbeschwörers. Wir glaubten, irgendein Gauklerstück zu sehen, und erlebten das größte Wunder, das wir je geschaut. Für Dich war es nur ein tadellos arrangiertes Schaustück, für mich war es das Erlebnis, das mein ferneres Leben beeinflusste.

Als wir in dem Zelte saßen und den Araber mit seinen windenden schlängelnden Reptilien betrachteten, da erwachte in meiner Seele der seltsame Wunsch, diese feuchten, glatten Schlangeneiber in die Hand zu nehmen, sie um Hals und Nacken zu schlingen.

Plötzlich tauchte hinter dem Araber ein Frauenkopf auf, dessen Augenpaar starr auf mich gerichtet war. Ein sonderbares Gefühl durchrieselte mich, ich ahnte ja, daß ich hier machtlos einem stärkeren



Die Trümmer des am 17. Oktober verbrannten Marine-Luftschiffes L 2

Gebr. Haedel.

unweit des Flugplatzes Johannisthal bei Berlin. Von den 28 Insassen waren 25 sofort tot, auch die übrigen drei starben am gleichen Tage.

schlafen, denn der Inhalt des Schreibens blieb ihm ständig vor Augen.

Lieber Freund! Heute schreibe ich Dir vielleicht zum letztenmal. Ein kurzes Jahr ist seit meiner Heirat vergangen, ein Jahr und zwei Tage des Himmels auf Erden, und doch fühle ich, daß alles vorüber ist, Glüd, Freude und Leben. Wie habe ich versucht, gegen den Schatten anzukämpfen, der mich umspinnt, aber heute fühle ich, daß er stärker ist als ich, daß jeder Widerstand Torheit wäre. Mein Weib ist zu Bett gegangen, und ich, ich sitze hier, jung, kräftig und gesund und — schreibe meinen letzten Willen.

Ich werde auch bald zur Ruhe gehen. Gott weiß, ob ich noch einmal erwache. Ich habe den festen Glauben, daß dies die letzte Nacht meines Lebens ist, und deshalb schreibe ich Dir diesen Brief. Aber was mich auch treffen möge — ich habe es verdient.

Erinnerst Du Dich noch des 12. Juli vor zwei Jahren? Du vielleicht nicht, aber für mich war er der verhängnisvollste Tag meines Lebens. Vielleicht gelingt es mir, Dir die Ereignisse ins Gedächtnis

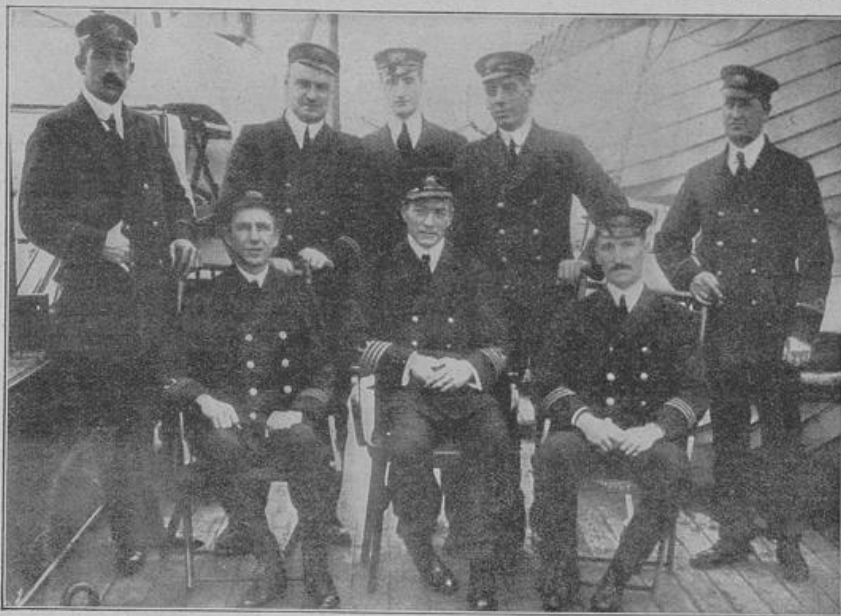
Willen gegenüberstand. Ich versuchte dagegen anzukämpfen und der Vorstellung zu folgen — unmöglich. Meine Augen lehrten immer wieder zu dem zwingenden, schmeichelnden, lieblosenden Blick der Araberin zurück. Endlich verließ das Publikum das Zelt, ich folgte Dir und den andern wie ein Träumender.

Als wir das Zeltstück zurückschlugen flüsterte eine Stimme: „Erwarte mich in drei Stunden!“ Ich blickte überrascht auf, aber ich sah nur einen Schatten, der im Innern des Zeltes verschwand.

Ich kämpfte, ob ich der geheimnisvollen Einladung folgen sollte. Wo zu? Ich war ja doch nicht Herr meiner Entschlüsse, und kurz nach Mitternacht wanderte ich wieder hinaus nach dem Vergnügungspark. Kein Mensch, der über meine Narrheit hätte lachen können, war sichtbar. Ich warf mich ins Gras und wartete. Da umspielte mich wieder ein eigentümlich süßer, schmeichelnder, die Sinne einhellender Duft, nebelhafte Gestalten huschten um mich herum. Wo war ich hingekommen? Ich lag in einem warmen Wästenlande,

und aus der Ferne
 hörten das Sum-
 men von Stim-
 men und die
 Klänge eines
 Muezzin zu mir.
 Dann verflüchtete
 langsam dieses
 Bild, nur der
 Schwüle, beklem-
 mende Duft blieb,
 und langsam wand
 sich nun ein
 schlanker feuchter
 Schlangenleib
 meinen Körper
 entlang. Ich blieb
 regungslos, ohne
 die geringste Furcht
 zu verspüren. Nun
 hob die Schlange
 den Kopf und
 ihre Augen, die
 Augen der Ara-
 berin, senkten sich
 zu mir herab ...
 Als ich erwachte,
 sah ich im Graze
 unweit dem Zelte

des Gauflers. Eben wollte ich mich erheben und kopfschüttelnd den Heimweg antreten, als ich ein Geräusch hinter mir hörte. Langsam kam die Araberin aus dem Dunkel der Nacht auf mich zu, und wieder fühlte ich, wie eine fremde Macht sich meines Willens bemächtigte,



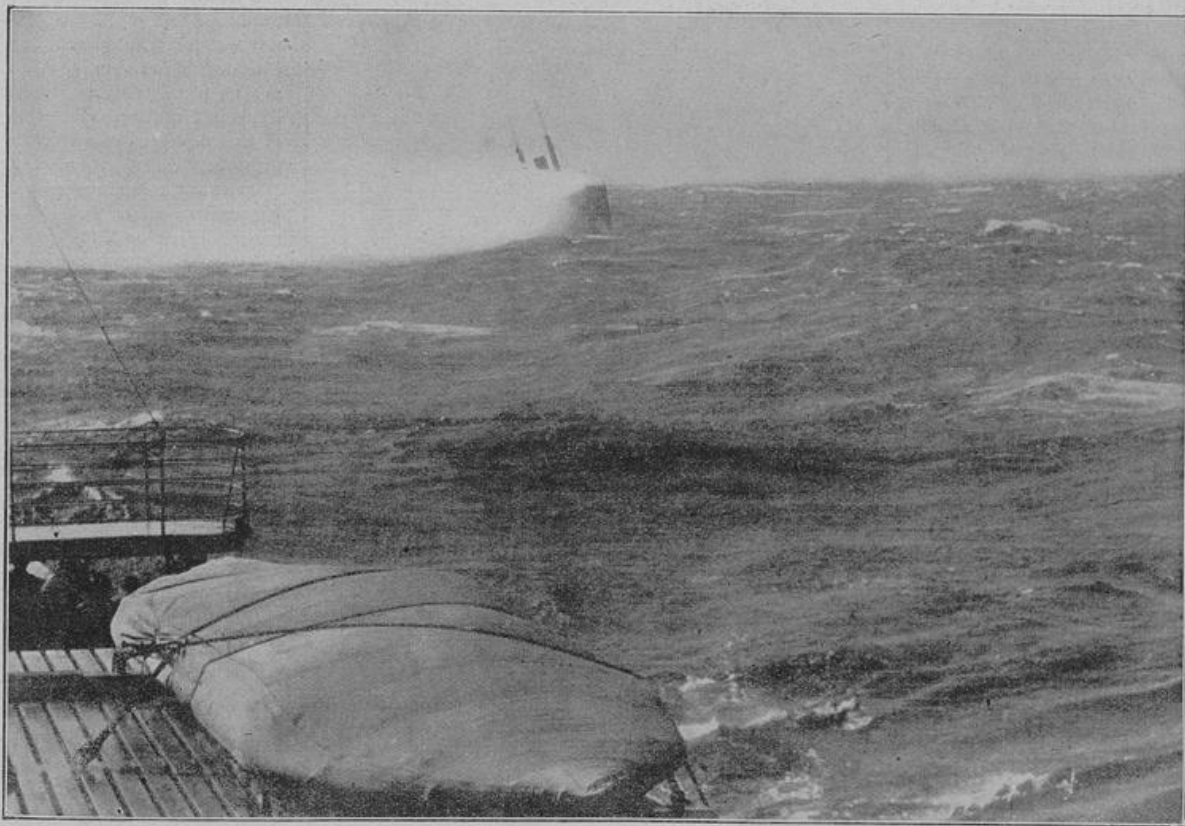
Die Offiziere des am 9. Oktober verbrannten Dampfers Follurno.

Unten in der Mitte Kapitän Juch, der sich bei der Rettung der Passagiere besonders hervortat.

wie ich wider-
 standslos dem
 Kommenben ent-
 gegenfah. Lang-
 sam mit ihren
 gleitenden, schlan-
 genähnlichen Be-
 wegungen kam die
 Araberin näher,
 schlang die Arme
 um meinen Hals.
 „Da bin ich!“

Du kennst mich
 und weißt, daß ich
 ein Mann bin,
 der alles, was er
 tut, auch verant-
 wortet und es
 haßt, sich auf
 Kosten anderer
 reinzuwaschen —.
 Ich will niemand
 die Schuld ge-
 ben, aber ich
 war es nicht, der
 ihr sagte, sie
 solle mir folgen.
 Wir hatten keine
 Verabredung ge-
 troffen, aber eines Tages reisten wir eben ab. Über die Zeit, die nun folgte, kann ich Dir wenig sagen. Wir hatten in Spanien ein paradiesisches Fleckchen gefunden, in dem wir nur uns selbst lebten. Sie füllte all meine Gedanken aus, ich begehrte nichts als sie, und ich

trossen, aber eines Tages reisten wir eben ab. Über die Zeit, die nun folgte, kann ich Dir wenig sagen. Wir hatten in Spanien ein paradiesisches Fleckchen gefunden, in dem wir nur uns selbst lebten. Sie füllte all meine Gedanken aus, ich begehrte nichts als sie, und ich



Der Brand des Dampfers Follurno auf der Fahrt von Rotterdam nach New York am 9. Oktober, photographiert vom Dampfer Carmania aus; in der Mitte des Bildes ein Rettungsboot.

E. Denninghoven.

war unglücklich, wenn ich sie einen Augenblick verlassen mußte. Ob ich sie liebte, ich weiß es nicht, aber ich glaubte nicht leben zu können, wenn ich nicht ihre zarten, schlanken Glieder fühlte, die sich zärtlich an mich schmiegteln. Drei Monate vergingen, und allmählich begann der Zauber, mit dem sie mich umspinnen hatte, zu verblasen. Unvermittelt fragte sie mich eines Tages: „Liebst du mich noch, Herr?“ Und als ich natürlich bejahte, umschlang sie mich wild mit beiden Armen. „Höre, mein Herr und Gebieter. Der Mann, dem ich gehörte, bevor ich dich kannte, weiß, wo ich bin. Er wußte auch, daß ich mit dir forsging, und seine letzten Worte waren: Wenn der Fremde, den du liebst, dir je untreu wird, befehle ich dir, zu mir zurückzukehren. Ich werde dich töten, und dein Geist soll ihm ständig folgen! Diese Worte sagte er mir, Herr, und er lügt nie.“ Ich versuchte zu lachen und sie auf andere Gedanken zu bringen. Aber sie blieb ernst. „Ich liebe dich, Herr, und ich beschwöre dich, mir treu zu bleiben. Wenn du mir die Treue brichst, muß ich ihm gehorchen, und er wird mich töten. Niemals, das verspreche ich dir, werde ich dann deinen Weg kreuzen, aber am 12. Juli, an dem Tage, da wir uns das erste mal sahen, werde ich dir erscheinen und dich an unsere Liebe erinnern.“

Einige Tage später mußte ich in geschäftlichen Angelegenheiten dringend verreisen. Weinend bat sie, mich begleiten zu dürfen, aber ich blieb hart.

Und auf einer meiner Reisen lernte ich mein Weib kennen...

Lange kämpfte ich mit mir selbst, und ich glaube, daß ich nie zu ihr ein Wort von Liebe gesprochen hätte, wenn eines Tages mir nicht ein Zufall verfallen hätte, daß sie mich liebe. Da hörte ich auf zu kämpfen. Ich sehnte mich nach einem Heim, einer Frau, die mich verstand, und — ich hielt um sie an. Strahlend gab sie mir ihr Jawort, und nun, table mich, wenn du es kannst, ich brachte es nicht übers Herz, ihr von der Araberin zu erzählen. Ich tat, was ich konnte, und mehr. Ich sorgte ausreichend für deren Zukunft und lehrte nicht mehr nach Spanien zurück. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Am 2. Juli heiratete ich Nelly, meine angebetete Frau, und unsere Hochzeitsreise führte

uns nach Paris. Am 13. Juli, des Morgens, als ich wie gewöhnlich die Zeitungen durchblätterte, blieb mein Blick auf einigen fettgedruckten Zeilen hängen. Mysteriöse Ermordung einer Araberin!

Ohne zu lesen, wußte ich, wer der Mörder und wer das Opfer war. Wie im Traume sah ich, die Gegenwart war ausgelöscht, und ich sah sie wieder vor mir, wie sie die Arme nach mir ausstreckte, ich fühlte wieder den eigentümlichen Duft, der meine Sinne benebelte. Da riß mich eine wohlbekannte Stimme aus diesen gefährlichen Erinnerungen.

„Träumst du schon, am frühen Morgen, Schatz?“ Es war mein Weib. O, wie ich sie liebte. Sie schlang ihren Arm um mich und sah mir forschend ins Gesicht. „Hast du schlechte Nachrichten erhalten?“

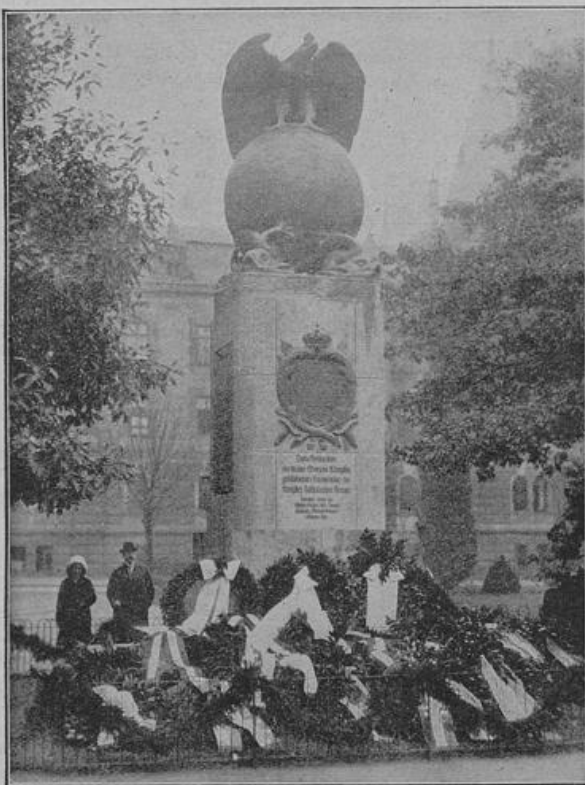
Ich lachte gezwungen. „Durchaus nicht!“ Dann schien sie mir zu antworten, denn ich drehte mich rasch zu ihr um: „Woran soll ich denken?“

Sie lachte laut auf: „Du scheinst wirklich zu träumen, Schatz, ich habe dir nichts gesagt, woran du denken sollst.“

Aber ich hatte doch die Worte ganz genau gehört! Ich blickte im Zimmer umher, wir waren allein ... da wußte ich, was mir bevorstand, aber auch jetzt fürchtete ich mich, meiner Frau von dem drohenden Verhängnis zu erzählen. Vorige Woche kehrten wir endlich nach Hause zurück, und bei einem Spaziergange äußerte meine Frau den Wunsch, den Vergnügungspark zu besuchen. Ich Tor! Hatte ich vergessen, daß es das verhängnisvolle Datum, der 12. Juli, war, oder trieb mich das unerbittliche Geschick dazu, diese Stätte wieder aufzusuchen? Ich werde nie den Anblick vergessen, der mein Blut zu Eis gerinnen ließ.

In dem Zelte saß, umgeben von feinen Schlangen, der Araber. Ich versuchte so schnell wie möglich wieder das Freie zu gewinnen, aber die nachströmende Menge stieß mich im Gegenteil immer weiter nach vorn. Natürlich hatte der Araber mich längst bemerkt. Jetzt begann die letzte Nummer des Programms. Eine riesige Boa con-

strictor wand sich durch das Publikum und sammelte Geld ein, das ihr auf den flachen Kopf gelegt wurde, und das sie stets ihrem Herrn auf die Bühne brachte. Und sie kam immer näher zu unserm Platz. Endlich redete sie sich vor uns in die Höhe, und ich sah ihre Augen, die Augen des Weibes, das ich treulos verlassen hatte. In diesem Augenblick wandte sie sich mit einer jähen Bewegung zu meiner Frau, aber ebenso schnell kaufte mein Stod auf sie herab. Ein furchtbarer Tumult entstand. Schweigend holte der Araber die Schlange wieder auf die Bühne, und ebenso schweigend lehrten wir nach Hause zurück. Gestern war alles ruhig, und wie auf Verabredung schienen meine Frau und ich schweigend über das Erlebnis in dem Zelte hinweggehen zu wollen. Aber etwas bedrückte uns, der Aufenthalt in dem Zimmer war uns unheimlich, und wir machten einen kurzen Spaziergang. Als wir im Dunkeln nach Hause zurückkehrten, prallte ich entsezt zurück. Vor mir richtete sich eine dunkle Gestalt in die Höhe, und zwei grüne Augen funkelten mich an. Außer mir vor Todesangst nahm ich mein Weib in die Arme und stürzte heraus. Leise wie ein Hauch klang es hinter mir: „Denke daran!“



Denkmal für die in den Aebensee-Kämpfen gefallenen Kameraden der königlich sächsischen Armee, das am 12. Oktober auf dem Sachsenplatz in Dresden enthüllt wurde. Int. J. Co.

Meine Frau legte sich fiebernd zu Bett. Noch dreimal hörte ich die geheimnisvolle Stimme: „Denke daran!“, und ich weiß nun, daß ich sterben muß.

Nun weißt Du alles, und was auch geschehen möge, bewahre mir ein freundliches Andenken ...

Am nächsten Morgen brachten die Zeitungen nähere Berichte über den geheimnisvollen Fall: ... und als endlich die beunruhigte Dienerschaft die Tür des Schlafzimmers erbrach, bot sich ihr ein entsetzlicher Anblick. Eine Niesen-Boa constrictor hatte sich um die junge Frau gewunden und sie im Schlafe erstikt. Auch der Gatte, auf dessen Brust der Kopf der Schlange ruhte, lag leblos im Bett. Sonderbar erscheint nur das Faktum, daß auch die Schlange tot aufgefunden wurde, obgleich sich trotz genauester Untersuchung keine Zeichen äußerer Verletzung ergeben haben. Die Boa constrictor soll einem herumziehenden Schlangenbeschwörer gehört haben, jedoch ist von dem Manne, einem Araber, keine Spur mehr zu entdecken ...

Vom Internationalen Reiterturnier zu Leipzig (9. bis 12. Oktober).



Graf Bernadotte af Silborg Int. Ill.-Verlag.
(Schwedischer K.-Dragoner-Leutnant) auf seinem br. Wallach Eugenburg,
wurde Sieger im Preis der Stadt Leipzig.



Rittmeister a. D. von Lützen H. Mengendorf.
auf Mary I bewarb sich als ältester Reiter (71 Jahre alt) um den
Sachsenpreis und wurde Dritter.



Prinz Friedrich Karl von Preußen H. Mengendorf.
auf Kronprinz Wilhelms Kängaroo am Fußsteig.



Prinz Sigismund von Preußen H. Mengendorf.
auf Kronprinz Wilhelms Jumping Powder beim englischen Sprung.

Sein Lied.

Von Karl Marilaun.

Der Wagen mit den dampfenden Braunen hielt vor dem Mundtor des langgestreckten, gelben und lahlen Gebäudes, das ehemals ein Kloster gewesen sein mochte und heute ein Asyl für arme, alte Leute war.

Drei Herren stiegen aus. Sie bogen ihre von der langen Fahrt krummgeessenen Glieder ächzend zurecht und sahen sich stumm um. Der eine von ihnen gab einer verummumten Pfändnerin, die in ihren Holzspantoffeln durch die Kottachen der Straße herüber gewatschelt kam und sich dienstfertig am Wagen Schlag zu schaffen machte, ein Krimgeld, und während der Kutscher auszuspannen begann, gingen die drei durch das offene Tor.

Im Hof, auf den die kleinen, blanken Fenster des umfanglichen Gäuervergießerts still heruntersehen, kam ihnen ein alter Diener im

Man stand in einem weißgetünchten, mit grauen und gelben Steinplatten gepflasterten Gang, in dem es zog und an dessen Ende eine rußende Petroleumlampe blakte. „Der Herr Gebäudeinspektor,“ sagte der Diener mit seiner schleppenden, wie eingeroßten Stimme, „der Herr Inspektor hat schon alles herrichten lassen oben im Saal, für die Herrschaften.“

Er führte die Volksfänger aber nicht in den Saal, sondern sperrte ihnen die Glastür zum Sprechzimmer auf, das ein niedriggewölbter, kapellenartiger Raum war, mit zwei Fenstern in den tiefen Mauernischen und gelb gewordenen, eingerahmten Photographien an den Wänden. Eine Uhr im braunen Gehäuse schlug fünf, und während sich die Schritte des Dieners draußen auf dem hallenden Gang entfernten, setzten sich die drei Herren in die altmodischen, mit schwarzem Wachs­tuch überzogenen Stühle um einen polierten runden Tisch, und der Herr Leopold Ladenbrunner sagte: „Zum Eingegraben sein wär's mir da ein bißel zu still.“ Er kniff die Augen unter den fohlschwarzen Brauen



Begräbung des Kaisers in Wienerfärth am 16. Oktober gelegentlich seiner Fahrt von Bonn aus ins Bergische Land. Emil Hardt.

warmen, gefütterten Filzrock mit roten Aufschlägen, mit der Amtslappe auf dem Kopf, entgegen. Die Herren blieben stehen, rückten ihre Zylinder, und weil ihnen entweder die große Stille dieses Hauses die Rede verschlagen hatte, oder weil sie noch ohne Atem von der langen Fahrt durch den Wienerwald waren, warteten sie, bis der Diener die Pfeife aus dem Mund nahm, in einem weiten Bogen ausspuckte und die Fremden nach ihren Wünschen befragte.

Der älteste von ihnen, ein rundlicher, lustiger Herr mit einem ziemlich mitgenommenen Fialergergesicht, übernahm die Vorstellung.

„Gesellschaft Ladenbrunner,“ sagte er, und es war eine Angelegenheit vom Metier, daß er dabei die beiden kleinen schwarzen Auglein auf eine schallhafte Weise zusammenkniff. „Aus Wien,“ setzte er hinzu, und der Diener, der inzwischen seinen braun angerauchten Pfeifenkopf aus Gips ausgeklopft hatte, nickte gleichmütig.

„Die Herrschaften kommen zu Nummer vierundsiebzig,“ sagte er,kehrte um und schloß eine grügestrichene, schmale Tür im Haupttrakt des Versorgungshauses auf.

zusammen, saß stumm da und drehte einen Daumen um den andern. Sein Freund, der Wiesgrill Ferdinand, genannt „Der lustige Tirolerbua,“ zapfte leise an den Saiten seiner Gitarre, die er in ein grünes Tuch geschlagen unterm Arm trug, und der Klavierspieler Litschauer wuschte sich mit einem blaugewürfelten Sacktuch die Augengläser ab.

Schritte hallten aus dem Gang herauf, und der Herr Ebi Jens, der in den Listen des Versorgungshauses als Nummer vierundsiebzig geführt wurde, brückte langsam die Türlink des Sprechzimmers nieder. Es war nun schon so dunkel in dem tiefgewölbten, düstern Raum, daß die Freunde sein ganz klein gewordenes, ganz zusammengeschrunpftes und faltiges Gesichtchen nicht mehr sehen konnten. Nur sein spärliches, schneeweißes Haar, das der Ebi Jens noch immer wie in frühern Jahren bei den Ohren hervorgekämmt trug, schimmerte silbern aus den Schatten der Tür, und an der Stimme konnte man ihn erkennen, an der bläulichen, greifenhaft kindischen Stimme, die noch genau so wie in längst vergangenen Tagen aus dem Baß ein bißchen spaßhaft in die Fisel hinaufging.

Der Diener zündete die Lampe über dem runden Tisch an, und der Alte tastete sich in das Zimmer hinein. Er hielt die Hand wie einen Schirm vor die Augen und sah von einem der Freunde zum andern. „Dass man euch einmal zu sehen kriegt,“ sagte er und rebete wie einer, dem das Reden eine ungewohnte Beschäftigung geworden



Johannes Poggenburg, Bischof von Münster, geboren am 12. Mai 1862 in Oßbevern, der am 7. Mai 1913 gewählt war, wurde am 16. Oktober inthronisiert. Phot. B. Arneemann, Münster.

ist; „dass ihr euch einmal anschauen laßt...“ „Alter Spezi,“ sagte der Ladenbrunner, „weist ja eh: das Geschäft laßt unsereinen nicht aus.“ Der Ebi Jens setzte sich und hielt lächelnd von jedem der Freunde eine Hand in seinen uralten, knotigen Fingern. „Ja, das Geschäft,“ lächelte er. Und nach einer Weile, mit mahlenben Kiefern: „Geht es denn so gut, das Geschäft?“

Der Perpendikel schwang langsam in seinem Gehäuse auf und ab. Und der Ladenbrunner, dessen rundes

Gesicht trotz des starken Schnurrbarts und der gefärbten Brauen nun auf einmal merkwürdig alt ausah, büstete mit dem Rockärmel fachte über seinen altmodischen Zylinderhut. Er kniff die schwarzen Augen zusammen und sagte mit einer seltsam verwelkten Stimme: „Verfugert sind wir halt noch immer nicht, Ebi...“

Der Wiesgrill Ferdinand singerte über die Saiten seiner Gitarre.

Und der Alte saß da, mahlend mit den zahnlosen Kiefern, stumm, und sah mit verlöschten Augen von einem zum andern. „Was dürft's denn Ihr sagen?“ flüsterte er endlich. „Was wißt denn Ihr!“

„Bier Jahr,“ sagte er still, „vier Jahr sit' ich da, ganz allein unter die fremden, alten Leut'. Ich hab' mir das Reden abgewöhnt und das Lamentieren. Ich seh nur lauter Gesichtser um mich, ich nicht kenn'. Und wenn ich schon mal reden wollt'.“

Der Ebi Jens ließ die Hände der Freunde aus, die er mit seinen vom langen Feiern sein weich gewordenen Fingern gestreichelt hatte. „Wenn ich schon einmal reden tät', so versteht mich doch keiner. Früher haben sie wenigstens gelacht über mich. Das ist seit zehn Jahren vorbei. Heut bin ich ein Pfündner; einer, dem vom Lustigsein nichts übrig blieb und der für nichts und wieder nichts das geschenkte Brot ist.“

„Ein trauriger Würfel,“ sagte er noch, und sein alter, weißer Kopf hing tief auf die Brust herab.

„Was spielt du denn da, Ferbl?“ fragte er nach einer Weile den Wiesgrill, der leise über seine Gitarre hinfingerte.

Der Wiesgrill sah ihn an. „Aber Ebi,“ sagte er, „wirft doch noch dein Lied kennen?“

Der Alte schaute mit den glanzlosen Augen vor sich hin. Und eine ganz feine Röte stieg ihm in die faltigen Wangen; ein glückliches Lächeln spielte um seine gramvoll verzogenen Lippen. „Mein Lied,“ murmelte er. „Also jetzt hätt' ich bald mein Lied nicht wieder kennt! Dreißig Jahr lang hab' ich das den Leuten vorgesungen, und so hat's ihnen g'fallen, daß sie ein anderes von mir nicht einmal haben hören mögen. Grad nur immer daselbe dumme Liedl. Davon



Fürst Katsura,

dreimal Ministerpräsident in Japan, Reorganisator der japanischen Armee, ist am 10. Oktober im Alter von 85 Jahren gestorben. Int. Ill.-Agentur.

Int. Ill.-Agentur.

hab' ich gelebt, damit bin ich alt geworden... freilich, ersparen hat sich nichts lassen, wenn man keine andere Profession hat, als den Leuten immer daselbe Lied vorzusingen.“

Er erwachte wie aus einem Traum. Er sah mit blinden Augen in den gelben Lichtschein der Lampe, und seine Blicke wanderten über die alten Photographien an der Wand. „Wegen was, mücht' ich wissen, seid Ihr nur da herausgekommen?“ fragte er unsicher.

Der Ferbl Wiesgrill spielte auf der Gitarre das Lied des einstigen



Kirche zum Hl. Geist in Düsseldorf

Hofphot. J. Sohn, Düsseldorf.

(Moltkestraße), erbaut von Professor Kleefattel, wird am Sonntag, den 26. Oktober, eingeweiht.

Volksängers Ebi Zens. „Wirst doch nicht schon so verloren sein,“ sagte er, und wie man einem kleinen Kind zuredet, erklärte er ihm: „Dein Lied sollst heut' noch einmal singen, weißt denn nicht? Und ich werd' dich begleiten, und der Ladenbrunner wird pfeifen... grad so wie einmal, wie du noch oben gestanden bist auf der Plabatschen, du...!“

„Ich weiß,“ sagte der alte Volksänger und sah den Wiesgrill Ferdl mit seinen grauen Augen traurig an; „ich weiß schon. Oben haben sie den ganzen Saal ausparliert mit Keisig, und ich soll singen.“

„Für die Pfändner soll ich singen,“ wiederholte er leise, mit zudenden Lippen. Er stand mühselig auf. „Ich muß euch ja doch noch unsern Saal zeigen,“ sagte er.

„Wirst nicht lieber noch dein Lied probieren wollen, mit mir?“ fragte der Wiesgrill.

„Mein Lied?“ Der Alte stand mitten im Zimmer und richtete seinen krummen Rücken auf. Und fast fröhlich sagte er in seinem Raß, der genau so wie in früheren Jahren ein wenig spähhaft in die Gistel hineinquälte: „D du mein lieber Wiesgrill Ferdl, was du nicht alles

für Schmerzen hast! Mein Lied willst probieren mit mir? Als ob mir nicht jede Note und jedes Wort inwendig da sitzen tät, seit... ah, du warst ja noch gar nicht trocken hinter den Ohren, wie ich das zum ersten Male g'ungen hab'! Und als ob es nicht alleweil noch in mir singen tät, das Liedl, seit ich selber Rad worden bin — —!“

Er öffnete den Freunden die Tür: „Den Tag wüßt' ich nicht, an dem der Pepi Zens sein Lied vergessen tät!“

Sie gingen miteinander in den Saal hinauf. Die strohgeflochlenen, nummerierten Sessel waren sämtlich be-

setzt, schon seit einer Stunde, denn alte Leute, deren ganzer Lebensinhalt nur noch ein ungewisses Warten ist, sind ein pünktliches Auditorium. Und es waren nur alte Leute da, rechts die Männer, links die Frauen, fast wie in einer Kirche. Sogar die Maroden hatten sich aus ihren Betten herunterbringen lassen, und auch von den paar Sonderlingen und Einsichtigen, die sonst ihre eigenen Wege gingen und sich an den Wänden und im Hof menschenfeindlich herumdrückten, fehlte diesmal keiner. Nummer vierundsiebzig, der alte Ebi Zens, durfte zufrieden sein, und wie er nun mit seinen Freunden durch die Mitteltür eintrat, wie er die Welle von Wärme, Licht und Erwartung sacht über sich hinfließen fühlte, straffte sich seine Greisgestalt, er drückte fünfzig darme, gelbe und knotige Alteutehände und stieg mit einem fast feierlichen, beglückten und wie von innen aufgehellten Gesicht die Stufen zum Podium empor.

Der Leopold Ladenbrunner freilich, der Wiesgrill und der Klavierspieler kamen sich ein wenig seltsam inmitten dieser Zuhörerschaft vor. Das waren nicht die Kleinen, lebendigen und lustigen Leutchen aus

der Vorstadt, die ihnen mit dem runden Hut entgegenwinkten und aus ihren Biergläsern zutranken. Sondern da waren lauter schnee-weiße und eisgraue Köpfe, zahnlöse und tuschelnde Mäuler, erlöschene Greisenaugen starrten erwartungsvoll aus tiefen Höhlen; und Frauen saßen da in verschollenem, armseligem Sonntagspuß, mit uralten Hauben und verblühten Seidenbändern und schwarzen Mantillen, an denen die Perlschere ausgefallen und schabhaft geworden war. Ein fast gespenstisches Scharen und Murmeln ging durch die Sesseltreihen, als sich die vier dort oben zusammengefunden hatten: wolle Hände schlugen beifallmatschend zusammen, und dann wurde es still... so sehr still, daß man die grünen Auerlampen in ihren Drahtgehäusen summen hören konnte.

Ganz vorn, am Rand der kleinen Bretterbühne, stand der alte Ebi Zens. Und wie er's von früheren Zeiten her gewohnt war, vergrub er die rumblichen Häupte in den Taschen seines Salkos, zog ein wenig schallhaft das Genid ein und wiegte den ganzen Körper zu den Klängen des Liebes, das nach vier Jahren zum ersten Male wieder gärtlich und verwogen aus

den Tasten eines Klaviers und aus den Saiten der Gitarre um ihn heraufschwoll. Wie oft hatte er das gesungen, wie kannte er jede Note, wie streckte sich sein alter, verwitteter und morscher Leib, während der Ladenbrunner zu pfeifen und zu schnalzen anhub und er selber, der Ebi Zens, nun einsinken mußte: eins, zwei drei... eins, zwei — —

Der alte Volksänger öffnete den Mund. Die Augen kniff er zusammen, tänzerisch läpfte er das linke Bein — so unsehbar gegenwärtig war



Zum Besuch des französischen Präsidenten in Spanien: Präsident Poincaré und die Königin von Spanien auf der Fahrt zum Schloß Pardo bei Madrid. Chuffeau-Glavens.

ihm dies alles noch, als ob er gestern erst in dem kleinen Vorstadt-wirtshaus gestanden wäre und gesungen hätte.

„Eins, zwei, drei,“ zählte ihm der Wiesgrill in die Ohren; wie Erinnerung, Jugend und immerwährende Seligkeit quoll's und Klang's aus seiner Gitarre; der Ladenbrunner piffte und schnalzte mit rot aufgetriebenen Wangen, als ob er die unbändige Lustbarkeit nicht mehr bei sich behalten könne... und nur der Pepi Zens stand stumm, mit den krampfhaft geballten Fäusten in den Taschen des Salkos und grauen Schatten über dem Greisengesichtchen. Er bewegte suchend die schmalen, blassen Lippen, vor den Augen wurde ihm schwarz, und eine entsetzliche, würgende Angst drückte ihm die Kehle zu.

„Ein, zwei, drei,“ soufflierte der Ferdl Wiesgrill, und der Ladenbrunner sah verwundert herüber. Der Ebi Zens aber hochte mit zudenden Lippen in den Saal hinaus, in die tödliche Stille hinein: wie hatte das Lied geheißten, das er dreißig Jahre lang gesungen hatte? Das Lied von... das Lied von...

Der Volksänger Ebi Zens wußte das Lied nicht mehr.

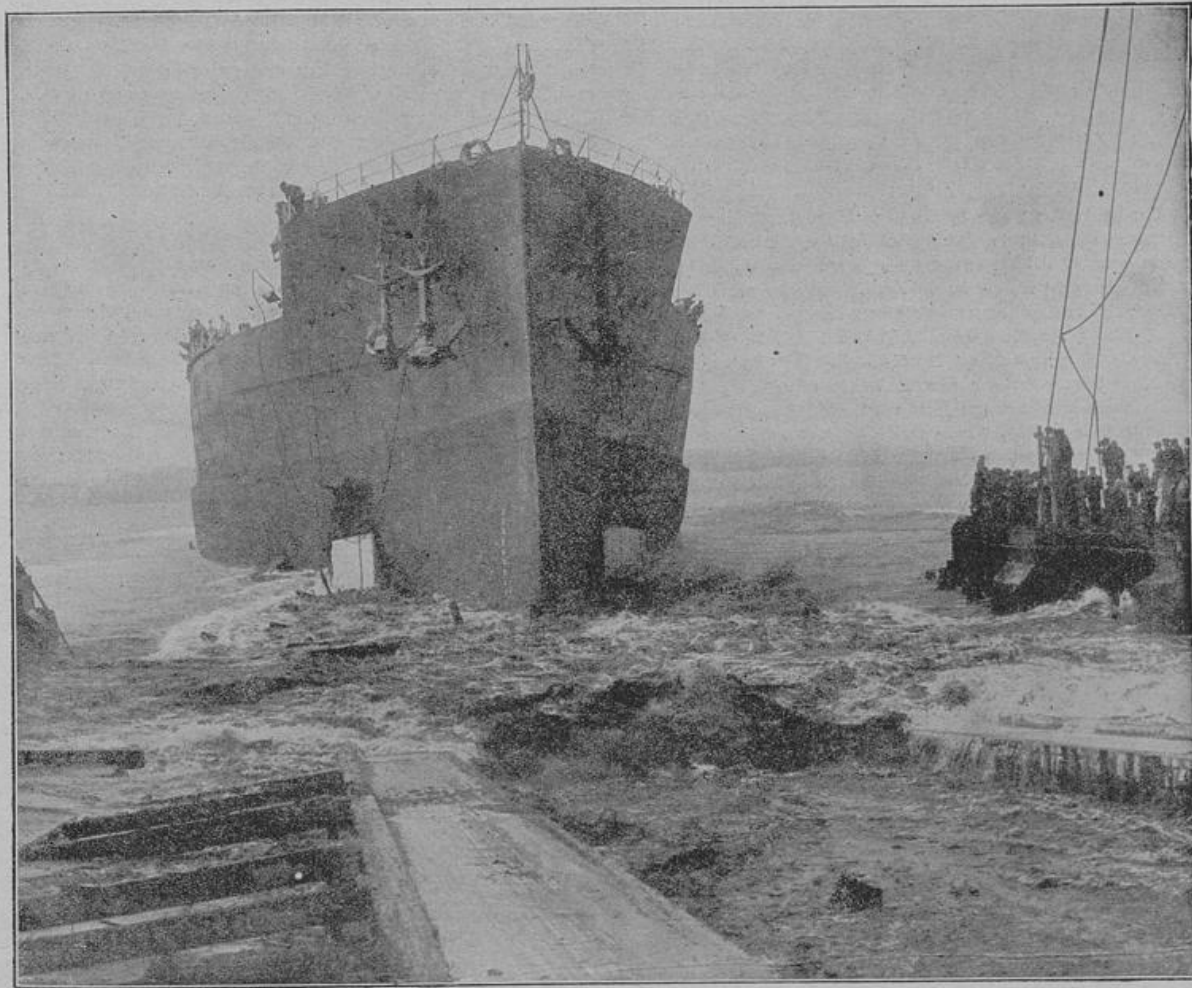
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 44.

Düsseldorf, 1. November

1915.



Stapellauf des Dreadnoughts „Queen Elizabeth“,

Cribb, Southsea.

des ersten englischen Linienschiffs mit Oelfeuerung. Der Stapellauf des neuen Schlachtschiffes „Königin Elisabeth“, der am 16. Oktober zu Portsmouth stattfand, bedeutet den Beginn einer neuen Epoche im englischen Kriegsschiffbau. Die „Königin Elisabeth“ ist das erste britische Schlachtschiff, das als Feuerungsmaterial lediglich Öl benutzt. Auch in anderen Hinsichten bedeutet der Bau dieses Schiffes einen Fortschritt; es hat zwei Paar 1530llige Geschütze, die ersten, die auf einem Kriegsschiff Aufstellung finden. Hinzutreten als Mittelartillerie sechzehn 15,2-cm-Kanonen. Es ist ferner mit besonderen Geschützen versehen, die gegen Flugfahrzeuge benutzt werden sollen. Schließlich hat das Schiff auch einen besonderen Panzeraufbau erhalten, der der Mannschaft gegen die von Fliegern geschleuderten Bomben Schutz gewähren soll.



Umsonst.

Charakterstizze von Chr. Werner.



Ullerteelen! — Dora ging, als die Dunkelheit eingebrochen war, müde und schleppend zu ihrem Nippisch, auf dem unter Strohblumen und rotem Fichtenlaub eine Photographie stand, und zündete eine kleine Kerze davor an.

„Jeder schmückt heute die Gräber seiner Lieben; mir ist auch diese Wohlthat versagt. So brenne du, kleine Kerze, hier, zu seinem Andenken...“

Sie versank vor dem Bilde in tiefes Sinnen. Warum hatte alles so kommen müssen? Weil sie stets zu demütig gewesen war und nie gelernt hatte, ihre Rechte zu wahren. Und warum das? Nur weil sie stets die „Älteste“ war. Bilder aus ihrer frühesten Jugend zogen an ihr vorüber. Sie trippelte über den Geflügelhof des großen Landgutes der Großeltern an den gefährdeten kollernden Kutten vorüber, angstfüllt und furchtsam, wie nur ein vierjähriges Kind es sein kann, dem die Erfahrung vieler überstandener Gefahren noch kein Gegengewicht gegen die Macht der Furcht verlieh. Doch war ihre größere Sorge nicht, wohin sie sich selbst vor den gewaltigen Feinden retten sollte, sondern, wie sie das jüngere Schwesterchen wohlverwahrt der Mutter wiederbringen würde. Sie war ja „die Älteste“; sie war ja schon so groß, sie mußte den Kleinen helfen. Die Kinderfrau unterließ nie, ihr diese Belehrung tagtäglich unzählige Male vorzusagen.

Der Geiswister waren bereits vier. Eines Tages hingen sie sich allesamt an den niedrigen Zweig eines kräftigen Lebensbaumes, den sie von der Gartenbank aus mit den Armen erreichen konnten. Es war so vergnüglich, als krabbelnde, strampelnde, warm lebendige Menschenmasse aneinandergedrängt frei zu baumeln und zu schaukeln. Plötzlich brach der Zweig, und sie schlich weinend ins Haus mit schwerem Gewissen. Sie war ja „die Älteste“, die Schuld trug sie. Sie hatte des Vaters Freude an dem seltenen Baume zerstört. Das Kindermädchen hatte inzwischen am Zaun mit Nachbars Köchin geplaudert. Sie hatte keine Schuld, denn einem Diensthboten konnte man doch unmöglich so viel Verstand und Umsicht zutrauen wie der wohl-erzogenen kleinen „Ältesten“!

Es war Johannistag. Die Sonne ging zur Rüste und goß im letzten glühenden Atemzug des wonnigen Tages einen glutroten, weichen Hauch über die blühenden hochkluppigen Perückenbäume und vergoldete die Kiefernkränze. In farbigen Lichtern spielte sie auf den Blüthen der prangenden Zentifolien, welche gruppenweise im verweiderten Mosen standen, dessen üppige Bogen im leisen Abendwinde schaukelten. Ein unennbares Gefühl, etwas wie brennende Sehnsucht nach Reinheit und Schönheit hatte sie fortgetrieben aus der Nähe des Sandhaufens, wo sie ihre Anzahl Touren striden sollte, während die Kleinen spielten. Sie war groß, war bereits neun Jahre alt! Sie mußte daher arbeiten und auf die Kleinen achtgeben. „Fräulein“ hatte es so oft gesagt. Diese saß in der kühlen Laube, in einem Roman der Marlitt vertieft. Die Mutter war nervös und stets kränklich. In die Feier, die des Kindes Seele im einsamen Garten hielt, drang mit schrillen Mähton der Ruf des Fräuleins. Der Bruder habe sein silbernes Büffelchen im Sande verloren. Warum sie nicht achtgeben hätte?

Wieder war es Hochsommer geworden. Ein neues Schwesterchen lag in der Wiege, rosig, mit lieben dunklen Augen und einem seidigen Mausfellchen auf dem Kopfe. Die Tante war nach Italien gereist. Niemand pflegte die Mutter. Die Älteste mußte laufen und schliefen vom Boden bis zum Keller, herausgeben und verwahren, Schnitten streichen und belegen für Knechte und Arbeiter auf dem Felde, für die Geiswister und die Knaben, die mit den Brüdern spielten. Ach, sie hätte auch so gern mit herumgetollt. Aber sie war zu groß dazu. Nach dem Nachtessen, als niemand mehr etwas brauchte und die Kleinen schliefen, lief sie hinaus zu den Brüdern. Eine Latte war schräg auf die Mauer bei der Scheune gelegt. Alle balancierten darauf

hintereinander auf und ab; es war ein Seiltänzerkunststück. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, machte mit, fiel aber und riß sich an einem Feldstein eine erhebliche Wunde in den Arm. Den Kindern pflegte sie die Wunden sauber und sorgfältig zu verbinden, wenn sie sich wehgetan hatten. Sie selbst glaubte keine „Verweichlichung“ zeigen zu dürfen. Die Wunde entzündete sich, mußte mit Höllestein gebeizt werden. Zu den physischen Schmerzen kamen noch Schelte und Vorwürfe, welche weher taten, als der schmerzende Arm. Das Spielen aber hörte von jenem Tage an auf.

Als man sie zur weiteren Ausbildung in eine Pension schickte, fanden die Altersgenossinnen das übermäßig gewissenhafte ernste Mädchen langweilig und lächerlich. Keine mochte sie zur Freundin haben, doch nutzte jede sie aus. So wurde in ihr die Ubergewöhnung befestigt, daß sie nicht dieselben Rechte ans Leben habe wie die andern, und daß sie immer und überall nachzugeben habe. Sie paßte nicht in die Welt hinein mit ihrem träumerischen, feierlichen Wesen, das um so unverständlicher blieb, je weniger sie sich befähigt zeigte, zu schwärmen und auf gefühlvolle Passivneigungen einzugehen. So gehoriam sie den Lehrerinnen auch sein mochte, so wenig Liebe verstand sie von ihnen zu erringen. Es war ihr unmöglich, weiche Verehrung zu zeigen oder gar zu heucheln, weil sie den Vorgelegten durch ihr vorzeitig gereiftes Bewußtsein von Verantwortlichkeit geistig zu nahe stand.

Dahem hatten sich bei ihrer Rückkehr ins Elternhaus die Verhältnisse wenig geändert. Sie blieb nach wie vor die „Älteste“. Kam ein Versehen vor, so war sie Meisterin darin, zu entdecken, inwiefern sie selbst es verschuldet hätte. Daß sie die Folgen auf sich nahm, verstand sich für sie von selbst, und als sie entdeckte, daß sie dadurch die praktische und geistige Fortbildung der Schwestern störe, grämte sie sich über ihre Torheit, statt sich energisch dazu aufzuraffen, es besser zu machen.

Die Schwestern wuchsen schnell heran, fanden Verehrer und Liebhaber und ließen sie es fühlen, daß sie viel zu hausbacken, zu langweilig, zu pedantisch und alt sei, um auch einen zu haben. Darum wagte sie niemals, sich hervorzutun und ward nicht beachtet.

Dann hörte das Elternhaus auf für alle fünf Kinder. Die Älteste ging in die Fremde. Da begegnete sie endlich einem Manne, der sie liebte, und sie war glücklich, daß sie lieben durfte. Aber seine Andeutungen, daß sie sich etwas modischer, eleganter, etwas schick kleiden möchte, beachtete sie nicht. Bald kam eine andere hinzu, die es verstand, den Männern zu gefallen. Jene erschien hilflos und schugbedürftig; es schien so natürlich, so notwendig, daß sie sich rettungssuchend an einen Mann anklammerte.

Als die „Älteste“ gewahrte, daß man ihr den Verlobten nehmen wollte, erwachte zum ersten Male in ihr die Begierde, für ihr Recht zu kämpfen, sich zu verteidigen, die Stärke, die sie in der Arbeit erworben, gegen ihre Feindin geltendzumachen. Es war Abend, als sie die Entdeckung gemacht hatte. Sie kauerte auf dem Bettrand und sann und grübelte. Zwischen ihren Zähnen hätte sie die Feindin haben mögen, um ihr weh zu tun — so weh, wie jene ihr tat.

Schließlich schämte sie sich doch des Gedankens. Wie konnte sie, die Ältere, die Stärkere, der Jüngern, Schwächern schaden wollen? Sie streckte sich still auf ihr Lager. Heiße Tränen liefen ihr aus den Augen und verteilten sich brennend und ägend über die Haut. Es war ihr eingefallen, wie er mit der Feindin zusammen von ihr als der „andern“ reden, wie sie beide über sie lachen würden. Nein, nein, sie wollte es nicht dulden! Sie wollte reden; morgen — übermorgen wollte sie ihm sagen, daß er eine Frau brauche, die mit ihm arbeite, für ihn sorge; nicht eine, die sich an ihn hänge, sich von ihm durchs Leben schleppen lasse.

Aber am andern Morgen lebte wieder das Mitleid auf mit jener Schwachen, Haktuchenden. Und so wiederholte sich das Spiel:

abends kurz vor dem Schlafengehen Vorfälle voll Energie und der feste Entschluß zu handeln, und am andern Tage eine weiche, zweifelnde Stimmung und die Angst, durch selbständiges Eingreifen alles zu verderben und zu verlieren.

So vergingen Wochen, Monate.

Es war am Johannisabend. Sie liebte diesen Abend und wollte ihn still und für sich allein im Park feiern. Sie bahnte sich einen Weg durch dichtes Gebüsch, um einen Ausblick auf die untergehende Sonne zu gewinnen, deren schräge Strahlen so lang, so greifbar durch die Luft zitterten und doch nicht zu fassen waren — wie das Glück in der Welt. Bei einer Biegung sah sie ihn mit der andern. Ein Sonnenstrahl verklärte beider Gesichter. So glücklich, meinte sie, habe er sie niemals angeblickt. Und die andere? O — das arme, kleine Ding, sie schaute so selig drein, so hingebend, so vertrauend hing sie in seinem Arm. Wer hätte da das Herz haben können, ihren kurzen Traum zu stören?



Von der Beisetzung der Opfer der Luftschiffkatastrophe des L II:

Auf dem Garnisonfriedhof in der Berliner Hasenheide streut, nachdem der Ehrensalut abgefeuert war, der deutsche Kronprinz als Erster Blumen in die Gruft. Ihm folgten die Prinzen sowie sämtliche Generale. Erich Denninghoven, Berlin.

Die „Älteste“ nicht.

Sie räumte still und ungesehen das Feld, ohne sich bemerkbar zu machen, ohne den Kampf um die Liebe zu wagen, die ihr von rechts wegen gehörte, es kümmerte ja niemand, wie sehr sie sich härmte und wie der bittere wilde Kampf der Leidenschaft in ihr tobte. Sie begrub ihre Liebe, wie man ein totes Kind zur Erde bestattet. Die Mutter hört deshalb nicht auf, es zu lieben. Was lag daran, daß sie sich allein durchs Leben schlagen mußte? Sie war ja dazu befähigt und die andere nicht.

Sie wiegte sich ein in den Gedanken, daß er glücklich sei. Die Zeit kam ihr lindernd zu Hilfe und die Arbeit. Wenigstens Ruhe gewann sie wieder und einen gewissen Frohsinn, wenn man Freude an der Arbeit so nennen konnte. Es gab überall zu tun, und sie konnte immer nützlich sein. Sie haberte deswegen wieder mit Gott noch mit den Menschen.

Jahre vergingen, nie hatte sie bereut, dem stürmischen Drängen ihres Herzens damals nicht nachgegeben zu



Von der Trauerfeier für die bei der Katastrophe des Marineluftschiffes Amgekommenen:

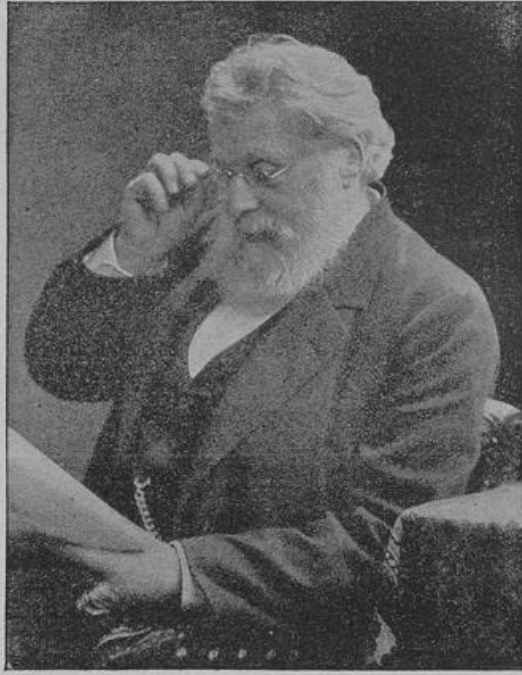
Int. Ill.-Co.

Die sechs kaiserlichen Prinzen im Trauergefolge; von links nach rechts: Prinz Oskar, Prinz August Wilhelm, Prinz Walbert, der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich, Prinz Joachim.

haben. Im Gegenteil. Sie empfand freudige Genugtung darüber, selbstlos gehandelt zu haben und kämpfte jedes widerstrebende Gefühl mit diesem Gedanken nieder.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, nicht „mehr als dich selbst“. Lächelnd schob sie das Buch zur Seite. Sie wußte, daß sie ihn mehr geliebt hatte, als sich selbst. Sie hatte ihm zu Liebe auf Glück verzichtet.

So lebte sie dahin, zufrieden mit der Gegenwart, ausgeöhnt mit der Vergangenheit, bis eine Nachricht von ihm sie erreichte. Eine unendlich traurige, bittere, niedererschmetternde Nachricht. Es war fast zum Wahnsinnigwerden. Da stand es mit entsetzlicher Klarheit und Deutlichkeit in der Zeitung. Sein Name und Vorname war in der Selbstmordchronik aufgeführt. Er war ins Wasser gegangen, weil seine Ehe eine unheilbar unglückliche geworden war. Vergebens also ihr hochherziges Opfer, ihr Selbstverzicht zu des Geliebten Gunsten; vergebens die langen, langen Kämpfe um den Frieden ihrer



Edmund Fabrikus,
Orgelbaumeister, 1. Beigeordneter der Stadt Kaiserswerth, beging am
15. Oktober seinen 75. Geburtstag.

Seele, vergebens die vielen trostlosen Tage und schlaflosen Nächte. Von der fürchterlichen Gewißheit, daß sie damals doch hätte sprechen müssen, wurde sie betäubt wie von einem schweren Schläge. Keine Empfindung kam ihr klar zum Bewußtsein. Es war, als sei der Zusammenhang ihres Wesens zerrissen, als fehle ein Glied in der Kette, welche die Triebfeder ihres Geisteslebens in richtiger Spannung hielt.

Heute ist sie erwacht aus dem geistigen Startrampf. Sie vermag wieder zusammenhängend zu denken, kann wieder mit Bewußtsein Schmerz empfinden; und das ist verhältnismäßig eine Wohltat für sie.

Ein Satz aber steht täglich, stündlich vor ihren Augen: Es war unrecht, zu schweigen! Und nur eine Hoffnung, ein Trost ist für sie vorhanden. Der Tod wird sie vom Leiden befreien. Auch in diesen Gedanken hinein drängt sich ihre Pflichttreue, ihr vernichtetes Selbstbewußtsein: Wied nicht, was den Lebenden Pflicht oder Schuld war, es auch für die Toten bleiben? —



Von der jüngsten Veranstaltung der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf: Gruppe von Dozenten und Teilnehmern des internationalen Ärztekurses über Bauchchirurgie.

Jos. Henne, Düsseldorf.

1. Prof. Dr. Pankow, Direktor der akademischen Frauenklinik in Düsseldorf; 2. Hofrat Prof. Dr. v. Eiselsberg, Wien; 3. Geh. Medizinrat Prof. Dr. Witzel, Direktor der akademischen chirurgischen Klinik, Düsseldorf; 4. Prof. Dr. Rossing, Kopenhagen; 5. Prof. Dr. Depage, Brüssel; 6. Prof. Dr. Sorthier, Brüssel; 7. Dr. Jaager, Leyden; 8. Dr. Haudek, Wien; 9. Prof. Dr. Clairmont, Wien; 10. Dr. Molneus, Düsseldorf; 11. Professor Dr. Jansen und 12. Dr. Borell, Oberärzte der akademischen Frauenklinik Düsseldorf; 13. Dr. Voß und 14. Dr. Schroers, Assistenzärzte in Düsseldorf.

Die Falle.

Novelle von Alfred Brie.

„Sehr wohl, ich werde sofort bei Ihnen vorsprechen.“

John Blad, der bekannte Detektiv, hängte den Hörer des Telefons wieder an und schüttelte die Asche aus seiner Tabakpfeife.

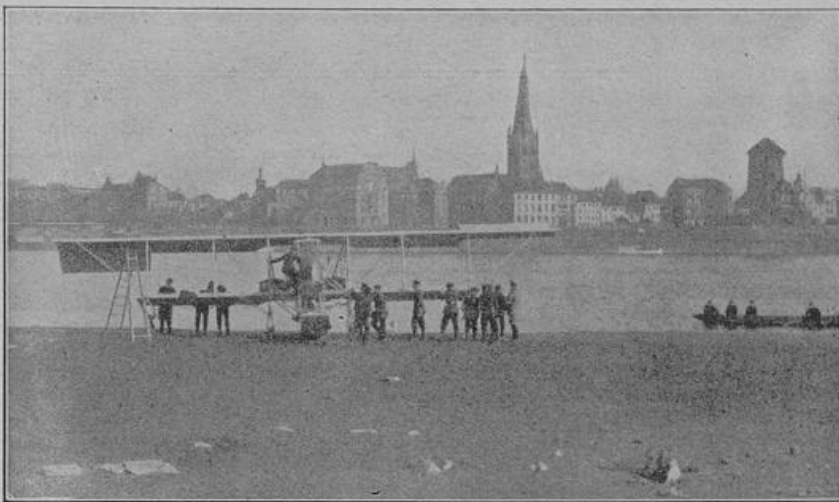
Es war der bekannte feine Bankier Nossig gewesen, der ihn um seinen sofortigen Besuch gebeten hatte, und zehn Minuten später ließ sich der Detektiv bereits bei ihm melden. Nossig selbst empfing ihn und bat ihn, in den Salon zu kommen, wo noch zwei andere Personen der Ankunft John Blads harrten.

„Meine Tochter Else,“ stellte der Bankier vor, und der Detektiv betrachtete mit Interesse das hübsche junge Mädchen. „Ungefähr zwanzig Jahre,“ dachte er, „sehr nettes Benehmen, scheinbar etwas verwöhntes Kind im Haus. Sehr schön, scheint in Paris arbeiten zu lassen, muß aber auch andererseits sehr wirtschaftlich sein, denn an ihren Fingernägeln klebt Bohnwachs.“

„Baron von Schneidewitz,“ stellte nun der Bankier den Herrn vor, der mit großem Interesse dem Erscheinen des Detektivs entgegengekommen hatte, „im Vertrauen darf ich Ihnen wohl sagen, daß meine Tochter sich demnächst mit ihm verloben wird.“

„Dreißig Jahre alt, der richtige Typ für Frauen, hübscher Kerl, aber nicht mein Geschmack,“ war der erste Gedanke John Blads, der auch den Gast des Hauses sofort einer unauffälligen Musterung unterzog. „Möchte gern den Gent spielen, aber der Geschmack scheint zu fehlen. Das ganze Kostüm sehr auffallend. Hat die Beinleider weit umgeschlagen, wahrscheinlich um die bunten seidnen Strümpfe zu zeigen.“ Dann wandte er sich an den Bankier.

„Sie vermissen einen kostbaren Brillanten, wenn ich Sie am Telefon recht verstanden habe?“



Wasserdoppeldecker des Flugingenieurs Ehrhardt A. G. Loreng, Düsseldorf.

vom Flugzeugbau Friedrichshafen stürzte beim Fluge vom Bodensee nach Kiel in der Nähe von Düsseldorf-Reisholz aus 40 Meter Höhe in den Rhein. Das Flugzeug wurde beschädigt und in Düsseldorf abmontiert.

„Ja, und das ganze Haus ist in Aufregung darüber.“

Blad lächelte. „Allerdings, das kann ich mir denken.“

„Die Hauptsache für uns,“ mischte sich der Baron in das Gespräch, „ist die, ob Sie den Stein finden können. Wir können es nicht, und gefunden muß er auf jeden Fall werden. Mir liegt besonders viel daran, denn man könnte sonst glauben, daß ich ...“

„Unjinn, Baron“, unterbrach ihn das junge Mädchen. „Sie beleidigen uns, wenn Sie so etwas nur annehmen können.“

„Es ist nämlich eine äußerst merkwürdige Geschichte,“ erklärte der Bankier. „Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, beabsichtigt sich meine Tochter in allernächster Zeit zu verloben, und ich zeigte dem Paare einen Stein, den ich ihr schenken wollte.“

„Welchen Wert hatte er?“ fragte der Detektiv.

„12 000 Mark. Aber lassen Sie mich zu Ende erzählen. Während wir den Stein betrachteten, stieß ich aus Versehen an dieses kleine

Eißen. Es gab nach, kippte um, ich zuckte unwillkürlich zusammen und ließ den Stein fallen. Und jetzt beginnt das Merkwürdige der ganzen Geschichte. Wir sahen ihn nirgends hinrollen, und seit dem Augenblick ist er spurlos verschwunden.“

„Der Baron hob sofort den Tisch auf,“ erzählte die Tochter des Bankiers weiter, „und wir alle drei durchsuchten sorgfältig das Zimmer, aber der Brillant blieb verschwunden. Es ist natürlich selbstverständlich, daß er irgendwo unbeachtet liegt, an irgendeinem Platz, an den wir nicht denken, und deshalb haben wir Sie hierhergerufen. — Ihnen wird es sicher ein leichtes sein, den Stein zu finden.“



Kurvenflug des Fliegers Pégoud,

der mit seinen haunenswerten Sturzflügen in Paris, Wien und Berlin großes Aufsehen erregte.

Seebald, Wien.

Sie lachte hell auf, und der Baron nahm jetzt die Gelegenheit wahr, auch seinerseits über die erzielten Resultate zu berichten.

„Herr Roffig und ich haben auf meinen Wunsch unsere Taschen entleert, und Fräulein Else hat ihre Kleider ordentlich durchschüttelt. Wenn Sie eine Durchsuchung meiner Person für nötig halten, stehe ich Ihnen selbstverständlich zur Verfügung. Der Stein muß unbedingt gefunden werden. Verzeihen Sie sich bitte in meine Situation. Herr Roffig hat keine Veranlassung, sich selbst zu bestehlen, seine Tochter steht außer jedem Verdacht, das Ding kann sich nicht in Luft aufgelöst haben, und da ich die einzige fremde Person bin, die bei dem Zwischenfall anwesend war, so muß auf jeden Fall, wenn auch kein Verdacht, so doch ein Mißtrauen gegen mich übrigbleiben. Deswegen ist es, weshalb ich darauf gedrungen habe, Sie, Herr Blad, hinzuzuziehen.“

„Wir haben schon bereits das ganze Zimmer durchsucht,“ bemerkte der Bankier. „Unter dem Fenster, unter den Sesseln, kein Pläschen ist undurchsucht geblieben. Sogar in dem Kohlentasten haben wir nachgesehen, obgleich wir wußten, daß der Brillant unmöglich dorthin gefallen sein könnte. Dann haben wir das Zimmer wieder in Ordnung gebracht und nach Ihnen telephoniert. Aus dem Fenster kann er nicht gefallen sein, denn es war geschlossen, und auch die Dienerschaft können wir nicht verdächtigen, denn auf

den Rat des Barons haben wir allein das Zimmer durchsucht.“ — „Das war sehr vernünftig,“ bemerkte der Detektiv, „denn damit entfällt auch die Möglichkeit, daß irgendeiner der Angestellten den Stein gefunden und beiseite gebracht haben könnte.“

„Sie werden bestimmt Ihr Renommee als einer der tüchtigsten Detektive zu wahren wissen,“ meinte lächelnd der Baron. „Wir haben jede Hoffnung aufgegeben, den Stein zu finden, aber wir sind überzeugt, daß es Ihnen ein leichtes sein wird.“

„Wollen Sie bitte einmal Ihren Mund weit öffnen?“ wandte Blad sich nach einem kurzen Augenblick des Nachdenkens an den Baron. Der junge Mann gehorchte, und Blad blinnte eifrig hinein, als hoffte er dort den vermißten Stein zu finden.

„Sie begreifen hoffentlich, daß ich keinen Verdacht aussprechen will, ich tue nur das, was man in solchen Fällen zu tun pflegt.“

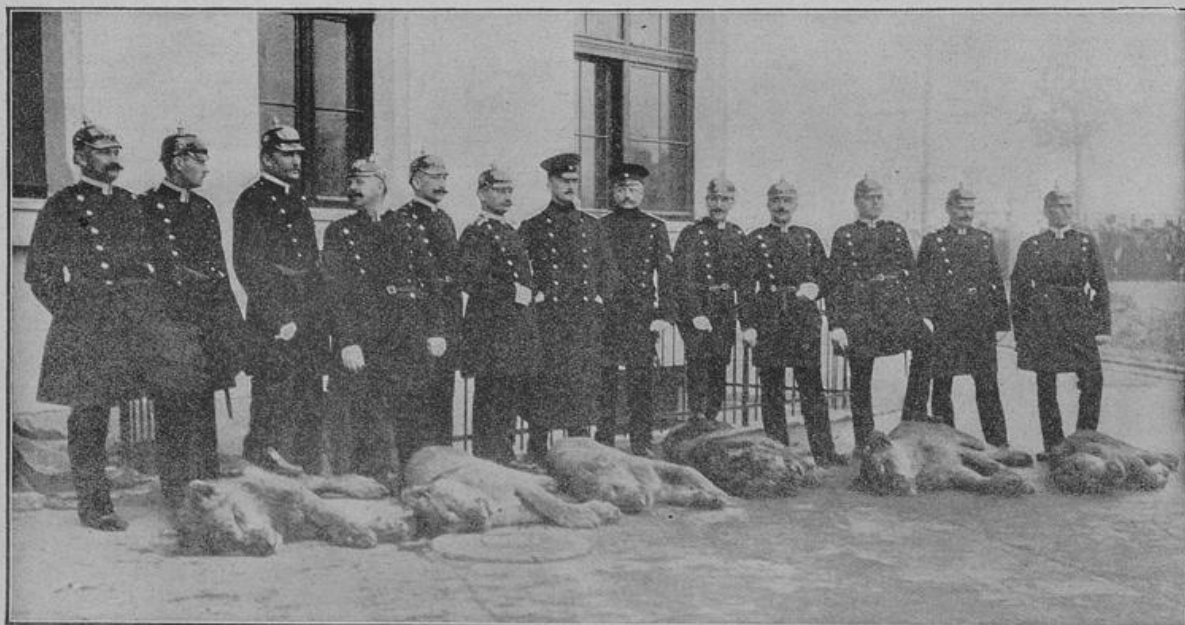
„Ich verstehe Sie vollkommen, antwortete der Baron, „und siehe Ihnen auch in jeder Beziehung zur Verfügung.“

„Dann ziehen Sie bitte Ihre Schuhe aus.“ Der Detektiv durchsuchte sorgfältig jeden einzelnen Schuh und fuhr mit der Hand langsam und bedächtig jede Falte im Leder entlang. „Ihre Taschen haben Sie, wie Sie sagten, bereits entleert. Ich brauche Sie also nicht nochmals zu behelligen.“

Dann wandte er sich an den Bankier. „Es ist wohl überflüssig, Sie zu durchsuchen. Wenn der Stein in einen Ihrer Schuhe



Hedwig Stavne, Int. Ill. Verlag.
geb. 1794 in Pleschen, beging am 16. Oktober ihren 119. Geburtstag im Dörschen Dornowo bei Mezeritz. Dort hütet die Gräfin noch heute die Gänse.



Löwenjagd in Leipzig.

Leipziger Presse-Büro.

Bei einem Menagerietransport in der Nacht zum 20. Oktober entwichen in Leipzig acht Löwen, von denen zwei eingefangen, die übrigen sechs von der Schützenmannschaft der VIII. Wache mittels Dienstrevolver erschossen wurden. Unser Bild zeigt die letztere sowie die „Strecke“.

gerichtet wäre, mußten Sie es unbeengt fühlen, und Ihre Taschen haben Sie auch bereits durchsucht, wenn der Brillant durch ein Wunder vielleicht hineingeraten sein sollte. Und Sie, gnädiges Fräulein, bestätigen mir auch, daß der Stein nicht in Ihrem Besitz ist. Wenn Sie nun gestatten, werde ich jetzt an die Arbeit gehen. Sie haben vielleicht die Güte, Herr Kossig, nach einem Diener zu klingeln."

Er hob die Sessel in die Höhe, schüttelte sie und durchsuchte sie aufmerksam von allen Seiten.

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich der Stein irgendwo eingeklemmt hat.“

Dann legte er alle Gegenstände, die sich in dem Zimmer befanden, auf einer Stelle zusammen und durchzog sie einer sorgfältigen Untersuchung, während die drei Personen, in einer Ecke des Zimmers stehend, seinem Vorgehen mit atemloser Spannung folgten. Schließ-



Aus dem Festzug zur Jahrhundertfeier in Berlin am 19. Oktober, veranstaltet von der Gruppe Großberlin des Jungdeutschlandbundes: Schottische Hochländer mit Indelsackpfeifern.

„Auch daran haben wir nicht gedacht“ rief der Baron. Eifrig, ohne sich um die andern zu kümmern, setzte der Detektiv seine Nachforschungen fort. „Ich bin zu Ende,“ sagte er in einem Tone schlecht verhehlter Bitterkeit. „Der Stein befindet sich nicht mehr hier in dem Zimmer.“

„Aber das ist doch Unzinn, Herr Blad,“ widersprach der Bankier. „Wie Sie selbst sagten ...“

lich fuhr er mit einem dünnen Stahl nochmals die Nähte entlang.

„Daran habe ich gar nicht gedacht,“ rief das junge Mädchen.

„Schneiden Sie den Stoff auseinander, wenn Sie es für nötig halten,“ rief der Bankier.

„Danke, das genügt bereits,“ antwortete Blad und ging langsam durch das Zimmer. „Alo der Kohlentasten ist auch bereits durchsucht? Dann muß ich woanders nachsehen.“ Und er ließ das Feuer im Herd löschen.



Aus dem Festzug zur Jahrhundertfeier in Berlin am 19. Oktober, veranstaltet von der Gruppe Großberlin des Jungdeutschlandbundes: Ein Teil der Andreas-Hofer-Gruppe. W. Braemer, Berlin.

„Ich habe das Zimmer auf das sorgfältigste durchsucht und kann ihn nicht finden. Mehr kann ich nicht tun. Sicherlich wird das Ding eines Tages wieder zum Vorschein kommen, aber ich finde ihn nicht.“

„Aber Herr Blad, ein Mann von Ihrer Bedeutung wird sich doch nicht bei einem so einfachen Falle geschlagen erklären.“

„Was soll ich tun?“ war die ärgerliche Antwort. „Gerade die einfachsten Fälle sind für uns Detektive oft unlösbar. Wenn Komplikationen vorhanden sind, dann kann uns unsere Phantasie helfen, das ist hier ganz ausgeschlossen. Ein Stein ist verloren worden, einen Verdacht zu äußern, ist unmöglich, also ...“

„Ich muß Ihnen gesehen, Herr Blad,“ sagte der Bankier, „daß Sie mich ein wenig enttäuscht haben. Sie geben das Spiel ziemlich schnell verloren. Als der Herr Baron mir riet, mich an Sie zu wenden, war ich überzeugt, daß Sie den Brillanten herbeischaffen würden.“

„Es tut mir wirklich sehr leid, aber jede Minute, die ich hier noch zubringe, wäre verlorene Zeit.“

„Dann will ich Sie nicht länger aufhalten,“ war die kühle Antwort. „Was darf ich Ihnen ...?“

„Bitte sehr, ich liquidiere nur, wenn meine Mission erfolgreich war. Ich habe die Ehre.“ —

„John Blad!“ las der Bankier auf der Visitenkarte, die am nächsten Tage ein Diener brachte. „Ich lasse bitten.“ Den ganzen Morgen hatte er dazu verwandt, das Zimmer nochmals zu durchsuchen, und das ergebnislose Resultat hatte nicht dazu beigetragen, seine schlechte Laune zu verbessern.

Der Detektiv begrüßte ernst den Bankier und holte einen in Papier gewickelten Gegenstand aus der Tasche.

„Bitte, hier ist Ihr Brillant. Aber ich muß Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich meine Befugnisse überschritten haben sollte. Sie gaben mir den Auftrag, den Brillanten zu finden, ich benutzte die Gelegenheit, mit Herrn von Schneidewitz ein ernstes Wort zu reden.“

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß er ...“

„Natürlich meine ich damit, daß er den Brillanten hatte. Aber diese Tatsache war ich mir gestern schon klar, als ich zwei Minuten hier war.“ — „Und warum sagten Sie es nicht sofort?“

„Weil ... weil ich eben ein Detektiv bin. Als Sie mir erzählten, daß der Stein spurlos verschwunden sei, zweifelte ich nicht einen Augenblick daran, daß sich einer von Ihnen ihn angeeignet hatte. Alles andere, was ich dann tat, das Zimmer durchsuchen und so weiter, war ein Bluff, um den Täter sicher zu machen. Während Sie mir die einzelnen Details erzählten, hatte ich Gelegenheit, alle genau zu beobachten. Schon bei meinem Eintreten in das Zimmer waren mir die umgeschlagenen Beinkleider des Barons aufgefallen. Es handelte sich für mich nur darum, festzustellen, ob der Brillant, den ich in der Falte des linken Beines entdeckte zufällig hineingefallen

wäre, oder ob ihn der Baron vielleicht dort versteckt hatte. Der Plan war nicht schlecht angelegt. Selbst wenn der Stein bei ihm gefunden worden wäre, hätte er sich damit entschuldigen können, daß es nur ein unglücklicher Zufall sei.“ John Blad hielt einen Augenblick inne und drehte sich bedächtig eine Zigarette.

„Das Hauptergebnis meines Berufes ist, logisch und rasch denken zu können. Als ich Sie verließ, war mein Entschluß gefaßt. Ich verbarge mich in der Nähe Ihres Hauses und brauchte nicht lange zu warten, bis der Baron erschien. An der Tür blieb er stehen. Ich konnte nicht sehen, was er tat, aber ich wußte es. Er nahm den Stein aus seinem Vest, aus Furcht, ihn unterwegs zu verlieren. Das war für mich der Beweis, daß der Brillant nicht zufällig dorthin gelangt war. Ich folgte ihm in die Wohnung und hatte mit ihm eine erregte Auseinandersetzung. Er

sah schließlich ein, daß hartnäckiges Leugnen ihm nur Schaden könne, und er händigte mir den Stein aus. Dann unterhielten wir uns noch ein Weilchen ganz freundschaftlich, und um ganz kurz zu sein, wir stellten fest, daß wir uns schon längere Zeit kennen, daß der Herr Baron aber damals bereits ein gewiegter Hochstapler gewesen war.“

„Ich muß Sie wirklich wegen meines gestrigen Benehmens um Entschuldigung bitten, Herr Blad,“ meinte der Bankier verlegen.

„Keine Ursache, das bin ich gewohnt. Aber nun gehen Sie zu Ihrer Tochter und schenken Sie ihr den Ring als Trost dafür, daß aus der Verlobung nichts geworden ist ...“



Das Fenster auf dem Gebiet des Kunsthandels: Ständige Kunstausstellung in einem Münchener Preisverlad. Kester & Co., München.

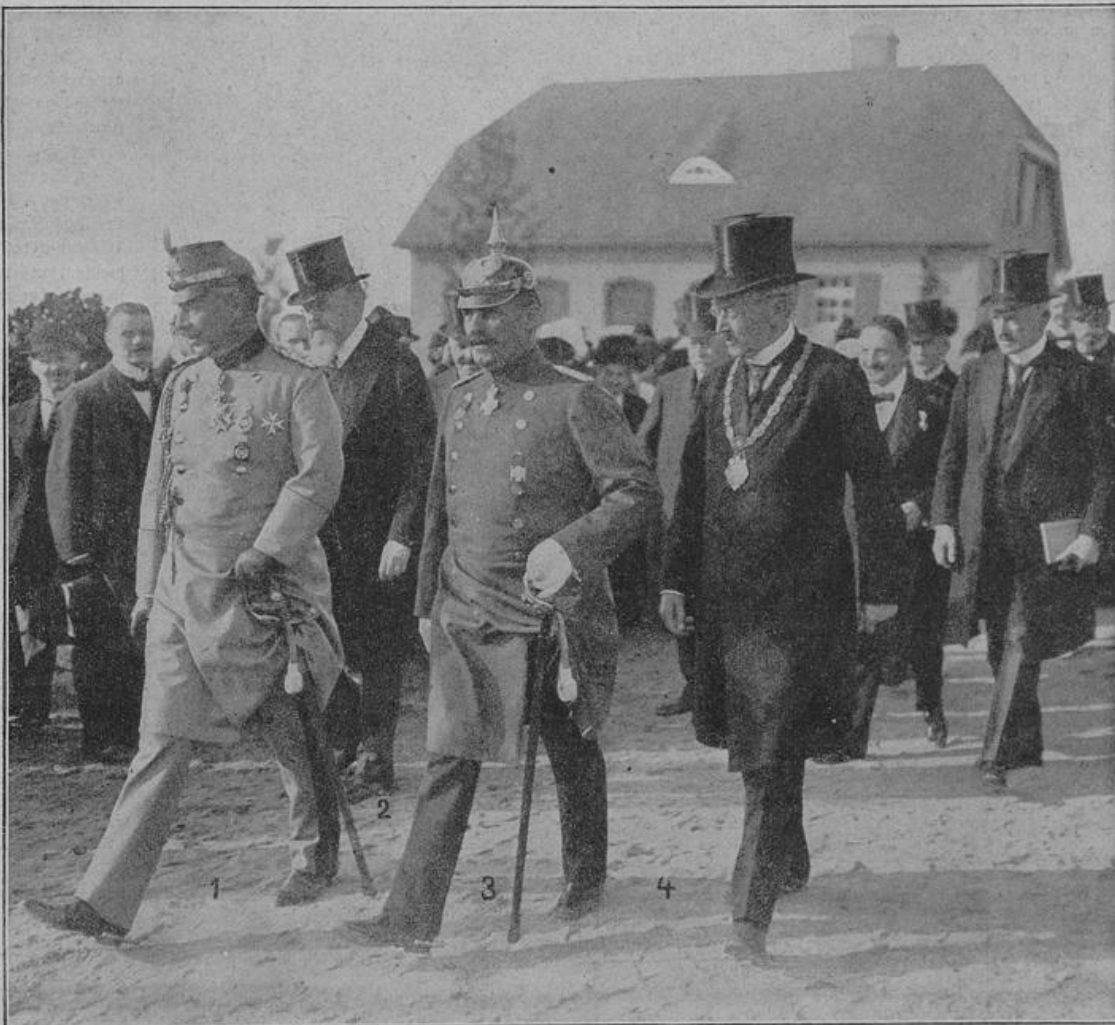
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 8. November

1915.



Zur Einweihung des neuen Kaiser-Wilhelm-Instituts für experimentelle Therapie in Dahlem
bei Berlin am 28. Oktober. Hohlwein & Straß.

1. Der Kaiser; 2. Kultusminister von Trott zu Solz; 3. der Vorsitzende des Kuratoriums Leibarzt des Kaisers Generaloberarzt Prof. Dr. v. Jilberg;
4. der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft Wirkl. Geh. Rat Dr. von Harnack.

Bluff.

Eine geheimnisvolle Geschichte von Ponjevez.

Sie sehen, meine Herren, mein Bureau ist ganz amerikanisch eingerichtet; die Schreibmaschine ist eine amerikanische, ebenso der Tisch, auf dem sie steht, der elektrische Läuteapparat, ja, meine Bleistifte sind sogar amerikanischen Ursprungs. Und ich wünsche, daß meine Zeitung nach amerikanischen Systemen redigiert wird; keine literarischen Artikel, denn das Publikum versteht nichts von Literatur und will nichts lesen, was es nicht versteht; es will Neuigkeiten haben, Sensationen. Man muß verstehen, mit seinen Nerven zu spielen, jede Ausgabe muß eine neue Sensation bringen. Amerikanisieren Sie sich, meine Herren, amerikanisieren Sie sich ..."

In seinem Privatkontor hatte der Verleger der „Volksstimme“ seinen um ihn versammelten Redakteuren diese Rede gehalten, und er war, als er die erstaunten Gesichter um sich herum musterte, mit der Wirkung zufrieden. Einige Tage später ließ sich Gaston Longuy, einer der Mitarbeiter der „Volksstimme“, in dringender Angelegenheit bei dem Direktor melden. Schon einmal hatte er die Aufmerksamkeit des amerikanisierenden Verlegers erregt, als er anlässlich des Königsmordes in Serbien das wundervolle Originaltelegramm überfannt hatte, das nachher auf allen Boulevards ausgerufen wurde: Sensationelles Interview des Prinzen Peter Karageorgewitsch. — Er will nichts sagen.

„Der Mann hat Talent,“ hatte schon damals der Verleger gesagt, und er war neugierig, mit welchen Vorschlägen Longuy jetzt an ihn herantreten würde. Kühl gemessen, jeder Zoll der echte Yankee, empfing er den Redakteur.

„Was bringen Sie? Fassen Sie sich kurz!“

„In Courgeville, 60 Kilometer von Paris entfernt, ist in einem kleinen Wäldchen an der Bahn ein Verbrechen verübt worden ...“

„Jeden Tag werden Verbrechen begangen,“ bemerkte der Direktor. „Aus diesem könnten wir aber etwas ganz Besonderes machen, eine Sensation für mehrere Tage, für Wochen die Auflage, muß sich verdoppeln. Ich habe bereits einen Plan.“

„Lassen Sie hören, aber kurz ...“

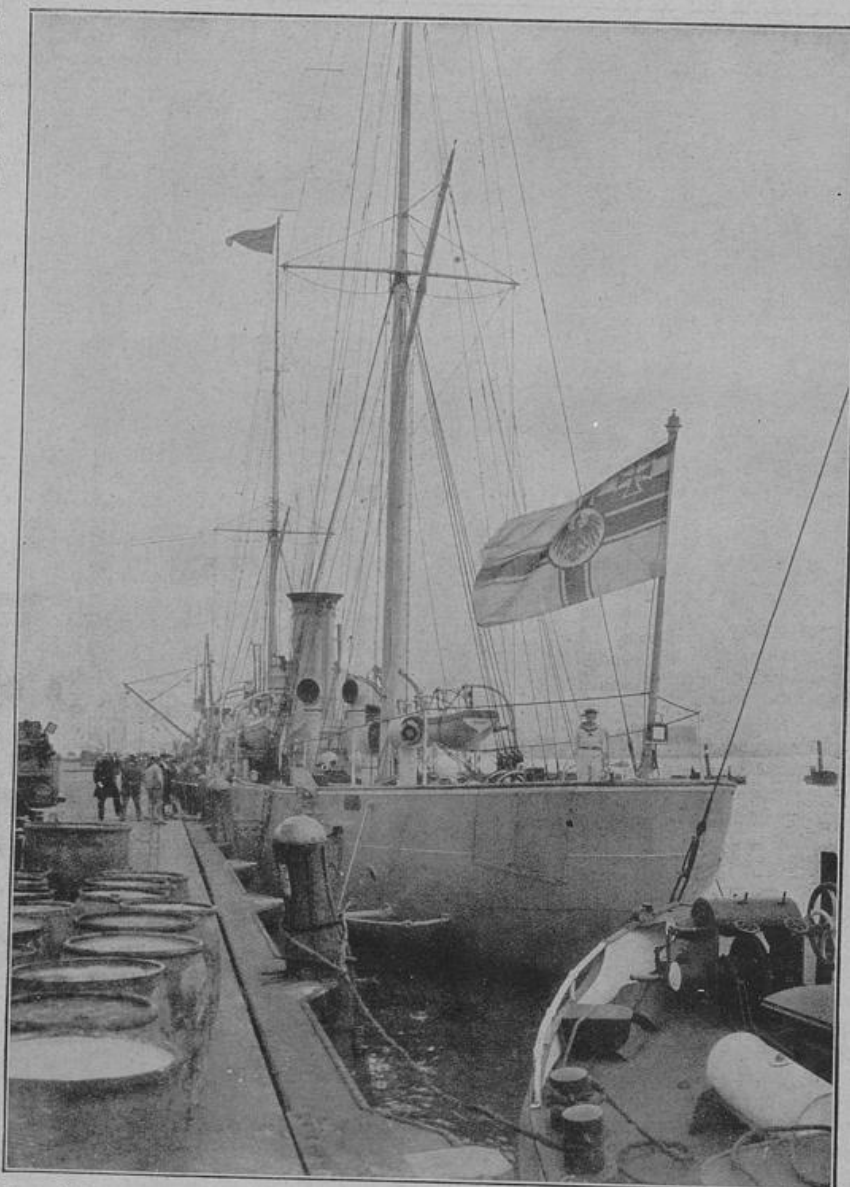
„Das Opfer des Verbrechens, das nackt und verstümmelt aufgefunden wurde, ist bis jetzt noch nicht rekonstruiert worden; der Kopf, die Hände, die Füße sind verschwunden; es ist unmöglich, die Identität festzustellen. Man weiß nur, daß es eine Frau ist, eine junge Frau ist. Von dem Mörder fehlt jede Spur, die Polizei weiß nichts oder will nichts wissen.“ — „Nun, und Ihre Idee?“

„Ich reise nach Courgeville, ich mache mich dort durch Redensarten verdächtig; man verhaftet mich, eine Untersuchung wird eingeleitet, ich widerspreche vorläufig nicht der Anklage, und ich sende

täglich der „Volksstimme“ durch Vermittlung eines Aufsehers, den ich bestechen, die Einträge dieses Untersuchungsgefängnisses, ohne natürlich ein Wort über meine Schuld oder Unschuld zu sagen. Sie erlassen sofort ein Preisversteigerungsschreiben: 100 000 Franken demjenigen Abonnenten, der am besten aus meinen Briefen meine Schuld oder Unschuld begründet. Wohlverstanden, den Preis erhalten natürlich einige Bekannte, die uns für einige Franken oder für ein Souper die notwendigen Quittungen geben. Ist das amerikanisch? Was?“

„Longuy, Sie sind ein genialer Mensch! Gehen Sie sofort an die Arbeit, selbstverständlich wird der Verlag während der Dauer Ihrer Gast die Kosten für die Selbstbezahlung zahlen.“

Longuy kannte Courgeville und seine Umgebung ganz genau; er hatte vor einem Jahre von einer jungen hübschen Frau die Erlaubnis erhalten, sie in



Der mit der Beaufsichtigung der Seefischeret in der Nordsee beauftragte Fischereifreuzer Bieten (Wasserdrängung 1000 Tonnen, 2350 indizierte Pferdekraft) zum Besuch in Rotterdam.

ihrer Heimat zu besuchen — in allen Ehren natürlich — und dort, in Courgeville, hatte sie ihm versprochen, die Seine zu werden, wenn das Gericht die Scheidung von ihrem Manne, der seit zwei Jahren spurlos verschwunden war, ausgesprochen oder ihn für tot erkläre.

Der Reporter löste seine Aufgabe so gut, daß er bereits einen Tag nach seiner Ankunft als des Mordes verdächtig verhaftet und vor den Untersuchungsrichter geführt wurde. Longuy war entzückt über seinen Erfolg, und er sah ein, daß er nun alles vermeiden mußte, was eine schnelle Freilassung herbeiführen konnte. Sein erstes Verhör verlief daher vollständig resultatlos.

„Mein Herr, ich werde mich nicht verteidigen; Sie erheben Anklage gegen mich; an Ihnen ist es also, die Anklage zu begründen.“ — „Sie werden mich trotzdem durch Erklärungen unterstützen,“



Sinderntreiten in Pöberitz.

Phot. Hupelmann.

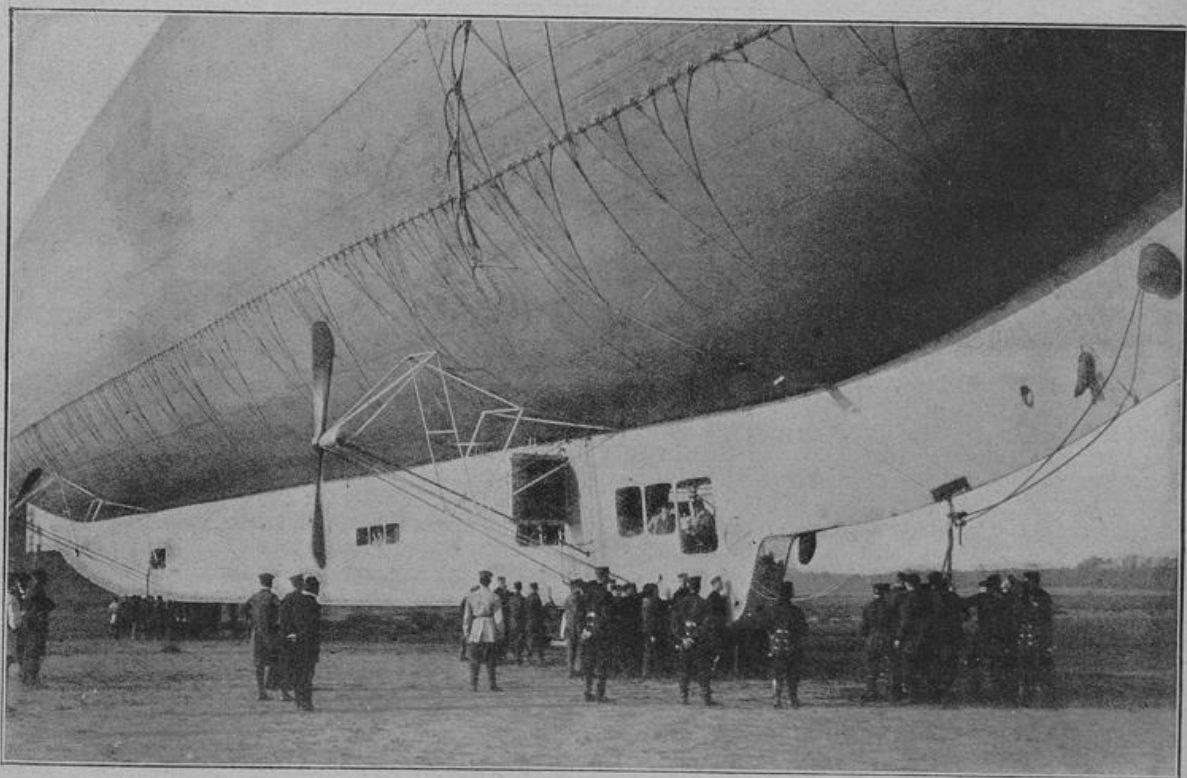
meinte der Richter wohlwollend, „wenn die gegen Sie erhobene Anklage auf wirklich falschen Voraussetzungen beruhen sollte.“

„Ich gebe überhaupt keine Erklärungen ab; wenn Sie Ihr Material gesammelt haben, werde ich wissen, was ich zu sagen habe. Wenn Sie mich einwandfrei des Verbrechens überführen, wäre ja die Verteidigung zwecklos. Finden Sie dagegen keine ernsthafte Begründung Ihres Verdachtes, dann wäre es doch sehr naiv von mir, sie Ihnen zu geben.“

„Das hört sich beinahe wie ein Geständnis an.“

„O nein, es ist eine Vorsichtsmaßregel. Wie viele Male haben sich Unschuldige durch unüberlegte Antworten in das Verderben gestürzt!“

Drei Tage hatte Longuy allen Fragen seines Richters einen stummen Eigensinn entgegengestellt, am vierten las er in seinen Mienen, daß er irgendeine Neuigkeit zu erwarten habe.



Probefahrt des neu montierten Versuchsluftschiffes „V I“ der deutschen Luftschiffwerft in Düsseldorf am 25. Oktober.

Das aus Aluminium und Stahl gebaute Luftschiff ist 84,6 Meter lang und hat einen größten Durchmesser von 12,91 Metern. Hofphot. Jul. Söhn, Düsseldorf.

„Schade!“ dachte er. „Der Richter hat den ganzen Schwindel entdeckt und wird mich jetzt freilassen.“

„Heute,“ begann der Beamte, „ist es ganz gleichgültig, Longuy, ob Sie sprechen oder nicht. Unsere Ermittlungen sind abgeschlossen, der Indizienbeweis ist komplett. Sie werden demnächst vor den Geschworenen erscheinen.“

Der Reporter konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Sehen Sie,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „ein einziger Punkt bereitete mir Schwierigkeiten, das Opfer des Verbrechens zu identifizieren. Es ist schwer, jemand des Mordes anzuklagen, wenn man nicht weiß, wer der andere ist, aber jetzt kennen wir die Person der Ermorderten.“

„Wirklich? Und können Sie mir den Namen verraten?“

„Sofort, aber zuerst werde ich Ihnen genau schildern, wie Sie das Verbrechen begangen haben.“

„Ich bin in der Tat neugierig,“ antwortete Longuy lächelnd

Longuy schwieg nachdenklich, aber der Richter fragte ihn brüsk:

„Wo haben Sie die Nacht vom 10. zum 11. Oktober zugebracht?“

Diese Frage setzte den Angeklagten augenscheinlich in Verlegenheit.

„Ich habe darauf nichts zu antworten; sagen Sie mir doch, welche Beweise Sie haben, daß ich es gewesen sein soll.“

„Sie sind um 7 Uhr abends aus Paris abgereist und um 9 Uhr in Courgeville angekommen; um 11½ Uhr sind Sie mit dem Schnellzug wieder zurückgefahren und um 1 Uhr morgens in Paris eingetroffen. Um 7½ Uhr morgens suchten Sie Ihre Wohnung auf.“

„Wer hat mich reisen sehen? Niemand.“

„Wahrscheinlich, weil Sie sich verkleidet haben, und diese sorgfältigen Vorbereitungen sind ein Beweis Ihrer Schuld. Ein anständiger Reisender braucht sich nicht zu verbergen und vor aller Welt zu verstecken. Zwei und eine halbe Stunde haben Ihnen genügt, um Ihr Opfer, das mit Ihnen Paris verließ, zu ermorden und zu verstümmeln.“

„Was die Polizei doch alles ermittelt,“ sagte Longuy ironisch;



Torinomachi, der Markt, der in Japan am Volkstag (11. November) abgehalten wird.

Gebr. Haackel.

und überzeugt, daß er mit einem Wort das ganze Gebäude des Untersuchungsrichters zusammenwerfen konnte, mit dem Worte: Das ist alles ja nur fauler Mist; ich habe niemand ermordet und beantrage, den Verleger der „Volkstimme“ als Zeugen zu laden.

„Die Unglückliche hat den Tod gefunden, als sie glaubte, daß Liebe sie erwartete, sündige, strafbare Liebe, für die ihr Verführer sie selbst bestraft hat ...“

„Ah, also ihr Geliebter hat sie ...“

„Ja, Longuy, ihr Geliebter hat sie am 10. Oktober ermordet.“

„Ich glaube, es war der 12.“

„Die Leiche wurde am 12. entbald, das Verbrechen ist am 10. begangen worden.“

„Woher wissen Sie das so genau?“ fragte der Angeklagte neugierig.

„Weil Sie in der Nacht vom 10. zum 11. heimlich aus Paris verschwunden sind, und weil man seitdem die Frau, die Ihr Opfer wurde, nicht wieder gesehen hat. Dieses Zusammentreffen ist kein zufälliges, ist für Sie sehr belastend, wenn nicht vernichtend.“

die ganze Erzählung des Richters schien ihm unglaubliche Groteske. Aber plötzlich wandelte sich sein Sarkasmus in Staunen und Entsetzen, denn der Richter fuhr in seiner Erzählung fort:

„Sie sind erst um 7½ Uhr nach Hause zurückgekehrt, weil Sie die Nacht in einem uns ebenfalls bekannten Hotel zubrachten. Und warum taten Sie das? Um sich ein Mißi zu verschaffen. Sie hatten unter falschem Namen am vorhergehenden Tage ein Zimmer bestellt, Sie sind mit einer Frau, die man seitdem nicht mehr gesehen hat, dort abgestiegen. Um 1 Uhr nachts sind Sie wieder im Hotel erschienen, und Sie glaubten, daß niemand Ihre Anwesenheit bemerkt hat, daß man Ihnen die Reise nach Courgeville nicht nachweisen kann. Ihr Plan ist sehr fein angelegt, zu fein; ein Reisender, der sich nichts vorzuwerfen hat, ist nicht so sorgfältig bemüht, seine Anwesenheit in einem Hotel zu gewissen Stunden so auffällig bemerkbar zu machen. Oder wollen Sie mir jetzt vielleicht erzählen, wo Sie in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober waren?“ — Longuy schwieg verlegen; die Ermittlungen des Richters stimmten aufs Haar. Er hatte

in der Tat ein Zimmer in dem Hotel bestellt und war dort mit einer Frau erschienen, um zu soupieren, aber nur, weil er jede üble Nachrede vermeiden, sich öffentlich nicht mit ihr zeigen wollte. Und seine und ihre Ehre verboten ihm, darüber zu sprechen, ihren Namen preiszugeben; sie war es gewesen, die ihn voriges Jahr nach Courgeville eingeladen hatte, und die ihm nur den einen Abend geschenkt hatte, um sich mit ihm über ihre Zukunftspläne zu beraten. Wenn diese Frau nun erschien und vor dem Richter erklärte: An jenem Abend war ich von 8—11 Uhr mit Gaston Longuy zusammen, was blieb dann von der Anklage gegen ihn übrig? Aber diese Aussage war unmöglich, wollte er die Geliebte nicht kompromittieren, und sie war auch nicht notwendig. Genügte nicht ein Wort, um der ganzen Komödie ein Ende zu machen? Schon wollte er dieses Wort aussprechen, als der Richter, der das Schweigen des Angeklagten für Schuldbewußtsein hielt, den letzten entscheidenden Schritt tat.

„Diese Frau, die Sie ihrer Pflicht abwendig machten, die Sie erst nach Paris und dann nach



Gerrit Mesdag,

Van Dias, Amsterdam.

der berühmte holländische Marinemaler, in seinem Atelier im Haag. Mesdag, der längere Zeit bedenklich erkrankt war, hat wieder zur Palette gegriffen.

Courgeville führten, um sie zu ermorden — wir kennen ihren Namen, trotz aller Verkümmungen ist sie rekonstruiert worden: es ist Frau Henriette Vallesin, geborene Cardevache.“

„Henriette! Frau Vallesin! Unmöglich, sie kann nicht tot sein!“

„Bitte, spielen Sie hier keine Komödie! Sie ist tot, und Sie wissen es ganz genau, weil Sie selbst sie ermordet haben.“

„Aber nein, hier liegt ein Irrtum, ein entsetzliches Mißverständnis vor. Ich soll der Mörder sein? Das istbarer Unsinn. — Ein Reportertrick ist es, den ich angewandt habe, um mich über den Stand der Untersuchung zu informieren, der Verleger der „Vollstimme“ wird es Ihnen bestätigen, daß ich die ganze Farce mit ihm vorher vereinbart habe.“

„Gut, gut. Ihre Märchen können Sie den Geschworenen erzählen.“

„Aber, mein Herr, nicht wahr, Frau Vallesin ist nicht tot?“

Sier ist die Todesurkunde und die Aussagen ihrer Bekannten.

„Aber dann,“ rief Longuy,

„muß sie später ermordet worden sein. Sie hat ja erst den Zug um 12 Uhr 15 Minuten benutzt, um nach Courgeville zurückzukehren.“



Leonardifahrt in Tölz am 6. November.

Keiser & Co., München.

Zur Leonardifahrt in Bad Tölz strömen die Bauern festlich geschmückt aus dem ganzen Hsarwinkel zusammen; interessant sind namentlich die bemalten Wagen. Ursprünglich ein Odinsfest, worauf noch die beiden, den Zug anführenden Schimmel hindeuten, trägt heute die Fahrt den Charakter einer kirchlichen Prozession.

Der Richter zuckte die Schultern. — Die „Volksstimme“ konnte ein ungewöhnlich sensationelles Interview mit dem mutmaßlichen Mörder der Frau Ballestin veröffentlichen; die Nummer fand reisenden Abfah, der Direktor war im siebenten Himmel.

„Lieber Freund, Sie haben allerdings viele Trümpfe in der Hand,“ sagte der Verteidiger zu Longuy vor Beginn der Gerichtsverhandlung. Der Staatsanwalt hat absolut keine Beweise; die ganze Anklage ist auf Indizien, auf moralische Schlüsse aufgebaut, deren Glaubwürdigkeit man leicht erschüttern kann. Aber erzählen Sie um Gottes willen nicht dem Gerichtshofe und den Geschworenen das Märchen, das Sie sich spafeshalber gemacht haben; ich könnte in diesem Falle für nichts einstehen.“

„Aber es ist in der Tat so,“ rief der Reporter, „ich wollte mir damit einen Namen machen. Können Sie sich denn überhaupt vorstellen, wie mir zu Mute ist! Henriette tot, die ich anbetete! Ich könnte den Elenden erwürgen, der das Verbrechen begangen hat.“

Und es kam in der Tat, wie der Verteidiger ihm vorausgesagt hatte. Kaum hatte er im Verhör seinen Plan entwickelt, wie er der „Volksstimme“ eine noch nicht dagewesene Sensation verschaffen wollte, wurde er vom Präsidenten unterbrochen.

„Man spielt nicht mit den Behörden, das ist eine Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen.“

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt?“ flüsterte der Verteidiger. „Jetzt haben Sie das Gerücht vor den Kopf gestoßen und selbst auf mildernde Umstände nicht mehr zu rechnen.“

Auch auf den Bänken der Geschworenen zeigte sich lebhaftere Entrüstung.

Der Direktor der „Volksstimme“ bestätigte alle Angaben des Angeklagten. —

„Sehen Sie wohl!“ rief Longuy erfreut. „Mein Herr,“ wandte sich der Staatsanwalt an den Zeugen, „ist es möglich, daß ein Mann wie Sie, ein Mann, der selbst seinen amerikanischen Scharfbild rühmt, nicht sofort die Falle gemerkt hat, die der Angeklagte Ihnen stellte? Mit einer fast unglaublichen Frechheit glaubte er alle Beweise, die sich gegen ihn erheben konnten, damit abzutun, daß er Ihnen sagte: Ich selbst habe sie erfunden, konstruiert, um der Justiz ein Schnippchen zu schlagen, um dem Publikum zu zeigen, wie leicht man das Gericht hinter's Licht führen kann.“

Der Direktor wurde verlegen; es war ihm peinlich, daß man ihn für naiv und leichtgläubig hielt, und nach kurzem Ueberlegen antwortete er:

„Im Stillen, bei mir selbst dachte ich ja, daß man Longuy nicht glauben dürfe, aber ich sagte mir, wenn er sich selbst in den Rücken des Wolfes wirft O entschuldigen Sie, wenn ich einen solchen Vergleich wagte. . . .“

„Es ist gut; sehen Sie sich!“ befahl der Präsident.

Im Zuhörerraum war die Aufregung, die Wut auf das höchste gestiegen, und auch die Geschworenen betrachteten den Angeklagten mit feindlichen Blicken. Die Beweisaufnahme war geschlossen, und der Richter beschloß Vertagung bis zum nächsten Tage. Als Longuy von vier Gendarmen abgeführt wurde, scholl hinter ihm das Geheul der empörten Menge: „Auf dem Schaffot mit dem Mörder!“

An sich und der Welt verzweifeln, lehrte der unglückliche Journalist in seine Zelle zurück. Am nächsten Morgen ließ sich vor Beginn der Verhandlung eine tief verschleierte Dame beim Staatsanwalt melden.

„Mein Herr, ich bin Frau Ballestin.“

„Sie, Frau Ballestin? Ausgeschlossen; hier habe ich alle amtlichen Dokumente, daß Frau Ballestin tot ist.“

„Und hier sind die Papiere, die meine Identität beweisen. Als ich vor ungefähr zwei Wochen aus Paris, wo ich mit Herrn Longuy zusammengetroffen war, nach Hause zurückkehrte, fand ich ein Telegramm vor, daß mein seit Jahren verschollener Mann im Sterben liege und mich zu sprechen wünsche. Ich eilte sofort, ohne Zeit zu haben, irgend jemand zu benachrichtigen, zur Bahn, reiste nach Havre und nahm den nächsten Schnelldampfer nach Amerika. Ich traf meinen Mann nicht mehr lebend an, und sofort, nachdem alle Formalitäten erledigt waren, kehrte ich nach Europa zurück. Hier erfuhr ich von

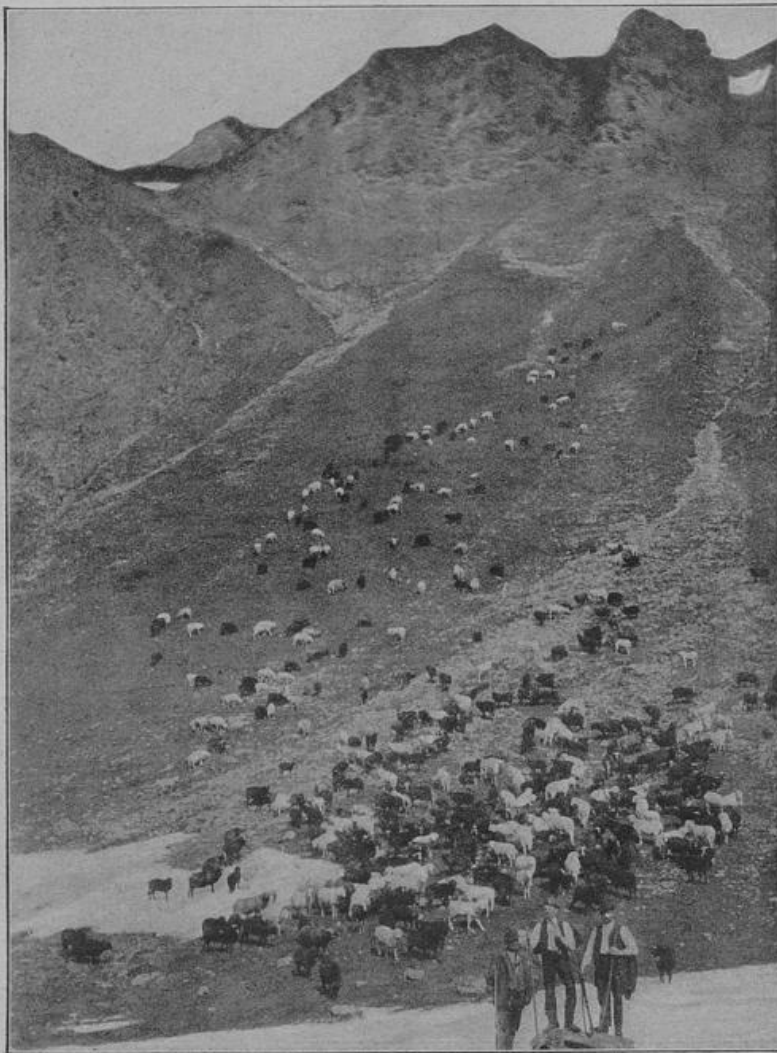
dem schmachlichen Verdacht, der auf Longuy ruht, und hier bin ich, um Zeugnis für den Mann abzulegen, der mein Gatte werden soll . . .“

Eine halbe Stunde später verließ Longuy am Arm der Frau Ballestin das Gefängnis, begleitet von dem Verleger der „Volksstimme“.

Als sie am Bahnhof die Ankunft des Zuges erwarteten, um nach Paris zurückzukehren, sagte der Verleger:

„Aber wissen möchte ich doch, wer die Ermordete und ihr Mörder gewesen sind?“

„Mein Ehrgeiz ist gestillt,“ erwiderte Longuy, den Arm um seine Braut schlingend, „ich überlasse gern einem andern den Ruhm . . .“



Pfunds in Tirol: Rückkehr der Sennen von der Alm mit den ihnen anvertrauten Herden.

Phot. Edl. Gampert, Pfunds.

Das Löschblatt.

Novellette von Charles Foley. Deutsch von Alfred Brie.

„Ihr habt unrecht, nicht mehr an Vampire zu glauben,“ sagte uns lachend Toni Lubey, der Tenorbuffo der tomischen Oper. „Es gibt doch noch welche, vielleicht weniger blutgierige als in den alten Zeiten, aber mindestens ebenso gefährliche.“

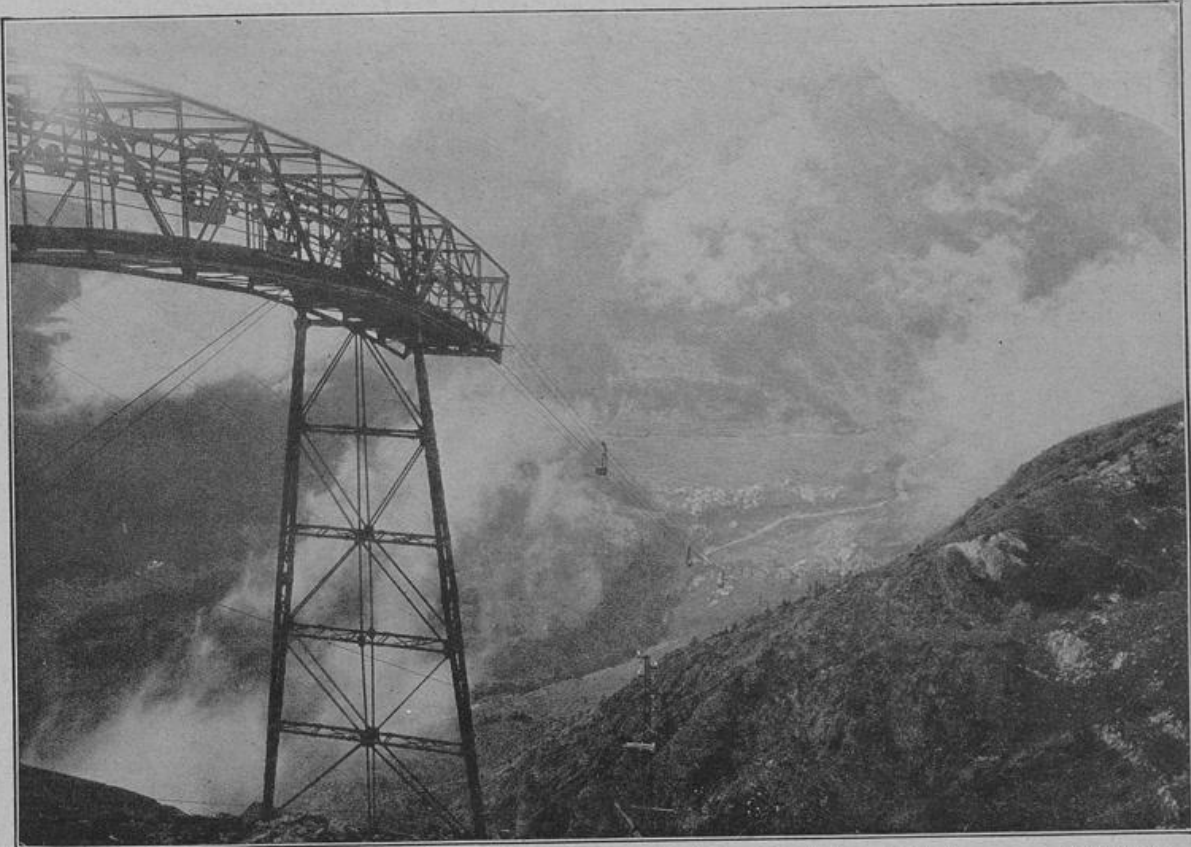
„Hast du so schlimme Erfahrungen mit ihnen gemacht?“

„Ja, einmal, und ich bin gerade noch mit einem blauen Auge davongekommen. In Nizza war es, in der wundervollen Villa der Frau, die man früher die schöne Madame Hawkins nannte.“

„Madame Hawkins? Ist das nicht die Frau des amerikanischen Multimillionärs, deren Scheidung seinerzeit so viel Aufsehen erregte?“

„Ist wie im Traume umher, ich war geblendet von der schillernden Pracht, von dem Lichtmeer, von den blendenden Frauenschultern, und der einzige Gedanke, der sich in diesem Milieu mir aufdrängte, war, hier einen Liebesroman zu erleben.“

Ich weiß nicht, wer mich aufforderte zu singen, und wer mich zum Klavier führte. Es war mir ganz klar, daß die Zuhörer keine ernste Kunst verlangten, sondern nur ein wenig Zerstreuung, um mit Mühe zu verdauen, und ich wählte daher zwei leichte Massenetsche Romanzen. Der Erfolg übertraf alle meine Erwartungen, und ich mußte noch ein Lied zugeben. Während alles um mich herum noch begeistert Beifall klatschte, rauschte eine sehr befolletierte Dame an mich heran und beugte sich tief über mich, der ich noch immer am Klavier saß. — „Eine wunderbare Stimme, nicht wahr, Madame Hawkins?“ riefen einige Damen hinter ihr.



Anlage einer 50 km langen Drahtseilbahn zur Ausbeutung der Erzlager bei Aosta.

Brocherel, Aosta.

Am Fuße des 4061 m hohen Gran Paradiso, 6 Wegstunden südlich von Aosta, in einer Höhe von 2500 m liegt eines der reichsten Eisenerzbergwerke Italiens. Um diese Bodenschätze rationell auszubenten, wird eine 50 km lange Drahtseilbahn gebaut, von der ein 3500 m langes Stück am 7. Oktober eröffnet wurde. Durch diese Bahn, die 1000 m Höhenunterschied überwindet, können stündlich 2000 Zentner Erz bis Cogné, das man in der Tiefe sieht, befördert werden.

„Ganz recht, und da sie selbst auch sehr reich ist, führt sie das prächtigste Leben von der Welt. Sie geht zwar nie in Gesellschaft, aber alles, was Anspruch macht, elegant zu sein, drängt sich in ihren Salons. Es stimmt ja, daß man die Mütter und Gattinnen und Töchter nicht bei ihr sieht, aber die Väter, die Gatten, die Söhne sind stets vollständig zur Stelle. Und Damen waren auch anwesend, Frauen, die im Leben einmal oder vielleicht mehrere Male Schiffbruch gelitten hatten, junge Künstlerinnen, also eine Gesellschaft, die ziemlich frei von Vorurteilen ist.“

Aber dies alles erkannte ich erst später. Ich war damals ein grüner Bursche von knapp zwanzig Jahren, und verlegen und schüchtern hatte ich das erste Mal ihre Salons betreten, in die mich ein Freund eingeführt hatte. Man verkehrte dort wie in einem Café. Ich wurde nicht einmal Madame Hawkins vorgestellt, die, abseits von den Gästen, auf der Terrasse in einen ziemlich heftigen Flirt vertieft schien. Ich

„Seine Augen sind noch viel schöner,“ antwortete sie kühl, aber unter ihren dunklen Wimpern zuckte ein heißer Strahl zu mir herüber. Dann spielte ein rätselhaftes Lächeln, das die feinen Fältchen um ihren Mund stärker hervortreten ließ, um ihre Lippen, und leise flüsterte sie mir zu:

„Kommen Sie heraus auf die Terrasse, die Luft ist hier erstickend.“

Es klang wie eine höfliche Phrase, aber welche Versprechungen lagen nicht in dem weichen Timbre ihrer Stimme. Stumm lehnten wir an der Balustrade, und ich, der Tenor, der „feurige Herzensbrecher,“ wußte nicht ein Wort zu sagen.

Sie hustete leise, ein Mühspern, das ich kannte und das bedeutete:

„Nun, hast du mir nichts zu sagen? Weshalb fürchtest du dich?“

Aber sonst nichts, nicht ein Blick, nicht ein Zeichen der Ermunterung. Sie, die raffinierte Meisterin der Liebe, wollte, daß von meiner Seite das erste Wort falle, sie wollte der gewährende Teil sein.

Ich fühlte, wie sich rings um uns alles still verhielt, um nicht ein Wort, nicht einen Blick zu verlieren. Verlorene Liebesmühe! Wie gelähmt von meinem unerwarteten Glück, wütend über mich selbst, stand ich neben der noch immer schönen Frau. Endlich schien auch sie die Geduld zu verlieren.

„Die Nächte von Nizza sind sehr frisch,“ sagte sie plötzlich in einem unnachahmlich satirischen Ton. „Sie fürchten wohl, Ihre Stimme zu verlieren?“ — Ich stammelte einige nichtsagende Entschuldigungen, aber mit einer gebieterischen Bewegung hieß sie mich schweigen und machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Vor einem halberleuchteten kleinen Boudoir blieb sie stehen.

„Bitte, treten Sie in mein Zimmer. Es ist geheizt, und Sie werden hier hoffentlich Ihre Stimme nicht verlieren. Für jeden Fall finden Sie hier Tinte und Feder, alles, was Sie brauchen, um zu schreiben . . ., was Sie vielleicht in Worten nicht ausdrücken können.“

wischt, nicht ein Wort war zu lesen. Noch einmal all das Liebesgestammel zu wiederholen, nein, das war unmöglich. Während zerriff ich den Brief, der Zauber der Stunde war verfliegen. . . .

Aber was nun beginnen? Aus Langeweile, vielleicht auch aus Neugier griff ich nach dem Löcher, und nachdem sich meine Augen an dieses Labyrinth von Schriftzügen gewöhnt hatten, konnte ich einzelne Worte unterscheiden.

„. . . bete Dich an“, . . . heute abend im Park,“ . . . ich liebe Dich wahnsinnig . . .,“ . . . denkst Du noch . . .“

Und unten, rechts und links, überall, verschörkelte Unterschriften. „Pierre“ . . . „Gaston“ . . . „Maurice“ . . . „Albert“ . . . „Daniel“ . . .

Eine tiefe Ernüchterung erfaßte mich plötzlich. Vergebens ließ ich das Bild der schönen Frau Hawkins vor meinen Gedanken ersehen; ich sah nicht mehr ihre geringschlante Figur, ihre abgrundtiefen Augen, ich sah nur noch den Puder, der eine falsche Jugend vorstrie jelt,



Abchied des Regentenpaares

von Braunschweig. Phot. Braemer, Berlin.

Der Herzog-Regent von Braunschweig, Johann Albrecht, hat mit seiner Gemahlin am 31. Oktober nachmittags unter allen militärischen Ehren, die einem regierenden Fürsten gebühren, die Residenzstadt verlassen. Die Menschenmassen in den Straßen Braunschweigs bereiteten dem Regentenpaare, das in einem im Schritt fahrenden sechspannigen Wagen die Straßen passierte, einen herzlichen Abschied. Alle öffentlichen und privaten Gebäude hatten reich gesaugt. Vor dem Bahnhof nahm der Herzog-Regent die letzte Parade über die Braunschweiger Husaren ab und verabschiedete sich hierauf herzlich von den Offizieren. Die Bahnstrecke war bis weit aus der Stadt heraus mit dichten Menschenmassen besetzt, die dem scheidenden Fürstenpaare lebhaft zuwinkten.

Ein leises Schleppentauschen, und ich stand allein in dem foketten, parfümgeschwängerten Boudoir. Ich schämte mich meiner blöden Unbeholfenheit, und sah von dem Wunsch erfasst, mich bei der schönen Frau zu rehabilitieren, ließ ich mich an dem kleinen Tische nieder und begann zu schreiben.

Bald war die erste Seite mit heißen Beteuerungen gefüllt, und ich mußte den Bogen wenden. Warten, bis die Tinte getrocknet war, hätte für mich eine Höllenqual bedeutet, ich nahm darum einen zierlichen Löcher, und presste ihn mehrere Male auf die frische Schrift. Aber merkwürdig, noch immer strahlten meine Zeilen in glänzendem Schwarz. Ich betrachtete neugierig den Löcher und sah, daß seine Fläche schon mit so vielen aufgesaugten Schriftzügen bedeckt war, daß er nichts mehr aufnehmen konnte.

Noch einmal versuchte ich, den Brief rasch zu trocknen, aber nun hatte ich es erst recht verkehrt gemacht. Die ganze Schrift war ver-

die Falten, die sich um Mund und Nase gegraben hatten, und immer wieder mußte ich auf den Löcher blicken, und mir war es, als wäre das Gesicht der schönen Frau, auf das Pierre, Gaston, Maurice, Albert und Daniel ihre heißen Küsse gepreßt hatten, beschmutzt und besleckt wie das Löschblatt.

Aber wenn man zwanzig Jahre alt und gefeierter Tenor ist, fürchtet man sich nicht vor „Vampiren“ und liebt es nicht, Liebesgeschichten tragisch zu nehmen.

Für mich hieß es nur, einen guten Abgang finden, ohne die schöne Frau zu enttäuschen. Zum mindesten aber war es meine Pflicht, auch mein Autogramm ihrer Sammlung einzuverleihen. Ich ergrieff also den Federhalter, und mit riesengroßen Zügen, die sich sicher auf dem Löcher nicht verwisphen würden, malte ich auf einen Bogen:

„Verehrte gnädige Frau! Ich empfehle Ihnen, bald neues Löschpapier anzuschaffen. Es ist kein Platz mehr für neue Namen. . .“

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 46.

Düsseldorf, 15. November

1915.



Einzug des Herzogs Ernst August und seiner Gemahlin Viktoria Luise in Braunschweig.
Int. Ill.-Verlag.

Ein wertlos Ding.

Von Heinrich Berger.

Die Stirn gegen die Scheiben, den Blick hinunter auf die im Dämmer eines herbstlichen Spätnachmittags ruhende stille Straße gerichtet, stand am Fenster eine junge Frau. Auf ihrem blassen Gesicht lag die Spur eines wohl erst eben bestandenen körperlichen und eines vielleicht noch vorhandenen seelischen Leidens. Die schlante zarte Gestalt war ganz in Schwarz.

Das Zimmer zeigte eine vornehme Eleganz. In der Ecke auf der schwarzpolierten Säule, von einem grünen Schleier gedämpft, brannte bereits die Lampe. Von der Kaminuhr tönte es jetzt in dumpfen Klangvollen Schlägen fünf.

Die junge Frau am Fenster zuckte mit den Schultern zusammen.

Sie stahl sich gleichsam eigenmächtig ohne ihren Willen hervor — als wollte sie von ihr nichts wissen.

Sie verstand ihn. Er wollte nicht zu früh erscheinen, damit er nicht allein mit ihr war. Krampfhaft, zum Zerspringen hob sich ihre Brust. So sehr, daß sie den Druck des kleinen Medaillons verspürte, das sie auf dem Herzen unter dem Kleide trug. Es war einst von ihm ...

Man sorgte in der Gesellschaft, schon in Folge der Familienbeziehungen und des Esprit de corps, wie es in Hoffreien noch immer gute Sitte ist, daß der Fall nicht mehr in die weitere Öffentlichkeit gedrungen war. Auch empfand man eine aufrichtige Teilnahme für das junge, so sympathisch gewesene und doch erst ein Jahr lang ver-



Vom Einzug des Herzogs Ernst August und seiner Gemahlin Viktoria Luise in Braunschweig: Die Spalter bildende Schorrukeisenleger- und die Schlofferinnung; Lehrlere mit einer zwei Meter hohen Klatze des Braunschweiger Löwen. W. Braemer, Berlin.

Zu dieser Stunde hatte sich die Kommission angemeldet, die Kommission und — er.

Eigentlich erforderte das Gesetz, daß der Termin im Amtsgerichtsgebäude stattfand. Aber es ließ unter Umständen, zum Beispiel in Krankheitsfällen, Ausnahmen zu. Die amtlichen Räume mit dem Vorzimmer, wo andere Menschen zu gleichen Zwecken warteten, hatten für eine Natur wie die ihre schon nach der Schilderung etwas Furchtbares. So war es dem Rechtsanwalt gelungen, unter Begründung ihrer noch nicht beendeten Genesung den Termin nach ihrer Wohnung zu verlegen.

Fünf Uhr! Sie kamen noch nicht. — Eine Träne rann aus ihrem Auge, aber ohne daß sich eine Muskel in ihrem Antlitz regte.

heiratete Paar. Was die Gründe der beabsichtigten Trennung betraf, so stand man eigentlich vor einem Rätsel.

„Sie haben sich nicht zu wenig, sondern sie haben sich zu sehr geliebt,“ sagte bei einem Nachmittagstee die alte, feinsinnige und lebenserfahrene Gräfin J.

„Und Sie meinen wirklich, Gräfin,“ fragte man, „sie werden sich nicht wieder versöhnen?“

„Es müßte ein Wunder geschehen,“ entgegnete die Gräfin. „Tropfköpfe sind sie alle beide. Ich zweifle nicht, daß sie sich noch so lieben wie im Anfang, vielleicht noch mehr. Aber es wird von ihnen wie in dem Gedicht von Heine heißen: Keins wollt' es dem andern geschehn. Der Trost, nur der Trost wird ihnen die Lippen verschließen.“

An Mühen, einen Ausgleich zwischen beiden zu erreichen, hatte es nicht gefehlt. Endlich nahm die Baronin außer von ihren nächsten Angehörigen keine Besuche mehr an. Dann erfuhr man, sie sei an einem nervösen Fieber gefährlich erkrankt. Der Baron war mit Urlaub nach Rußland gereist und ging inzwischen nach verbürgten Gerüchten dort auf die Varenjagd ...

Eintönig tickte der Pendel der Kaminuhr durch die Stille hin und her. Mit starren Augen saß die junge Frau jetzt vor dem Feuer: jeden Augenblick konnte die Klingel ertönen. Und sie entsann sich der Zeit, wo sie auch auf diesen Klang gewartet hatte, aber mit jauchzender Sehnsucht. —

Es war ihr erster Hofball gewesen. Er engagierte sie in einer freien Tour zum Walzer. Er kam gerade von einem auswärtigen Kommando zurück. So hatten sie sich vorher noch niemals gesehen. Später wußte sie es: sie hatte ihn von diesem ersten Abend an geliebt.

ein störrisches, widerspenstiges Ding. Darum glaubte sie in diesem Augenblick, ihn zu hassen. Während des ganzen Abends tanzte er nicht mehr mit ihr, und als sie ihm ein paar Tage später auf der Straße begegnete, grüßte er sie nicht einmal. Er hatte sie vergessen, und sie haßte ihn noch viel mehr. Im Januar, zu Kaisers Geburtstag, arrangierten die jüngeren Offiziere ein Fest mit lebenden Bildern. Leutnant von Gellin und die kleine Schwelm sollten zu einem Wilde zusammensehen aus der friederizianischen Zeit: ein Ansbacher Dragoner und eine Marktelenderin. Effie Schwelm erklärte weinend ihrer Tante, mit Leutnant Gellin wolle sie nicht. Darauf machte zu allgemeiner Bestürzung der Baron im Hause der Tante seinen Besuch, und er bestand darauf, das gnädige Fräulein selber sprechen zu müssen. Wie sie in Scham und ohnmächtigem Zorn vor ihm stand, wünschte sie auf der Stelle zu sterben. Ost mit Arger hatte sie im Spiegel ihre dürrigen, mageren, noch so wenig entwickelten Formen



Der Burgplatz in Braunschweig mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem 1166 errichteten Bronzelöwen Herzog Heinrichs, und interessanten alten Fachwerkhäusern.

Vorderer, Berlin.

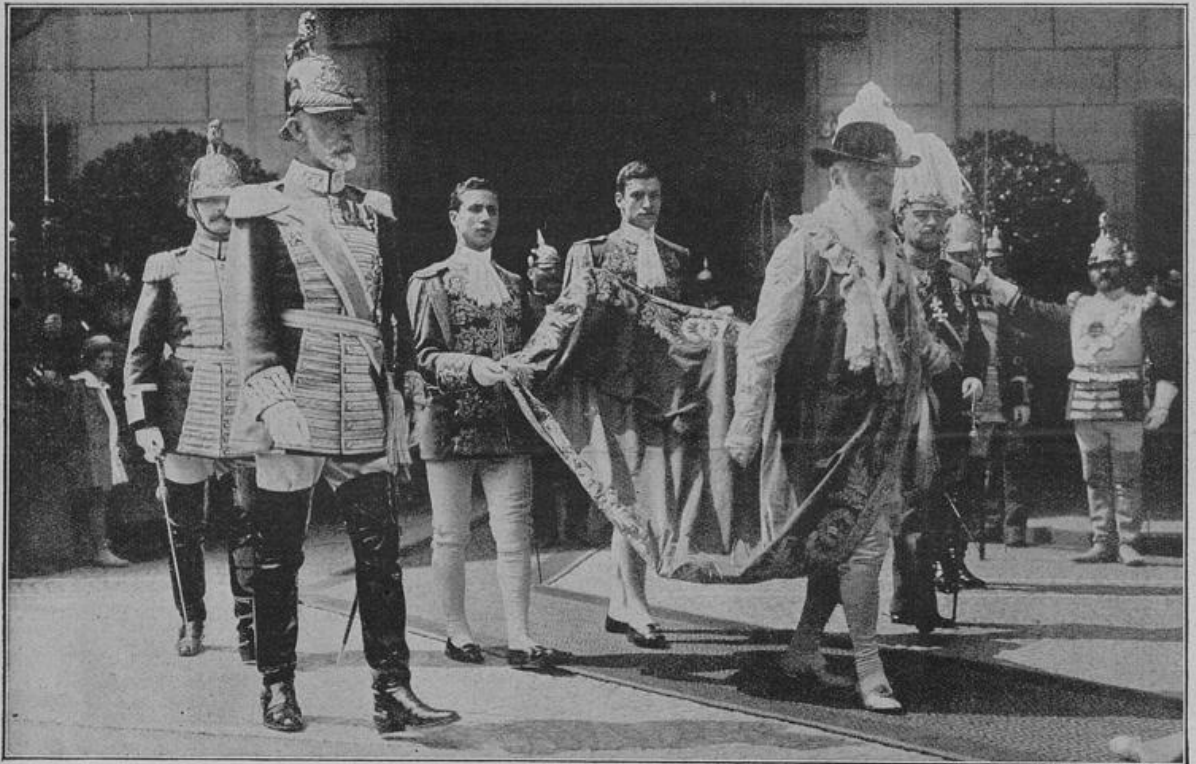
Eine unnenbare Wärme schlug ihr aus seinen Augen entgegen, mitten durch die Eitelkeit und die äußern Formen hindurch. Er schien ihr wie die Sonne. Sein Zauber beeinflusste auch die andern. Der Oberst und Durchlaucht sprachen mit ihm häufiger und sozusagen respektvoller als mit den andern Subalternoffizieren. Etwas Freies, Feuriges, Redes, aber auch etwas Hastiges, soweit das alles nicht die Uniform beschränkte, lag in seinem Wesen. Jemand neben ihr erzählte dann, er wäre schon wieder zu einem neuen Kommando bestimmt, einem Attachement bei einer ausländischen Gesandtschaft. Soviel vom Dienst verstand sie auch, daß es eine große Auszeichnung bedeutete, die nur dem Fähigsten zuteil wird. Als fünfzehnjähriges schwärmerisches Mädchen hatte sie in Pappas Büchern einst von dem preussischen Prinzen Louis Ferdinand gelesen. Er wurde ihr heimliches Ideal. Nun war es ihr, als stände es in ihm verkörpert vor ihr. Sie merkte, wie rot sie vor ihm wurde, und deshalb erdödete sie nur noch heftiger. Mit aller Schwärmererei hieß sie doch daheim

gewahrt. Sie empfand sie kindlich jetzt vor ihm wie eine Schmach, und wie sie seine Blicke auf sich ruhen fühlte, wagte sie die Ihren nicht zu heben. Von diesem Tage an, wo sie in der kleinen Residenz fortan auch zusammenkamen, erfreute sie sich seiner fühlbaren Aufmerksamkeit. Von dem Wilde, in dem sie nun mit ihm stand, war alles entzückt. Wenn seine Schwadron an Tantes Haus vorbeiritt, stand sie verborgen hinter dem Fenster. Als wüßte er's, sah er hinauf und senkte den Degen. Sie freute sich ihres Sieges! Vor allem auch aus Eitelkeit und im Triumph über die andern. Sie hatten beide die Rollen gewechselt. Jetzt war sie es, die ihn nichts merken ließ. Schnippisch sah sie über ihn hinweg. In seinen Augen lag jetzt etwas Drohendes, und das Herz klopfte ihr vor Seligkeit. Sie empfand es ganz genau; es war sein beleidigter Stolz. So kam der Frühling. An einem heiteren Nachmittag ritt eine Kavallade von Offizieren und Damen nach einem benachbarten Dorf, das wegen seiner hübschen Lage beliebt war. Auf dem Heimritt, es war schon dunkel, spürte Effie, daß ihr

Pferd einen Druck hatte. Er ritt dicht hinter ihr. Sofort sprang er aus dem Sattel: sie konnte seinen Dienst nicht mehr zurückweisen. Die andern ritten langsam voraus. Er hob sie vom Pferd. Die Sattelgurte hatte die Haut des Braunen geklemmt. Dann half er ihr wieder hinauf. Aber plötzlich umspannten seine Arme ihren Leib, wie sich zusammenziehende eiserne Klammern, sie schloß die Augen, und nur seine glühenden Küsse spürte sie noch mit glücktaumelndem Entsetzen auf ihren Lippen und Wangen. „Ich will nicht,“ stammelte sie. „Du sollst, du sollst,“ hörte sie wie trunken seine Stimme. Als kämpften Stolz und Troß den letzten Kampf. So hatten sie sich gefunden...

In der Brautzeit bemerkte sie einst an seinem Uhrgehänge ein kleines, silbernes, auffallend unscheinbares und altmodisches Medaillon. Er trug es aus alter Gewohnheit noch von seiner Knabenzeit mit sich herum. „Schenk mir's,“ bat sie ihn zärtlich.

Mit Winzigkeiten fing es an, mit dem vollendeten Bruch hatte es geendet. Wie sich ein Sandkorn löst und zum Erdschurze wird. „Du liebst mich nicht,“ war ihre heftige Klage, wenn er ihr mit Gründen der Vernunft einmal einen Wunsch abschlug und sie im Troß darauf beharrte. Und er erwiderte nichts auf einen solchen Vorwurf, sondern trug seinen Groll schweigend aus dem Hause. Sie war eine leidenschaftliche Reiterin, und er hatte eine englische Schimmelstute, die sie gern einmal reiten wollte. Die Stute wäre nicht von einer Frau zu regieren, sagte er, und dabei blieb es. Auf einer Sommerreise erkältete sie sich, und er drang fortan, daß sie im Freien warme Kleidung trug. Ihre Eitelkeit wollte es nicht leiden. Ein Rest von Schwärmerei war in ihr auch als junger Frau geblieben und sie entzückte sich in einer Abendgesellschaft einmal über Ohnens „Hüttenbesitzer“. Er nannte den Helden des Romans einen unwirklichen Popanz, und die Meinungsverschiedenheit gab dann daheim nachträglichen Anlaß zu einer Szene.



König Ludwig III. von Bayern als Großmeister des Hausritterordens von St. Georg. Kessler & Co., München.

„Es ist ein wertloses Ding,“ sagte er.

„Eben darum. Dann machst mir du es mir wert.“

Er wollte nicht. Die Gabe schien ihm für seine Liebe zu schlecht. Um diese Winzigkeit, aus lauter Liebe, bekamen sie den ersten Streit. Endlich setzte sie ihren Willen durch.

„Ich will es auf dem Herzen tragen, ganz heimlich, nur für mich. Solange ich dich liebe.“

„Solange du mich liebst. J'y pense!“

In übermäßigem Glück umfing er sie.

Bonne, die sie nie geträumt, waren ihre ersten Monate. Auf das in der Tat ihm zuge dachte Attachement hatte er durch eigenes Erjuchen beim Oberst verzichtet. Die vielen damit verbundenen Ansprüche der Repräsentation hätten sie in ihrem stillen Zusammensein noch mehr verkürzt als der Dienst und die Pflichten in der kleinen Residenz. Es gibt ein Glück! Alle Tage fühlten sie das aufs neue.

Ihrer Unverständigkeit setzte er seine Festigkeit entgegen, ihrem Stürmen sein schweigendes Selbstgefühl. „Du liebst mich nicht!“ Sie sprach es laut, er fühlte es im stillen. Und keines wollte das Wort der Bitte finden: „Sei wieder gut!“ Bis sie sich in einer leidenschaftlichen Stunde wieder fanden und sie der nächste Anlaß von neuem auseinanderriß. Der Arzt hatte bei Effie schon als Kind eine sonst unschuldige und gefahrlose Herzmangelhaftigkeit festgestellt und nur vor allzu übertriebener Bewegung gewarnt. Max sah es deshalb ungern, wenn sie zuviel tanzte. Auf der Heimkehr von dem Ball beim Oberst, der immer der letzte in der Saison war, machte er ihr deshalb Vorstellungen. Effie hatte sich ausgezeichnet unterhalten, und seine Worte verletzten sie in dem Umschlage der Stimmung darum doppelt. Sie gab eine böse Antwort, und mit einem stummen, kalten Blick auf sie verließ er das gemeinschaftliche Zimmer. Am andern Morgen war für die Offiziere des stattgehabten Balles wegen

kein Dienst. Sie trafen sich beide beim Frühstück. Vergeblich erwartete eines vom andern ein kleines Wörtchen der Entschuldigung. Als man aufstand, sagte Effie, aber ohne eine innere Überlegung, in der blinden Aufwallung, sich zu rächen:

„Unter solchen Umständen ist es wohl das Beste, wir trennen uns überhaupt gänzlich.“

Sie erwartete ganz ruhig, daß er nun etwas zum Frieden sagen würde. Er war in die Tür getreten. Jetzt wandte er sich um. Sein Gesicht war bleich und ohne Bewegung wie von Stein.

„Wie du meinst,“ sagte er gelassen. So ging er hinaus.

An diesem Morgen war es geschehen. Keins nahm das Wort zurück. Ein jedes hatte es ja dem andern ausgesprochen: „Ich liebe dich nicht mehr!“ ... Es war zu Ende

Er war auf Urlaub gegangen, um, wenn es mit den gerichtlichen Formalitäten soweit gediehen war, wieder zurückzukehren. Der Oberst selber hatte ihm den Urlaub angeboten. Sie war gefährlich krank geworden. Die Aufregung hätte sie krank gemacht, sagte der Arzt. Er wußte es vielleicht nicht einmal. Wie sie in matter Erschöpfung auf dem Kissen lag und die stillen Stunden durchträumte, flüßerte ihr eine Stimme zu, daß fast alles von seiner großen Sorge und Liebe um sie gekommen war. Es war vorbei. Er liebte sie nicht mehr, und eher wollte sie ver- gehen, eh' er oder ein anderer erfuhr, daß sie ihn liebte wie einst



Kronprinz Rupprecht von Bayern,
ältester Sohn König Ludwig III., geb. 18. Mai 1869.

und ohne Ende ... Im Spiegel sah sie, als sie aufstand, nicht mehr das Gesicht eines Kindes, sondern das einer leidenden Frau. Seit Wochen war sie auf die Stunde, die nun da war, gefaßt. Der Anwalt sagte ihr, sie würde ihm nicht allein, sondern in Gegenwart der Kommission, des Amtsrichters und des Gerichtsschreibers entgentreten, und die Form des Sühneversuchs, wenn auch bloße Form, sei nicht zu umgehen. Die Gegenwart der andern bot ihr einen Halt. Jetzt zum erstenmal überließ sie der Gedanke: wenn sie allein ihm gegenüber treten sollte.

Die Entreeklänge tönte. Ruhig tickte der Pendel in dem stillen Zimmer weiter. Der Zeiger wies auf ein Viertel nach der festgesetzten Zeit. Sie sprang auf. Draußen war Geräusch. Das Stubenmädchen trat ein und meldete:

„Der gnädige Herr!“

Nun war er da! Allein! Er hatte Furcht wie sie. Deshalb kam er verspätet. Sollte sie ihn empfangen? Und durch den Sturm ihrer Gefühle blühte der eine Gedanke: Ihm zeigen, daß sie sich nicht fürchtete. Sie fürchtete sich nicht mehr — nein. Und liebte sie ihn bisher noch, so wollte sie in dieser Stunde vor ihm ihre Liebe erwürgen, kalt und gefühllos wie er selber sein. Es

war nicht der alte Kindertrog, unter dem sie alles Weiche in ihrem Innern jetzt erstarren fühlte, sondern der sich plötzlich emporbäumende Stolz des Weibes, dessen Bestes von einem Manne verschmährt ward. „Ich lasse bitten,“ sagte sie mit ruhigem Gesicht und fester



König Ludwig III. von Bayern und seine Gemahlin Maria Theresese, geb. Erzherzogin von Oesterreich-Este.

Stimme. Aber gleich darauf, nachdem das Mädchen gegangen, klammerte sie sich an der hohen Lehne des Sessels neben ihr fest. Sie fühlte eine plötzliche körperliche Schwäche, eine Nachwirkung der Krankheit. Überhaupt hatte der Arzt nur ungern seine Erlaubnis zu der Unterredung gegeben und vor jeder Erregung gewarnt. So stand sie da, als er eintrat.

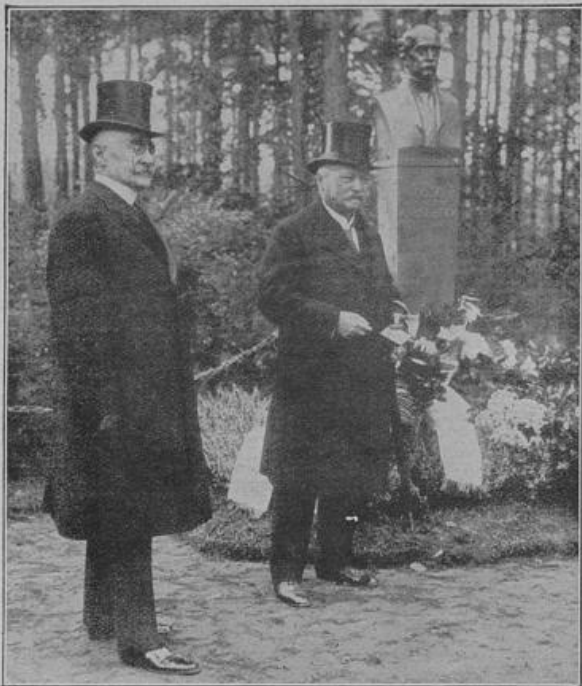
An der Tür blieb er stehen. Er trug noch Zivil, den schwarzen Rock. Auch sein Gesicht war blaß und leidend. Es hatte nur den Ausdruck des dunkeln Ernstes, mit dem seine Augen auf die Gestalt der Frau gerichtet waren.

„Ich treffe dich noch allein?“ begann er leise und gedämpft, ohne die Banalität eines Grußes, mit einer warmen Stimme.

„Ja,“ erwiderte sie kurz, aber mit festem Blick seinen Augen begegnend.

Nur der Pendel unterbrach die Stille, in der sie einander gegenüberstanden.

„Du siehst sehr angegriffen aus,“ fuhr er nach einer Weile fort, ohne seinen Platz an der Tür zu verlassen. Der Ernst in seinen Zügen milderte sich zu einer verhaltenen Nüchternheit.



Entfällung des Denkmals für Bodo v. d. Anefebeck.

In Anwesenheit der Mitglieder des Tuberkulose-Kongresses fand vor kurzem in Hohenlychen die Entfällung des Denkmals für Bodo v. d. Anefebeck, dem Mitbegründer und eifrigsten Förderer der sozialen Lungenfürsorge in Deutschland, statt. Links der Stifter des Denkmals Kommerzienrat Cohrs, direkt neben der Büste der Bildhauer Prof. Manzel, Präsident der Berliner Kunstakademie.

„Ich bin krank gewesen,“ sagte sie trocken.

Ein Zucken des hervorbrechenden Unwillens ging bei diesem Tone über seine Lippen. Aber eine neue Aufwallung des Mitgeföhls, die aus seinen Worten klang, verdrängte diesen.

„Man hat mir nichts davon geschrieben,“ sagte er.

Sie sah ihn herausfordernd mit einem harten Lächeln an.

„Ich wollte nicht, daß man dich mit Dingen belästigte, die dich doch unmöglich interessieren konnten.“

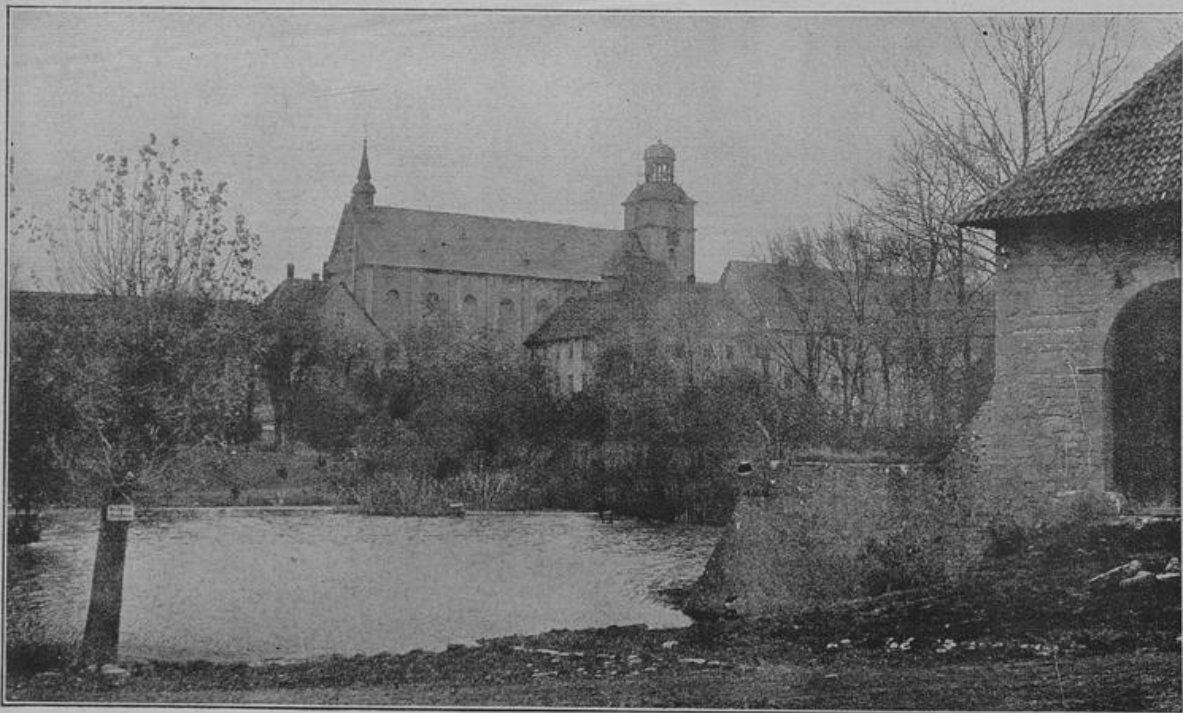
„Es ist wahr,“ entgegnete er in demselben Tone scharf und schneidend. „Was für Teilnahme sollte das eine von uns beiden am andern wohl noch haben?“

Und der Genius der Versöhnung, wenn er auf seinem Fluge an dieser Stätte vielleicht rastend weilte, verhißte sein Haupt.

„Ich bedaure, bis die Kommission kommt, dich mit meiner Anwesenheit hier nicht verschonen zu können,“ sagte er nach einer Pause kalt, „erlaubst du, daß ich mich solange setze?“

„Das Haus ist dein,“ entgegnete sie.

„Noch gehört es uns beiden.“



Zum Umzug des Königl. Hauptgeschlösses Graditz.

Leipziger Presse-Büro.

Das Königl. Hauptgeschlöß Graditz wird nach der einsam am Walde gelegenen hannoverschen Domäne Haus Escherde in der Nähe von Hildesheim verlegt. Das Gut war ein Nonnenkloster bis 1810, wo es von Napoleon aufgehoben wurde. Die Klosterkirche dient als landwirtschaftliches Magazin.

Er nahm den nächsten Stuhl und mit Nachdruck fügte er hinzu:

„Glaub nicht, daß ich es gern verlassen habe. Ich habe es getan, nur um dich nicht zu zwingen, in der Zwischenzeit ein Unterkommen bei deinen Verwandten zu suchen. Ich begriff, wie fest dein Entschluß bei dir stand und konnte mir sagen, daß du bei deinen Angehörigen fortwährenden Quälereien, dich darin wandelnd zu machen, ausgezehrt warst. Davor wollte ich dich beschützen.“

Sie sah verwundert zu ihm hinüber. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte sie seine Entfernung noch nicht betrachtet. Nun schien ihr seine Tat wie der letzte Abendshimmer seiner alten Liebe.

„Du bist sehr rücksichtsvoll gewesen,“ sprach sie mit leiser Bewegung, „ich danke dir.“

„Es war das Wenige, was mir noch möglich war, für dich zu tun.“

Seiner alten Liebe ganze Fülle lag in der schlichten Antwort. Liebt er sie denn noch? Scheute er sich nur, es ihr zu gestehen, wie sie selber es verschwie, daß auch sie ihn liebte, noch immer, bis ans Ende? Jetzt, wo sie ihm wieder gegenüber war, wo sie die starre kalte Mäste vorhielt, jetzt empfand sie es mit deutlichstem Bewußtsein:

Bis ans Ende!... Und der stille Genius pochte mit sanftem Finger an ihr Herz. Sie wollte schweigen. Vielleicht sprach er weiter.



Der Berliner Straßensfahrer Richard Weise

stellte auf der Rennbahn von Florenz folgende neue Weltrekorde auf: in 3 Stunden 109,407 km, in 4 Stunden 141,958 km, in 5 Stunden 175,357 km und in 6 Stunden 207,406 km. Int. Ju. Co.

Er hatte die Bewegung ihrer Stimme wohl gemerkt. Eine glückliche Hoffnung, ein frohes Gefühl, seit all der langen Zeit zum erstenmal, durchbebte ihn. War noch ein Fünkchen ihrer alten Liebe in der Asche? Wie wollte er es zur Flamme wieder blasen... wenn es ein Fünkchen war. Er sprach das gute kluge Wort. Nun wartete er auf einen Rückhall.

Sie schwieg und schwieg noch immer.

Das Fünkchen war ein Irrlicht... und der zurückgestaute bittere Schmerz in ihm schwoh darüber wie ein Strom.

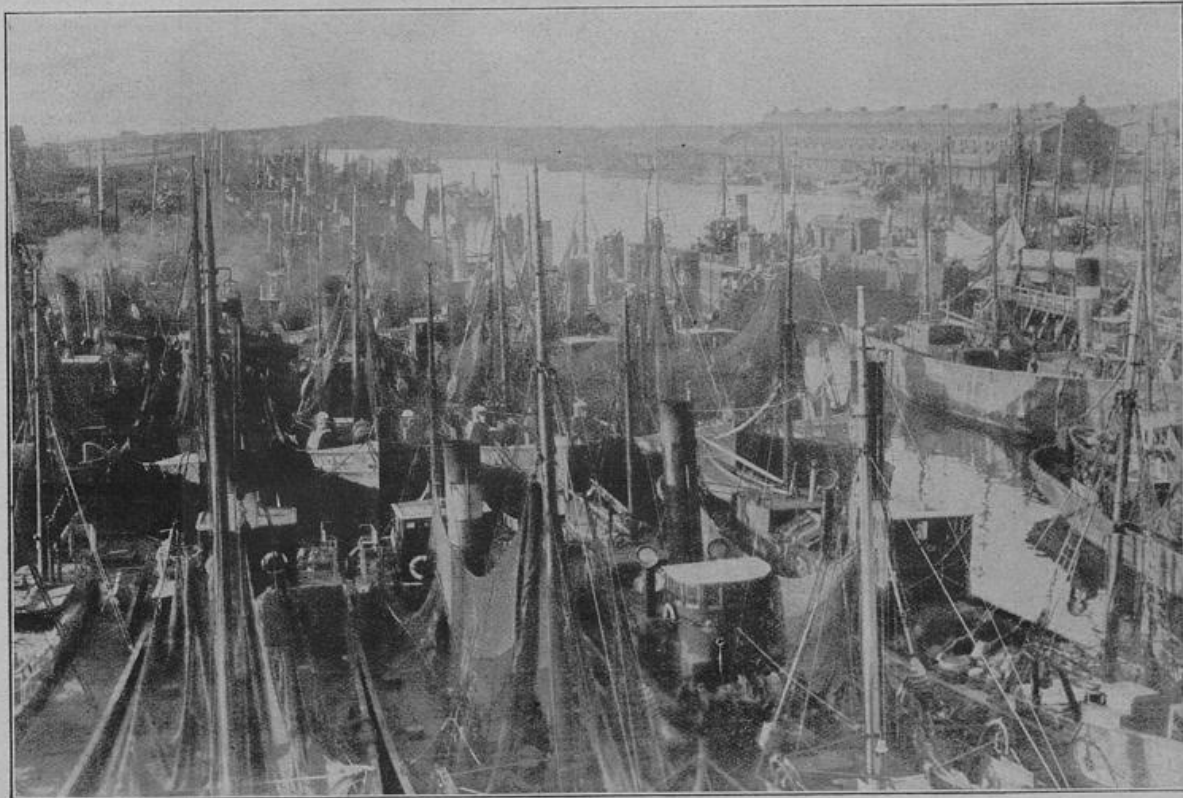
Seine Flügel erhebend schwebte der Genius trauernd davon.

Er stand auf.

„Die Kommission läßt warten,“ sagte er eisig, „die Herren vom Gerichte haben es mit dem Publikum nicht eilig. Mehr als eine letzte Zusammenkunft verlangt das Gesetz nicht. Das Dienstmädchen ist unser Zeuge. Ich will noch heute Schritte tun, die zutändige Stelle von dem Resultate zu benachrichtigen. — Hoffentlich bleiben uns weitere Umständlichkeiten dann erlassen. Du bist über das Ergebnis dieses Termins doch derselben Meinung wie ich?“

Jedes Leben war in ihr erstarrt, erstarben.

„Ja,“ sagte sie tonlos. — „Leb wohl,“ sprach er, „wir werden uns nun wohl nicht wiedersehen.“



Der Hafen von Amnuden.

In Folge des Streiks der Seeleute auf den Fischerdampfern liegen mehr als fünfzig Dampfer im Hafen von Amnuden brach.

Das Bild, Amsterdam.

„Leb wohl!“

Er ging.

Sie wankte, und wie eine leblose Masse glitt sie nieder auf den Teppich. Bei dem dumpfen Falle wandte er sich um.

„Eva!“ schrie er auf.

Dann kniete er neben ihr. Ihr Gesicht war todblass. Nichts regte sich in ihr. Er sprang auf und schrie durch die Tür: „Wasser! Wasser!“ Bis das bestürzte Mädchen kam, war er mit der Ohnmächtigen allein. Und vor dem Bild des Todes, in der Angst um ihr Leben loberte noch einmal seine Liebe

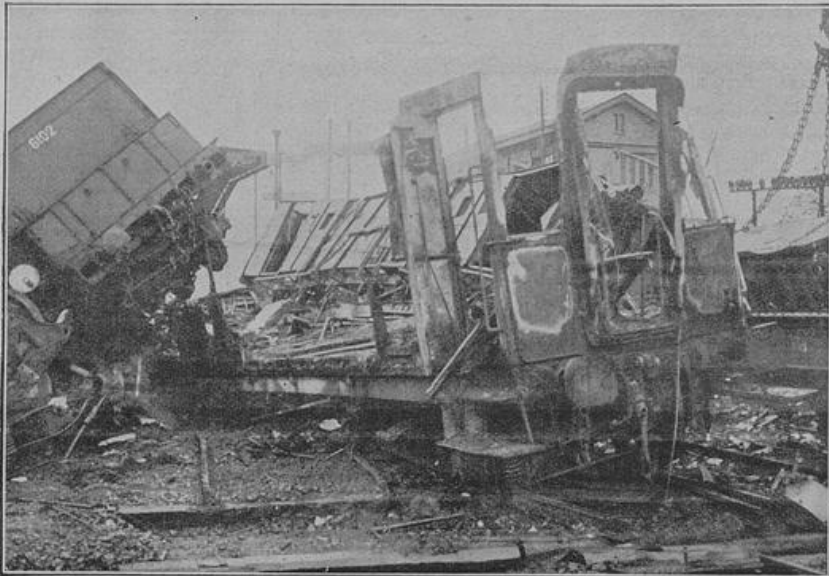
gleich einer Feuergarbe empor. „Eva!“ flammte er. Widerstandslos boten sich ihm die blassen Lippen. . . und dennoch küßte er sie nicht. Wenn sie um seinetwillen hier in Leiden lag? Um seinetwillen?

Ein Hohnlachen schlug ihm ins Ohr. Nein. Sie war krank gewesen und es war nur ein körperlicher Rückfall.

Das Mädchen brachte eine Kaffasse. Die Tränen standen dem gutmütigen Ding im Auge. Ihre gemeinschaftlichen Bemühungen aber blieben ohne jeden Erfolg.

„Zum Arzt!“ rief er heftig. Das Mädchen stürzte hinaus, und mit einem gewaltigen Ruck riß er Kleid und Nieder von dem regungslosen Leib. In diesem Augenblick ging ein Juden durch ihre Gestalt, und etwas Glänzendes, ein kleines silbernes Medaillon, schlicht und unscheinbar, blinkte ihm von dem weißen Linnen entgegen. . .

„Eva!“ schrie er noch einmal. Es war ein Schrei von Schreden und von Jauchzen, wie der Donner des Eises im Strom, wenn



Die Trümmerstätte des Eisenbahnunglücks bei Melun am 4. November. Charles Deilus.

Am 4. November rannte der von Marseille kommende Schnellzug mit 100 Kilometer Geschwindigkeit hinter dem Bahnhof Melun auf den aus Paris in voller Fahrt entgegenkommenden Postzug. Die Folgen waren schrecklich: am Abend des 5. November zählte man bereits 50 Tote.

Als bald darauf das Mädchen mit der Melbung zurückkam, der Arzt sei nicht zu Hause, blieb es mit freudiger Verwunderung in der Tür stehen, und als es nachher klingelte und der Herr Amtsrichter

es im Frühling zerbricht.

Sie schlug die Augen auf, die bestremdeten unwissenden Augen eines Kindes. So sah sie ihn an. Dann ging, wie sie sich in seinen Armen fühlte, ein glückliches Lächeln über ihre eingefallenen Wangen.

„Du hast es tragen wollen, solange du mich liebst,“ flüsterte er und preßte sie an sich, wie damals, mit eisernen Klammern, „J'y pense!“

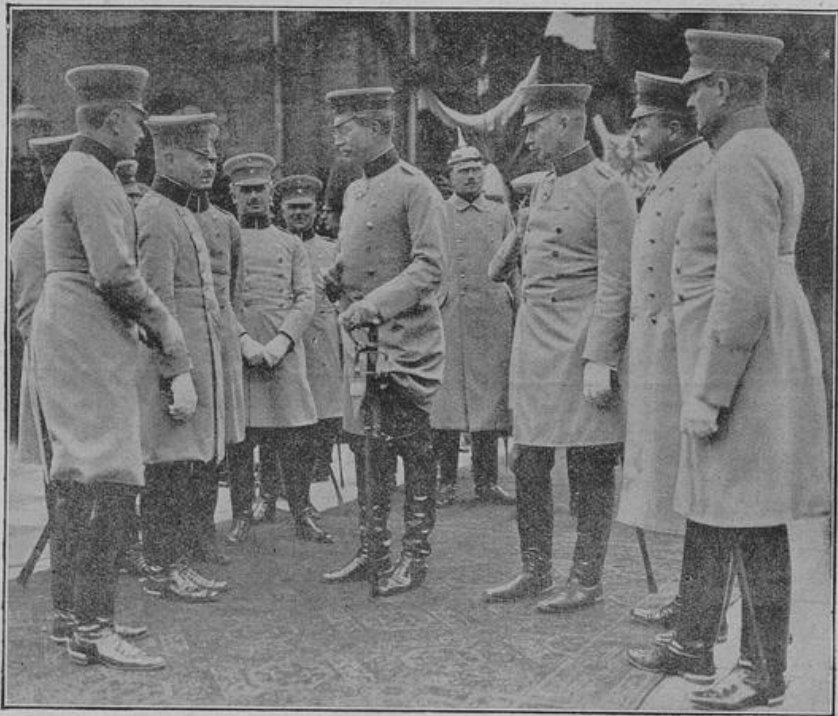
„Du liebst mich noch?“

„Und du — du mich?“ — „Bis in den Tod!“

mit dem Gerichtsschreiber, der eine Mappe unter dem Arm hielt, eintraf, stellte sich heraus, daß die hohe Kommission durch ein amtliches Hindernis aufgehalten worden war.

„Dann gratuliere ich,“ sagte heiter der Vertreter der Justiz, ein älterer behäglichlicher Herr, der auf Avancement zu warten schien, „dann scheinen wir uns doch nicht verspätet zu haben,“ — er betonte besonders das „doch“ — „ich schreibe also in das Protokoll: Erledigt!“

Die alte lebenskluge Gräfin B. aber äußerte in der allgemeinen



Der König von Belgien bei seinem hannoverschen Dragonerregiment in Lüneburg am 5. Nov.

Freude über die Wendung: „Wir schätzen erst ein Gut, wenn wir es verloren haben. Und ein jedes Unglück hat das Glück, daß es uns läutert. — Die beiden werden sich nicht mehr verlieren.“

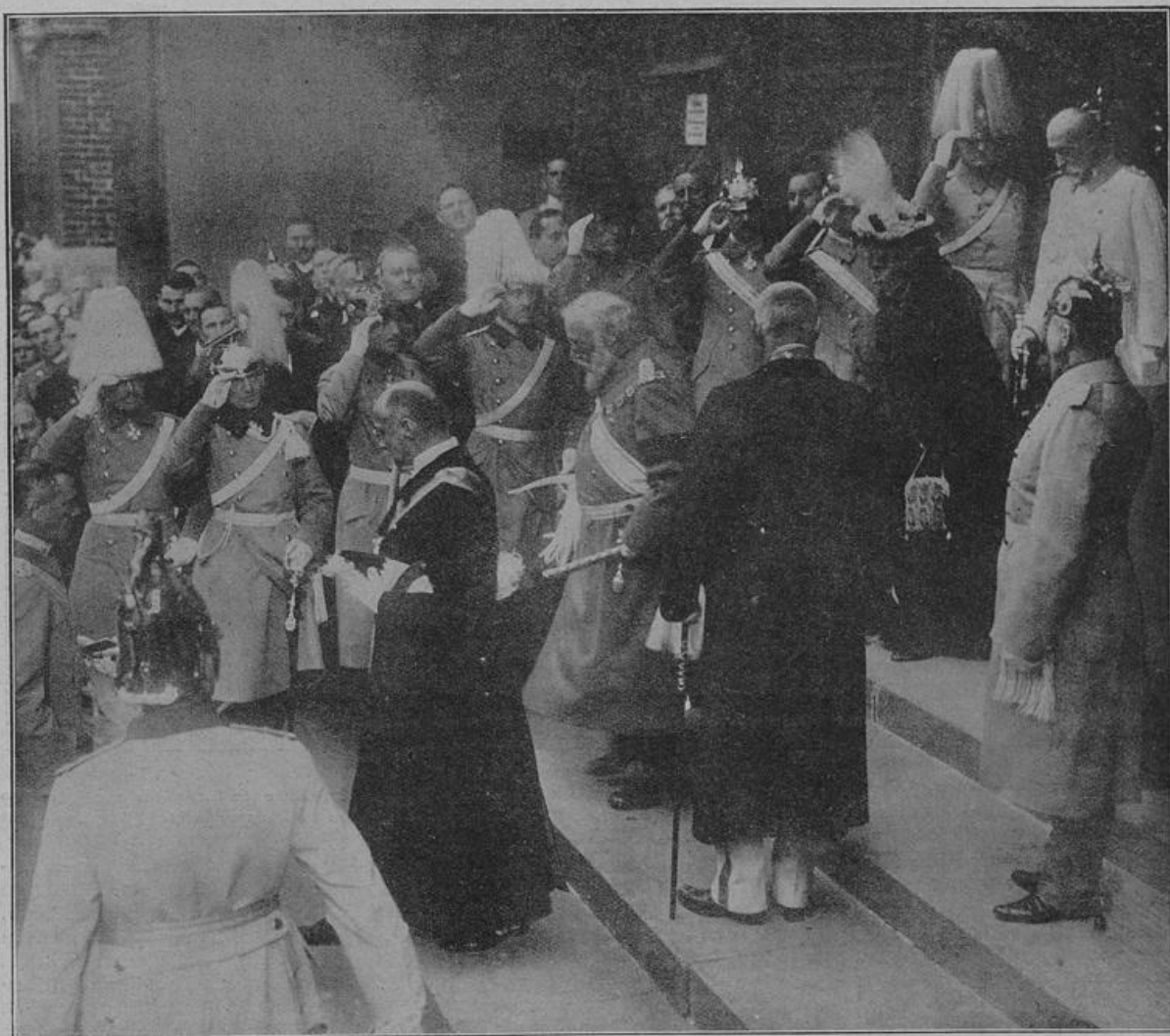
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 47.

Düsseldorf, 22. November

1915.



Von der Thronbesteigung König Ludwigs III. von Bayern.

Keser & Co., München.

König Ludwig III. und Königin Maria Theresia mit Gefolge verlassen am 12. November die Münchener Frauenkirche nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes, in dem der Erzbischof von München-Freising, Dr. v. Bettinger, das feierliche Hochamt gelebt hatte.

Peter Wright.

Von Eva Gräfin von Baudissin

Über die Insel fuhr derselbe starke Wind, der den kleinen weißen Dampfer von der schwedischen Küste vor sich hergejagt und ihn gezwungen hatte, einen Hafen der Ostküste anzulaufen, statt den im Norden, als Peter, die b.ane Seeliste auf der Schulter, dem heimlichen Gehöft zuwanderte. Neben ihm lagen die Felser in breitaufgebrochenen, feuchtglänzenden und -dustenden Schollen, weiße Möwengänge stiegen wie silberne Wolken von ihnen auf, senkten sich, von einem Gedanken befeelt und verbunden, nach kurzem Flug von neuem nieder und ließen, als einzige lebende, störende Erscheinung, das Blau des Himmels noch einmal so hoch, das reiche Land ringsum noch einmal

zu den einzelnen Gehöften bezeichnen. Alles war hier gut und verständlich und einfach. Er dachte an all die Mäße und Häfen, die sie unterwegs angelaufen waren, an gewaltige Städte, an Küsten mit fremden, unheimlichen Pflanzen — ha, sie mußten sich verstecken mit ihrer Pracht vor den Klippen, wenn der rote seidene Herbstmantel sie eingehüllte, oder wenn in den tiefen Schluchten die wilden Obstbäume blühten und die Nachtigallen schlugen. Diesmal würde er das alles erleben; er hatte einfach abgemustert und sich selbst Urlaub bewilligt. Erspart hatte er sich genug für ein halb Jahr Ruhe — und zu Hause wollte er mitarbeiten für zwei! Er lehnte sich ordentlich darnach,



Eine Linde als Friedhofspforte.

Intern. Illustr. Co., Berlin.

Vor der Kirche von Kleinolbersdorf bei Chemnitz in Sachsen befindet sich eine viele hundert Jahre alte Linde. Bei einem Kirchenbrande im Jahre 1789 erlitt sie Schaden und nahm eine völlig gebogene Form an. So bildet sie die Eingangspforte zu dem die Kirche umgebenden Friedhof.

so weit erscheinen, wenn sie unsichtbar wurden. Peter genoß den Frieden und die reine Frühlingsluft in stiller Behaglichkeit: ja, hier war es so — hier war es nie anders, alles voll Licht und Farbe und Wärme. Die lange Seereise — er war mit einem Segler in Ostindien gewesen — machte ihn ohne sein Wissen doppelt empfänglich für die Reize der Landschaft. Links sah er noch das Meer, tief unter den Klippen; das war ja das Schöne, das Wunderbare, daß man auf dieser Insel frei nach allen Seiten blicken konnte, überall. Daß man dort den Wald grüßen konnte, zwischen dessen dunklen Tannen die weißen Stämme der Birken wartend und lodend aufleuchteten, daß überall die Kirchtürme auftauchten als bequeme Wegweiser und hohe Rundensteine die Abzweigungen der im Heidekraut oft unsichtbaren Pfade

einen Pflug zwischen den Fingern zu fühlen, die beiden braunen Jütländer sollten etwas zu tun kriegen mit ihm! So gewaltige Schritte machte er vorwärts, daß ihm der Atem ausging; er setzte die Kiste ab, schob die Mäße aus der Stirn und ruhte sich einen Augenblick auf dem flachen Dedel aus. Da lag ja schon die Dles-Kirche, mehr einer kleinen Festung gleich als einem Gotteshaus, mit ihren festen Feldsteinmauern und den Schießgarten in allen Stockwerken des Turmes. Ja, früher hatten sich die Bauern in ihr verkrochen, wenn die Seeräuber anrückten oder die Lübeder, was so ziemlich dasselbe war — als er das dem hochmütigen Hansjaten, der nichts als gewöhnlicher Schiffsjunge war, eine Stellung, die einige Jahre hinter Peter lag und die er deshalb verachtete, gesagt hatte, kostete es auf beiden Seiten ein paar Bad-

jähne — aber recht hatte er doch gehabt! Die ganze Mannschaft hielt in ihrer Meinung zu ihm — und der Lübeder hieß nun ein- für allemal der Pirat. Er lachte vor sich hin in angenehmer Erinnerung. Hinter ihm erklang ein Peitschenknall und ein Ruf, und als er sich umdrehte, sah er Bauer Larsen mit seinem Isländer Geißpann, das zu leicht für den schweren Boden war — Larsen galt immer für einen Pferdebesitzer. Sie schüttelten sich die Hände, und Larsen sah den Matrosen forschend an.

„Gut siehst du aus, Peter! Wohl keine Verpflegung gehabt?“

Peter dachte an das faulige Salzfleisch und die ekelhaften Schiffszwiebäde, schüttelte sich ein bißchen und sagte froh: „Nein, aber keine Arbeit! Die hält gesund.“

Bauer Larsen nickte, wandte den Pflug und fragte über die Schulter: „Wie lange warst du diesmal fort?“

„Fast zwei Jahre!“

„Port Said angelaufen?“

„Nein, ums Kap herum. Eine wilde Fahrt kriegten wir, von Bombay, nach Daresjalum und zurück — der Kapitän hat großartig verdient — da sind wir im Kurs geblieben —“

Es klang stolz und zufrieden, was er sagte.

Bauer Larsen sann nach. „Hast was von zu Hause gehört?“

„Nichts. Sie sollte ja nach Port Said schreiben, aber deshalb, um ein paar Briefe abzuholen, kann doch der Kapitän nicht anders fahren —“

„Das ist wahr. Gehst du über'n Kirchhof, Peter?“

„Jah? Nein. Ich mag keine Kirchhöfe.“

„Geh nur über'n Kirchhof diesmal. Dann weißt du gleich, wer noch lebt.“

„Allright. Obgleich es ja Zeit hätte —“

„Nein, es ist besser,“ beharrte der andere.

„Allright. — Guten Abend.“

„Guten Abend.“
Er schwang sich die Kiste auf die

Schulter mit ein wenig Eitelkeit: Larsen sollte sehen, wie stark er geworden war. Aber Larsen war schon ein Ende weit fort und achtete nur noch auf die körrischen Isländer. Da waren ihre Braunen schon etwas anders — überhaupt, die Wirtschaft bei ihnen zu Hause! Die konnte sich sehen lassen! Kein kaputes Rad,

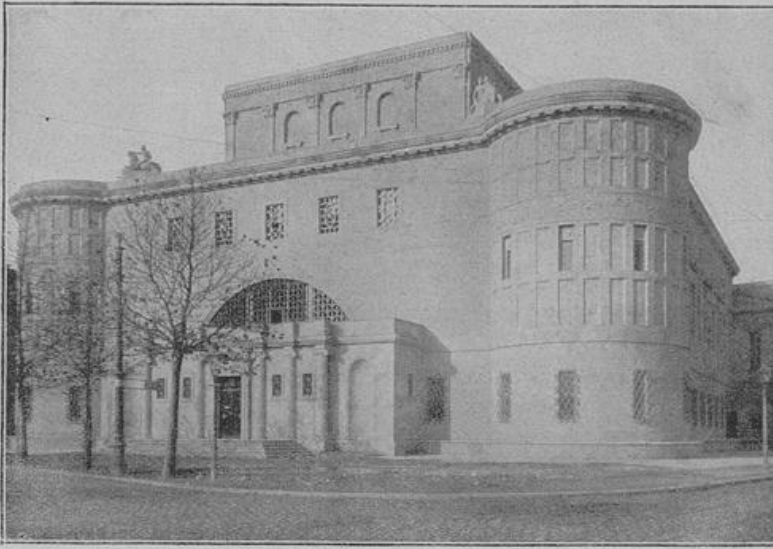
kein krummer Nagel auf dem ganzen Hofe. Und das Vieh sauber — und die Gräße fett — ach ja, fast dieselbe Sehnsucht wie draußen überfiel ihn! Hätte er doch auch daheim bleiben können wie die Söhne der anderen Bauern; einen Knecht nahm sich nur der, der nicht genug Sohneshände zum Helfen besaß. Aber Sven und er, sie hatten sich von Klein auf nicht vertragen; und da Sven der ältere war, der den Hof bekam, ging er lieber. Aber nicht als Knecht, das hätte er nicht fertig gebracht, auch nicht als Arbeiter in den Steinbruch — dann

lieber ganz fort von der Insel, unter ganz Fremde. So war er Seemann geworden.

Mechanisch setzte er an der niedrigen Kirchhofsmauer die Kiste ab und ging langsam über den Hauptweg. Die Gräber sahen kahl und unschön aus, die Namen auf den Kreuzern wiederholten sich oft, gewöhnlich stand deshalb noch das Gchöft zur näheren Bezeichnung daneben. Er bog

rechts um die Kirche, da lagen zwei breite Gräber, ein schmiedeeisernes Kreuz stand ihnen zu Häupten; und er las — nein, er las nicht, seine Augen glitten über die Inschriften und konnten sie nicht fassen — : daß hier Peter Petersson und seine Hausfrau Kirstine von Helligsby — Peter Petersson und Kirstine — von Helligsby — von Helligs —

Er sah irr um sich: Alles war so unwirklich — freischten da drüben ein paar Krähen, kam aus dem nahen Schulhaus ein monotoner Gesang, der im Takt abbrach



Das neue Provinzialmuseum in Halle.

Int. Ill.-Co., Berlin.

Das eigenartige Gebäude, eine Schöpfung von Professor Wilhelm Kreis in Düsseldorf, wird demnächst eröffnet; es ist ausschließlich der prähistorischen Forschung gewidmet.



Der kubanische Schachmeister Capablanca in Berlin.

Int. Ill.-Co., Berlin.

Der junge kubanische Schachmeister Capablanca, den seine Regierung vor kurzem zum Gesandtschaftsattaché in Petersburg ernannt hat, gab am 9. November in der Berliner Schachgesellschaft eine Vorstellung im Simultan-spiel. 30 Gegner hatten sich ihm gestellt, von diesen Partien gewann er in 6 Stunden 21 und verlor 2; 7 Partien wurden remis.

und neu einsetzte —? Und hatte er nicht — Er rannte zum Kirchhof hinaus, schloß die Truhe auf und wählte schnell unter seinem blauen Zeug die Mitbringel heraus, eine Perlkette und ein chinesisches Lattablett und zwei Photographien von Bombay und eine gestickte Seidenede — dem jüdischen Händler in Zanzibar hatte er klarmachen wollen, daß sie für seine Mutter bestimmt sei — seine Mutter im Norden, weit fort, auf der dänischen Insel. — Mit den Schänen in beiden Händen stand er wieder vor dem Grab; und dann schämte er sich: was sollten sie denken, daß er ihnen so Irdisches bot, sie, die nun viel, viel weiter von ihm fort waren, als damals von Zanzibar aus?

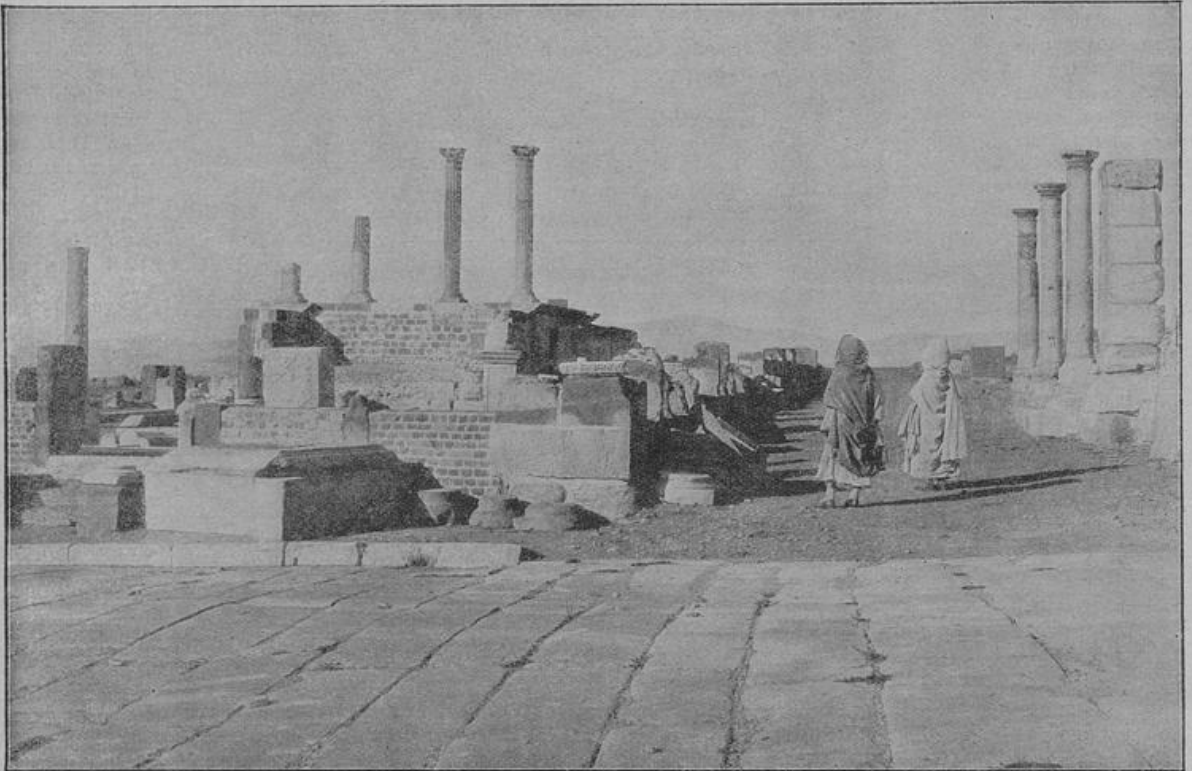
Er warf alles beiseite: es nutzte nichts mehr — er kam zu spät, sie hatten nicht auf ihn gewartet, er war allein. Allein.

Evens Frau trug gerade die Grütze zum Abendessen auf, als er, die Kiste müde balancierend, ins Haus trat. Die Bäuerin maß ihn mit schnellem Blick: raubig sah er aus und seine Augen wichen immer beiseite — er würde doch nicht im Wirtshaus gewesen sein —? Ein

Raum war er satt, schloß er die Kiste auf und gab des Bruders Frau, was für die Mutter bestimmt gewesen war. Sie war glücklich und wurde freundlicher — und ihm war einerlei, was aus den Dingen wurde: sie hatten ihren Zweck verfehlt.

„Aber er hat doch kein Herz,“ sagte Ewen später zu seiner Frau. „Weißt du, was er geantwortet hat, als ich ihn gefragt habe, ob er es schon wußte —? „Altright.“ Kein Wort sonst. Nein, er ist ebenso gleichgültig und hart geblieben wie früher.“

Da auch Bauer Larsen erzählte, Peter habe auf seinen Vorschlag, den Kirchhof zu besuchen, nur „Altright“ geantwortet, obgleich er sich doch da hätte denken müssen, daß etwas passiert sei, so hieß er bald allgemein auf der Insel nur Peter Altright. Er rechtfertigte den Namen, er sprach mit niemand und entgegnete höchstens dieses oder ein anderes, kurzes Wort, wenn er angeredet wurde. Er half im Hof und auf den Feldern; aber er empfand bald, daß seine Arbeit als überflüssig angesehen wurde. Der Knecht murrte über die Einmischung, weil er fürchtete, verdrängt zu werden, und Ewen bedeutete ihm,



Aus römischen Ruinenstädten in Algerien: Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva zu Tingad.

schlimmeres Laster als Trinken kannten sie auf der Insel nicht. Sie seufzte leise: daß er einmal kommen mußte, hatte sie ja gewußt, aber so bald schon. — Sie rief ihren Mann. Die Brüder schüttelten sich die Hände.

„Weißt du schon, Peter?“

„Altright.“

Der Ältere erzählte vom Sterben. Der Bauer mußte etwas gegessen haben, was ihm nicht bekommen war. Sie hatten alle Hausmittel angewandt, Kamillen an den Fußsohlen und Umschläge von Kuhdung. Er mußte sich sehr quälen und blieb bei Bewußtsein bis zuletzt. Darnach war die Mutter im Bett geblieben, hatte nicht mehr gesprochen, fast nichts gegessen und sich langsam in den ewigen Schlaf hinübergegrämt. Peter wollte fragen, ob sie gut zu ihr gewesen seien und ob sie vielleicht nach ihm gefragt hätte. Aber die Bäuerin drängte zum Essen, der Knecht wartete schon, und als Peter hinter der Schüssel sah, spürte er, daß sein Magen den ganzen Tag leer geblieben sei. Er stopfte in sich hinein, soviel nur ging.

daß er den Knecht nicht erzürnen dürfe, weil es auf der Insel schwer sei, einen Ersatz zu finden. Sie liefen alle in den Steinbruch.

„Altright,“ sagte Peter.

Er blieb daheim und bezahlte sein Essen. Sie sollten nicht behaupten dürfen, er läge ihnen auf der Tasche!

Eines Tages gingen sie zum Jahrmarkt in die nächste kleine Stadt. Aber auf halbem Wege blieb Peter zurück: er wollte die Ruinen der alten Feste besuchen, des Heiligtums der Insel, er käme ihnen später nach. „Er will nichts ausgeben, er ist geizig,“ sagte die Bäuerin enttäuscht.

„Ich wollte, er wäre erst wieder fort! Solch junger Mensch ohne Arbeit, das ist abscheulich! Worauf wartet er nur?“

Sie schwiegen, denn sie wußten es beide: auf das Angebot, statt des Knechtes bei ihnen zu bleiben. Nein, das wollten sie nicht! Kam er ihnen doch jetzt schon als Eindringling vor — mochte er nur seiner Wege gehen! Denn er wartete am Ende gar, daß an ihn doch die Reife käme —? Ihre Kinderlosigkeit war ein wunder Punkt,

an den sie nicht gern rührten. Und wenn auch — man mochte doch seinen Nachfolger nicht immer vor der Nase sehen —!

„Sag ihm, daß er fortgehen soll,“ bat die Bäuerin aus diesen Gedanken heraus. „Allright“, antwortete ihr Mann lachend.

Peter lag inzwischen auf einem Felsblock und starrte aufs Meer hinaus. Hinter ihm erhoben sich die grandiosen Reste der alten Burg, über die zerbröckelnde Mauer hingen Hollunder und Goldregen ihre Zweige, und der Flieder stand in dichten Büscheln im ehemaligen Schloßhof und vor den Ausfalltoren. Nun war die schönste Zeit seiner Insel — und nun mußte er fort. Er litt unter Svens Abwehr, unter dem Geduldetwerden der Bäuerin. Das Schlimme war, wenn er fortginge, hatte er nichts mehr, an das er zurückdenken konnte, keine Heimat — nichts, auf das er sich freuen durfte. Ihm würde das Ziel fehlen, zeitlich und räumlich: „Dann und dann will ich zurücksein — und hier will ich herkommen.“ Er konnte anheuern, abmustern, fahren, in irgendeinem Hafen saulenzeln, niemand kümmerte es, niemand freute oder ärgerte sich darüber. Die „Wilden“, die Heimatlosen, die waren gefürchtet unter ihnen; denen saßen Fläche und Messer lose, und sie mißachteten Kameradschaft und Anhänglichkeit ans Schiff.

So einer konnte er nun auch werden, so einer wollte er werden. Trotz und böse Vorsätze standen in ihm auf. Es war ja einerlei: ob er ein anständiger Kerl blieb oder ein wüßtes Leben führte — wem galt dies? Sven und seine Frau würden sich höchstens freuen, wenn er zugrunde ginge — er konnte ihnen ja den Gefallen tun!

Er hörte Stimmen neben sich; ein paar Schritte von ihm sah eine alte Bäuerin mit einem achtjährigen Jungen. Sie nickte Peter zu und sagte: „Die Kinder sind alle zum Jahrmarkt. Gehst du nicht hin, Peter?“

„Vielleicht — später.“

Er drehte sich wieder zur Seite — draußen kreuzten ein paar norwegische Böttings mit fliegender Fod — im Augenblick lenkte ihn das von seinen Grübeleien ab. Jemand rührte an seiner Schulter; es war der Junge, der neben der Bäuerin gesessen hatte. Sein Gesicht war blaß und voll Sommersprossen und seine braunen, schmalen Augen voll Neugierde.

„Bist du Peter Allright?“

Peter nickte.

„Weshalb bist du Peter Allright?“ — Peter lachte.

„Nein, lach nicht,“ — er wurde rot vor Wut und wiederholte:

„Weshalb bist du Peter Allright?“

Peter sagte: „Peter war ich immer, und Allright“ — er zuckte die Achseln, „seit ich zurück bin. Von meiner letzten Fahrt.“

Der Junge sah ihn aufmerksam an. „Die Leute nennen dich so, weil dir alles gleich sein soll — ob deine Eltern tot sind oder ob du faul herumstippst —“

Jetzt wurde Peter zornig.

„Dummer Bengel, mache, daß du fortkommst.“ Er hob die Hand.

Der Junge lief ein paar Schritte weit fort, sammelte einen Stein auf und schleuderte ihn gegen Peters Bein. Die Großmutter schalt ihn.

„Laß ihn,“ sagte Peter, „er wird schon zahm werden. Ich war auch solch Drausgänger.“

Der Junge kam zurück. „Weshalb bist du es nicht mehr?“

„Man wird vernünftig, wenn man älter wird.“

„Vernünftig — ist das „allright“ sein?“

Peter sann nach. „Eigentlich ja,“ gab er zu. „Aber anders als du denkst oder die Leute hier von mir behaupten. Allright-sein, das heißt: immer bereit, immer da zur Arbeit und wenn einem andern was passiert — und immer wissen, was recht und unrecht ist — und — und keine Angst haben — und nie etwas bereuen — und — ja, das ist Allright-sein,“ er fühlte, daß er den Begriff noch nicht erschöpft habe, aber die Definition fiel ihm schwer.

Die scharfen Jungenaugen faßten ihn fest:

„Und so bist du — und das alles weißt du Peter, und hast auch nie Angst?“

„Ja, so bin ich,“ bestätigte Peter stolz. Gottlob, daß er das noch sagen konnte, daß kein Mensch wußte, wie überflüssig ihm vor einem Augenblick das Allright-sein und seine sonstigen guten Eigenschaften vorgekommen waren.

Der Junge pfiß. „Famos!“ sagte er kurz. Dann sprang er auf,

stellte sich vor Peter hin und fragte dringend: „Und so kann man nur werden, wenn man zur See fährt?“

„Bewahre! Du kannst auf dem Lande auch ebenso gut allright sein wie auf hohem Meere.“

„Wäreft du auch hier so geworden, wenn du nie in die Welt hinaus gekommen wärest?“

„Junge,“ sagte Peter, „du fragst mir die Augen aus dem Kopf! Ein Mann bleibt überall ein Mann, aber natürlich — wenn er Gefahren bestehen muß und sich draußen herumschlagen, statt immer in Muttters Küche zu sitzen, wird er stärker und fester.“

Der Junge stieß mit beiden Füßen in den Sand, daß die Steine sprangen.

„Ich gehe zur See — ich will werden wie du!“

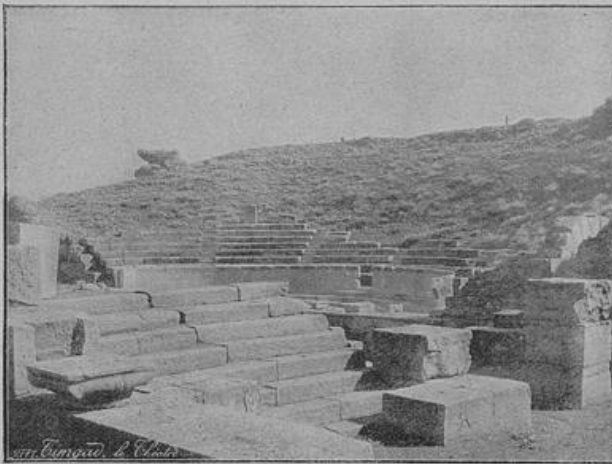
„Wirft dich schon besinnen,“ rief die alte Bäuerin und sicherte, „wenn man das reichste Gehöß vom Sprengel erbt! Da bleibst du schön zu Hause!“

„Ich will aber fort!“ schrie der Junge und drohte mit den Fäusten, „ich will stärker und fester werden! Du hast nichts zu sagen Großmutter, du bist nur eine Frau, aber Vater will ich fragen, ob er mich ziehen läßt.“

„Vater verbläut dir den Rücken, wenn du austreiben willst.“



Aus römischen Ruinenstädten in Algierien: Bogen des Septimius Severus zu Lambäse, dem alten Lambaeks, der militärischen Hauptstadt des römischen Numidien.



Aus römischen Ruinenstädten in Algierien: Das antike Theater in Timgad, der alten römischen Colonia Marciana Trajana Chamugas, später Chamugadi. Die Stadt war Knotenpunkt von sechs Römerstraßen.

Der Junge warf sich auf den Boden und heulte. Peter sah betreten auf das mit sich ringende Schicksal nieder.

„Du könntest was Besseres tun als ihn aufhegen,“ sagte die Großmutter und versuchte den Jungen zu beruhigen.

Peter erhob sich und drehte mit aller Gewalt den sich sträubenden Jungen auf den Rücken. Er beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm zu: „Glaubst du, daß sei ein guter Anfang fürs Allright-sein, wenn du gleich los brüllst, sowie dir etwas gegen den Strich geht?! Stetig sein, die Zähne zusammenbeißen — das ist es!“

Der Junge stand langsam auf. Er hatte schmutzige Tränenspuren übers ganze Gesicht und rieb sie nun in seinen Armel.

„Nicht wahr?“ fragte Peter und sah ihn eindringlich an, „du verkehrt mich?“

Der Junge nickte und wischte sich unter ein paar Schludfern die Nase mit der Hand rein.

„Dann mußt du gleich anfangen und darfst nie aufhören,“ mahnte Peter noch. Er strich dem Jungen über den Kopf und ging auf die Ruine zu. Sie stand in der lodernen Glut der Abendsonne, ihre Mauern glühten wie von innerem Feuer. Peter fühlte tief seine Zusammengehörigkeit mit der Insel, und er liebte sie und all ihre Schönheiten in neuerwachter Zärtlichkeit. Und wenn er nun auch ginge — sein Herz war leicht und froh — er blieb, der er war und würde es immer bleiben. Möchten sie ihn Peter Allright scheiten — er wußte nun, was es bedeutete, er und der kleine Junge da oben. Das war ein feiner Kerl, ein kühner Bursch — ja, solche gab es viele auf seiner Insel! Er wollte schon dafür sorgen, daß er auch weiterhin zu ihnen gezählt würde!

Er riß eine kleine lila Dolbe Hlieder ab, steckte sie ins Knopfloch, stieß einen lauten Pfiff aus und jagte von den Klippen zur Landstraße hinunter, den anderen nach, auf den Jahrmarkt.



Ein Rudel schottischer Hirsche, die Fütterung erwartend.

Der Tod geht um.

Humoreske von Wolfgang Kemter, Dornbirn.

Hans Langgruber, der Förster vom Heiterberg, hatte soeben von seiner vorgesetzten Behörde einen Bericht erhalten, dem er entnahm, daß es nicht möglich sei, für den erkrankten Gehilfen einen Ersatz zu stellen, doch wurde gnädigst für die vermehrte Arbeitsleistung, die seine Vorgesetzten als selbstverständlich annahmen, eine Remuneration, wie das schöne deutsche Wort hieß, in Aussicht gestellt. Trotzdem entfuhr dem Förster ein urkräftiger Fluch, denn diese Remunerationen kannte er. Auf dem Papier hatte er schon ein kleines Vermögen in Remunerationen erhalten, in Wirklichkeit nicht so viel, um einen Stiefel sohlen lassen zu können. Wagte man einem Inspizierenden gegenüber eine leise Andeutung, wurde man auf einen späteren Zeitpunkt vertröstet, den der Förster allerdings so wenig erlebte, wie den nächsten Halleyschen Kometen.

Und gerade jetzt hätte er einen Gehilfen notwendig gebraucht, denn seit einiger Zeit waren in seinem Revier Wilddiebe in frechster

Weise an der Arbeit. Ein paar duzend Nächte hatte er schon geopfert, ohne mehr als die Spuren der Wilderer zu finden.

„Ich kann mich doch nicht vierteilen,“ fluchte der Förster, „und an allen vier Ecken des Reviers zu gleicher Zeit sein. Bin ich im Norden, jagen sie im Süden und bis ich dort hinkomme, sind sie längst mit der Beute auf und davon. Ein Mann für das große Revier ist zu wenig.“

Aber Hans Langgruber war zu sehr Weidmann, als daß er wie vielleicht mancher, den Dingen ruhig ihren Lauf gelassen und nicht die äußersten Anstrengungen gemacht hätte, dem Treiben der frechen Burschen und Wildmörder, denn sie schossen alles, was ihnen in Schußnähe kam, Einhalt zu tun.

Er nahm seine geliebte Pfeife, stopfte sie und setzte sie in Brand, ließ sich in der Ecke des Sofas nieder und paßte, daß er bald in einer Wolke verschwand. In dieser Lage pflegten sich bei Hans Langgruber die besten Gedanken einzustellen.

Er hatte einen leisen Verdacht und auf ihn baute er einen abenteuerlichen Plan auf. Bald zwanzig Jahre war er in der Gegend und kannte die bayerische Bevölkerung wie nicht leicht ein zweiter. Bergnützte fuhr er sich mit der einen Hand über den langen Vollsack und in seinen Augen blühten tausend Teufel.

Wenn er die Schufte schon nicht auf frischer Tat ertwischen konnte, wollte er sie ungesehen vertreiben, daß ihnen das Wiederkommen gewiß für alle Zeiten verging.

In dieser Nacht machte der Förster geheimnisvolle Wege. Wie ein Dieb schlich er dahin, sah sich um, verließ das Dorf aber nicht und kehrte schon nach einer halben Stunde wieder ins Forsthaus zurück. — Seinen größten Rucksack brachte er, fast bis zum Zerreißen gefüllt, mit, verbarg ihn sorgsam in seinem Kleiderkasten und schloß diesen dann ab.

* * *

Die Wittschafterin des Herrn Pfarrers war eine sehr fromme Person, aber an dem Morgen, der dieser Nacht folgte, betete sie zweimal so andächtig als gewöhnlich. Das war eine Nacht gewesen, noch rann ihr in der Erinnerung daran Schauer über den Rücken und sie bekreuzigte sich in einem fort. Furchtbar hatte es gegen zwölf Uhr, um die Geisterstunde, im Weinhaufe rumort. Die Toten hatten Zeichen gegeben, fast als ob sie aufstehen wollten und jeder Schädel die ihm gehörigen Knochen suchte. Das hatte nichts Gutes zu bedeuten, etwas Schreckliches stand bevor, ob ihr ober dem ganzen Dorfe, wußte sie nicht.

„Herr erbarme dich unser,“ betete die von allerlei Wahnvorstellungen Geängstigte, „Herr vergib uns unsere Schuld und erlöse uns von allem Ubel.“ Immer noch tönte das schreckliche Geräusch, wie wenn Totenschädel übereinanderkollerten in ihren Ohren.

Gegen Abend begab sich Hans Langgruber mit dem straffgefüllten Rucksack ins Revier und es war schon acht Uhr vorüber, als er endlich todmüde heimkehrte. Mit Behagen ließ er sich das Essen schmecken, zündete dann die unvermeidliche Pfeife an und ging ins Wirtshaus hinüber, wo er sich im Hinterstübchen niederließ. Der Lehrer und der Doktor waren auch schon da und eiligst brachte der Wirt die

Karten. — „Ah, das tut gut,“ meinte der Förster, als er den ersten Schluck getan, „hundemüde bin ich. Die Herren am grünen Tisch schicken mir keinen Ersatz für den Moosbacher, nun muß ich alles allein tun und sollte überall zu gleicher Zeit sein. Aber,“ schloß er grimmig und begann die Karten zu mischen, „wenn sie mir heute den letzten Schwanz im Revier erschießen, tue ich keinen Schritt mehr von Haus. Wer gibt?“

Die mit lauter Stimme gesprochenen Worte waren auch in der Bauernstube zu hören und im nächsten Augenblicke erhoben sich dort

zwei Burschen, nachdem sie sich unmerklich zugeblinzelt hatten, zählten ihre Beche, wünschten allerseits Gutenacht und verließen das Gasthaus.

Ganz gemächlich gingen sie auf der Dorfstraße hin, waren aber plötzlich hinter einem Hause wie in den Boden hinein verschwunden. Mit langen Sähen eilten sie über die Wiese dem Walde zu, den sie ungesehen erreichten, und waren nach kurzer Wanderung bei einem dichten Gebüsch angelangt, in das sie eindrangen.

Wenn der Förster anfang Kartenpielen, dann saß er fest bis lange nach Mitternacht, das wußten der Sepp und der Jörg, und sie trafen in aller Ruhe ihre Vorbereitungen für den bevorstehenden nächtlichen Jagd- und Raubzug.

Nach etwa zehn Minuten traten sie wieder aus dem Gebüsch mit geschwärtzten, völlig unkenntlich gemachten Gesichtern, mit Stugen und Patronenbeutel versehen und nun fragte Jörg: „Sepp, wohin?“

„Zuerst zum Oberwald, dort weiß ich eine feiste Gais.“ — Lautlos und ohne zu sprechen huschten sie über den Waldboden

dahin. Am Himmel war der Mond aufgegangen, im Walde aber blieb es dunkel und nur dann und wann fiel durch eine Lücke in den Tannen ein heller Schein auf den Weg.

Sepp ging voraus und Jörg folgte ihm auf dem Fuße. Mit einem Male schrie Sepp gellend auf: „O Himmel, alle guten Geister,“ drängte zurück, trat dabei dem Jörg auf den Fuß und rannte ihm den Stuppenbolzen in den Leib.

„Höllteufel,“ schimpfte dieser, „du Schaf, du haust mir den Magen ein, was hast du“ Dann aber sah er auch das Furchtbare und es gellte ein zweiter Schrei durch den Wald. Die beiden Burschen



Der zehnjährige Robert Almann inmitten seiner „Werke“.

Der Knabe, Sohn des Graveurs Almann in Hilden, hat seit seiner frühesten Kindheit aus eigenem Antrieb gezeichnet und Silhouetten geschnitten; seit seinem 5. Jahre modelliert er in Ton, zumeist ohne Vorbild aus der Phantasie. Da die Eltern unbemittelt sind, wäre zu wünschen, daß sich ein Mäzen für den Knaben fände.

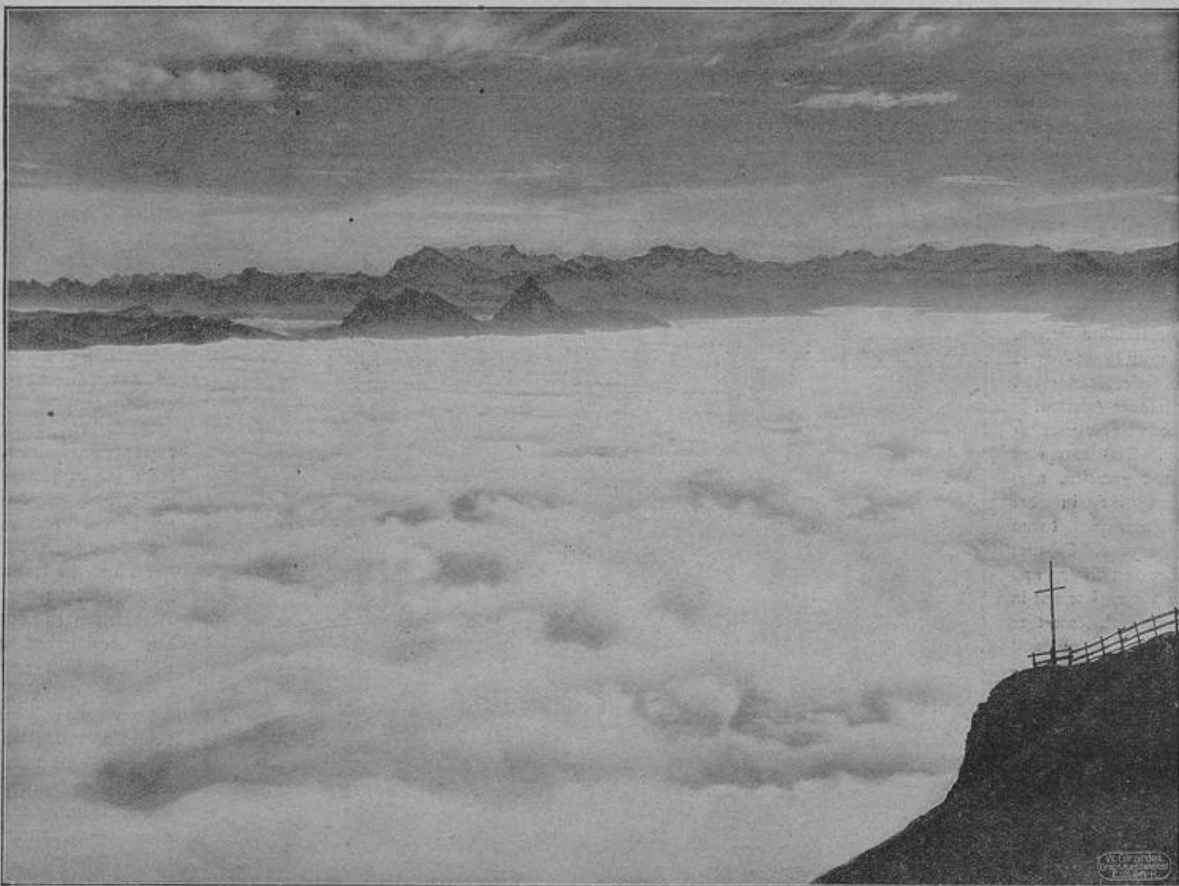
waren in die Knie gesunken und starrten mit weitaufgerissenen und hervorquellenden Augen nach einer Stelle des Waldes, von der aus dem Dunkel ihnen ein grinsender Totenschädel entgegenleuchtete. Aus den Augenhöhlen glühte es und auch aus dem Munde schien Feuer zu sprühen. Wie an allen Gliedern gelähmt waren die Wild- diebe in ihrer Inviden Stellung geblieben, die Gewehre waren ihnen entfallen, die Haare sträubten sich und große Schweißtropfen perlten von der Stirne über das Gesicht und durchfurchten die Kohlen- schicht auf diesem.

Sinnlos vor Angst, Gebete und zauberkräftige Sprüche murmelnd erhoben sie sich endlich und rannten, ihre Waffen im Stiche lassend, querselbein. Wie wenn die ganze Hölle ihnen auf den Fersen wäre, so rannten sie leuchend und stöhnend über Stod und Stein, rissen

zwei Mörder, an allen Gliedern zitternd und in Schweiß gebadet, dem Dorfe zu. — —

Beim ersten Hahneschrei war Hans Langgrüber am anderen Morgen im Wald und als er gleich beim ersten Totenschädel, den er abends zuvor mit einiger Mühe an einer Tanne befestigt und in den er eine brennende Kerze gestellt hatte, die beiden Gewehre fand, da ging es wie Wetterleuchten über sein Gesicht. Triumphierend rief er: „Ihr habt euern Teil, ihr Hallunken, euch ist das Wildern vergangen.“

Mit pfiffigem Schmungeln sammelte er alle die Totenschädel, die er über das ganze Revier, besonders in der Nähe der besten Wild- wechsel verteilt hatte und trat dann mit den kampflos erbeuteten Waffen und dem straff gefüllten Rucksack den Heimweg an. — —



Novemberebel im Gebirge: Blick vom Nigl auf die Glarner Alpen: in der Mitte vorn der große und der kleine Nylphen.

Gebr. Weheli, Altdorfberg.

sich an dornigem Gestrüppe die Kleider und die Haut in Fetzen, stürzten mehrere Male, erhoben sich wieder und rasten weiter. Eine gute Strecke hatten sie flüchtend zurückgelegt, da taumelten sie wie vom Nylge getroffen wieder zurück. Auch hier glühte ihnen grinsend ein zweiter Totenschädel entgegen und während sich den halbwahnsinnigen Burschen ein zweiter furchtbarer Schrei entrang, flohen sie seitwärts ins Gebüsch. Wie toll hasteten sie dahin und als sie endlich in der Nähe des Waldbrandes ganz außer Atem und zu Tode erschöpft Halt machen wollten, sahen sie in kurzer Entfernung zu ihrem grenzenlosen Entsetzen den dritten Totentopf mit feurigen Augen und feurigem Munde.

Brüllend vor Angst und Furcht rannten sie zum Walde hinaus und rannten, bis sie auf einer Wiese fast bewußtlos zusammenbrachen. Erst nach langer Zeit erholten sie sich ein wenig und schlichen sich wie

Die Wirtschaftlerin des Herrn Pfarrers hatte wiederum eine schlechte Nacht, denn abermals war im Weinhaus ein Höllenspektakel, und nun schien es ihr gewiß, daß zum mindesten der Untergang des Dorfes bevorstände. Mit andächtiger Reue erforschte sie ihr Gewissen und ging noch an diesem Morgen zur Beichte. Hans Langgrüber aber hatte die Totenschädel wieder an ihre Stelle gebracht, sie hatten ihm einen größeren Dienst erwiesen, als es fünf Jagdgehilfen hätten tun können.

Sepp, der Oberknecht vom Müller lag zwei Tage ob des aus- gestandenen Schredens fiebernd zu Bette und es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken, während Jörg, der Älteste des Niederhofers, acht Tage wie eine wandelnde Leiche herumkief. Der Förster dachte sich seinen Teil, sagte aber zu keinem Menschen ein Wort, denn er hatte in Zukunft in der Tat vor Wilddieben Ruhe.

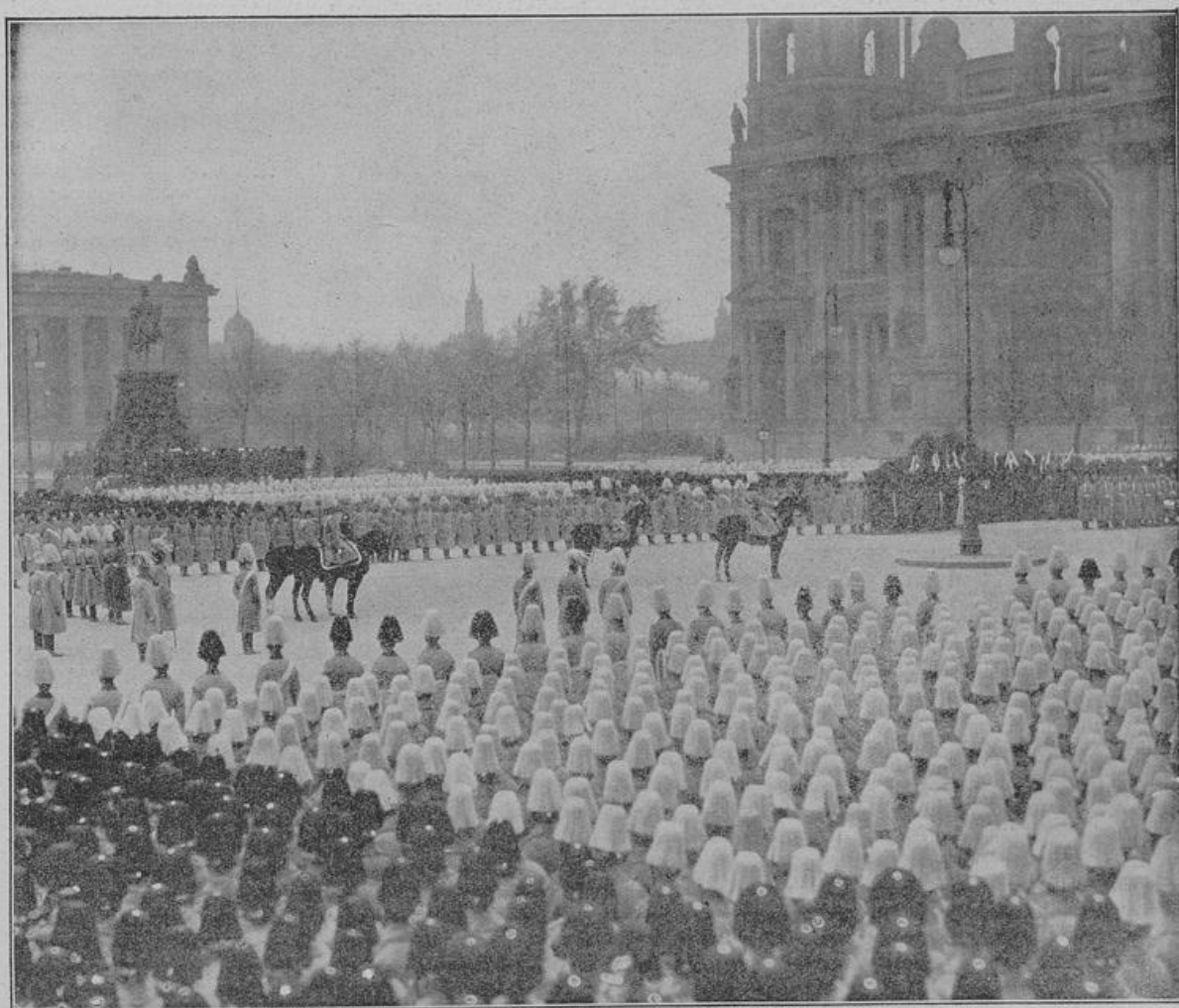
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 48.

Düsseldorf, 29. November

1915



Die diesjährige Vereidigung der Rekruten des Gardekorps im Berliner Lustgarten.

Zugegen waren das Offizierkorps und die Generalität von Berlin, unter anderen Generalfeldmarschall *Frhr. v. d. Goltz*, Generaloberst *v. Kessel*, General der Infanterie *v. Molke*, Kriegsminister *v. Falkenhayn*, die fremdherlichen Offiziere, die Militärbevollmächtigten usw. Der kommandierende General des Gardekorps *Frhr. v. Plettenberg* hielt zu Pferde in der Mitte der Aufstellung. Der Kaiser erschien in der Uniform eines Generalfeldmarschalls, umgeben von den Prinzen *Eitel Friedrich*, *August Wilhelm*, *Oskar* und *Joachim*. S. Nähn, Berlin.

In Nacht und Nebel.

Skizze vom Niederrhein von M. S.

Von einer sanften Anhöhe aus sah man die große Industrie- und Handelsstadt vor sich auf der andern Seite des Flusses liegen, etwa eine Wegstunde entfernt. Zahllos waren ihre Schloten, und dunkler Rauch bedeckte ständig den Himmel über ihr.

Der Strom war durch die Regengüsse der letzten Tage hoch angeschwollen und bespülte bereits die Mauern der stolzetürmten Hafengebäude. Ihr Bild spiegelte sich schimmernd in ihm wieder.

Von Osten stieg langsam die Dämmerung auf, glutrot versank im Westen der Sonne Feuerball. Scharf hob sich der Schattenriß der Häuser vom Himmel ab. Die Türme und Dächer der Stadt leuchteten in der scheidenden Sonne wie Gold.

Herbstliche Kühle durchzog die Luft und mahnte an den kommenden Winter. — Am Ufer

des Flusses gingen zwei Wanderer langsam der Stadt zu. Ihre Unterhaltung war nicht lebhaft; die ruhige, verlassene Stimmung des Abends hatte sich ihnen mitgeteilt.

Der Ingenieur Raden trug für seine Begleiterin, des Großkaufmanns Brandt einzige Tochter, Gerda, eine tiefe Zuneigung im Herzen. Wie ein Klingen und Singen war es in ihm, wenn er ihren Schritten lauschte: „Ach wärest du mein eigen, wie glücklich wöllt' ich sein.“

Warm umfaßten seine Blicke, wenn er sich unbeobachtet glaubte, ihre blühende Gestalt. Aber wenn er in ihre stolzen und kühlen Augen sah, konnte er von Liebe nicht zu ihr sprechen. Es war ihm, als ob ein Abgrund zwischen ihm und ihr läge. Ein selbstgeschaffener zwar! Darum wäre es besser gewesen, er hätte die Schranken, die seine Verehrung um sie aufgerichtet hatte, mit harter Hand niedergerissen und frei um sie geworden. So aber hob er sich in seiner Unfreiheit nicht aus der Menge der übrigen heraus, die ihr zu Füßen lagen, und deren ständige Anbetung auch eine weniger frische Natur, als sie es war, auf die Dauer ermüden mußte. Wer ihre Liebe begehren wollte, mußte um sie kämpfen auf andere Art.

Gerda war stolz und zurückhaltend, nur zuweilen brach ihr Temperament durch. Dann allerdings konnte sie schallhaft und übermütig werden. Der Macht ihrer Schönheit und Unabhängigkeit war sie sich bewußt, und in solchen Augenblicken kostete sie sie aus.

Leise plätscherten die murmelnden Wellen des Stromes gegen seine Ufer. Das übergetretene Wasser bildete lange Silberstreifen in den grünen Wiesen, aus denen das Flachland bestand, soweit, als man es überblicken konnte. Ein feiner Dunst breitete sich über die Landschaft aus und ließ im Verein mit der beginnenden Dunkelheit

die entfernteren Gegenstände undeutlich erkennen. Hier und dort flackerten in der Stadt einzelne Lichter auf; nur mühsam brachen sie sich in der Dämmerung Bahn.

Vor den Wanderern schaukelte ein leichter Rachen auf dem Wasser und rieb sich ächzend an seiner Kette. Als Gerda ihn erblickte, kam ihr der Wunsch, an diesem schönen Abend, dem letzten vielleicht des Jahres, eine kurze Fahrt flussabwärts zu machen. Das Abenteuerliche einer solchen Fahrt bei Hochwasser reizte ihren Mut, und der Gedanke, ihren schweigsamen Begleiter einmal aus seiner Ruhe aufzuscheuchen, machte ihr Freude. Ohne sich nach ihm umzuschauen, stieg sie in das Boot, es ihm überlassend, ihr zu folgen.

Raden kannte Gerda zu gut, um gegen ihr gefährliches Beginnen Einspruch zu erheben.

Pflegte sie doch bei solchen Gelegenheiten gern und mit Nachdruck zu betonen, daß sie die Verantwortung für ihre Person allein zu tragen gewöhnt sei. Für keinen besorgten Widerspruch hätte sie sicherlich nur ein Lächeln übrig gehabt, und das scheute er.

Darum folgte er ihr, nachdem er die Forderung des Rachenverleihers bezahlt hatte. Dieser war auf der Britische seines Bootshauses mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt gewesen und hatte so späte Gäste nicht mehr erwartet. — Toll genug, daß sich die beiden trotz des Hochwassers am Abend noch auf den Strom wagten!

Doch was ging's schließlich ihn an! Er kannte Raden, drum brauchte er sich um den Besitz seines Bootes nicht zu sorgen. Mochten sie sehen, wie sie fertig wurden! Gleichmütig schob er die Tonpfeife in den andern Mundwinkel und nahm seine unterbrochene Arbeit wieder auf.

Mit einigen Ruder schlagen hatte Raden das Boot der Mitte des Flusses zugeführt. In der reißenden Strömung trieben sie pfeilschnell abwärts.

In ziemlicher Entfernung vor ihnen tauchte an der Biegung des Flusses die schön geschweifte eiserne Brücke auf, die die beiden Ufer in gewaltigen Bogen miteinander verband. Ihre Lichter bildeten ein langes flammendes Band quer über den Strom, und ihre trutzigen Ecktürme hoben sich zu stolzer Höhe gleich mittelalterlichen Torbürgen. Längs des Ufers leuchteten immer mehr Lichter auf, gelbe und weiße, zuweilen mit grünlichem oder rötlichem Farbeneinschlag. Eisengießereien spien raslos ihre funkenprühenden Feuer aus hohen Kaminen. Die Öfen brannten bei Tag und bei Nacht, unermüdlich, wie ewige Lampen in dunkeln Kapellen. Raden war in stilles Sinnen versunken. Sein Blick streifte sehnsuchtsvoll das schöne Mädchen vor ihm auf der Ruderbank. Sie war ihm so nah, und doch auch so fern!



Der König von Sachsen besichtigt unter Führung von Landgerichtsrat Müller (1) und Geh. Rat Spitzer (2) das Alpine Museum des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in München, dessen Mitglied er ist.

H. Hoffmann, München.

Den Kopf zum Ufer hingewandt schaute sie leuchtenden Auges in das Lichtermeer der Stadt. Soweit der Blick reichte, schwang sich eine endlose Girlande von Laternen das ganze, mehrere Kilometer lange Ufer entlang, deren grünlich goldener Schein sich breit in den schielenden Fluten widerspiegelte und nur dort in einem Feuerwerk von glühenden Funken zerfiel, wo das Wasser von der starken Strömung gegen die mächtigen Kaiwäern geworfen und von diesen in kurzen springenden Wellen wieder in den Strom zurückgeschleudert wurde. Dazwischen schob sich ab und zu die dunkle Masse eines Schiffsrumpfes, dessen rote, grüne oder blaue Signallichter gegen den lauten und prächtigen Glanz der schhaften Straßenlaternen kaum aufstiegen. Wie herrlich war es doch, sich so ruhevoll dem Genuße dieses wunderbaren Landschaftsbildes hinzugeben!

Ein hastiger Ruf von Raden schreckte sie auf!

Von der linken Flussseite her hatte sich aus der überschwemmten Niederung eine Nebelwand in den Strom geschoben, unheimlich eiskalt. Der leichte Abendwind trieb den Nebel in zusammengeballten Massen um das Boot, es von allen Seiten einhüllend.

Wie schnell auch Raden zu den Riemen griff, um das Boot zum Ufer zurückzuleiten, es war zu spät. Schon war nichts mehr zu erkennen. So wußte er nicht, wohin er steuern sollte.

Verdunstet war alles: die beleuchteten Ufer, die Schiffe im Strom, die Brücke, die Sterne am Himmel. — Kalte, feuchte, undurchsichtige Luft umgab sie, machte alles gleich und hob jede Richtung auf. Und während die eilenden Wasser trotz Dunkelheit und Nebel ihren Weg sicher zum nahen Meer fanden, wußten die beiden im treibenden Boot nicht, wohin die Fahrt sie führte. Der Umschwung aus der beschaulichen Ruhe vorhin in diese verzweifelte Lage war für Gerda zu plötzlich gekommen. Ihre sonst so starken Nerven verlagten ihr mit einem Male den Dienst. Die Furcht lähmte sie, und ihr Starkmut schwand dahin. Sie war sich darüber klar, welche Gefahr ihnen drohte, besannen sie sich doch auf

demjenigen Teil des Stromes, wo am Eingang des großen Hafens Hunderte von Dampfern und Schleppkähnen vor Anker lagen.

Wenn ihr leichtes Boot in vollem Lauf auf diese Hindernisse stieß, die den Fluß fast in seiner ganzen Breite bedeckten und nur eine schmale Fahrwinne übrig ließen, mußte es kentern oder zerbrechen.

Wie peinlich wirkte jetzt dieses Wallen und Rauschen des Wassers, dessen Spiel ihr vormid im scheidenden Sonnenlicht so melodisch geklungen hatte. Aus dem Unsichtbaren umringten sie unerklärliche Laute, die zornig und drohend klangen, sich bald näherten, bald entfernten. Wenn sie nur etwas hätte sehen können! Aber weiter als bis zum Ende des Bootes reichte ihr Blick nicht, jenseits lag alles in undurchbringlicher Finsternis.

Auch aus dem brodelnden Wasser hoben sich die Nebel und dämpften in ihrer Schwere die lauten Geräusche der Stadt.

Das Leben auf dem Strome wäre erloschen erschienen, hätten nicht hier und dort die Sirenen der vom Nebel überragten Dampfer aufheulend die Stille durchbrochen. Dazwischen erkönte das dumpfe Rasseln der Ankerketten und das einformige Aufschlagen der Schiffsgloden.

Wenig lauerten die kalten Wasser, ob nicht der Kahn irgendwo zersplittere, damit sie seine Trümmer in die Tiefe ziehen und mitleidlos das Leben seiner Insassen erlöten könnten. Es war nichts gutes, was die Wasser mit ihrer

monotonen Melodie raunten. . . . Fest sah Raden der Gefahr ins Gesicht. Ein Zufall hatte ihn dazu ansetzoren, Gerda beschützen zu müssen, und in diesem Gedanken fand er den Mut zur Tat. Er redete sich auf wie der Kämpfer vor dem Angriff. Was vor ihnen lag, konnte die Rettung würde wahrscheinlich aber das Ende sein.

Keuferlich ruhig bat er Gerda, sich auf den Boden des Rahmens niederzulassen, er selbst kniete vor der Ruderkantel nieder. Die Riemen lagen ihm zur Hand längs seitlich im Boot. Vielleicht, daß es ihm so gelänge, bei einem Anprall das Kentern zu verhindern.

Von allen Seiten drang das



Toni Bender,

Mitglied des Radfahrer-Vereins „Flottweg 1891, Düsseldorf“,
Meisterschaftskunsthändler von Europa im 1er-Kunsthändler.



Ueberschwemmung bei Wehrath.

Erich Beninghoven.

Lärmen und Loben des Wassers zu ihnen herüber. — „Nicht fürchten! An der Pant festhalten!“ rief Raden seiner Begleiterin zu. Wortlos folgte sie seiner Weisung.

Noch befand sie sich im Banne der ersten Furcht. Darum schaute sie Raden, der vor ihr kniete, angestrengt auf jedes Geräusch achtend, bereit zu handeln, wie es der Augenblick erforderte, mit jenem heißen Verlangen nach Hilfe an, wie es im Menschen auslobert, wenn das trostlose Gefühl völliger Verlassenheit von allen andern Menschen über ihn gekommen und ihm nur die Hoffnung auf die Hilfe dessen geblieben ist, der allein bei ihm aushält.

Die Gedanken und Empfindungen wirbelten in ihrem Kopf durcheinander. Wohl entsann sie sich graufiger Schilberungen von Unglücksfällen; wie ein Dampfer mit allen Frauen und Kindern an Bord untergegangen war und sich nur die Männer in brutaler Rücksichtslosigkeit gerettet hatten. Oder wie bei einem Theaterbrand die Starke über die niedergegetretenen Leiber der Schwachen dem Feuer-tode entronnen waren. Aber wie merkwürdig, daß diese Erinnerungen

Wie gebannt hingen ihre feuchtgewordenen Augen an ihm. Wenn er ihr tröstend zusprach, ging ihr der Ton seiner Stimme ans Herz. Aus dem Klang dieser Stimme fühlte sie die schmerzvolle Sorge heraus, die ihn um sie bewegte, um sie allein. Sie merkte ihm an, daß er ihr gern etwas gesagt hätte, das aus übervollem Herzen empordrängte auf die Lippen. Da verklärte ein liebes, gutes Lächeln ihre schönen Züge, und noch inniger sah sie ihn an.

Weiter gingen ihre Gedanken. In diese große Gefahr, in der er hier schwebte, hatte nur ihre Unüberlegtheit ihn gebracht und dennoch erhob er keinen Vorwurf gegen sie. Er gehörte nicht zu denen, die versagen, die im Glück freundlich und gerecht sind, in der Not aber ungeduldig und verzweifelt werden und nur an sich denken. Darum würde er, wie jetzt so auch später, für sie die Ruhe sein, ein starker Halt für ihre leidenschaftliche Seele. Daß ihr diese Klarheit geworden, dafür wollte sie die heutige Fahrt trotz ihrer Schrecken segnen immerdar.

Aus seinem Verhalten schöpfte sie die beglückende Gewißheit, daß sie nicht nur nahm, sondern auch gab. Ja, sie gab ihm die Stärke



Aus der Hundeaussstellung im Berliner zoologischen Garten: Der Berliner Marsoll-Klub mit seinen Hunden in der Ausstellung.

Phot. Gebr. Haackel, Berlin.

sie nur für einen Augenblick störten! Sie fühlte, daß ihr Vertrauen zu dem Manne größer war als ihre Angst vor dem Kommenden.

Auf Radens Antlitz stand auch nichts geschrieben von der Selbstsucht der Todesangst! In dieser Stunde der Not, wo es kein Verstellen gab, blieb er sich gleich, stark und gefaßt.

Sie ließ den Blick nicht von ihm. Seine Entschlossenheit hob ihren gesunkenen Mut! Sie fand die Zeit, seine Züge zu durchforschen, und sie entdeckte in ihnen einen Ausdruck, den sie bisher nicht beachtet hatte. Da durchfuhr sie die Erkenntnis, daß sie ihn liebt, ja schon längst ihn unbewußt geliebt und in ihm gelebt hatte, seit sie angefangen hatte, ihn wegen seiner aufrichtigen und ritterlichen Gesinnung hochzuschätzen. Und wie ihr Vertrauen groß war, so wurde es ihre Liebe und saßte in ihm feste Wurzel, und beide waren eins.

Was galten ihr jetzt die Werbungen der andern! Ihre Wangen brannten, und wie ein Mausekorn überlam sie der Gedanke, mit diesem Manne einmal glücklich zu werden, falls es das Schicksal heute nicht anders beschließen sollte!

zum Leben, die Kraft zum Guten! Sie hob ihn mit ihrer Liebe hinauf bis in Himmelhöhen, ohne sie würde sein Dasein inhaltlos und leer geworden sein. Wenn ein gütiger Gott über sie wachte, dann mußten sie gerettet werden! Sie mußte doch nun Zeit haben, viele schöne Jahre, um dieses neue Leben, das aus dem Dunkel dieser Nacht verheißend für sie aufgegangen war, an seiner Seite zu verbringen.

Was in ihr vorging, was sie sann und fühlte, das leuchtete immer deutlicher aus ihren Augen.

Der Mann verstand es voll jauchzender Freude, aber er durfte sich nicht hinreißen lassen und seinen Posten aufgeben. Die Gefahr, die ihnen unaufhörlich gedroht hatte, all die langen, bangen Minuten hindurch, wurde ja nun erst recht groß, wo sie sich der Bräute näherten.

Er hatte Zeit gehabt, sich alle Möglichkeiten einer Rettung, auf die er kaum zu hoffen wagte, zu überlegen.

Sollten sie kentern, dann mußte er versuchen, Gerda auf das treibende Boot zu heben und auch sich an diesem festzuhalten. Es

war unmöglich, mitten aus dem reisenden Strom heraus das Ufer, das er in der Finsternis nicht einmal ahnte, noch weniger sehen konnte schwimmend zu erreichen.

Wenn sie nur nicht beim Kentern durch die Strömung unter ein Schiff gezogen würden und Gerdas Körper ihm hierbei entglitt und sie fern von ihm in unbekannter Nacht den Untergang fand! Ach, wie ihn diese Befürchtung peinigte, schlimmer als körperlicher Schmerz! Aber wenn das Schlimmste eintrat, dann würde er mit ihr gemeinsam in den Tod gehen!

Er biß die Zähne aufeinander. Weg mit diesen Selbstquälereien!

Ein schreckliches Getöse, lauter als je, erscholl in ihrer nächsten Nähe. Hastig bog sich Raden zu Gerda hinüber und schlang unwillkürlich den linken Arm schützend um sie. Die rechte Hand streckte er wie abwehrend von sich.

Gerda sank zu ihm hin und vergrub erschrocken ihr Gesicht an seiner Brust, als wäre hier allein noch eine Stätte des Friedens.

Das Wasser umflutete sie von allen Seiten; die tollenden Wellen klatschten wider den schwankenden Kahn und überprühten ihn mit Schaum und Tropfen.

Geisterhaft wie ein flüchtiger Schatten war dicht vor ihnen, inmitten des Wogengebraus, ein unerkennbares Etwas aufgetaucht, hatte den Raden für einen Augenblick erfaßt und war dann wieder verschwunden. War's ein im Strom verankerter Wagger gewesen, der seine Seile überall hin spannte, oder der Radlasten eines großen Dampfers mit seinen Schaufeln, Stangen und Ketten, gegen die die reisende Strömung sie geworfen hatte? Wenn sie mitten in dieses Gewirre von Eisenteilen und Ketten hineingeraten wären, wären sie unrettbar verloren gewesen! — Wieder brauste es auf, rechts und links, einmal, zweimal, dann noch einmal, anscheinend trieben sie inmitten ber

verankerten Schlepplüge. — Dann befanden sie sich unter der Brücke. An den Pfeilern drängte sich das Wasser und türmte sich meterhoch auf; sein nervenerregendes Rauschen hatten sie schon von weitem vernommen. Ueber ihnen rollten die Wagen, hörte man Menschenstimmen,

Deutlich, fast wie Hohn, klang das Läuten der Straßenbahnglocken. Auf sicherer Unterlage verfolgte dort oben jeder seinen gewohnten Weg, unbekümmert um die Not der Verlassenen tief unten im kleinen Boot!

Das Gefühl der Sicherheit, das Gerda bei Raden gefunden, wich einem zitternden Bangen, als von einem Schaum und Tropfen sie überschütteten und durchnäßten. Aber es war nun ein Bangen anderer Art. Nicht mehr um sich, sondern um den Mann, dem sich ihre Liebe zugewandt hatte und dessen Leben ihr nun teurer war als das eigene. Bei allem Schmerz um ihn war es ihr ein süßer Trost, daß sie bei ihm war, wenn es zum Sterben ging! Hand in Hand mit ihm sah sie dem Unabänderlichen gefaßter entgegen.

Ein Stoßen und ein Poltern. Wie von zerförtem Holzwerk. Schnell wie der Blitz rieb sich das Boot an einer eilenden eisigkalten glatten Schiffswand. Raden hätte sich retten können, wenn er den Schiffstrand ergriffen und sich an ihm hinaufgeschwungen hätte. Gerda fehlte jedoch hierzu die Kraft, so mußte er das Boot weiter schießen lassen. Von

neuem prallten sie an. Krachend splitterte ein Stück des Holzwerks ab. Der Raden legte sich auf die Seite und schöpfte Wasser. — War es das Ende? — Doch ein zweiter Stoß gegen das aufgerissene Heß richtete das Boot im letzten Augenblick wieder auf. Flüchtig, wie es gekommen,

war auch dieses Hindernis verschwunden. Ein rasch verklingendes Rauschen verriet allein die Stelle, wo es gelegen hatte.



Stolypin, der russische Ministerpräsident, hatte am 17. November eine Unterredung mit dem deutschen Reichskanzler in Berlin.



Otto Findeisen (1), der Komponist der Operette „Der alte Pessauer“, deren Aufführung in Leipzig am 15. November einen großen Erfolg hatte, umgeben von einigen Darstellern: Walter Grave (Pessauer) ××, und dem Oberregisseur Groß ×.

Noch immer wollte das lärmende Gludsen und Quirlen des Wassers nicht aufhören, das sich wild gegen seine Gemüthe warf, ärgerlich ob der verzögerten Reise zum ersehnten Meer.

Ein ängstlicher Ruf erscholl dicht vor ihnen: „Jan, fall mit in et Wasser!“ Es war eine Schiffersfrau, die sich um ihren Mann sorgtel Sehen konnte man sie nicht.

Ein wachlamer Epiz schlug kurz an. Er witterte die Nähe von Menschen, doch suchte er vergeblich das treibende Boot. Auch das Tier schaute sich durch diese trostlose Finsternis bedrückt.

Das klagende Geheul des Hundes und das Klirren der Ankerketten verlor sich in der Ferne.

Für längere Zeit wurde es ruhig. Sie befanden sich jetzt offenbar bereits außerhalb des großen Schiffsparks, jenseits der Stadt, wo nur selten im Strome ein Dampfer vor Anker ging. Nun schien ihnen das Schlimmste überstanden zu sein. Naden wollte deshalb versuchen, das Ufer zu erreichen, wenn er auch auf Geradenwohl in die Dunkelheit

wäre in der Brandung verloren gewesen, wäre es nicht Naden gelungen, ihn durch Gegenstimmen des Bootsriemens noch schnell von dem Felsstück freizumachen. Neigend glitt er in tieferes Wasser, wo er von der treisenden Strömung erfasst und sanft dem Ufer zugeführt wurde.

Aufatmend sprang Naden auf den Sand und bot Gerda beim Aussteigen behilflich die Hand. Er fühlte den warmen Druck ihrer Hand und ließ sie nicht los, als ob er ihre Besizerin noch immer dem Tode entreißen müßte.

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihn an. Lange und mit leuchtenden Augen. — Ein Schauer überlief ihn. Die Schrecken der Fahrt hatte er ertragen, des Glüdes jetzt schien ihm zu viel.

So liebst du mich wirklich, sagte er mit leiser Stimme, es ist kein Traum gewesen, der mir vorhin etwas verlockend vorpiegelte? Nein, dort ist der Strom, der uns hierher verschlagen hat, hier ist das Boot, es ist alles süße Wirklichkeit. Ja, sie stand vor ihm, von einem schwachen



Ankunft eines Dampfers in Riva am Gardasee.

Hineinfahren mußte. Möglicherweise war er auch dem Ufer näher als er dachte. Und wie er die Riemen ins Wasser tauchte und den Naden in Fahrt brachte, wich die Spannung von ihnen.

Gerda hatte sich aus ihrer unbequemen Lage erhoben und wieder auf der Ruderbank Platz genommen. Eine eigenartige Ruhe überkam sie, gerade so, als ob sie sich mit Naden im hellen Sonnenlicht auf einer Frühlingssahrt befände. Sie war so voll Zuversicht, daß alles gut werden und das warme Leben sie bald wieder in sich aufnehmen würde.

Aber der Strom wollte eine letzte Anstrengung machen, das schwache Fahrzeug in die Tiefe zu ziehen, das er schon als sein sicheres Opfer betrachtet, über das ihm zum Trug jedoch ein barmherziges Geschick immer wieder die schützende Hand gehalten hatte.

Mit einem knirschenden Rud ließ der Bootsfiel auf ein unter der Oberfläche des Wassers verborgenes Felsstück auf, den Ausläufer eines zum Uferschutz errichteten Steindammes. Der Naden fiel auf die Seite. Während schlugen die Wellen gegen seine Planken, und er

Lichtschein umflossen, den auch der Nebel nicht ganz hatte verdrängen können, er sah in ihre wunderbaren Augen, die ihn voll Liebe betrachteten.

Mähjam saßte er sich, dann beugte er sich nieder zu ihr, die ihm der heutige Abend als seine treue Weggefährtin für immer geschenkt hatte, und berührte mit dem Munde ihr duftendes Haar. Und ihre Lippen sondeten sich im herrlichen Kausche einer unendlichen Seligkeit.

In diesem Augenblick zerriß ein Windstoß den Nebelschleier, und die klaren Sterne des Himmels schauten auf sie nieder. Ihr weiches Licht erhellte Gerdas schönes Angesicht, dem Dingen und Zuneigung ihr Gepräge gaben. Vertrauensvoll lag sie in seinem Arm, das blonde Haupt leicht nach hinten geneigt, die Augen geschlossen.

Er betrachtete sie voll Rührung, es war wie Andacht in ihm, und in seinem Herzen tat er einen stillen Schwur! Fester zog er sie an sein klopfendes Herz, und sie entwand sich ihm nicht. Noch einmal kosteten sie die Wonne ihrer jungen Liebe, dann traten sie Arm in Arm den Heimweg an.

Der Sultan von Berlin.

Von Robert Kraft.

Neulich hörte ich in einer Gesellschaft den Ausdruck fallen: „Der Sultan von Berlin“. Mir fiel eine Erinnerung auf.

Es war 1897, als ich nach Ägypten kam. Ich verließ den Dampfer mitten im Suezkanal, auf einer Ausweichstation zwischen Kantara und Port Said.

Bis ich das Nital erreichte, hatte ich zwei volle Tage durch die Wüste zu marschieren, würde schwerlich einen Menschen treffen, war mit Wasser und Proviant versehen.

Mit Sonnen-

aufgang war ich aufgebrochen, am Abend stieß ich auf einen Beduinen, der mit seiner Frau, zwei halbwüchsigem Kindern, einer kleinen Ziegenherde und drei Kamelen hier mitten in der Wüste hauste. Die milchgebenden Tiere fanden einigeges dorniges Gestrüpp, die drei Kamele konnten zusammen beinahe tausend Liter Wasser tragen. Sie selbst wurden nicht getränkt, nur die Ziegen. Wenn das Wasser zur Neige ging, wurde nach dem nächsten

Nilarm gewandert, eine Tagereise, die Kamele wurden tüchtig getränkt, mit Wasser beladen, Käse und einige Weberei gegen Durra- mehl eingetauscht, und dann ging es zurück als Freiherr der Wüste.

Der Mann nahm mich mit der herzlichsten Freundlichkeit auf, setzte mir alles vor, was er hatte, nahm keine Gegengeschenke an, wollte sich lieber mit mir unterhalten. Das war nun freilich schwer, Ich war keines Wortes Arabisch mächtig.

„Englisch? Frensch? Itali? Ruschi?“

Nein, das war ich alles nicht. Und ich wußte nicht, was „Deutscher“ heißt. Deutschi. Aber das verstand der wieder nicht.

„Prussiani?“ fragte er.

Ja. Obgleich ich kein Preuße bin.

„Naß, Prussiani! Padschah al Berlina.“

Padschah ist der Sultan. Sultan von Berlin. Er meinte natürlich den preußischen König, den Deutschen Kaiser, war stolz darauf, von diesem zu wissen, wußte in reizender Weise dieser seiner Kenntnis

und seiner Hochachtung für den Deutschen Kaiser Ausdruck zu geben. Er nahm weiches Durra- brot, knetete daraus kleine Männchen, erklärte sie — „das Frensch, das Anglisch, das Itali, das Ruschi, des Turki, das Arabi“ — dann deutete er auf sich selbst — „ich Padschah al Berlina“ — er steckte die Männchen nacheinander schnappend in den Mund, verschluckte sie und rieb sich den Bauch.

Aber warum hielt er jedesmal, wenn er vom

Sultan von Berlin sprach, drei Finger über den Kopf empor?

Ich wollte wissen, was das bedeuten sollte. Da malte er in den Sand einen Kopf, machte darauf drei senkrechte Striche, drei Haare . . . Bismard! —

Ich bin innerhalb eines Jahres in ganz Ägypten herumgekommen, habe mich mehr in Fellahdörfern und Wüstenortschaften aufgehalten als in Städten; und allüberall war Bismard bekannt, bei den Fellahs und Beduinen immer als der Padschah al Berlina,



Die Damenmannschaft des Düsseldorfser Hockeyklubs, die bisher noch nie geschlagen wurde, macht zurzeit eine Cournee durch Deutschland.

Int. Ill.-Verlag.



Die Damenmannschaft des Düsseldorfser Hockeyklubs in Berlin im Kampf gegen die Damenmannschaft des Berliner Hockeyklubs am 25. November. Die Düsseldorfserinnen siegten mit 6:2.

Int. Ill.-Verlag.

In den kleinen Ortschaften werden die Hände der Kaffeeshütten gern mit Bildern aus illustrierten Zeitungen besetzt, an deutschen Blättern war das am häufigsten vertretene der „Kladderadatsch“, nur wegen des markanten Kopfes mit den drei Haaren, oder überhaupt eben wegen dieser drei Haare. Daß es einen Menschen gab, der nur drei Haare auf dem Kopfe hatte, das war für die Araber das Sensationelle, da hatten sie wissen müssen, wer das sei, und da war durch ganz Aegypten bis weit in die Wüsten hinein das Wort geprägt worden „Der Sultan von Berlin“. Sie wußten aber auch noch mehr von ihm, waren stolz darauf, es zu wissen, sprachen vom Padiſchah al Berlina nur mit der allergrößten Hochachtung. Das Beispiel mit den Brotmännchen — Grenſchi, Angliſi usw. — die sie dann als dreihaariger Sultan von Berlin verschluckten, wurde mir noch zahllose Male vorgeführt.

Der Sultan von Berlin sollte mich auch noch einmal vor einem großen Verluste bewahren, wenn mir nicht das Leben retten.

Ich war nach der Oase Fayum gegangen, um an dem großen Salzsee Birlet el Merun, ein Rest des alten Mörisees, der jetzt aber veralzt ist, zu jagen, einige Zeit ganz von der Jagd zu leben. Dieser See hat in der Mitte einige Süßwasserquellen, steht durch einen unterirdischen Kanal mit dem Nil in Verbindung, aus diesem gelangen nun Fische hinein, sie sterben in dem Salzwasser und werden ans Ufer gepült. Das lockt eine Unmenge von Schakalen, Füchsen und Hyänen an, außerdem halten sich in dem Mimosengebüsch viele Hasen und Wildschweine auf, im Schilf wimmelt es von Wasservögeln aller Art, an ein ausdauerndes

Fläßchen kommen die Antilopen aus der Wüste.

Viele Wochen hatte ich hier schon gehaust, ohne einen Menschen zu erblicken. Eines Tages waren an dem Fläßchen, das ich wieder einmal auffuchen mußte, um meinen Wasserſchlauch zu füllen, Zelte aufgeschlagen. Da kamen mir auch schon einige Araber entgegen, mit Gewehren bewaffnet, Dolche und Pistolen im Gürtel. Das waren aber echte Beduinen, vom Stamme der Beni Sues, von weiter Wüstenwanderung hierhergekommen.

Jetzt verstand ich genug Arabisch.

„Was machst du hier?“ frug mich der erste in drohendem Tone.

„Ich habe hier den See besucht.“

„Du jagst! Das sind meine Tiere, das ist hier mein Gebiet!“

Was sollte ich darauf antworten. Aber das konnte bös für mich werden. Ich war überhaupt vor den Beni Sues gewarnt worden. Deshalb auch wird dieser See so selten von Jägern besucht.

„Zeig mir dein Gewehr.“

Da war also gar nichts dagegen zu machen. Er liebäugelte mit meinem schönen Hinterlader, auch meinen Patronengürtel mußte ich ihm „zeigen“.

Aber er wollte nicht rauben, wollte wenigstens den Schein der Ehrlichkeit wahren.

„Wir wollen tauschen.“

Dabei präsentierte er mir seine Donnerbüchse mit trichterförmiger Mündung. Ich zögerte mit der Annahme, einen Ausweg suchend.

„Wir wollen tauschen!“ wiederholte er drohend. „Oder weißt du nicht, was es für eine Ehre ist, die unfehlbare Flinte eines großen Scheichs der Beni Sues zu tragen? Nimm!“

Die andern Beduinen hinter ihm flüsternten. Dadurch entstand noch eine Verzögerung.

„Bist du ein Angliſi?“ wurde ich dann gefragt.

„Nein, Prussiani.“ Große Ueberraschung.

„Kennst du den Padiſchah al Berlina?“

Und wahrhaftig, auch dieser Wüstensohn erhob dabei über seinem Kopfe drei Finger!

„Sehr gut.“

Da erhielt ich mein Gewehr zurück, war zwei Tage Gast in dem Beduinenlager, war persönlicher Gast eines Wüstenſcheichs, eines Fürsten, der, wenn er auch nur zwölf Untertanen hätte, sich selbtherrlicher dünkt als jeder König und Kaiser.

Und als dann das Lager abgedrochen und die Zelte auf die Kamele verladen

wurden, da sagte der Scheich zu mir, ehe er sich auf sein prächtiges Roß schwang, um wieder in den endlosen Wüsten zu verschwinden:

„Du gehst bald in deine Heimat zurück. Wohl, so jage dem großen Padiſchah von Berlina: ich, Scheich Ali Achmed el Sela ben Sues, der über 126 Lanzen gebietet und dem im Kampfe 400 Lanzen folgen — ich entsende meinem Bruder dem großen Padiſchah von Berlina meine Grüße!“ —

Ich habe diese Grüße nicht ausrichten können. Als ich am 1. August 1898 in Konstantinopel eintraf, wußte es bereits die ganze Welt, so weit sie durch Telegraphendraht beherrscht wird: der große Padiſchah al Berlina war nicht mehr! — An alles das dachte ich, als ich neulich den Ausdruck „Sultan von Berlin“ hörte.



Reicher Falmfang bei Puget Sound, einer Hafenstadt in Washington am Großen Ocean. Underwood & Underwood.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 49.

Düsseldorf, 6. Dezember

1915



Schiffe mit Baumaterial in der unteren Gatun-Schleuse des Panamakanals.

Phot.-Verlag
Kochlin.

Ein Badeabenteuer.

Humoreske von Adolf Thiele.

„Frei ist der Bursch!“ sang der Student Fritz Merkel mit lauter Stimme, als er spätmittags auf einem Feldwege dahinschritt. „Solch ein Bummel,“ fuhr er dann in musikalischen Worten fort, „solch ein Bummel durch Wald und Feld ist doch das Schönste, was es gibt; aber — aber ein bißel heiß macht's freilich auch.“

Der einsame Weg senkte sich, und Fritz sah plötzlich einen kleinen Fluß glänzen. Der junge Mann ließ sich nicht zweimal einladen; er suchte sich eine bequeme Gelegenheit zum Hineingehen, entledigte sich, und nachdem er das Hemd mit dem Rufe: „Raus aus den Kartoffeln!“ abgeworfen hatte, krieg er mit dem zweiten Rufe: „Min in die Kartoffeln!“ in den Fluß. Ah, das kühlte einmal, das war eine Labung! Als renommiertester Schwimmer bemerkte Fritz mit Freude, daß das Wasser in der Mitte ziemlich tief war, und mit Wonne huldigte er seinem Sport. Er hatte gerade getaucht und schüttelte sich das Wasser aus den Haaren, da sah er plötzlich am andern Ufer einen langen Mann stehen. „Was machen Sie da?“ rief dieser mit rauher Stimme.

„Wissen Sie nicht, daß hier das Baden verboten ist?“ Fritz plätscherte ruhig weiter und sah sich dabei den Mann genauer an; einen kleinen Schild an dessen Rock kündete, daß es einer der zum Pfänden stets bereiten Feldhüter war, und der gewichtige Stock, den der lange Mann in seiner mächtigen Hand trug, war wohl geeignet, seinen Funktionen den nötigen Nachdruck zu verleihen. Fritz ließ sich jedoch durch den dräuenden Mann nicht imponieren, er dachte: „Du bist drüber und meine Sachen liegen herüber, lärm' nur!“ Dies tat nun auch der grimme Feldhüter, er drohte mit Strafe, Pfändung, Arrestieren, Fritz aber machte die elegantesten Schwimmbewegungen und kehrte sich nicht daran. Plötzlich änderte der Feldhüter seine Taktik, er ging ein Stück flussaufwärts, und Fritz bemerkte, wie sich jener Stiefel und Strümpfe auszog, sie in die Hand nahm und in den Fluß hineinwatete. Das Gewässer war an jener Stelle breiter, auch waren dort zwei Pfähle an den Ufern angebracht, ein Zeichen, daß sich da eine Furt befand. Nun hieß es handeln! Fritz, der sein „Einjähriges“ noch nicht lange hinter sich hatte, entwarf einen strategischen Plan. Er schwamm zu seinen Sachen hinüber, wickelte seine Kleider und Schuhe sorgfältig in sein Hemd, nahm dieses in die linke Hand, setzte den Strohhut auf und kehrte in die Flut zurück. Als geübter Schwimmer fiel es ihm nicht schwer, sich mit der rechten Hand über Wasser zu halten und mit der linken sein Gepäck über dem Kopfe zu tragen, und als nun der zornige Mann an der Stelle anlangte, wo die Kleider gelegen hatten, war Fritz längst am andern Ufer. Hier setzte er sich gemächlich ins Gras und ließ den Mann drüber toben.

Eins machte ihm allerdings Kummer, seine Rückzugsklinie war abgeschnitten, denn er hatte am andern Ufer weiterwandern und dann die nächste Eisenbahnstation aufsuchen wollen.

Fritz sählte sich angesichts dieser Schwierigkeit jedoch ganz Mollke. Während der Feldhüter drüber einen Kartätschenhagel von Rebewendungen losschmettete, die in keinem Komplimentierbuch stehen, wickelte er in aller Gemütsruhe das Hemd auf und nahm

seine Landkarte aus dem Rock. Sofort orientierte er sich: „Hier, an dieser Krümmung sitze ich, da ist ja auch die Furt angegeben. Nun flussabwärts! Da geht der Fluß hübsch schmal, also tief weiter und — hurra — da mündet ja drüber sogar ein anderes Flüsschen ein. Dirschoften finden sich weit und breit nicht in der Nähe, und Leute sind auch nicht zu sehen.“ Fritz zog jetzt die Schuhe und das Hemd an, nahm sein Gepäck und marschierte am grünen Ufer entlang flott flussabwärts, während der Feldhüter drüber wie ein Schatten folgte. Jetzt kam er an das einmündende Flüsschen, das dem Manne des Gesetzes den Weg sperrte. „So, nun zieh' ich mich gemütlich an,“ resümierte der Stratege, „und gehe, allerdings mit einem unvermeidlichen Umwege von zwei Stunden, nach

der an meinem Ufer liegenden andern Bahnstation!“

Schon machte er sich daran, diesen Plan auszuführen; er hatte jedoch nicht mit dem bis zur Siedehitze gestiegenen Zorn des Feldhüters gerechnet.

Dieser hatte, um seine Untswürde zu wahren, seine Hosen bereits längst wieder herabgekrämpt und seine Stiefel angezogen;

plötzlich aber enthüllte er seine langen

untern Gliedmaßen wieder. Fritz

marschierte ein Stückchen weiter bis

unterhalb der Einmündung des

Nebenflusses und sah, wie jener

nochmals etwas oberhalb ins Wasser

ging. Und richtig, der Fluß war

etwas ausgetrocknet, und der

Mann erfreute sich höchständeriger

Gehwerkzeuge, und so kam er

denn glücklich herüber. Fritz

hatte im Nu das Hemd herunter,

wickelte Schuhe und Kleider

wieder hinein, und den Strohhut

auf dem Haupte, durch-

schwamm er nochmals den Fluß.

Drüber kleidete er sich dann eiligst

an. Der Feldhüter lief jetzt am

rechten Ufer bis zu der Stelle, wo

Fritz gegenüber Toilette machte.

„Wollen Sie nun endlich einmal warten,

bis ich komme?“ brüllte er. Auch jetzt

schwieg Fritz und sah mit bangen Gefühlen,

daß der Feind, durch den zweimaligen Erfolg

seiner langen Beine ermutigt, den Fluß zum

drittenmal durchwatete. Kam er herüber, so

war der Studiosus trotz aller vorher bewiesenen

„Schläue“ geliefert, denn das Anziehen ging nicht

so schnell vonstatten. Aber der grimme Mann

hatte in seiner blinden Wut nicht mit der all-

mählichen Vertiefung des Flusses gerechnet. Er

watete hinein, und der Umstand, daß das Wasser

seine Weste umspülte, machte seinen Zorn nur noch mehr an.

Plötzlich aber geriet er in ein Wasserloch und stand bis an die

oberen Westenkнопfe in der Flut. Vergeblich versuchte er weiter

zu kommen, er stand wie festgeklebt. Jetzt gewann die Sache ein

anderes Gesicht. Fritz sagte sich, daß er natürlich helfen müsse, wenn

jener in Gefahr läme. Zunächst wartete er noch. „Gehen Sie nach

drüber zurück!“ rief er. „Hierüber kann es noch tiefer werden.“

Der Feldhüter zappelte weiter, kam aber nicht vorwärts, und zurück

kehren wollte er anscheinend nicht. Gefahr war noch nicht vor-

handen, die Brust war ja noch frei; trotzdem aber besann sich der

Mann des Gesetzes eines andern, er brüllte um Hilfe. „Kehren

Sie doch um!“ rief ihm Fritz zu. Der Dickkopf tat dies jedoch

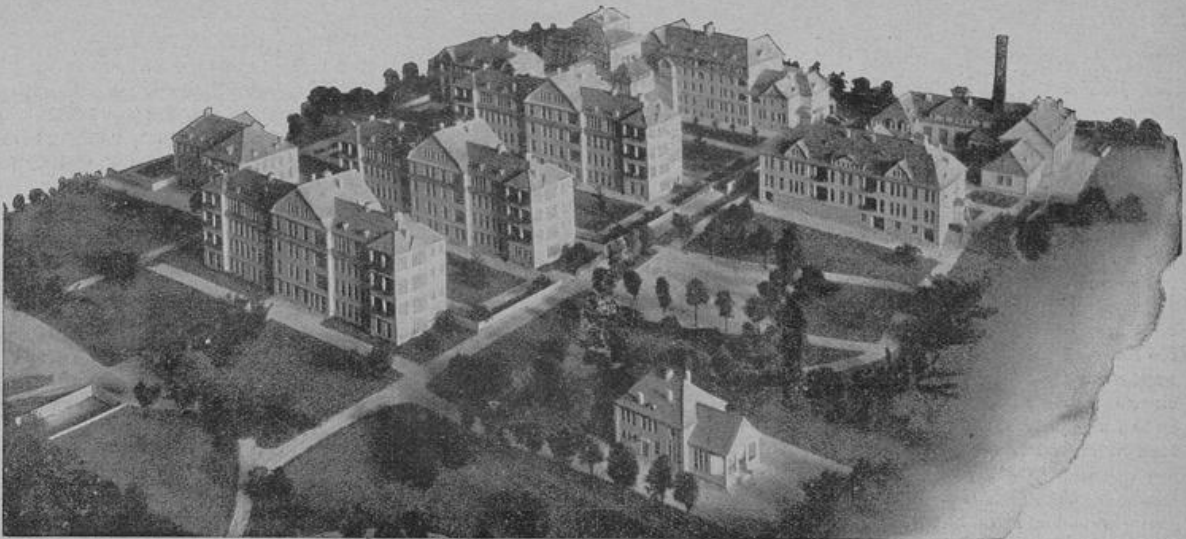
nicht, sondern schrie weiter. Der Studiosus sagte sich, eine solche

Ablüßung könne jenem gar nichts schaden und sah sich um. Um



Winston Churchill, 1. Lord der Admiralkität, beim Polospief.
Newnes.

seine Weste umspülte, machte seinen Zorn nur noch mehr an. Plötzlich aber geriet er in ein Wasserloch und stand bis an die obersten Westenkнопfe in der Flut. Vergeblich versuchte er weiter zu kommen, er stand wie festgeklebt. Jetzt gewann die Sache ein anderes Gesicht. Fritz sagte sich, daß er natürlich helfen müsse, wenn jener in Gefahr läme. Zunächst wartete er noch. „Gehen Sie nach drüber zurück!“ rief er. „Hierüber kann es noch tiefer werden.“ Der Feldhüter zappelte weiter, kam aber nicht vorwärts, und zurück kehren wollte er anscheinend nicht. Gefahr war noch nicht vorhanden, die Brust war ja noch frei; trotzdem aber besann sich der Mann des Gesetzes eines andern, er brüllte um Hilfe. „Kehren Sie doch um!“ rief ihm Fritz zu. Der Dickkopf tat dies jedoch nicht, sondern schrie weiter. Der Studiosus sagte sich, eine solche Ablüßung könne jenem gar nichts schaden und sah sich um. Um



Die neuen städtischen Krankenanstalten in Remscheid, die am 22. November eingeweiht wurden. Rich. Meizer, Remscheid.

Himmels willen, da blühte ja einer jener Helme, die anzeigen, daß der — Gendarm naht. Der junge Stratege wurde von Schreden durchrieselt.

Da blühte ein Gedanke in ihm auf: er eilte jenem entgegen. „Wer ruft denn da um Hilfe?“ rief ihm dieser zu. „Ist dem Kerl schon recht,“ erwiderte Friß, „warum bade! — er an verbotener Stelle! Können sie schwimmen? Der Gendarm nickte. „Na, da arretieren Sie ihn nur! Ich muß jetzt zum Bahnhof.“ Kaum war

Friß an einer Wegecke angelangt, als er zum Galopp überging. Glücklicherweise kam er auf der Bahnstation an, erkundigte sich unter der Hand nach dem Namen des Feldhüters und fuhr davon.

Der Gendarm entkleidete sich nun und „rettete“ den durchweichten Mann; an eine Verfolgung dachten beide nicht weiter.

Ein paar Tage später erhielt der Feldhüter, eine Kiste Zigarren; daneben ein Zettl: „Als Trost für das unfreiwillige Bad.“ „Eine gute Sorte!“ brummte er, „Er hat doch ein gutes Herz!“



Ein königliches Schloß als Schulhaus.

Rich. Demminghoven.

Das königliche Schloß in Venrath bei Düsseldorf, mit seinem herrlichen alten Park an die Gemeinde Venrath verkauft, wird jetzt teilweise als Schule benutzt.

H. E. Pöhle.

Einer der eigenartigsten Düsseldorfer Maler, Professor H. E. Pöhle, begeht am 12. Dezember seinen 50. Geburtstag. Seine Vielseitigkeit wird von keinem anderen Düsseldorfer Künstler erreicht. Der „durchgehende Viererzug“ von 1890, ein von wildem Leben erfülltes Bild, dokumentierte seine Begabung für die Pferdemalerei, die er in verschiedenen Militär- und Sportbildern ausübte. Ein feines Verständnis für historische Malerei zeigte er in dem vortrefflichen 1895 vollendeten Gemälde „Friedrich der Große nach der Schlacht bei Zorndorf“, das von der Vereinigung für historische Kunst angekauft wurde. Als Landschaftler malte er vielbesuchte Orte an den oberitalienischen Seen im harten Lichte der Wirklichkeit und zeigt uns dann die farbenglühenden Rokoko-Träume, die ihm eine reiche Künstlerphantasie in der Erinnerung an schöne Stunden unter majestätischen Zypressen in den stillen Winkeln vornehmer Parkanlagen vorgaukelte. Ferner entwarf er figurenreiche religiöse Bilder, geeignet, weit-angesehene Kirchenwände zu bedecken; originelle mythologische Szenen, die er bald mit modernem Stimmungsgehalt füllte, bald mit märchenhaften Beleuchtungseffekten ausstattete. Dann folgte die gewaltige Arbeit für den Stahlhof, sechs mächtige Wandgemälde, die die Großartigkeit der deutschen Schwerindustrie an dem Werdegang einer Eisenbahnschiene zeigen, angefangen von der Gewinnung des Rohmaterials im Berg-

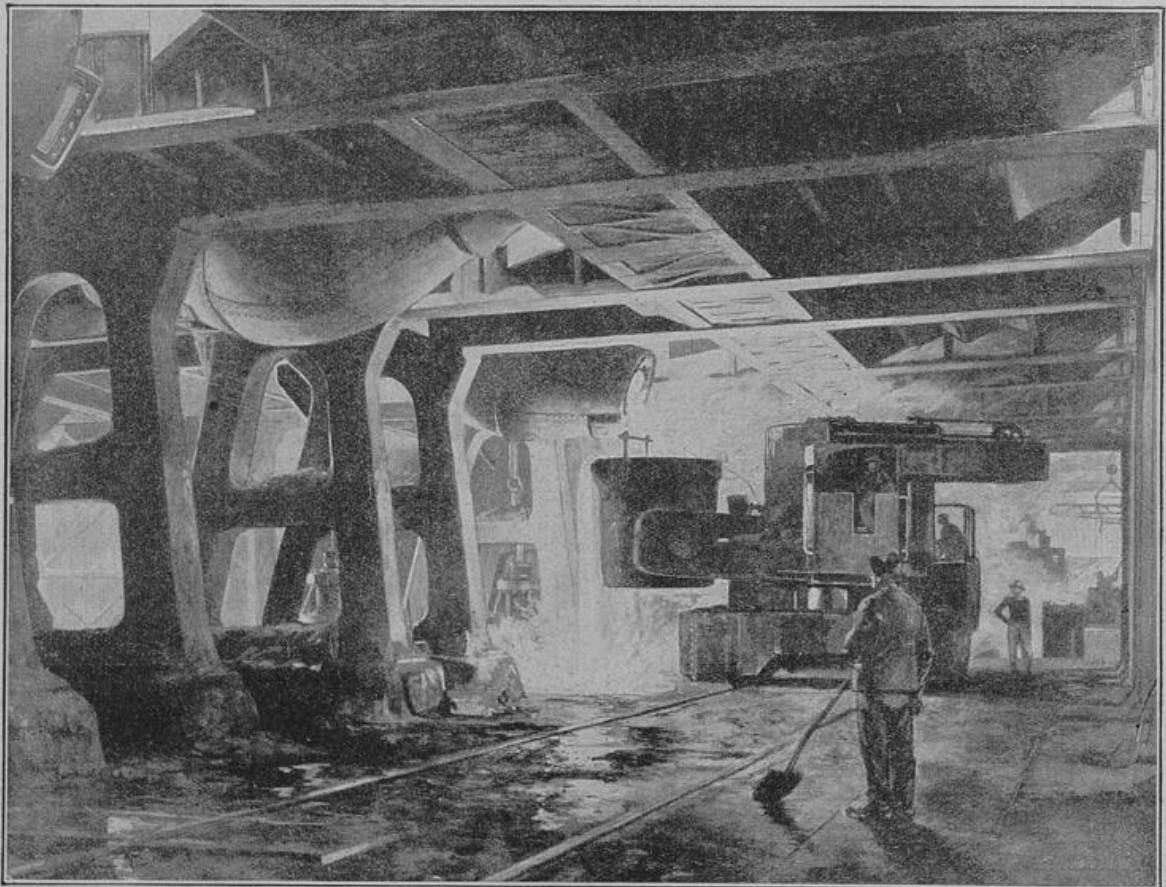


Professor H. E. Pöhle,

der bekannte Maler und erste Vorsitzende des Vereins zur Veranstaltung von Kunstausstellungen, begeht am 12. Dezember seinen 50. Geburtstag.

werk bis zum fertigen Produkt. Mit genialem Blick griff er die wichtigsten Momente heraus und verstand es, den Fachmann und Sachverständigen wie den Kunstfreund in gleicher Weise zufriedenzustellen trotz atemloser Arbeit — in drei Monaten nahezu hundert Quadratmeter Leinwand! Ein besonderes Kapitel für sich ist Pöhle als Porträtmaler. Weibliche Kraft und Gesundheit ziehen ihn an, besonders wo sie in Verbindung mit Eleganz auftreten. Auch dort, wo es sich um Beiträge für eine Ahnengallerie handelt, weiß er den repräsentativen Charakter geschickt mit seinem dekorativen Talent zu vereinigen und in den Dienst seines eminenten koloristischen Geschmacks zu stellen, ohne dabei das Persönlich-charakteristische hinten zu setzen. Auch seine kraftvollen Aste „Eva“, „Es lebe das Leben“ etc. sind noch in aller Erinnerung. Ob der Künstler eine figurenreiche Kreuzschleppung malt oder ein bacchisches Motiv, eine italienische Stimmungslandschaft oder ein Industriebild — immer treten zwei Eigenschaften markant und für Pöhle charakteristisch auf: erstens haben diese Bilder eine rannbeherrschende dekorative Wirkung, einen Zug ins Monumentale; und, ohne theatralisch

zu werden ein gesteigertes Pathos; zweitens eine kräftige Farbgebung, die ebenso langjährige Schulung wie angeborenen Geschmack verrät. Ist eine solche Verbindung zweier hervorragender Eigenschaften an sich schon nicht häufig, so wird sie bemerkenswert besonders hier, wo sie durch eine mit spielender Leichtigkeit erfindende Phantasie belebt wird.



Thomas-Stahlwerk. Wandgemälde von H. E. Pöhle im Stahlhof zu Düsseldorf.

Die Nacht des Marquis.

Novelle von Guido Kreuser.

Er war ein Kavalier — der kleine Marquis Honoré de Gressard, der seit etwa drei Jahren als Militärattaché der diplomatischen Vertretung seines Vaterlandes in Berlin angehörte. Liebenswürdig, geistvoll, weltgewandt; aber der verschlossenste Mensch, sobald das Gespräch auf das Thema „Frau“ kam. Dann hatte er solch fatale Art, die Augenbrauen hochzuziehen und schattenhaft zu lächeln, daß man regelmäßig aus dem Konzept gebracht wurde.

Das war ganz seltsam. Ich mußte oft darüber nachdenken. Aber ich fragte ihn nicht; bis er mir eines Abends selbst die Lösung gab. Nach einem Wohltätigkeitsfest im Garten des Auswärtigen Amtes, an dem wir beide teilnahmen, tranken wir in der Bar vorm Schlafengehen noch den üblichen Sherry-Cobler.

Und da ... zwischen Gitarregallop und Frauenlachen ... erzählte er mir diese Geschichte:

„Ich war erst wenige Monate in Berlin und besaß in der Hardenbergstraße eine sehr hübsche Wohnung. Eines Nachts — es mochte gegen zwei Uhr sein — erwachte ich plötzlich. Mein alter Kammerdiener, den ich schon durch halb Europa mitgeschleppt hatte, stand am Bett. Der Leuchter in seiner Hand zitterte; er war ganz blaß vor Erregung; oder vielleicht schien es mir in der ersten Schlaftrunkenheit auch nur so. Jedenfalls war ich über die Störung recht ungehalten.

„Was ist denn, George? Weshalb geisterst du noch herum?“

„Ich hatte bereits geschlafen, Herr Marquis; aber vor wenigen Minuten klingelte es“ erwiderte der Diener. Diese sehr einfache Erklärung befänstigte mich sofort.

„Ah so — ein Telegramm; gib her.“

„Verzeihung, Herr Marquis — kein Telegramm, sondern eine Dame, die den Hausherrn unbedingt sofort sprechen müsse!“

In demselben Moment sah ich aufrecht im Bett und starrte den braven Alten verblüfft an. Ich hatte wohl mißverstanden.

„M i c h sprechen? Jetzt — in tiefer Nacht?“

„Sehr wohl, Herr Marquis.“

„Hat sie wenigstens einen Namen genannt oder ihre Karte herein gegeben?“

„Nein, Herr Marquis; es handelte sich um eine sehr wichtige private Angelegenheit!“

Die Affäre begann mich zu interessieren. Ich besaß schon seit meiner Kindheit ein gewisses Faible für abnorme Situationen. Und so sagte ich kurz entschlossen: — „Also laß die Dame eintreten.“

„Ich habe sie bereits in den Salon gebeten und dort Licht gemacht.“

„Gut; ich stehe in einer Viertelstunde zur Verfügung.“

Ich muß Ihnen aber gestehen, lieber Freund, daß ich mich noch selten in gleicher Eile angezogen hatte; und es waren kaum zehn Minuten verstrichen, als ich den Salon betrat. ...

Sie stand neben einem Stuhl. Sie mochte die Mitte der Zwanzig erreicht haben; sie war groß, schlank, lichtblond, dunkel gekleidet, die ganze Erscheinung umwickelt von dem berühmten „Hauch der großen Welt“, ein breitkrämpiger Federhut überschattete das blutleere Gesicht. Und dieses Gesicht ... der kleine Honoré de Gressard zog grübelnd die Brauen zusammen. ... wissen Sie, ich war in Paris und Petersburg, in Rom und Madrid, in Kopenhagen und Bukarest — nie aber hatte ich eine derart überwältigende blendende Schönheit gesehen. Nie solch wundervoll zartes Oval des Gesichts, nie die Kleinheit solcher Züge, nie das tiefe Feuer solcher



In brünstigem Gebet. Gemälde von H. C. Pohle in Düsseldorf.

Augen. Nie aber auch solch mühsam gebändigtes grauenhaftes Entsetzen.

Ich war fasziniert; ich vermochte im ersten Moment kein Wort zu sprechen; ich verneigte mich nur schweigend.

Sie aber trat so dicht zu mir heran, daß wir nur noch auf Armeslänge getrennt waren. Ihr Atem flog; die Spitzen ihres schwarzen Seidenmantels hoben und senkten sich stürmisch. Und eigentlich sprach sie nicht, sondern warf mir zerlegte, zerrissene Worte herüber.

„Herr Marquis, ich erfuhr erst jetzt von Ihrem Kammerdiener, wen ich zu so ungehörlicher Zeit behellige. Das ist für mich doppelt peinlich.“

„Ich bitte, das nicht zu bedauern, Gnädigste. Ich betrachte es als einen Vorzug, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Darf ich vor allem bitten, Platz zu nehmen.“

Wir setzten uns; der Tisch stand zwischen uns. Wohl eine Minute war Schweigen, ich hörte nur die jagenden Atemzüge meines Gastes.

Sie schien mit sich zu kämpfen; sie hielt die Hände im Schoß verkrampft und sah zu Boden. Plötzlich aber hob sie den Kopf; ihre Augen waren groß und starr. Sie sprach ohne jeden Übergang, ohne jede Einleitung. Und wieder diese wirre unraff-volle Art.

„Mein Herr, ich bin seit anderthalb Jahren verheiratet. Familiäre Gründe zwangen mich, einen Mann zu wählen, den ich vom ersten Tage der Bekanntschaft an haßte und verabscheute. Ich ging mit zusammengebißnen Zähnen in diese Ehe; sie wurde mir ein Martyrium, eine Qual, eine Kette ungeheurer Demütigungen. Trotzdem ertrug ich alles — solange meine Kräfte ausreichten.“

Mein Herr, Sie wissen nicht, was solche anderthalb Jahre für eine Frau bedeuten, wenn sie bis dahin im Elternhause nur Liebe und zarteste Rücksicht kennen gelernt hatte. Das ist, als ob Sie einen Vogel aus dem Nest reißen und in einen Steinbruch schleudern.“

„Ich kann das verstehen, gnädige Frau.“

Sie schien meinen Einwurf nicht zu hören; sie sah in trübes Sinnen versunken. Dann schrak sie jäh wieder zusammen.

„Heute nacht kam mein Gatte nach Haus — er war nicht nüchtern. Er drang in mein Schlafzimmer ein und wollte sich mit nähern. Ich wehrte ihn ab; ich war nicht mehr fähig, seine Berührung zu ertragen. Da brach seine Brutalität durch und er schlug mich — oh — er schlug — mich!“ — „Gnädige Frau!“

Aber das schöne Gesicht aber liefen lodernde Flammen. Sie sah mich nicht; sie hatte sich weit vorgebeugt. Flüsternd, flüsternd, irrlüchtern kamen die Worte zu mir herüber.

„In meinem Ankleidezimmer fand ich vorläufigen Schutz. Er wollte mir auch dorthin folgen, aber ich hatte mich eingeriegelt. Von draußen hörte ich seine schrecklichen Verwünschungen, daß ich es wagte, mich ihm zu widersetzen. Ich hätte laut aufschreien mögen vor Angst;

ich zog in fliegender Hast an, was ich gerade zur Hand hatte; ich dachte nicht an meinen Schmutz, nicht an Geld ... nur fort — fort! Ich verließ unsere Wohnung durch die Hintertreppe. Doch die Tür schlug laut ins Schloß; und ich wußte, daß er es gehört hatte, daß er mich verfolgen würde.“

„Ich hegte die Straßen entlang; ich begegnete keinem Menschen, keinem Wagen; ich lief in blindem Entsetzen nur immer vorwärts; ich glaubte jeden Moment den Schritt meines Mannes hinter mir zu hören. Vor diesem Hause blieb ich einen Moment stehen, weil meine Kräfte verflagten. Da sah ich die Tür nur angelehnt; irgend jemand mußte wohl vergessen haben, sie zu schließen.“

„Das schien mir wie eine Gnade des Himmels. Ich stürzte die Treppe hinauf; klingelte an der ersten Wohnungstür ... hier ...

Sie legte das Gesicht in die Hände; ihre zarten Schultern zuckten wie vor unterdrücktem Weinen.

Ich hatte schon längst meinen Entschluß gefaßt, dessen Kühnheit mich nicht weiter beunruhigte, da meine Motive — wie ich unumwunden zugehehe — ziemlich egoistischer Natur waren.

Ich ging in mein Arbeitszimmer, trat auf den Balkon hinaus: — rechts und links die breite Promenade toteinsam; kein Mensch! Er mußte also ihre Spur verloren haben. Diese Feststellung machte mich glücklich; nun konnte ich handeln.

„Gnädigste Frau!“ — Sie ließ die Hände wieder sinken und hob das gramvoll müde Gesicht.



Jahn-Denkmal für die Rheinpromenade in Düsseldorf, wird errichtet von der Düsseldorfer Turnerschaft (Bildhauer Wandke).



Die 1. Mannschaft des Düsseldorfer Turnvereins von 1847 siegte im Eilbotenlauf „Quer durch Düsseldorf“ (10 km) um den Bänderpreis der Stadt Düsseldorf in der sehr guten Zeit von 26 Minuten 27 Sekunden. P. S. Hölting, Düsseldorf.

„Ich habe Ihnen für den großen Beweis Ihres Vertrauens von ganzem Herzen zu danken. Gestatten Sie mir, auf banale Trost- worte zu verzich- ten und dafür noch eine einzige Frage an Sie zu richten: Besitzen Sie verwandt- schaftliche oder freundschaftliche Beziehungen in Berlin?“

Sie schüttelte nicklos den Kopf.

„Meine An- gehörigen wohnen im Rheinland; und hier kenne ich noch keinen Menschen, da wir fast die ganze Zeit unserer Ehe auf Reisen waren und erst vor wenigen Tagen anlangten!“

Lieber Freund, wenn es im Leben Zufälle gibt, dann gehörte dieser ganz entschieden zu der erträglichsten Spezies. Und so sagte ich:

„Sie werden mir erlauben, Gnädigste, Sie als meinen Gast zu betrachten und Ihnen die beiden Fremdenzimmer meiner Wohnung zur Verfügung zu stellen. Bereits morgen sollen sie

derart vervollkommen werden, daß Sie keine Ihrer gewohnten Bequemlichkeiten vermissen. Für die ersten zwei bis drei Wochen muß es genügen. Ich hoffe, diese Zeit wird Ihnen zu innerlicher Ruhe und neuem Lebensmut verhelfen. Danach wollen wir die erforderlichen Schritte gemeinsam erwägen.“

Sie hatte sich hastig erhoben und starrte mich mit ungläubigen Augen an. „Herr Marquis!“ stammelte sie verwirrt. Ich lächelte ihr ermutigend zu.

„Den Tag über pflege ich sehr wenig zu Haus zu sein; und selbstverständlich besitzen Sie während dieser Zeit freies Verfügungsrecht über sämtliche Räume meiner Wohnung. Sollten Sie irgendwie Befehle haben, so bitte ich über meinen Kammerdiener zu disponieren, dessen Verschwiegenheit außer jedem Zweifel steht. Und, gnädigste Frau, um die Quintessenz unserer Unterredung zu gewinnen, — Sie dürfen überzeugt sein, solange Sie sich hier befinden, genießen Sie absolute Sicherheit. Niemand wird von Ihrer Anwesenheit erfahren; niemand aber auch hat ein Recht oder ein ... Interesse, diese Räume zu betreten. Denn auch ich befinde mich erst zu kurze Zeit in Berlin, als daß ich an Beziehungen außer-



Das Neueste aus Paris:

Kleine Gesellschafts-toilette aus bernsteinfarbenem Cassid, seitlich gerafft und mit aeltern und roten rufen schmückt. Puffierte von Goldspitze unterbrochene Taillurita, Gürtel aus Samtband mit herabhängenden Kirschchen. Henri Manuel, Paris.

dienstlicher Art bisher hätte denken können. Und gerade deshalb wäre es mir eine doppelt freudige Überraschung, wenn eine Frauenhand dieses Gargonlogis zu einer Häuslichkeit umwandelte.“

Mit den letzten Worten hatte ich sie überwunden. Etwas wie Lächeln glomm in den dunklen Augen auf. Sie streckte mir die Hand entgegen.

„Wie schwer belasten Sie mich mit Schuld, Herr Marquis; und wie soll ich Ihnen für soviel ritterliches Eintreten danken?“

Ich verabsäumte nicht, die wundervoll gepflegte kleine Kinderhand anbächtig an meine Lippen zu ziehen.

„Gewinnen Sie die Überzeugung, daß Ihre Erfahrungen in Hinsicht auf unser Geschlecht sehr einseitig sind; das ist dann mein schönster Dank,“ ... entgegnete ich und kam mir entschieden geistvoll vor. Eine Viertelstunde später war über meiner Wohnung wieder Nacht und Dunkel.

Alles schlief ... nur ich nicht. Ich dachte an eine Frau.

Eine Frau mit lichtblondem Haar und tiefen, zudenden Augen.“ —

Wohl minutenlang saß der kleine Honoré de Gressard schweigend und lächelte in sich gekehrt, was seinem glattrasierten Gamsengesicht einen fast jardonischen Zug gab. Dann warf er den Kopf herum. „Lieber Freund, was ich Ihnen gefehe, wird Sie vielleicht überraschen, der Sie mich durch drei

Jahre kennen. Aber schütteln Sie nicht ungläubig den Kopf; ich spreche mit klarem, kühlem Verstande und nicht mit der retrospektiven Bärtlichkeit einer Erinnerung: — ich liebte diese Frau! Ich liebte überhaupt zum ersten Male! Und wenn dieses Geständnis Sie erstaunt, dann bedenken Sie eins: in all den Jahren ruhelosen Zigeunerlebens, zu dem unser Beruf uns zwingt, hatte ich vielzuwiele Frauen kennen gelernt, um von dem Gedanken an eine einzige ganz ausgefüllt zu sein.

Das geschah erst jetzt — in den nächsten beiden Wochen. Bis dahin hatte ich es in der Gewohnheit gehabt, meine Nachmittage im Kaiserhof oder Esplanade, meine Abende im Theater zuzubringen. Jetzt versank das alles hinter mir, als wäre es nie gewesen; jetzt besaß ich plötzlich mitten in dieser ewig fremden Stadt einen Rückhalt — ein entzückendes, wunderbares Heim.



Das Neueste aus Paris:

Weißer Chiffon-toilette mit lose geschlungener Kimonotaille, deren Ausschnitte kleine farbige Blütenranken einfassen. Drapiertes, mit mehreren von Spigen umrahmten Volants garnierter Rock. Ein sehr elegantes Ueberkleid aus Brokatstoff beginnt im Rücken, schließt vorne und endet mit einer feilischen, spigen Schleppe. Das Brokatgewand wird von Stunks eingefasst. Henri Manuel, Paris.

Die Nachmittage in der halbdunklen Kaminete, die Abende am Feuertisch, wenn das weiche Licht der Ständerlampe huschende Funken in dem fahlblonden Haar lebendig machte ... jede freie Stunde mußte ich an der Seite dieser einen einzigen Frau zubringen. Ich hatte keinen anderen Gedanken, als nur sie; ich betete ihre hinreißende Schönheit an; ich bewunderte ihren Geist, ihre vornehme Zurückhaltung, ihre leise Schwermut, die mühelose Eleganz ihrer Konversation. Ich war wie im Fieber, wie in hypnotischem Bann.

Und in einer jener schlaflosen Nächte, die ich damals überreich kennen lernte, faßte ich den Entschluß zur Heirat. Ich wußte ja längst, es gab sonst nichts, um Ruhe und Frieden wieder zu erlangen. Das aber war dann die innere Erlösung, das erste befreite Ausatmen, das Zurückfinden zur altgewohnten Selbstsicherheit.

Am nächsten Abend sprach ich ihr davon; sozusagen bis auf den innersten Menschen zog ich mich vor dieser Frau aus, deren Namen ich nicht kannte und von der ich nur wußte, daß sie mich verhezt und verzaubert und sinnlos toll gemacht hatte.

Sie mußte nach ihren Andeutungen aus vornehmer Familie sein; aber diese Erwägungen besaßen keinen bestimmten Einfluß. Ich war pekuniär unabhängig; ich brauchte keinerlei Rücksicht zu nehmen; ich besaß ein Hotel in Paris, ein Schloß in der Provence; ich wäre erforderlichenfalls sogar bereit gewesen, meinen Dienst zu quittieren. Die gerichtliche Trennung ihrer Ehe wollte ich einleiten, mit Hilfe eines allerersten Anwalts durchführen. Und dann ...

Sie schien nicht im geringsten überrascht. Vielleicht hatte sie schon alles geahnt und auf diese Stunde gewartet. Sie hielt den Kopf gesenkt und hörte stumm zu. Erst als ich schwieg, hob sie das Gesicht und lächelte etwas und reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen, Marquis. Morgen, wenn Sie aus dem Dienst kommen, sollen Sie meine Antwort erhalten.“

Die Stimme war gelassen und die Hand war eisig kalt. ... Wie hat die Berliner französische Botschaft einen derart zerstreuten, erregten Attaché besessen wie mich am folgenden Tage. Wie ein Schuljunge am letzten Tage vor den Ferien zog ich alle halbe Stunden die Uhr zu Rate. Und bereits um drei befand ich mich wieder in meiner Wohnung.

Mein Kammerdiener, der mir öffnete, hatte ein seltsam verlegenes Gesicht; doch achtete ich im ersten Moment nicht darauf.

„Sind die Drehideen pünktlich um zwölf, wie immer, abgeliefert worden?“

„Sehr wohl, Herr Marquis, aber ...“

Nun wurde ich doch aufmerksam.

„Was hast du denn, George?“

„Die gnädige Frau hat die Drehideen nicht mehr erhalten.“

„Nicht ... mehr ...“

„Die gnädige Frau ist fort, Herr Marquis.“

Ich stand wie vom Donner gerührt; ich fühlte, wie ich die Farbe wechselte. — „Fort?“

„Sehr wohl, gegen elf Uhr.“

„Und sie hat nichts hinterlassen?“

„Nichts, Herr Marquis.“

Ich begriff das nicht, ich hätte den Alten vor Verzweiflung ins Gesicht schlagen mögen; ich durchsuchte sämtliche Räume; ich riß alle Schubladen heraus, öffnete alle Kästen, alle Etuis; ich suchte nach einem Brief, einer Nachricht ... aber ich fand nichts; keine Zeile, kein Wort.

Sie war nicht mehr in meinem Leben; sie war wie ausgelöscht, tot. So ist es bis heute geblieben. ...“

Schweigen.

„Und Sie haben keine Erklärung für das rätselhafte Finis dieser Geschichte?“ fragte ich gespannt.

„Doch!“ verjegte er nach einer Weile gleichmütig. „Zwei Tage später erhielt ich von der Filiale einer hiesigen Bank, auf der ich einen Teil meines Vermögens deponiert hatte, den Avis, daß auf einen von mir ausgestellten Scheck der Betrag von 65 000 Mark gezahlt sei. Das Datum ergab den gleichen Tag, an dem die „unglückliche junge Frau“ so unmotiviert hastig meine Wohnung verlassen hatte. Auch die Personenschilderung, die der Bankkassierer mir später gab, stimmte bis ins Detail.“

„Donnerwetter! Ja — gestatten Sie ...“ Ich wäre vor Überraschung aufgeprungen, hätte mich der kleine Attaché nicht noch rechtzeitig zurückgehalten.

„Verstehen Sie denn wirklich nicht? Das alles war doch ein sorgfältig vorbereiteter, raffinierter durchdachter Trick; von dem nächstlichen Besuch und der Todesangst angefangen bis zu ... bis zu meinem Heiratsantrag. Der Rest war teils Kombination, teils Kenntnis der näheren Verhältnisse, die sich die Frau auf irgendeine Weise verschafft hatte.“

Und nicht wahr, wenn man Verfügungsrecht über sämtliche Räume einer Wohnung besitzt und sich auf eine ... problematische Existenz eingeschworen hat, dann ist es später doch nur Kinderspiel, einen Schreivisch zu öffnen, ein Formular aus dem Scheckbuch zu reißen und eine Unterschrift zu fälschen; namentlich wenn man zwei Wochen Zeit hat, sich diese letztere einzulüben.“

„Und sie war wirklich so schön?“

„Schöner, als Ihre ausschweifendste Phantasie reicht. Sie hätte es vielleicht gar nicht nötig gehabt, auf solchen Schleiswegen ...“ er brach ab; er machte eine Handbewegung, als wische er etwas fort.

„Haben Sie denn die Sache nicht der Polizei übergeben?“

„Nein.“

„Aber jetzt ehrlich, Marquis — die Frau galt Ihnen tatsächlich so viel?“

„Ich sage Ihnen doch ... es war die einzige Frau, um die ich sogar meine Karriere aufgeben hätte!“

„Und wenn sie Ihnen unvermutet nun mal wieder begegnet?“

Darauf jedoch entgegnete der samose kleine Honoré de Gressard nichts mehr. Er saß zusammengesunken in seinem Korbsessel, lächelte schattenhaft und sog langsam den Cherry-Cobler durch den Strohhalm.



Sochwasser der Lahn in Marburg in Hessen.

Fathé Journal.

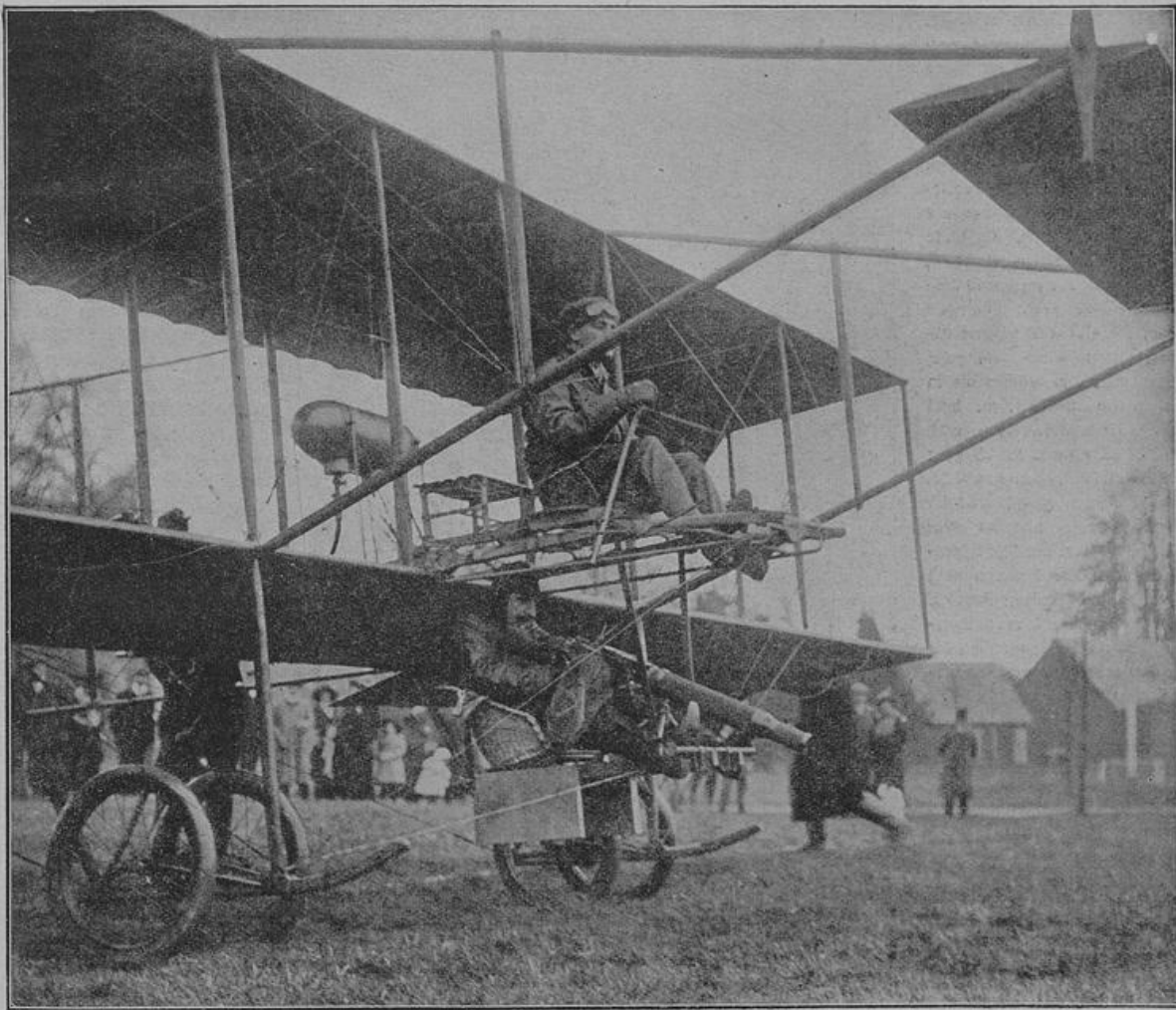
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 17. Dezember

1913



Ein neues Schnellfeuergewehr für und gegen Flugzeuge,

Charles Deltus.

mit dem auf dem Schießplatz in Bisley (England) Versuche gemacht wurden. Erfinder ist der bekannte Sir Hiram Magim. Von den bei den Versuchen abgefeuerten 33 Schüssen trafen 11 das Ziel. Das Bild zeigt das mit dem Gewehr ausgerüstete Flugzeug kurz vor dem Aufstieg. Das Gewehr selbst kann abgenommen und als Handwaffe gegen Flugzeuge benutzt werden.

Das Brathuhn und die Zwiebeln.

Eine Erinnerung von Fred Barker.

Jüngst saß ich in einem Restaurant. Ein fremdländisch aussehender Herr, wahrscheinlich ein Grieche, bestellte ein kaltes Brathuhn, fragte, ob er eine rohe Zwiebel bekommen könne, schälte und zerschnitt sie, verpeifte sie als Zutrost.

Da mußte ich am Nachbartische sitzend ein Lächeln, wenn nicht ein Lachen unterdrücken. Nicht wegen dieses Geschmades. Eine Erinnerung stieg in mir auf. Auch ich konnte etwas von einem Brathuhn und Zwiebeln erzählen.

Holde Jugendzeit, lehre noch einmal zurück — wenigstens in der Erinnerung!

Länger als zwanzig Jahre ist es her, da wanderte ich durch Ägypten. Nicht als Vergnügungsreisender mit wohlgefülltem Geldbeutel, sondern als landstreichender Matrose, Gelegenheitsarbeit suchend und annehmend, die Gastfreundschaft benutzend, festsitzend.

Schon ein halbes Jahr hatte ich es so getrieben, sprach bereits ziemlich gut Arabisch. Da, auf dem Rückwege nach Alexandrien oder Port Saïd begriffen, um wieder Schiffsdienste zu nehmen, wurde mir in einem Dörfchen zwischen Mansura und Gibin el Kom von einem österreichischen Handelsmanne gesagt — es war am frühen Nachmittag, ich hatte noch kein Mittagessen gehabt —, daß eine Stunde weiter an dem Nilarme eine große Plantage liege, die einem Deutschen gehöre. Dort würde ich ganz anders bewirtet werden als in diesem armen Dörfchen, dort würde ich wahrscheinlich auch Arbeit bekommen, die ich gern noch einmal mitgenommen hätte.

Wie schon gesagt, war ich zwar Matrose, verstand aber auch etwas von der Maschinenschlosserei, hatte übrigens auch schon gemauert und gezimmert. Meine Spezialität war, Lokomobilen, welche Wasser auf die Felder pumpen, auseinanderzunehmen und gründlich zu reinigen, Ventile zu dichten, Säbne einzuschleifen und dergleichen mehr, wovon die arabischen Heizer gewöhnlich nichts verstanden. Denn da die Lokomobilen doch nur zeitweise pumpen, wurde selten ein regelrechter Maschinist gehalten.

Ich war von Alexandrien bis nach Assuan kreuz und quer durch das ganze Niltal gewandert, war auf sehr viele Plantagen gekommen, hatte aber niemals einen deutschen Besitzer gefunden. Immer waren es Franzosen gewesen.

„Wirklich ein Deutscher?“ vergewisserte ich mich.

„Jawohl, aus Straßburg, Gustav Müller heißt er.“

Na, wenn er Gustav Müller hieß! Ach wie lieblich klang mir dieser Name in den Ohren.

Ich machte mich wieder auf die Beine. Nach einer Stunde hatte ich das Gut erreicht, inmitten von Weizen-, Mais-, Durra- und Baumwollfeldern liegend, betrat den Hof, von dem Herrenhaus und Monomiegebäuden gebildet.

Gerade stieg ein corpulenter Herr in üblicher Farmerkleidung vom Pferde, schwarze und gelbe Boys eilten herbei, ihm die Bügel abzunehmen. Das war sicher der Besitzer.

„Que voulez-vous?“ wurde ich nicht eben freundlich empfangen.

„Herr Gustav Müller?“

„Bin ich.“

„Ich hatte erfahren, daß diese Plantage einem Deutschen gehört, und“

„Ich bin kein Deutscher, ich bin Franzose.“

„Ich glaube, Sie seien ein Elässer, ein Straßburger“

„Jawohl, und eben deshalb bin ich ein Franzose!“

Aha! Also daher wehte der Wind! Das war nämlich so im richtigen Tone gesagt worden.

„Was wollen Sie?“ — „Ich bin Schlosser und suche Arbeit.“

„Sie sind ein Deutscher?“

„Ja.“

„Ich habe Arbeit, aber nicht für Deutsche. Verlassen Sie meinen Hof.“ Sprach's und ging davon.

Oho! Jetzt stieg mir aber das Blut in den Kopf. So hinauswerfen ließ ich mich nicht, auch ich hatte hier gewisse Rechte, und die wollte ich geltendmachen.

In Ägypten herrscht noch altarabische Gastfreundschaft, wenigstens auf dem Lande. Jeder am Wege sein lärgliches Mahl verzehrende Feldarbeiter ladet den Vorübergehenden, ob arm oder reich, freundlich ein, seinen zwischen zwei heißen Steinen gebadenen Durrafladen mit Zwiebeln und Kamelstaje mit ihm zu teilen, er erhebt sich aus seiner hockenden Stellung, winkt und deutet, man soll sich bei ihm niederlassen, und er freut sich wirklich, wenn es einmal jemand tut. Jedes Fellahdorf hat eine kleine Karawanenerei, eine besondere Lehnhütte mit Waschlager, es ist für das Dorf immer ein wahres Fest, einen Fremden bewirten oder gar für die Nacht behalten zu dürfen, jeder beeilt



Kaiser Wi'elm II. mit einem 20 Pfund schweren Fuchs, den er jüngst auf der Jagd bei Donneschingen erlegte. Hoffmann, München.

sich, mit einem Näschen zu kommen, der bringt gekochtes Genoise, jener Milch, der dritte Käse, der vierte Brot und so weiter, sie lauern sich um den Fremden herum, nötigen ihn immer zum Zulangen, essen aus Höflichkeit selbst etwas mit. Als Gegengeschenk werden höchstens Kleinigkeiten angenommen, Geld niemals, die größte Freude bereitet man ihnen, wenn man seinen Namen auf ein Stückchen Papier schreibt, das sie dann im Turban bei sich tragen als Talisman. Die Gastfreundschaft ist heilig, auf ihrer Ausübung ruht Allahs Segen.

In den Städten ist das ja anders geworden. Aber auch die europäischen Gutsbesitzer müssen diese Gastfreundschaft gegen Fremde ausüben, ob sie wollen oder nicht, sie sind gezwungen dazu. Sonst werden sie von der arabischen Bevölkerung verachtet, würden in der Erntezeit keine Arbeiter bekommen.

Mir selbst war das schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich es gar nicht mehr anders kannte. Ich hielt diesen Gutsbesitzer

für verpflichtet, daß er mir eine Mahlzeit vorsetzte, wenn sie auch nur aus Wasser, Brot und Zwiebeln bestand, so viel hatte auch der Armste, und wenn es Abend gewesen, hätte er mir auch ein Nachtlager anweisen müssen.

Wie überall auf diesen Gütern, befand sich auch hier neben der Haupttür des Herrenhauses ein langer Tisch mit Bänken, eben für solche fremde Gäste bestimmt. Also ich ging hin, setzte mich. Der Gutsherr war in der Nähe, beachtete mich aber nicht, verwies mir auch nicht mehr den Hof. Das andere besorgten überhaupt die ner, sie taten das von ganz allein. Nur daß der Hausherr manchmal noch besondere Anweisungen gibt.

Da kam ein Neger in goldtropender Livree, wahrscheinlich der Diener einer benachbarten Herrschaft. Der Gutsherr empfing ihn sehr liebenswürdig, unterhielt sich mit ihm, was ich nicht verstand.

Dann ging der Gutsherr ins Haus, der Neger setzte sich neben mich.

Wald kam ein Araber mit zwei Tellern, auf dem einen ein Brathuhn mit frischem Weißbrot, auf dem andern Zwiebeln mit leberartigem Durrafladen. Selbstverständlich gab er mir — dem Franken — das Brathuhn, dem Neger die Zwiebeln.

Selbstverständlich! Möchte ich auch handwerksburschenmäßig gelleidet sein und recht verstaubt aussehen — ich war doch ein blonder Germane, und jener andere war ein schwarzer Nigger mit Wollschädel, und möchte sein seidener Kaftan noch so von Goldstickereien strotzen — ja, wäre er auch ein reicher Handelsherr gewesen, mit

seinen eigenen Brillanten bespickt — ich hatte ein halbes Jahr in Ägypten gelebt, für mich war es ganz selbstverständlich, daß der arabische Boy mir, dem Europäer — oder vielmehr dem Germanen, denn der Italiener und nun gar der Grieche rangieren weit, weit hinten — und wäre ich auch ein zerklumpter Bettler gewesen, das Brathuhn gab und dem Nigger die Zwiebeln.

Na, das ließ ich mir ja gefallen! Ich bat den Elsäßer im stillen um Verzeihung. Mir ein ganzes Brathuhn vorzusetzen, das hätte er nicht nötig gehabt. — Also ich ließ mir mein Brathuhn schmecken. Es war delikät. Und der Neger laute seine Zwiebeln und das gähe Durrafladen und schielte manchmal nach meinem Teller.

Nach einer Viertelstunde hatte ich auf meinem Teller nur noch Hühnerknöchelchen, jener auf dem seinen nur noch Zwiebelschalen. Ein Krug Wasser hatte schon vor uns gestanden, jetzt brachte mir der arabische Diener auch noch ein Täschchen Kaffee zur bessern



Eine Tigerjagd zwischen Versailles und Rambouillet

Charles Neltus.

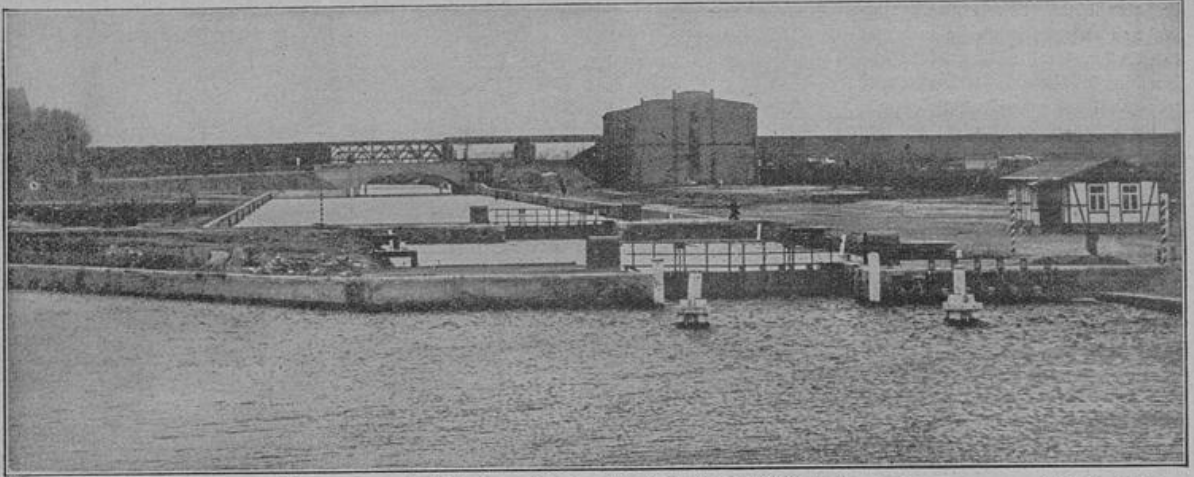
verließ dieser Tazze sehr aufregend. Im Verlaufe einer Filmaufnahme übersprang eine Tigerin die Barriere — und setzte mehrere Tage lang die Einwohner von vier Ortschaften in Schrecken, bis sie erlegt wurde.



Das Schloß in Zabern,

Int. Ill.-Co.

1670 nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Kriege wieder erbaut, brannte 1779 nieder. Der durch die Halsbandgeschichte bekannte Kardinal Prinz von Rohan begann als Bischof von Straßburg 1784 den Bau von neuem. Seit 1871 dient das Schloß als Kaserne; jetzt steht dort das 2. Oberrheinische Infanterieregiment Nr. 99.



Eine neue große Schleusenanlage des Groß-Berliner-Wasserstraßennetzes.

H. Grohs, Berlin.

Zur Regulierung der Wasserstände zwischen dem Berliner Landwehrkanal und dem Teltowkanal ist dem Anköllner-Schiffahrtskanal, der von der Tempelhofer Brücke bis zum Brieger Hafen des Teltowkanals fortgeführt wird, eine große Schleuse eingefügt worden, die auch von den größten, den Teltowkanal befahrenden Schiffen, die bei 65 m Länge, 8 m Breite und 1,75 m Tiefgang eine Tragfähigkeit von 600 t aufweisen, benutzt werden kann.

Verdauung. Nur mir. Der hatte für seine Zwiebeln keinen nötig. Er wurde geschlürft. Da kam der Gutsherr wieder aus dem Hause, und ich sehe noch, wie er händerreibend mit freundlichem Lächeln an den Tisch tritt und zu dem Neger sagt: „Nun, mein lieber Mustapha, wie hat dir denn das Brathühnchen geschmeckt?“

Und nun sehe ich noch das schwarze Gesicht mit den Bratwurstflüssen, wie es immer länger und dümmner wird, während seine Augen zwischen meinen Hühnerndöckelchen und seinen Zwiebelschalen hin und her wandern. „Brathühnchen? Ich habe nur Zwiebeln gehabt!“

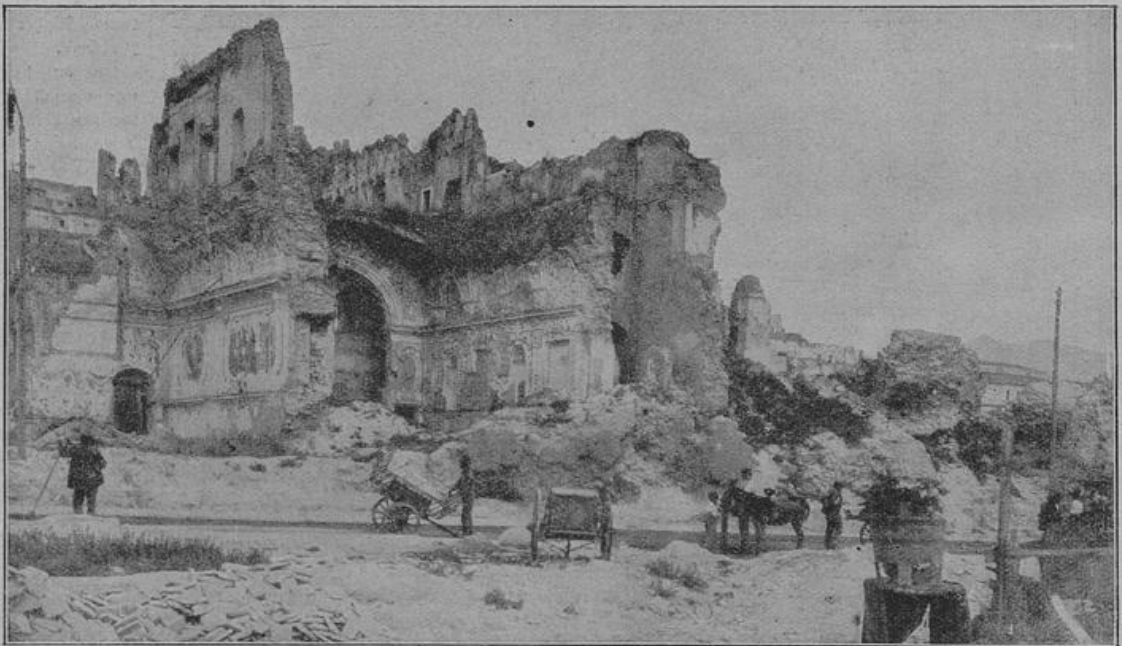
Nun war es ja für mich natürlich klar. Der französische Elässer hatte mich bemühtigen wollen, hatte den arabischen Diener instruiert.

Aber der hatte es nicht fertig bringen können, gegen die alte Tradition zu handeln, hatte dem Nigger gegeben, was dem Nigger gebührt, und dem Franken, was dem Franken gehört.

Und nun sehe ich weiter noch, was jetzt auch der Gutsherr für ein Gesicht macht, auch so ein unsagbar dummes, wie er die Zwiebelschalen und die Hühnerndöckelchen und mich anblickt.

Da konnte ich mich nicht länger halten, sprang lachend auf und rannte lachend zum Hofe hinaus. Es war ja nicht schön von mir, aber ich konnte nicht anders. Und was mein Magen hatte, das hielt er fest. . .

Daran dachte ich, als ich den Griechen das Brathuhn mit der Zwiebel essen sah. Deshalb mußte ich mir ein Lächeln verbeißen.



Die Ruinen der Kirche S. Annunziata in Messina,

Erst Mieleet, Dortmund.

die durch das Erdbeben vom 28. Dezember 1908 zerstört wurde. Das Bild zeigt die neueste Aufnahme der Aufräumungsarbeiten am Corso Cavour.

Der Dichter.

Von Fritz Müller-Cannero.

Der Rektor tat noch einen kurzen Zug aus seinem Weinglas, ließ seinen durch das Raifest gemilberten Strengblick über den summienden Maigarten schweifen, klopfte mit dem Schlüssel ein paar-mal hart ans Glas. —

Die nächsten Kinder schwiegen mit dem munteren Geplapper, dann die übernächsten — das Schweigen pflanzte sich fort wie runde Wellen im See, in den ein Stein fiel. Jetzt schwieg auch die oberste Klasse, die sich am Gartenrand gelagert hatte. Und nun hörte man nur noch des Schulhausmeisters dicke Stimme:

„S hol ma noch a Halbe.“

Alle lachten. Nur der Sprecher lachte nicht. Er hatte das Schweigen nicht vorausgerechnet und sah erschrocken nach seinem Rektor hin. Der klopfte nochmal an das Glas und sagte mit seiner mäßig starken Stimme, die man aber in jedem Winkel hören konnte:

„Nun trägt der Brandenburger von der fünften Klasse sein Gedicht vor. Brandenburger!“

Es war mäusehenstill im Frühlinggarten.

„Bran — den — bur — ger!“

Da kam er ganz hinten aus dem Garten herangelaufen, wo die Bienenstöcke standen.

„Brandenburger, bei! Gedicht — bei! Gedicht — g'schwind Brandenburger, bei! Gedicht.“ flüsternten sie ihm von allen Bänken zu, durch die er eilends ging.

Da stand er schon neben dem Rektor. Offen sah ihm der schlanke, feine Knabe ins Gesicht. Und die Lehrer nickten ihm gütig zu. Der Deutschlehrer klopfte ihm auf die Schulter. Denn er hatte ja das Gedicht mit ihm eingeübt. Sein Schüler war der Brandenburger.

„Aufs Podium, Brandenburger!“ sagte der Rektor lächelnd.

Alle sahen sich nach einem Podium um und lachten.

„Es ist gar kein Podium da,“ riefen ein paar Mutige.

„Dann auf den nächsten Tisch, hopplahopp, Brandenburger!“

Sofort setzte das fröhliche Gekommne wieder ein, daß der Garten schwirrte. Und in dem Gekommne kletterte der behende Knabe mit der hellen Stirne auf den nächsten Tisch.

Als er vorher vor dem Rektor stand, hatte ihm das kleine Herz geklopft. Jetzt war die Angst verfliegen. Das Gedicht war über ihn gekommen. Er hob seine Knabenhände. Sofort trat Stille ein. Er sah unzählige Gesichter von Kameraden da unten. Alle blickten sie ihn an. Sein Auge glitt darüber weg. Er sah den Rektor und die Lehrer. Ihre Brillen glänzten. Sein Auge glitt darüber weg. Er sah einen grünen Rasenplatz weiter im Kreis. Eine leere Bank stand darauf. Nein, sie war nicht ganz leer. Ein grauer Mann sah gebückt an der Ecke. Ein Bierkrug stand vor ihm.

Das alles sah der Knabe, schneller als ich es hier sagen kann. Und weil das graue einsame Männlein da drüben das letzte war, was er im Garten sehen konnte, blieb sein Auge fest darauf gerichtet. Und dann begann er mit schwellender Stimme sein Gedicht.

„Nun hat er doch den Dichter vergessen“, murmelte der Aufsatzlehrer während der ersten Strophe.

Die erste Strophe rollte ab. Es war der Auftakt zu einer Ballade. Ein König kam darin vor, der hatte seines Volkes Schicksal auf eine Schlacht gesetzt. Die wogte gewaltig hin und her.

Der kleine Brandenburger aus der fünften Klasse machte seine Sache gut. Das Getöse der Schlacht, das Trompetengeschmetter, die Kanonen, das alles klang ordentlich aus seiner Stimme.

„Weiß Gott“, murmelte der Deutschlehrer, „der kleine Kerl hat Erz — hat Erz.“

Dann stieg die Ballade rasch auf den Höhepunkt. Der König auf dem Hügel sieht seine Reichen schwanken, sieht den Feind zu einem letzten vernichtenden Ansturm ausholen, sieht seines Volkes Schicksal auf einer Messerschneide laufen. —

Hei, wie der kleine Kerl die Angst des Königs herausmeißelt, dachte der Rektor, man meint, er wär es selber, der — kleine Dichter — ja, der Dichter — weiß der Teufel, das Zeug dazu hätte der einmal.

Jetzt warf der König in der Ballade sich auf die Erde. Das Schicksal stampfte den Hügel herauf. Gleich würde es ihn zertreten



Gruppe aus der Operette „Polenblut“ von Oskar Nedbal,

die im Berliner Theater des Westens mit Erfolg aufgeführt wurde. Das Bild zeigt Herrn Kuhner (Graf Baransky) und die Damen Verginz (Wanda) und Ottmann (Saremba). Phot. Willinger, Berlin.



Bitadelle von Sairo mit der Alabaster-Moschee.

haben. Aber noch einmal schnellte der König empor. — So padend hatte der Schüler diese Verse herausgeschleudert, daß der Rektor unwillkürlich auch aufstand — ein paar Lehrer mit ihm — ganze Bänke von Schülern riß es in die Höhe — und dahinten, weiß Gott, dahinten, das graue gebückte Männlein hatte es auch in die Höhe gezogen...

Und jetzt schmetterte der König in der Ballade ein Gelübde gegen den Himmel, ein eisernes Gelübde — wenn er siegen würde,

wenn er heute dennoch siegen würde, so versprach er dem ewigen Gott da droben eine Tat, eine gewaltige Tat — eine Tat, die gewaltiger war, als eines Volkes Schlacht gegen ein anderes Volk — eine Tat, die in der eigenen Brust das Ungeheuerliche selbst bezwang.

Und dieses Gelübde war es, das aus der Knabenbrust über dem Maifestgarten segte wie ein Sturmwind. Dies Gelübde war es, was den Lehrern da drüben eigene Gelübde ins Gedächtnis schleuderte



Verladung von Zuckerrohr am Nil.

Deitner J. A. - Ges.

— Gelübde, die gehalten wurden
— Gelübde, die gebrochen wurden...

Der König aber in der Ballade ward erhört. Verstärkung rückte an. Die Reihen standen wieder fest. Eine Weiche ward gebrochen auf des Feindes Seite. Der Blick des Sieges zuckte über das Feld. Eine Wolkenwand riß auf. Einen strengen Gott sah der König die Hand erheben: Weh dir, wenn du dein Gelübde brichst!

Damit verklang das Gedicht. Eine andächtige Pause strich mit Adlerfittichen über den Maifestgarten und hielt den lauten Beifall noch in Schranken. Fast alle, die Lehrer und die Schüler, waren aufgestanden. Nur da drüben, der graue Mann — den hatte es — weiß Gott warum — plötzlich mit dem Oberkörper über den Tisch geworfen — sein Kopf schlug auf die vorgestreckten Hände. — Er wird doch nicht betrunken sein, dachte der Rektor, zerlumpt genug sieht er aus dazu...

Aber weiter kam er nicht mit dem Gedanken. Denn jetzt brach der Beifall los. Wie Gewehrsalven rollte der Beifall durch den



Alte Kirche am Rheinufer in Rodenkirchen bei Köln. Karl Mönnigfeld, Köln.

Frühlingsgarten. Junge Hände klatschten, alte Hände klatschten, ein Rufen war, ein Winken — und nur der Mensch da drüben rührte sich nicht —

Weiß der Teufel, er war doch betrunken.

„Bravo, Brandenburger!“

„Das war der beste Vortrag, den ich je in unserer Schule hörte,“ flüsterte der Rektor zum Aufsatzlehrer hinüber. Der wurde rot vor Freude.

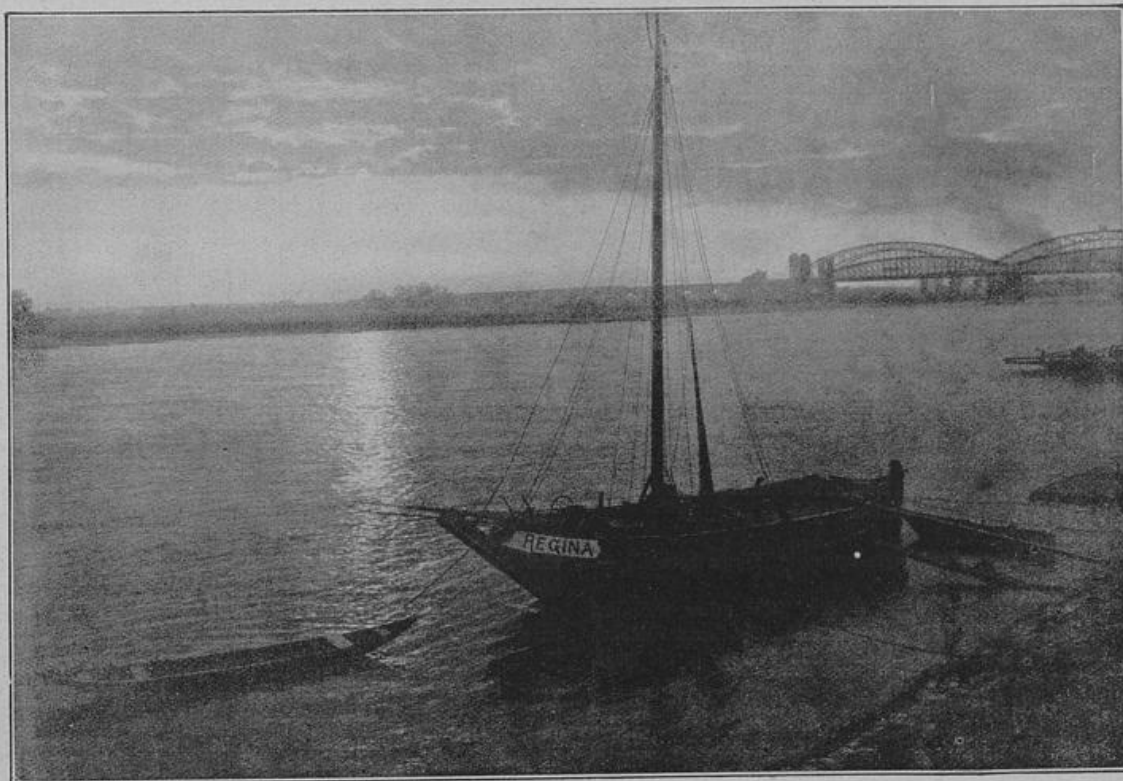
„Von wem ist denn das Gedicht eigentlich, Herr

Kollege? Der Brandenburger hat's gar nicht gesagt.“ — „Von —“

„Bravo, Brandenburger! Noch einmal — noch — ein — mal!“

„Der Brandenburger soll's nochmal vortragen,“ schallte es durch den Garten.

Der Schüler, der noch immer auf dem Tische stand, der Schüler mit der wogenden jungen Brust und den blinkenden Augen unterm Lockenhaar, er blickte fragend auf den Aufsatzlehrer — der sah zum Rektor hinüber — der nickte langsam — und das Rufen ging durch den ganzen Garten — Hüte wurden geschwenkt.



Sonnenuntergang am Rhein bei Düsseldorf.

H. Rehm, Düsseldorf.

„Bravo! Bst, bst! Der Brandenburger tragt's nochmal vor — bst — bst!“

Der Schüler zogerte. Der starke Erfolg drängte ihn zur Wiederholung. Tugend etwas anderes hielt ihn ab davon. Ob's die Befürchtung war, es könnte ihm ein zweites Mal nicht so gelingen?

„Nun?“ Der Rektor hatte es gerufen.

Wieder hob der Schüler Brandenburger seine Arme halbhoch, wieder schweifte sein Blick über Kameraden, über Lehrer, über den Rasenplatz, und blieb wieder für einen Augenblick auf der grauen Gestalt da drüben hängen.

Diese Gestalt erhob sich plötzlich, erst schwerfällig, dann straffer. Jetzt kam sie über den Rasen geschwankt.

Also doch betrunken, dachte der Rektor unbäglisch.

Und jetzt stand der Graue mit dem zerlumpten Rock vor dem Tisch, wo der Schüler Brandenburger eben weithinhallend sprach:

„Das Gelöbniß. Von —“

„Halt,“ sagte der Graue und hob sein verwittertes und zerstücktes altes Angesicht gegen den Knaben, „halt!“

Der Schüler stotzte. „Wie können Sie sich unterstehen?“ rief der Rektor herüber.

„Nicht zum zweiten Male,“ sagte der Fremde. Es klang fast bittend.

„Warum denn nicht?“ „Ein ordentliches Gedicht soll man nicht wiederholen,“ sagte der Fremde heiser, als hätte seine Stimme einen Sprung.

Der Rektor sah über ihn fort. „Nun, Brandenburger?“ sagte er.

Der rührte sich nicht. Starr hingen seine Jungenaugen an dem Fremden.

„Also, Brandenburger,“ ermunterte der Aufsatzlehrer. „Das Gelöbniß. Von —“

„Nein,“ sagte der Fremde, und seine Stimme überschlug sich. Nun ward der Rektor zornig. „Ich bin der Dichter der Ballade.“

„Sie?!“

„Ja, vor — vor — vor dreiundzwanzig Jahren habe ich — habe ich —“

Totenstille herrschte rings im Garten. Der grüne Rasenfeld leuchtete. Fern im Busch schlug ein Vogel an. Ein kleiner Windstoß richtete eine Locke des Vortragsschülers kernengerade in die Höhe, als ob sie züngelte.

„Sie?!“ wollte der Rektor wiederholen. Aber er brachte es nicht heraus. Seine weitgeöffneten Augen bohrten sich in des Fremblings verwüstetes Gesicht, in den zerlumpten Anzug. Der Aufsatzlehrer tat

das gleiche, alle Lehrer taten's, die ganze Schule tat's, der ganze Garten tat's und bohrte sich schweigend in diese Gestalt. Auf allen Anwesenden lastete ein penliches Schweigen wie ein körperlicher Druck. Nur der ferne Vogel sang unbestimmt weiter.

In diesem Augenblick kam eine dicke Kellnerin aus dem Wirtschaftsgebäude angeschossen, gerade auf den Fremden zu und schrie, leuchtend vom eiligen Laufen:

„Sie, Herr — erlaub'n S' — Sie sind, glaub' ich, der Herr, der mit in der vorigen Woch'n 's Bier schuldig blieb'n is — sind S' gut, und zahl'n S' z'erst amal!“

Der Graue nickte zusammen. Der Graue senkte den Kopf. Der Graue wühlte in den Taschen. Der Graue sah mit einem hilflosen Blick auf den Rektor, auf den Aufsatzlehrer.

Die dicke Kellnerin stemmte die Arme in die Hüften:

„Jetzt schaut S' amal an solch enen —“

„Bst,“ sagte der Rektor halblaut und machte eine bezeichnende Bewegung auf sich selber, wobei er den Daumen gegen Mittel- und Zeigefinger rieb.

Die Kellnerin verstand und verschwand. Der Graue sah sich nochmals hilflos um. Einen letzten Blick warf er noch dem unbeweglichen Brandenburger da droben zu, dann ging er langsam über den Kies durch die Gartentür.

Und das starre Schweigen wich und wankte nicht von diesem Maifestgarten, durch den ein verkommener Dichter gesenkten Hauptes schritt.

„Ob er nicht doch ein Schwindler ist, Herr Kollege?“ sagte jemand leise am Lehrtisch. —

„Ober einer, der sein Gelöbniß gebrochen hat,“ sagte langsam der Aufsatzlehrer.

In diesem Augenblick ging der Graue den niederen Zaun entlang.

Der Schüler Brandenburger folgte wie gebannt mit starren Blicken. Jetzt sah er einen Nebel über des Grauen Haupt. Der Nebel ballte sich, dichter ward er, glänzend ward er, eine Krone ward daraus, eine Dichterkrone — die stimmerte und gleißte beim Gesang des ferneren Vogels. . .

Da sprang der Bub mit einem Satz vom Tisch. Durch die Bänke, durch die Kameraden kam er durchgeschlagen wie ein Pfeil. Durch die Gartentüre rannte er, den Zaun entlang, dem Grauen nach. Und jetzt — jetzt sprang er an ihm hoch und schrie und schlang seine Knabenarme um des Zerlumpten Hals. Und der Graue bog sich tief herab zu ihm, ganz tief. . .



Der alleinstehende Kirchturm in Benrath, den man als historische Erinnerung sehen lieh, als seiner Zeit die dazugehörige Kirche wegen Alterschwäche abgerissen wurde. Erich Benninghoven, Berlin.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 20. Dezember

1915



Der deutsche Kronprinz mit seinen Gästen im Ludwigsdorfer Jagdrevier bei Oels in Schlesien.

H. G. ohs, Berlin.



Der Lump.

Von Guido Kreuzer.



Im März 1813 gegründet, waren unsere masurenischen Dragoner also sozusagen Lühovichsches Freiloops; hatten während der Folgezeit auch manchen bösen Sturm erlebt; und sicher war vieles geschehen, was besser ungeschehen geblieben wäre — wie das schließlich in jedem Regiment mal vorkommt.

Sowas aber war denn doch unerhört — daß ein Bursche seinen Leutnant kaltblütig um zweitausend Mark bestiehlt — also — psui Deuwel, Majestät!

Als der kleine Eberhard Stord abends leichenblaß ins Kasino kam: „— Mein Geld ist weg!“ ... na, da sahen wir uns nur eben so an; und jeder wußte Bescheid: der Schülke hat's getan.

Überhaupt an sich schon so'n übler Kerl, den sich der Stord da zum Burschen genommen. Ein Eisenarbeiter aus der westfälischen Industrie liegend; mit sechs Monaten Gefängnis vorbestraft, weil er einem andern aus Eifersucht mit einer Eisenstange über den Schädel gehauen hatte, daß dieser Schädel definitiv auf seine bisherige normale Fassung verzichtet mußte. Und solchen Strolch steckte man ausgerechnet unter unsere masurenischen Dragoner, wo außer ein paar harmlosen Wasserpöhlern nur Elite diente — reiche Bauernjungen, Bürgerföhne aus kleinstädtischem Mittelstand; kurzum — ausschließlich Dreijährig-Freiwillige; ein Menschenmaterial, nach dem sich jeder Regimentskommandeur alle zehn Finger geleckt hätte.

Natürlich befand sich der vorbestrafte „Totschläger“ da in denkbar ungeeigneter Umgebung. Er besaß in der ganzen 2. Eskadron nicht einen einzigen Freund; man mißte ihn, soweit man ihn nicht offen brüskierte. Das wäre besser vermieden worden — selbstverständlich! Aber wenn unsere Dragoner auch plump und taktlos in der Wahl ihrer Mittel waren — sie taten's doch nur aus Ehrgeiz; sie wollten eben ums Verreden nichts mit einem zu tun haben, der schon „im Gefängnis gefessen“ hatte! Und durch Strafen und donnernde Kapuzinaden gewaltfam „den guten Geist der Truppe“ zerstören — um Gottes willen, Hände weg! So was vertrugen unsere Leute nicht! Da gab's für den Schülke eben bloß eins — raus aus der Front und irgendwo als Bursche untergetrocknet!

Der Freiherr von Stord war sofort bereit, ihn zu nehmen. Wir warnten ihn; doch er schüttelte den Kopf und sagte mit seinem stillen, jungen Gesicht:

„Laßt mich nur machen; ich weiß schon, was ich tue! Der Schülke ist ein ganz vernünftiger Mensch, er weiß es bloß selbst noch nicht

und muß mal in die richtigen Hände kommen. Aus dem mach ich euch noch einen Prachtkerl!“

Er hatte sein Ziel wirklich glänzend erreicht!

„Sehen Sie,“ nöhnte der dicke Zungfen pflegemäßig, „das kommt von Ihren philanthropischen Anfällen!“

Und der Rittmeister Daunstein erkundigte sich teilnahmsvoll: „Wie ist denn der Zusammenhang, Kleiner? Erzählen Sie doch mal!“

„Gott ...“ sagte das blonde Jungchen und sah uns, die wir um ihn herumsaßen, der Reihe nach mit seinen ernsthaften blauen Augen an ... „Der Rittmeister wissen doch von der Hinterfute, auf die ich seit zwei Jahren so scharf bin. Mein alter Herr wollte partout nicht ran, weil ihm im Frühjahr sieben Kühe an Milzbrand gefallen sind, schließlich aber kriegte ich ihn doch rum, und heut' früh kamen die zweitausend Mark an. Ich schloß sie im Schreibtisch ein, weil ich doch gleich am Nachmittag zum Rittergut Hohenbrück hinüber wollte, wo die Stute steht. Als ich mich vorhin umgezogen hab' und das Geld nehmen will — ist es nicht mehr im Schreibtisch!“

„Wußte denn Ihr Bursche, daß Sie das Geld erhalten hatten?“

„Natürlich; er ließ den Brieftträger doch herein!“

„Und wie stellt er sich zu der Geschichte?“

„Er weiß von nichts; über Mittag hatte er außerdem für mich einen Auftrag zu erledigen und kam

erst nach Hause zurück, als ich schon wieder da war.“ — „Was sagt denn Krottnow?“

Der Leutnant von Krottnow bewohnte seit Jahren zusammen mit dem Baron eine Bierzimmerwohnung, die sie von ihren beiden Burschen in Ordnung halten ließen; sie waren Freunde schon von der Kriegsschule her und vertrugen sich ganz ausgezeichnet.

„Zuerst lachte er mich aus, weil er die Geschichte nicht glaubte; nachher bekam er doch einen gewaltigen Schreck. Er meint, wir hätten das schöne Geld wesentlich besser anlegen können!“

„Natürlich ...“ brummte Eucken lakonisch ... „heimlich ohne Urlaub nach Königsberg judeln und den ganzen Segen auf'n Kopp hauen!“

Herrjeses, der Krottnow — wirklich ein lieber Kerl war er, aber eine leichtsinnige Fliege — daß Gott erbarm! Schulden wie'n Atadé; ging immer pleine carrière vor seinen Gläubigern! Doch nie, daß er auch nur für einen Moment die gute Laune verlor!

„Dolle Chose!“ resümierte der Rittmeister schließlich kopfschüttelnd. Allmählich meldeten wir uns alle zum Wort. Hitzig wurde die



Die Mitglieder der deutschen Militärmission für die Türkei.

Verf. Ill.-Bef.

Ein am 2. Dezember erschienenenes Irade des Sultans ernannte den preußischen Generalleutnant Eiman von Sanders (X) zum Chef der deutschen Militärmission zur Reorganisation der türkischen Armee und zum Kommandeur des 1. Armeekorps (Konstantinopel) mit dem Range eines Divisionsgenerals.

Debatte, als es sich darum handelte, ob der Kommandeur von der Sache erfahren sollte.

Eberhard Stord wehrte sich verzweifelt.

„Das fehlt noch gerade, Herrschaften! So was gibt nur unnötige Verärgerung; und ich möchte den Oberst wirklich nicht damit behelligen!“

Der Kleine trug doch schon fast drei Jahre die Achselstücke; aber manchmal hatte er tatsächlich noch eine fast fährnische Scheu vor unserm Kommandeur.

Im übrigen erfuhr der natürlich die Affäre brüthwarm am nächsten Morgen, als ihm der Adjutant Vortrag hielt.

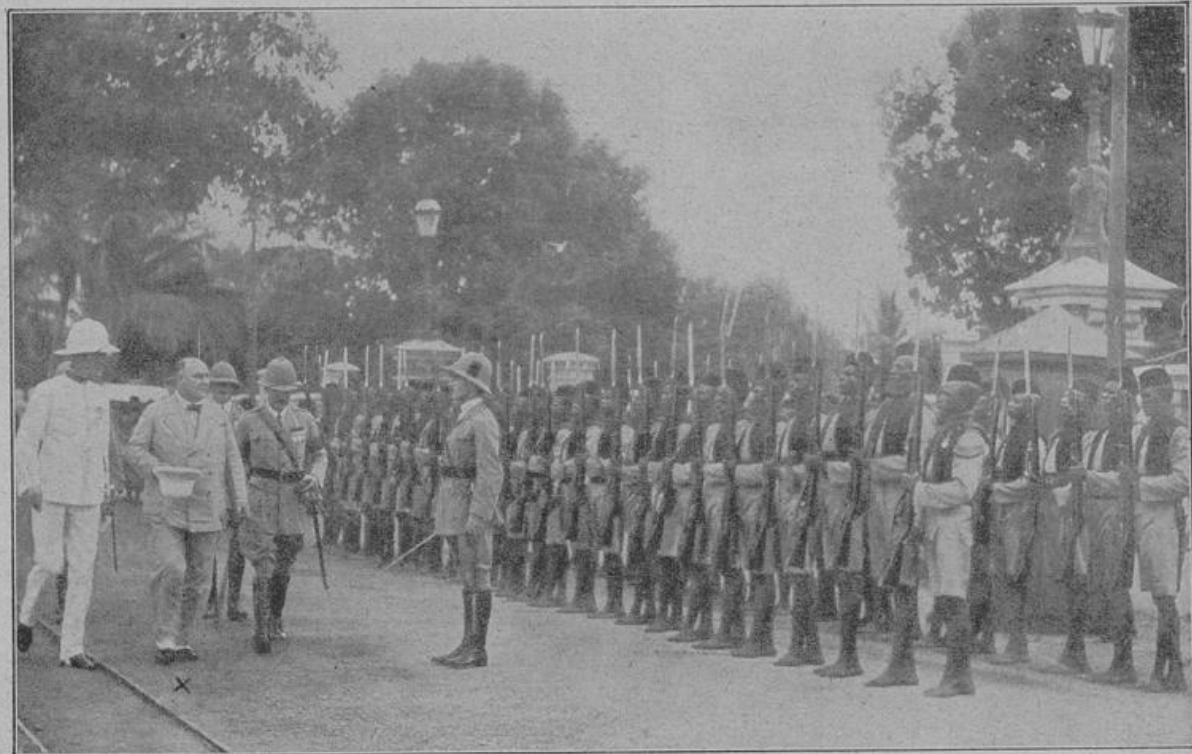
Der hohe Herr war sehr erregt. Vor allen Dingen mal unterwies er das blonde Unglückstierchen in der Springbahn recht unzweideutig über das Thema: Wer „große Summen“ leichtsinnig im Hause verwahrt, verleitet Untergebene direkt zum Diebstahl!

Dann kam Krottnow an die Reihe; er wußte nichts auszusagen. „Nach der Nachtlagerung, die sich bis zum Morgen hinzog, waren

Auf eine kaum merklliche Kopfbeugung hin zog sich der Adjutant in das kleine Vorzimmer zurück und schloß die Tür.

Und jetzt trat der Kommandeur dicht zu dem Dragoner heran und sagte verhalten und mit einer Stimme, die unbedingt zu Herzen gehen mußte:

„Der Herr Oberleutnant hat uns allein gelassen; ich spreche zu Ihnen somit unter vier Augen. Sie wissen, Schülle, das Regiment feiert im übernächsten Jahr die hundertste Wiederkehr seines Gründungstages. Darauf sind wir alle in gleicher Weise stolz — der jüngste Rekrut ebenso wie ich. Und ich ganz besonders, — denn ich habe das Regiment liebgewonnen; und vielleicht darf ich es auch in das zweite Jahrhundert seines Bestehens führen. Jeder — Offizier wie Mann, wer nur immer die Uniform unserer majestätischen Dragoner trägt — steht mir gleich nahe. Wir sind Lützowisches Freikorps, Schülle — Sie wissen, was das heißt! Unsere Zentenarfeier sollte der Ehrentag des Regiments werden. Jetzt aber muß diese infame Niederträchtigkeit vorkommen;



Feierlicher Empfang des Staatssekretärs Dr. Solf (·) auf seiner Rückreise von Kamerun in der britischen Kolonie Lagos durch Gouverneur und Ehrenkompagnie.

Gebr. Harpel, Ber. in.

wir doch am Vormittag dienstfrei. Da habe ich natürlich so fest geschlafen, daß ich nicht mal den Postboten klingeln hörte.“

Die Vernehmung von Krottnows Vurschen verlief resultatlos. Er war ein gebuckter, vergrübelter Junge aus der Wartheniederung; ein Mennonit, der tagsüber schweigend mit Wästkuch und Schenkelbürste in der Wohnung herumhantierte und abends über der Bibel seinen religiösen Schwärmerien nachträumte.

Blieb noch der „Totschläger“. Er wurde nach dem Regimentsgeschäftszimmer gerufen, wo ihn der Kommandeur im Beisein unseres Adjutanten verhörte. Finster und verbissen stand der Schülle vor ihm.

„Sie wissen, um was es sich handelt?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Können Sie irgendeine Aussage in der Angelegenheit tun?“

„Zu Befehl — nein, Herr Oberst!“

„Oder haben Sie eine wie immer geartete Vermutung über das Verschwinden des Geldes aus dem Schreibtisch?“

„Zu Befehl — nein, Herr Oberst!“

Zu Befehl — nein ... zu Befehl — ja ... so kam man nicht weiter.

daß ein Offizier bestohlen wi d! Von wem, Schülle? Wissen Sie es, dann nennen Sie offen und ehrlich den Namen. Noch ist keine formale Untersuchung eingeleitet, noch läßt sich die ganze Geschichte nieder-schlagen ... wenn ich auf der Stelle erfahre, wer der Dieb war!“

Der Dragoner stand regungslos. Däster und feinselig begegneten seine Augen dem ernsten und so schenden Blick des hohen Herrn. Sein Atem ging ruckhaft, stoßweise. Ruckhaft auch kamen die Worte — hingeschleudert, zwischen den Zähnen zerfetzt:

„Ich weiß, was der Herr Oberst sagen wollen. Aber ich war's nicht! Ich kann nichts beweisen; ich kann nur bei Gott dem Allmächtigen schwören — ich bin's nicht gewesen!! Wenn ich auch im Gefängnis saß, weil ich einen niedergeschlagen habe, der mein Mädel verführt hat, — darum bin ich noch kein Lump! Ich hab's schwer gehakt im Regiment, bis mich der Herr Leutnant von Stord als Vurschen nahm. Bei ihm konnte ich aufatmen und manchmal schon wieder ganz froh sein, weil er immer freundlich gewesen ist und nie was sagte von dem — halben Zehr. Durchs Feuer war' ich für ihn gegangen, aber ihm das Geld wegnehmen, wo er sich doch die Stute

kaufen wollte ...“ ein verzweifeltes Aufbegehren rüttelte den Körper; und dann kam wieder, halberstickt zwischen den Bahnen, der beschwörende Ausruf: „Ich hab's nicht getan, Herr Oberst! Ich bin kein Dieb! Ich bin kein Lump!“

Die Untersuchung ergab nicht den geringsten Anhalt für oder gegen ihn. Seine Habseligkeiten wurden noch am selben Tage einer Visitation unterzogen — nichts.

Die ganze Wohnung wurde auf den Kopf gestellt, was Krottnow Veranlassung bot, wie ein Rohrspatz über „systematische Schikanierung friedlicher Bürger“ zu schimpfen — nichts. — In den nächsten Tagen gab's mit dem Verdächtigen noch allerlei private Verhöre; durch unsern Etmäßigen, den Wittmeister Haunstein, den Regimentsadjutanten, die Wachtmeister — nichts.

Schülke antwortete verbissen und hasserfüllt: — „Ich hab's nicht getan! Ich bin kein Dieb! Ich bin kein Lump!“

Also wurde die Untersuchung schließlich niedergeschlagen. Beim Regiment herrschte dessenungeachtet die einmütige Überzeugung: „Natürlich ist er's doch gewesen, dieser Totschläger, dieser Lump!“

Als man ihm mitteilte, daß er bei dem Leutnant Freiherrn von Stord abgelöst würde und wieder zur Eskadron zurück müßte, da zitterte über sein auffälliges Gesicht zum erstenmal ein Ausbruch fasten Entsetzens. Er ahnte wohl, was in der Front seiner wartete...

Die neun Monate, die er noch runterzureißen hatte, wurden ihm zu einem Martyrium.

Sein Wittmeister und die Leutnants nahmen ihn selbstverständlich scharf heran; der Wachtmeister kam beim Eskadronschef oft um eine Stunde Nachhergerieren für den „Dragoner Schülke“ ein; der Stubenälteste behandelte ihn mißtrauisch und mit schroffer Abneigung.

Doch das alles hätte sich wohl ertragen lassen, wenn sich auch die Mannschaften der Eskadron selbst mit „stummer Verachtung“ begnügt haben würden. Die aber waren in heller Empörung; sie griffen zu berberischen Mitteln. Einen notorischen Dieb unter sich dulden zu müssen, — Schande, die aus jedem Beritt eine Rotte revolutionärer Elemente machte! Sie vergalteten es dem „Totschläger“ hundertfach; zuerst mit Sticheleien, Redensarten, Rippenstoßen, allerlei Schabernack, für den er meist bitter büßen mußte. — Eines Nachts aber entstand wüster Lärm. Ein paar Mann seiner Stube, auf der er lag, hatten sich zu-



Abschied von Zabern.

Verl. Ill.-Ges.

sammengetan und ihn im Schlaf überfallen. Es folgte das übliche Drama brutal-naiver Soldatenjustiz: Knebel in den Mund, damit er nicht schreien konnte; Hände und Beine festgebunden; die andern verschafften dem beleidigten Ehrgefühl der Eskadron mit der Reiterpeitsche Genugtuung. Zufällig kam gerade einer der auf Kaserne wohnenden Leutnants nach Hause, hörte das tobende Stampfen, das Poltern der umgeworfenen Schemel, sprang herzu, machte Licht — so wurde die Geschichte natürlich ruckbar, und der Kommandeur mußte bestrafen.

Wenn die Mannschaften den Schülke schnitten, — schön, das konnte man ihnen schließlich nicht verdenken; sie waren eben ein ganz außergewöhnlich hervorragendes Menschenmaterial — diese reichen Bauernjungen und kleinstädtischen Bürgerjöhne und all' die sonstigen Dreijährig-Freiwilligen. Aber körperliche Mißhandlungen — nee, da gehörte ein Niegel vor!

Es setzte drakonische Strafen: für den stubenältesten Gefreiten, der angeblich fest geschlafen und nichts gehört hatte, vierzehn Tage Strafdienst auf Kammer. Für die Leute bis zu vier Wochen Kasernenarrest.

Kurze Zeit herrschte Ruhe; dann ging's wieder los. Die Strafen wurden auf mittlern, auf strengen Arrest verschärft, der einzige wirklich Leidtragende war ja doch nur der Dragoner Schülke.



Die Mannschaftsräume für das 1. Bataillon des 2. oberrheinischen Infanterieregiments (bis er in Zabern) zu Oberhofen bei Hagenu.

Verl. Ill.-Ges.

Schließlich tat er uns allen in der Seele leid; aber nicht wahr, man kann doch einen preußischen Soldaten nicht in Watte packen und hinter Glas und Rahmen stellen?

So ging seine Dienstzeit unter Verhältnissen zu Ende, daß wir uns insgeheim manchmal wunderten, weshalb er nicht zum zweitenmal zum „Totschläger“ wurde. Das Oberkriegsgericht hätte ihn wohl sogar freigesprochen. Am Entlassungstage meldete er sich noch einmal bei dem kleinen Baron:

„Ich bin's nicht gewesen, Herr Leutnant! Wahrhaftigen Gott — ich bin's nicht gewesen! Der Tag wird kommen, wo ich dem an die Kehle kann, der's getan hat!“

Dann verschwand er sang- und klanglos nach Berlin, um in irgendeinem Niefenbetrieb der Metallindustrie Unterschlupf zu suchen.

Die Zeit verging, und man sprach längst nicht mehr von den verschwundenen zweitausend Mark. Um so mehr, als sich der Eberhard Stord wenige Wochen später doch die Hinterschute kaufte; der notleidende Vater mußte eben zum zweitenmal das Portemonnaie zücken. Auch sonst gab es mancherlei Veränderungen zu registrieren: Krottnow war aus irgendwelchen „kommerziellen“ Gründen quer durch Deutschland nach der Westgrenze versetzt worden; Haunstein protekte jetzt als Adjutant der 68. Kavalleriebrigade; Inzingen hatte blödsinnig rentabel geheiratet und verdiente sich seinen Hafer neuerdings bei den 4. Gardeulanen, wohin ihn ein günstiger Wind in Gestalt eines Onkels im Zentraldepartement des Kriegsministeriums verschlagen hatte.

Neue Gesichter, neue Sorgen, neue Freuden — beim Kommiß ist der literarhistorische „Stumpfsinn“ eben nur der fromme Wahn eines durch keinerlei Sachkenntnis beunruhigten Gemüts. Wir standen kurz vor der Besichtigung und konnten vor Arbeit nicht aus den Augen sehen. Da kam der Tag, den ich nie vergessen werde.

Ich bummelte mittags mit dem kleinen Baron gemeinsam vom Dienst nach Hause, weil wir nur wenige Schritte voneinander entfernt



Der Kaiser und der Reichskanzler in Donaueschingen am 5. Dez.
H. Hoffmann, München.



General Deimling und General der Infanterie Frhr. v. Lyncker,
Chef des Militärkabinetts, in Donaueschingen.

wohnten. Wie es seine Art war, fragte er unterwegs beim Postamt nach, ob Briefe für ihn gekommen seien. Ja, einer; von Krottnow.

„Korrespondiert ihr noch immer so viel?“ fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

„Fast gar nicht mehr. Und wenn er jetzt wieder schreibt, dann...“

Er schwieg und lächelte; ich auch. Natürlich — ein Brandbrief!

Inzwischen hatte er schon das Kuvert aufgerissen und den Bogen entfaltet. Und ich sah, wie sein junges, nobles Gesicht leichenblau wurde, wie seine Hand hilflos nach der Brust tastete, wie seine Augen ir und verstört über die Zeilen sieberten.

„Barmherziger Gott!“ stammelte er nach einer Pause, die mir wie Ewigkeiten schien. Er reichte mir den Bogen; ich las:

„Stord, lieber kleiner, vornehmer Mensch — das ist der letzte Brief, den ich schreibe; er geht an Dich. In einer Stunde steh ich vor unfrem Herrgott; dann soll er mich strafen für die eine große grenzenlose Schuftigkeit, die ich hier unten beging. Du, Stord, nicht der Schülke ist's gewesen — ich war's! Ich hab' Dich befohlen! Ich, der Leutnant Erich von Krottnow!“

Damals der verhängnisvolle Morgen brachte uns beiden etwas. Dir den Wertbrief, mir den Drohbrief eines Halsabschneiders, bei dem zwei Wechsel a 1000 Mark schon längst überfällig waren: — binnen 24 Stunden zahlen oder Anzeige beim Regimentskommandeur. Dazu mein Kredit auf hundert Meilen Luftlinie im Umkreise erschöpft. Also die Logik — na, Du kennst wohl vom Hörensagen die Formel: „Wegen fortgesetzten unehrenhaften Schuldenmachens unwürdig des preußischen Offizierskorps; mit schlichtem Abschied entlassen!“... Dabei ein Gedanke, zu wußt, um ihn bis zum letzten Ende auszuendenken: Ist erst die Uniform zum Deuwel, dann hat's überhaupt zum Halali geklappt.

Und so, siehst Du, wenn einem das Grauen im Genid sitzt, und man krampft die Fäuste ineinander und möchte heulen wie ein Lauffenke... aber ich mag nicht mit Worten erklären, was entweder zu menschlich ist, um einer Erklärung zu bedürfen, oder zu ungeheuerlich,

um durch feige Ausflüchte nicht noch ungeheuerlicher zu werden. — Ich war wahnsinnig! Ich war ein Tier! Ich war das erbärmlichste Subjekt, das je in deutschen Landen einen Fuß in den Steigbügel schob! Und jetzt ist's doch finish; jetzt tue ich endlich, was ich schon vor einem Jahr hätte tun sollen; jetzt hat mir mein verfluchter Leichtfinn alle Wege abgeschnitten — außer dem einen, den ich nun gehe.

Weshalb ich überhaupt all' den Schmutz vor Dir ausbreite: — rehabilitiere den Schülke, den armen Kerl! Schrei es allen ins Gesicht, ich sei ein Lump gewesen! Zeig' diesen Brief jedem Menschen, der mich damals kannte! Tu, was Du willst; nur rehabilitiere ihn, Eberhard Stord! Nicht über ihn hätten die Kerls damals nachts herfallen müssen, sondern über mich! Jetzt besorg' ich's selber!

Krottnow."

Eine halbe Stunde später hatte der Kommandeur von dem Inhalt dieses Briefes Kenntnis. Er sah plötzlich alt und verfallen aus; er sah an Ti ch und hielt den Kopf in die Hand gestützt und das te lange nach.

Dann verfehte er müde und leise:

„In vierzehn Tagen rücken ja die Reserven des damaligen Jahrganges zur achtwöchigen Übung ein; auch der Schülke ist dabei. Ich will ihm, ohne den Namen des ehemaligen Leutnants von Krottnow zu erwähnen, vor der Front des Regiments die Ehrenrettung zuteil werden lassen, die er verdient!“

Unser Reserven kamen; aber Schülke fehlte. Statt dessen lief vom zuständigen Berliner Bezirkskommando ein Schreiben ein, das sich auf etwa folgenden Polizeibericht stützte:

Der Metallarbeiter Paul Schülke wurde heute in seiner in der Elsäffer Straße belegenen Schlosskelle erhängt aufgefunden. Auf seinem Bett lag in einem an das dortige Bezirkskommando adressierten Kuvert die Befehlungsorder sowie ein Zettel, der die Worte enthielt:

„Ich wollte so gerne kapitulieren, aber sie haben mich nur immer gequält. Ich kann das nicht wieder acht Wochen ertragen. Ich bin kein Dieb, ich bin kein Lump, ich habe nie gestohlen, so wahr mir Gott helfe!“



Arabisches Segelschiff unter deutscher Flagge auf dem Tanganjika-See in Deutsch-Ostafrika.

Mein Erfolg.

Humoristische Skizze von Ignaz Pauer.

Ich hatte eine Annonce gelesen: „Die Schriftstellerei als Neben-
erwerb“, das regte mich auf. Das war's ja, was ich so dringend
brauchte! Seit Jahren wußte ich nicht, was mir eigentlich fehlte,
jetzt hatte ich's auf einmal — ein Nebenerwerb! Ein solcher war mir
um so nötiger, als ich einen Haupterwerb nie gehabt hatte. Sogar
die Steuerbehörde war vergeblich bemüht gewesen, mir ein Einkommen
nachzuweisen, und ich hätte mich dieser menschenfreundlichen Institution
sehr zu Dank verpflichtet gefühlt, wenn dies der Fall gewesen wäre.
„Ja, aber wovon leben Sie denn eigentlich?“ hatte mich der Beamte
gefragt, als ich — seiner Einladung Folge leistend — im Amte
erschieden war. Ich demonstrierte ihm dies durch einen leider vergeblich
gebliebenen Pumpversuch, worauf er mich schleunigst entließ. Seitdem

habe ich Ruhe. — Aber jetzt sollte es anders werden, ich mußte eine
geregelte Tätigkeit ergreifen, die Not drängte. Meine Bekannten waren
sonderbarerweise nie zu Hause, wenn ich kam, sie zu besuchen, und traf
ich zufällig einmal einen auf der Straße, dann hatte er es stets so eilig,
daß er mir nicht Rede stehen konnte. Mein letztes Projekt war auch
ins Wasser gefallen. Ich wollte einen Verein gründen zur Unter-
stützung seiner Mitglieder. Es sollten da Auftrufe erlassen, Theater-
vorstellungen und Feste für die gute Sache veranstaltet und öffent-
liche Sammlungen durch hervorragende Persönlichkeiten eingeleitet
werden. Ich wäre Präsident geworden, hätte für meine segensreiche
Tätigkeit ein hohes Gehalt bezogen, und alles wäre gut gewesen.
Mitglieder hatten sich auch schon gemeldet, leider aber versagte die

kompetente Behörde die Genehmigung der Statuten. So verkennt der Staat seinen Vorteil! Er berücksichtigt nicht, wie viele neue Steuerträger bei Realisierung dieses Projekts gewonnen worden wären.

Also her mit der Schriftstellerei als Nebenberuf! Ich hatte einen guten Bekannten, bei dem ich mich vorerst informierte, ehe ich meine sämtlichen Werke begann. Der Mann hatte das Bild eines gelehrten Pudels und war ein wanderndes Legikon. Er wußte alles und jedes, und keine Frage der Welt vermochte ihn in Verlegenheit zu bringen. Allerdings verwechselte er bei seinen Erklärungen die Personen, Gegenstände, Ereignisse und Jahreszahlen, wenn man aber von diesen Nebendingen abließ, war alles andere richtig. Einmal hatte er irrtümlich eine vollkommen richtige Antwort gegeben, das brachte ihn derart aus der Fassung, daß er mit Hilfe seines Hausarztes in eine schwere Krankheit verfiel, von der er sich lange nicht erholen konnte. Seitdem nimmt er sich in acht und ist bis nun gottlob gesund geblieben.

„Schreiben Sie ein Theaterstück," sagte mir dieser Herr, „und Sie werden damit ein Vermögen verdienen.“



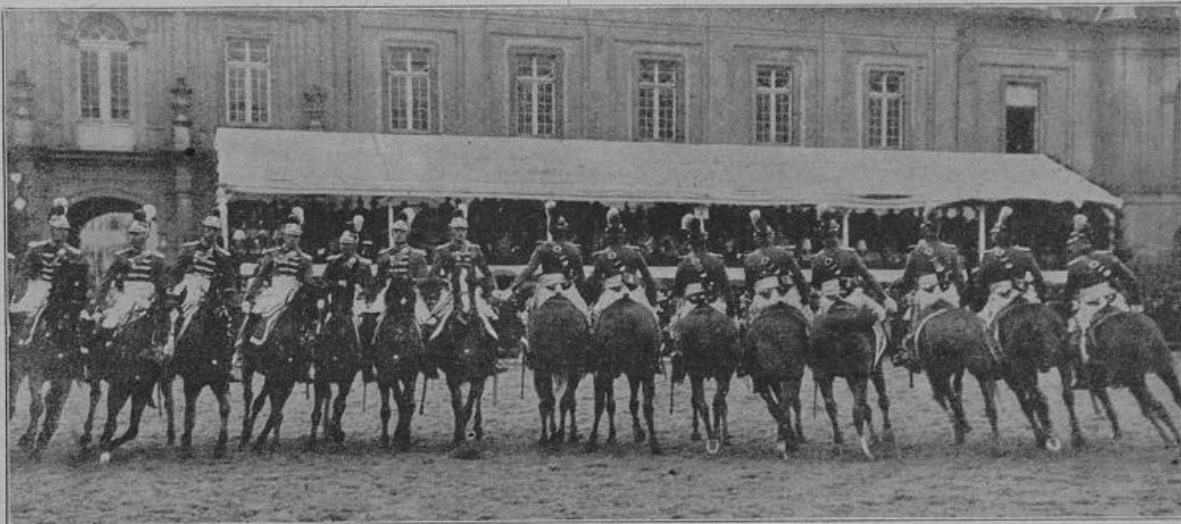
Von den Reiterspielen bei der Hundertjahrfeier der Olga-Drägoner in Ludwigsburg.
W. Braemer, Berlin.

gewesen war, vermietete die spekulative Hausfrau diese Kiste an einen soliden Herrn. Ich lobte das Gemach über alle Maßen, und ohne um die Miete zu fragen, zog ich sofort ein, d. h. ich blieb gleich drinnen, meine „Sachen“ hatte ich ja stets alle bei mir. Seitdem waren fast zwei Monate verstrichen, ich blieb immer freundlich und höflich mit der Dame, und dennoch... Ich stand vor einem Rätsel!

Ein Vermögen! — Das war für mich ein dringendes Bedürfnis. Ich hätte mir so gern ein Automobil angeschafft, das ich wegen Mangels an Raum bisher schmerzlich entbehren mußte. Ich behalf mich daher vorläufig mit dem Benzin allein, das ich gleichzeitig auch zum Reinigen meiner Kleider benutzte.

Froh bewegt eilte ich heimwärts, wo mich meine Hauswirtin ziemlich unfreundlich empfing. Sie war schon längere Zeit nicht gut auf mich zu sprechen, was mich einigermaßen irritierte, da ich im allgemeinen Glück bei den Frauen hatte. Das „Zimmer“, das ich bewohnte, befand sich neben der Küche und war eigentlich für ein Dienstmädchen, das möglichst klein und anspruchslos sein mußte, bestimmt. — Nachdem aber ein solches offen-

bar nicht aufzutreiben



Von der Hundertjahrfeier des 1. württl. Drägonerregiments Nr. 25 Königin Olga in Ludwigsburg am 6. Dez. in Gegenwart seines Chefs, Kaiser Wilhelms II., und des Königs von Württemberg: Quadrille, geritten von Offizieren des Regiments vor der Hofloge.

Ich war zu dem Entschluß gekommen, ein Trauerspiel zu schreiben. An solchen Stücken schien mir der größte Mangel zu herrschen, und es war mir vollkommen klar, daß ich damit einem dringenden Bedürfnis abhelfen würde. So zählte ich denn mein Geld, um-mich in die richtige Stimmung zu versetzen, und begann. „Aller Anfang ist schwer“, sagt ein altes Sprichwort, das mir aber durchaus nicht zutreffend erschien, denn nichts auf der Welt war leichter, als ein Theaterstück zu schreiben. Er war wirklich nicht schwer, ein Vermögen zu erwerben, und alles, was ich in kurzer Zeit geschrieben hatte, war fürchtbar gut und gefiel mir ganz außerordentlich. Da ertönte lautes Klopfen an der Tür meines Käfigs. Das war unangenehm! Ein Dichter darf doch absolut nicht gestört werden, sonst verliert er den Faden, und ich hatte nichts zu verlieren.

„Ah, Sie sind es, Frau Blaschke?“ — Meine Wirtin hatte das „Herein“ nicht abgewartet und die Tür geöffnet. Eintreten konnte sie nicht, für eine Massensammlung war das Zimmer nicht berechnet. „Ja, weil Sie zum erstenmal zu einer Zeit daheim sind, wo man mit Ihnen sprechen kann.“ — „Aber, Frau Blaschke!“ — „Ja, ich fürchte immer, daß Sie einmal gar nicht mehr heim kommen.“ — „Sind Sie so besorgt um mich?“ — „Freilich, so lange Sie den Zins nicht bezahlt haben.“ — „Den Zins? Welchen Zins?“ — „Aber Gott, so eine Frage! Sie haben doch dieses Zimmer gemietet!“ — „Gewiß, von einem Zins aber war doch keine Rede!“

Frau Blaschke schludte, sie rang förmlich nach einer Antwort, die sich wohl jenseits der konventionellen Formen bewegen mochte. Ich aber bin ein Feind aller Unhöflichkeiten und kam ihr zuvor.

„Lassen Sie es gut sein, Frau Blaschke, Sie sehen, ich dichte, das heißt, ich erwerbe ein Vermögen, von dem Sie dann auch befriedigt werden sollen.“ — „Schön, wissen Sie aber auch, was Sie mir schon schuldig sind?“ — „Das will ich gar nicht wissen, das legt sich mir auf die Nerven, ich frage auch niemand, was ich ihm schuldig bin.“ — „Aber das geht doch nicht!“ — „Das geht, Sie werden sehen, daß es geht — und dann — Sie wissen, ich bin nicht knauserig.“ — „Wann zahlen Sie also?“ — „Sobald ich Geld habe — bald — ich werde mir einen bedeutenden Vorschuß geben lassen.“ Frau Blaschke ging endlich. Sie war überzeugt, ihr Glück gemacht zu haben, und ich wandte mich wieder meiner Arbeit zu, die ich in wenigen Tagen vollendete.

Der Herr Direktor empfing mich mit großer Freundlichkeit, fast so, als hätte er schon lange auf mich gewartet. „Ah, ein Trauerspiel!“

schaltete er, nachdem ich ihm mein Manuskript vorgelegt hatte. „Das ist schön von Ihnen, ich gratuliere Ihnen.“ — „Bitte, bitte, Herr Direktor.“ — „Ich freue mich schon sehr auf die Lektüre Ihres Werkes.“ — „Erwarten Sie das Höchste, und Sie werden nicht enttäuscht sein.“ — „Davon bin ich überzeugt, trotzdem ich Ihren wertigen Namen eigentlich nicht so genau im Gedächtnis habe.“ — „Kein Wunder, ich betreibe die Schriftstellerei nur als Nebenverdienst, ich habe es gottlob nicht nötig.“ — „Sapperlott, dann sind Sie ja zu allem fähig?“ — „Gewiß!“ — „Auch zu einem Maronibrater?“ — Ich starrte dem Herrn in das lächelnde Gesicht. „Maroni — — — brater,“ ergänzte er zustimmend. — „Herr Direktor, ich bin nicht gekommen — — —“ — „U. mich von Ihnen frozeln zu lassen, wollen Sie sagen? Das ist ja auch durchaus nicht meine Absicht — hören Sie mich an.“ Und der Herr Direktor begann nun, mir seine Absicht auseinanderzusetzen. „Sehen

Sie, mein Herr, das A-Theater hat ein Stück von einem Schloffer und das B-Theater ein solches von einem Schneider. Beide machen damit gute Geschäfte. Ich hege nun schon längst die Absicht, ein Werk von einem Maronibrater aufzuführen. Sie kennt man nicht, und ich hoffe, Sie werden nichts dagegen haben, sonst könnte ich's nicht brauchen. — „Ich soll mich also als Verkäufer von Kastanien ausgeben?“ — dann werden wir einen Riesenerfolg haben. — „Aber Sie haben das Trauerspiel noch gar nicht gelesen.“ — „Ich lasse von meinem Dramaturgen eine Fosse daraus machen mit Glanzrollen für die Soubrette und den ersten Komiker — Sie werden sehen!“ — „Dann ist aber das Stück nicht von mir.“ — „Das ist



Amazone,

Ed. Frankl, Neudölln.

das erste monumental-plastische Werk des Münchener Professors Franz von Stuck, das in Bronze gegossen vor dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln aufgestellt werden wird.

auch gar nicht nötig. Ein richtiger Dichter von heute läßt Stücke unter seinem Namen aufführen, die vor Jahrhunderten geschrieben wurden.“

Diesem Herrn war nicht beizukommen, und so sagte ich denn in Gottes Namen zu. Dafür, daß ich meinen Namen und meine bisherige soziale Stellung opferte, garantierte er mir einen Anteil an der Beute.

Kurz darauf begann die Reklame für den literarischen Maronibrater, und die illustrierten Zeitungen brachten mein Porträt und meine Lebensbeschreibung. Der spätere Erfolg des Stückes war auch, wie der Direktor prophezeit hatte, ein entsprechend großartiger. Er brachte mir — obgleich ich nur einen sehr bescheidenen Anteil hatte — eine bedeutende Summe ein, wovon ich die Frau Blaschke bezahlte, während den Rest leider die Steuerbehörde mit Beschlagnahme belegte, da ich als Kastanienbrater nicht angemeldet war und Steuer nebst Strafe auf viele Jahre zurück nachzahlen mußte. Ich werde es doch lieber mit einem andern Nebenverdienst versuchen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 25. Dezember

1915



Madonna.

Mittelstück eines Marienaltars des Düsseldorfer Malers Karl Plückerbaum.

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A. G. Berlin-Steglitz.



Weihnachten.

 Von Karl Marilaun, Wien.

Auf dem Rhoneflai von Genf, rechter Hand vom Billettschalter der Seefahrtsgesellschaft, kamen am Weihnachtseiligabend, wie vorher mit Brief und illustrierten Postkarten ausgemacht worden war, drei weiterfahrene und tüchtige Brüder zusammen.

Als erster stellte sich der Schuster Michael Kolbenschlager ein, kam mit langen Schritten vom Bahnhof herunter und hatte einen feinen neuen Samtanzug an, wie ihn die Schustergejellen zu Straßburg, wo man zuletzt in Kondition gestanden war, am Sonntag tragen. Ein Schuster, man weiß, geht leicht aus der noblen Fassung und stellt zu allen Zeiten nicht eben etwas Ueberräufiges vor. Was aber unsern Freund betrifft, so sah man ihm das Metier bloß von den Händen ab. Die waren nicht von der kleinsten Handschuhnummer, dafür steckten sie aber wie hineingegossen in einer neuen Glacéhaut, und der Schuster sah aus, als ob er zu Straßburg am Rheine das seine Benehmen unter den Leuten in Schwung gebracht hätte.

Fünf Minuten nach dem Schuster Kolbenschlager kam Monsieur Matthias Uebelhör, den Schicksal und angeborener Wandertrieb aus Baugen in Sachsen in einen Lyoner Friseurladen verschlagen hatte. Da bekam es der Straßburger gleich mit einer harten Konkurrenz zu tun. Herr Uebelhör roch nämlich um drei Casseneden wie eine Parfümspritze, war mit der feinsten Weichenseife gewaschen und trug einen böhmischen Brillanten im Vorhemd. Deswegen war er aber nicht hochmütig und tauschte gleich nach der ersten Begrüßung mit dem Schuster seines Herzens gemeinschaftliche Jugenderinnerungen aus Baugen aus.

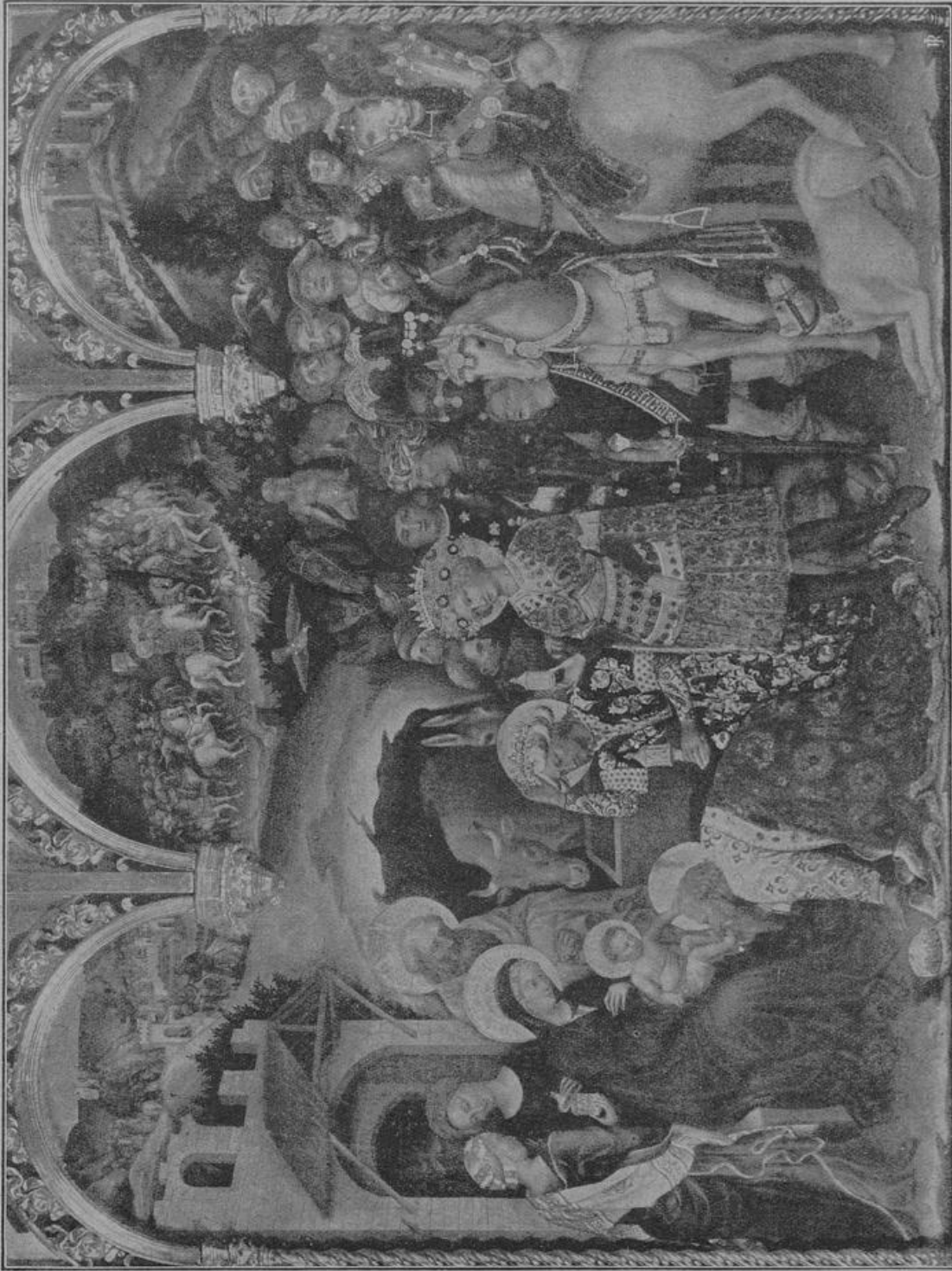
Und wie dann auch der Uhrmacher aus Chaux-de-Fonds auf der Montblancbrücke sein rundes Hütlein schwang, war die Kameradschaft aus vergangenen Wandertagen beisammen und ging zu dritt mit untergefaßten Armen in die Stadt hinein. In der Rue du Rhone ging's vornehm zu, und der Coiffeur, der in Lyon die besseren Herrschaften von der Seidenbranche bedient hatte, schickte jeder juponauschenden Schönen ein Paar magisch funkelnde Gfellenaugen unter den Hut. Der Schuster quetschte unterweilen ein feines, von unten bis oben gefaltes Spazierherrchen, das ihm nicht zu Gesichte stand, mit einem Excusez an die nächste Hausmauer. Der Uhrmacher aber sah ohne Neben zu, wie die Stadt ihre Lichter aufzufedern begann und mit den spitzen Domtürmen, den französischen Mansardenächern und dem dunkelgezackten Gassengewir über den Berg wie ein schönes, fremdartiges und merkwürdiges Bild am blauen Winterabendhimmel stand.

Der Schuster Kolbenschlager erzählte von den Straßburger Mädchen, die in der Welt nicht ihresgleichen finden, und den kleinen, aus Kottbus gebürtigen Uhrmacher Hubert Andreas Müller fiel es unterm Zuhören, Schauen und Abendwerden wie ein Stein auf die Brust, daß daheim nun wohl über allen Straßen die Weihnachtsglocken geläutet wurden. Hier dachte niemand an dergleichen, hingegen gab es Straßab, Straßauf festliche Bewegung; an der Tour Molard waren Krambuden aufgebaut, italienische Straßensänger gaben vor einem schnell zusammengelaufenen Publikum von Dienstmädchen, Schülern, Messengerböjens und rotnasigen Madinettes ihr Funiculi-Funicula zum besten; kleine Jungen, die mordsmäßig



Schafherde mit Hirten auf den Hügeln von Bethlehern.

American Col., Fern al. m.



Anbetung der heiligen drei Könige. Nach dem Gemälde von Gentile da Fabriano (gestorben 1427) in der Akademie zu Florenz.

schrien, verkauften Schnürriemen, Beilchenbuletts und Fleckseife; in den Reggen der Fischweilauerinnen plantschten die letzten zerschuppten Lémanfische; auch Tannenbäumchen vom Salève, sauber in einen Topf gesetzt, waren hier für einen deutschen Heiligabend zu erstehen, und in den feinen Cafés am Jardin Anglais richteten grüngerichtige Garçons die Marmortischchen für die Weihnacht her.

Darüber und über Stehen, Schauen, Mitlaufen und Sichwiederzurechtfinden verging den drei deutschen Gefellen eine Stunde und mehr. Der Schuster redete mit dem Uebelhör über Bethmann Hollweg und die russische Hofmamarilla, und hinterdrein schlug sich der kleine, gänzlich unpolitische Uhrmacher Hubert Andreas durch die vielen Leute, stieg jeder dritten französischen Madame

See her kommende Brise die drei Deutschen wie ein klaffender Hund an, der Himmel lag ohne Mond und Sterne grau über der Stadt, und in den mächtigen Gassen schlugen fremde Uhren schweremutsvoll und schnarrend zehn.

Der Sturm trug ein leises Wimmern über die Brücke, und der Schuster Kolbensschlag krepelte sich, wachsam witternd, den Rodstagen von der Nase weg. Im grünen Lichtkreis einer Laterne regte sich etwas wie ein lebendiges, elend verschliffenes Kleiderbündel. Ein heiser knurrendes und bellendes, rundum mit eisgrauem Haargeiz verwichenes Greifengesichtchen arbeitete sich aus den Lumpen hervor und horchte, mahlend mit zahllosen Kiefern, in die Nacht, aus der die Schritte der drei herausflangen.



auf die Zehen und trug sein bebrängtes Herz auf beiden Händen durch das fremdländische Gewühl. Es war nun spät geworden, die Lichter der Magasins wurden abgelöscht, da und dort schmetterten eiserne Kolladen herunter, und wie man vor der Auslage einer Crémérie stehenblieb, um einen mit elektrischen Kerzchen besetzten Weihnachtsbaum zu bewundern, konnte es nicht fehlen, daß der am Arm des Schusters hängende Müller aus Kottbus ein kribbeliges Gefühl in der Nase und jäh überlaufende Augen bekam.

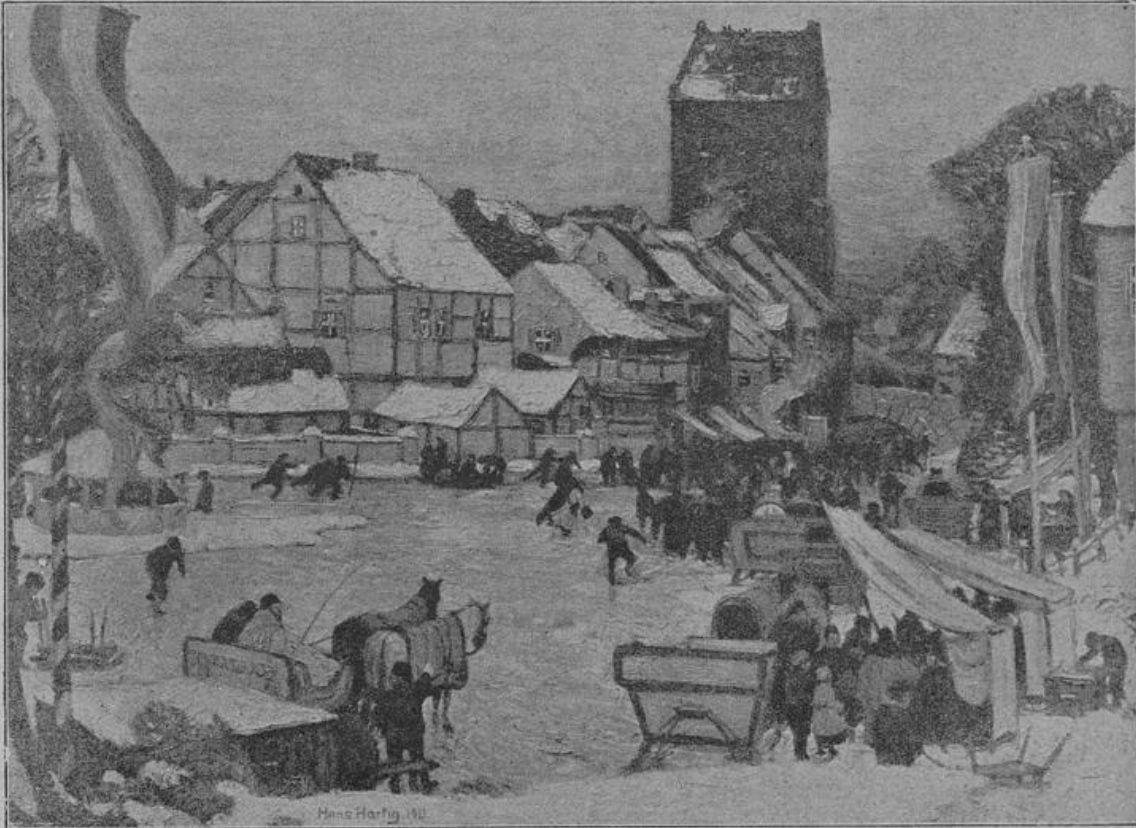
„Jetzt sitzen sie bei uns derheeme um den Baum,“ entschuldigte er sich in Mutter's Mundart und wischte nachdenkend mit der umgekehrten Hand über die Nase. Man war auf dem Wege zu einer beim Schuhmann erfragten Guttemplerherberge, der Schuster und Herr Uebelhör machten lange Weine, und wie es über die nun schon gänzlich menschenleere Montblancbrücke ging, fiel die vom

Sie blieben stehen, und der Schuster untersuchte den Fall, indem er sich in seinem schönsten Straßburger Französisch erkundigte, was den späten Kunden für ein Schuh drückte. Der war fast erstarrt vor Kälte, greinte weinerlich und böse, ohne daß man ein Wort verstand, und starrte mißtrauisch, mit erloschenen grauen Pupillen den Fremden ins Gesicht. Neben dem Alten stand ein invalider, zweirädriger Orgelkasten, und der kleine Müller konnte sich nicht enthalten, ein bißchen an der Kurbel zu drehen. Er gab es indes erschrocken gleich wieder auf, denn der blinde Bettelmusikant begann zu zetern, und hinter dem grünen Tuch stieg ein gespenstig scharrenbes Krabbeln herauf, metallene Stifte kreiichten rostig über eine Walze, und der Wind schlug wütend den Anfang des uralten Gassenhauers in Felsen. — Michel Kolbensschlag hatte einen Einfall. „Bringen wir ihn nach Hause,“ schlug er vor

und schrie dem Alten sein Vorhaben zur Begutachtung in die Ohren. Der war indessen ganz und gar nicht einverstanden und kummelte zwischen seinen mahelnden Riefen immer nur einen Namen hervor: „François ...“

„Is nich,“ sagte der Schuster und brachte den allein ja doch nicht heimfindenden Blinden mit seinen schönsten Höflichkeiten so weit, daß er sich schimpfend und jammernd, dazu geschüttelt von einem Husten, der seine morsche Brust zerriß, den drei Altemands überlassen mußte. Der Schuster und der Uebelhör hängten sich also den Alten unter den Arm, und Müller aus Kottbus schob aus Mench's Liebe den grünen Orgelkasten hinterdrein. Es war ein lieblicher Aufzug, in dem es nach dem an den Häusern hintastenden Stock des Alten zur Rue du Monde zurück und hinauf zur Altstadt ging, deren schmale und verdächtige Gassen lautlos in die schwarze

Den drei Deutschen war das Neben vergangen, und es wurde ihnen beinahe etwas bänglich zumute, als François nun vor einer schmalen, schwarz in die Nacht hinaufwachsenden Hausmauer stehen blieb, „voilà“ sagte und mit der Hand nach dem aus einem Mauerloch hängenden Glodenstrid tastete. Das gellende Zetern der Schelle machte den Alten lebendig, und wie dann eine dicke, mit schweren Balken verlicherte Tür aufging, und die Wärme eines halbhellen Flurs den späten Ankömmlingen entgegenfloß, zog der Orgelspieler mit seinen krummen, beinharten Greisenfingern die zwei Deutschen mit hinein, und der kleine Müller fuhr mit dem Orgelkasten nach. Das Mädchen, das aufgeschlossen hatte, übernahm den Alten; zuvor aber öffnete sie ohne viel Umsfände eine rotverhangene Fenstertür, François sagte „entrez“, und bis sich nun die drei mit ihren vom Frost tränenden Augen umsehen konnten,



Das Eisfest. Nach einem Oelgemälde von Hans Hartig.

Nacht hineintreten. Hier kam den vieren der um den Alten ausgesandte François entgegen, ein Knabe von vierzehn Jahren und Enkel des blinden Orgelspielers, der nun über den Zuspätgekommenen zu zetern anfang. François lehnte sich nicht übermäßig an das Gebelfer, sondern wartete, von einem Fuß auf den andern tretend, seelenruhig ab, bis sich der Großvater ausgehnaust hatte; sodann ging er voraus und zeigte den Weg durch die immer bider und tiefer werdende, von hundert seltsamen Gerüchen durchmoderte Finsternis der uralten Gassen. Ueber gewundene Stiegen ging's, durch rundbogige Durchgänge, unter denen der Hall der Schritte rannend und tuschelnd über die Wände hinkies; zuweilen brannte noch ein Licht hinterm roten Vorhang einer schäbigen Pinte, oder im Spalt einer Tür stand ein geschminktes, hochfrisirtes Weib in der Nachtade und leuchtete mit der Petroleumlampe auf die Gasse hinaus.

zeigte es sich, daß sie da in eine gar nicht so süße Pinte geraten waren. François holte seinen Vater, der nun der Sohn des zu Bett gebrachten alten Bräubenbottlers war und die Deutschen mit einem Schwall von Höflichkeiten gleich in Empfang nahm, auch seinen Namen nannte: Deusalou, worauf der Schuster als Wortführer die Vorstellung seiner Kameraden als auch seine eigene übernahm. Mittlerweile stellte sich auch Frau Deusalou ein, die eine schwarze, magere Französin war und unter Anrufung aller Heiligen schwur, daß sie die drei fremden Herren heute nimmer aus dem Hause lassen werde. Das Mädchen, das zuvor den Alten übernommen hatte und François Schwester war, wurde in den Oberstock geschickt, um Betten herzurichten, der Sohn des alten Deusalou nötigte die Deutschen an den Tisch und brachte zwei Freunde mit, die sich bisher schweigsam in einem Winkel am Ofen verhalten hatten: einen gelben, in einem fort lachenden Japaner

und einen blaurasierten Herrn mit einer Fleischerhürze, der sich als Monsieur Hennebicq präsentierte und ein Pensionär des Ehepaars Dieusalou war. Vom Japaner stellte sich heraus, daß er nachts in den Bars und Brasserien von Genf mit Steinen, merkwürdigen Amuletten und greulich geschnittenen Fragen haufieren ging, bei Tag Vorlesungen an der Universität besuchte und mit Herrn Hennebicq die Kammer unterm Dach teilte.

Unterdessen kam die Madame mit einem Armdoll farbiger Glaslaraffen und begann, für die drei gentilen Alleannds einen Ame-Picon zu brauen, der wie Del und flüssiges Feuer ihre Kehlen hinunterfahren sollte. François wurde zu der Gesellschaft zugezogen, und es erwies sich bei Licht, daß er ein schöner, dunkel-

Es war ein sonderbarer Weihnachtsabend in dem hundertjährigen Haus der Genfer Cité, und eben, da fern verwehend durch die hohen Mauern der Uhrenschlag der Kathedrale von Saint-Pierre zwölf angab und in den Schneebörsen von Deutschland nun wohl die Rettenglöden zu läuten begannen, verschwanden François und sein neuer Freund Müller, um mit einem stattlichen grünen Bäumchen wiederzukommen. — Es war eine wirkliche und so gut wie deutsche Weihnachtstanne, wenn sie auch in den Wäldern Savoyens abgeschnitten sein mochte. Der Anabe hatte sie hintenherum bei den Händlern auf die Seite geräumt und in der Küche als Brennholz abgeliefert. Denn die Dieusalous waren Stadtfranzosen, die sich aus deutschen Bräuchen nichts



Der Brunnen der Jungfrau Maria zu Nazareth.

haariger und sehr schöner Anabe war. Er legte seine beiden bronzenfarbenen und edelgeformten, aber außerordentlich schmutzigen Hände auf den Tisch und den Kopf hinein und wandte kein Auge von den drei Deutschen, die in der Ofenwärme von ihrem Abenteuer aufzutauen begannen. Der Schuster mit seinem Straßburger Französisch bestritt den Hauptteil an der Unterhaltung, und der kleine Müller aus Kottbus freundete sich mit François an, während die Madame vom Uebelthür wissen wollte, ob es wahr sei, daß man in Deutschland die Achtmonatklinder mit Sauerkraut und Bratwurst aufzüchte. Herr Hennebicq rauchte einen geringelten Schweizer Stumpfen dazu, und der Japaner sah mit huschenden Augen und einem immer gleichbleibenden Lächeln auf der höflichen Maske hinten an der Wand.

machten und Weihnachten auf ihre Art ohne Baum begingen.

Aber nun dauerte es dank Müller aus Kottbus keine Weile mehr und die Lanne stand auf einem ordentlichem Fuß. Herr Dieusalou wurde um einen Bund Stearinterzen geschickt, und Madame brachte ein Küchenmesser, mit dem die Kerzen zu kleinen Stümpfchen zerhackt werden mußten. Sie nun auch an den Resten des Baumes zu befestigen, gab manches Kopfzerbrechen, und ohne die gutwillige, lächelnde Geduld des kleinen Japaners wäre man nicht so bald damit zu Hande gekommen. Schließlich war alles so gut es ging in Ordnung, die Stümpfe en wurden angezündet und brannten in einem schönen, sanften Lichterglanz um den grünen Waldbaum, und man hatte in Genfer Quartier Saint-Pierre, in der Boutique Dieusoula, einen halb wehmütigen, halb frohen,



Die heilige Familie.

Nach einem Gemälde von Andrea del Sarto (geboren 1486 in Florenz, gestorben 1531 ebenda.)

(Das Original befindet sich im Palazzo Pitti in Florenz.)

innigen und ein wenig kühnen Gruß und Glanz aus der Heimat. Sogar Michel Kolbenshlag, der kein Gemütsmensch war und Herr Hennebicq von den Untaten der russischen Hofdamen erzählte, ließ den andachtsvoll zuhörenden Kunden stehen, und seine grauen Augen wurden tief und blau, während er sich die Kurbel besah. Und der kleine Hubert Andreas Müller legte den Arm um die Schulter seines welschen Freundes François und erzählte in mangelhaftem Französisch mit Augen, Mund, Finger und Händen eine von diesem nicht ganz lapierte Geschichte von der deutschen Sehnsucht. Herr Hennebicq aber, der sein Verständnis beweisen wollte und sich für verpflichtet hielt, seinen Teil zum Amüsament beizutragen, fuhr die grüne Kurbel des Alten in die Stube und begann an der Kurbel zu drehen, daß die Napprigen Stifte drinnen lebendig wurden und ein wenig gespenstig zu krähen und zu röcheln anhuben.

sehen sah, kam es ihm sonderbar vor, wie nun zwischen den Plänen in die Heimat, dem in seinem Ohr noch klingenden, halbverstandenen Worten des Knaben François und dem Abschiednehmen eines Sterbenden nichts als eine dünne Wand gewesen war, genug, um die einen von jenem andern nichts wissen zu lassen. Ein leiser Schauer tastete ihm wie mit Spinnenspäßen über den Rücken, und er eilte sich, die Stiege hinauf zu seinen Kameraden zu kommen.

Ueber den Alten war nichts zu sagen. Er war achtzig Jahre alt geworden und lag friedlich und erlöst in seinen Koffern. Die Madame Dieusalou holte von der Weihnachtstanne ein paar brennende Lichter herauf und stellte sie dem Toten zu Häupten; Herr Hennebicq aber suchte zwei lusterne Sous mit dem dritten Napoleon aus seiner Hofentasche und legte sie dem Alten auf die geschlossenen Augenlider. Er lag gelb und eisgrau in dem ge-



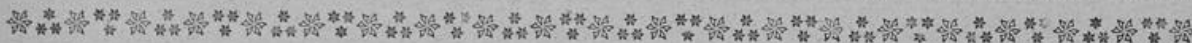
Parthenkirchen mit Blick auf die Zugspitze (links), den höchsten Berg im Deutschen Reich (2963 m), und auf den Waxenstein (rechts).

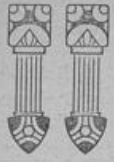
In diesem Augenblick ging die Tür auf, und das Mädchen, das oben bei dem Alten gewacht hatte, stand verstört an der Schwelle. Sie sah mit großen Augen den Baum, dessen brennende Kerzen auf ihr junges dunkles Gesicht ein zartes Lichterspiel malten; sah auch zu Herrn Hennebicq hinüber, der zufrieden die Kurbel drehte; ihr Blick wurde dunkler und suchte über die drei Deutschen hinweg die Mutter, und nun war es auf einmal, als ob sie alle, die friedlich und vergnügt um den Ofen herumsaßen, ganz plötzlich die Ahnung von etwas Besonderem mit kalten Händen angerührt hätte. Herr Hennebicq ließ die Kurbel, und das Mädchen sagte still und schon wieder gefaßt, daß der Großvater oben gestorben sei.

Sie gingen gleich alle ein wenig erschrocken hinaus zum Bett des Alten, und wie der kleine Müller hinter den andern die Tür schloß und den Baum mit den brennenden Lichtern auf der Diele

würfelten Bettzeug und sah gar nicht wie ein lebendig gewesener Mensch, sondern wie ein merkwürdiges und grauenhaftes, wächsernes Püppchen aus. Und hatte vor zwei Stunden noch im Nordsturm in seinem Winkel auf der Montblancbrücke gegessen ...

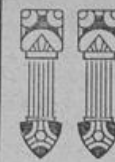
Man ging dann schlafen; die drei Deutschen legten sich in ihre ordentlich hergerichteten Betten und redeten die ganze Nacht — Müller aus Kottbus, der Schuster Kolbenshlag und Herr Matthias Hebelhör — von der Heimat; vom Winter in ihren Tälern, dem Eis der Mühlenwehre und den schneebegebenen Federn. Wenn aber einer schwieg und die andern in die fremde, tote und ein wenig unheimliche Dunkelheit starrten, sahen sie das eisgraue und gelbe Gesicht des Verstorbenen, hörten den Holzwurm im alten Gebälk, und halb im hinüberdämmernden Schlaf stieg die schöne, grüne weite Erde herauf, und deutsche Wälder rauschten in ihren Traum.





Zehn Kupferpfennige.

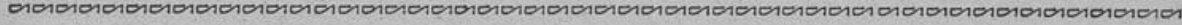
Weihnachtsgeschichte von Karl Pauli.



Breite Straße!" rief der Kondukteur in den haltenden Wagen hinein; zwei alte Damen, ein Schulknabe und einige Aus-träger von N. S. in den bekannten schokoladenfarbenen Livreen stiegen aus. Nur zwei neue Passagiere betraten den Wagen, ein elegant gekleideter Mann von etwa 40 Jahren und ein kleines, vor Kälte zitterndes Mädchen, das einen Korb mit künstlichen Blumen am Arm trug. Beide setzten sich einander gegenüber, das Kind sah vor sich nieder,

ehe der Mann bis zu dem Platz des kleinen Mädchens gekommen war, streckte ihm dasselbe in dem zusammengeballten Händchen den Fahrpreis hin. Der Kondukteur nahm das Geld in Empfang, aber er warf dasselbe, kaum daß er es in der Hand gehalten, der Kleinen in den Schoß und sagte barsch: „Das ist kein Geld, wenn du kein-anderes hast, dann mach, daß du 'rauskommst!“

Es waren zehn einzelne Pfennige.



Beschneite Bäume im Sonnenlicht bei Garmisch-Partenkirchen.



der Herr zog eine Zeitung aus der Tasche und begann zu lesen.

Draußen auf der Straße herrschte geschäftiges Treiben, war doch heute Weihnachten, der vierundzwanzigste Dezember, da bleibt wohl niemand zu Hause, die ganze Stadt ist auf den Beinen. Jeder hat irgend etwas zu schenken, jeder möchte seinen Lieben eine Freude machen, der Vater den Kindern, die Großeltern den Enkeln, die Tante, der Onkel den Nissen und Nichten, ja, der alte Junggeselle im feinen möblierten Zimmer, lauft heute dem Töchterchen seiner Wirtsleute sicher ein Püppchen oder Schürzchen und dem Jungen die obligate Trompete.

Der Kondukteur ging zwischen den Bänken entlang, das Fahr-geld einlassierend und die Fahrtscheine aussteilend. Schon lange,

Dem Kinde traten die Tränen in die Augen: „Anderes habe ich nicht," sagte es leise und schüchtern.

„Na also, dann raus!" rief der Kondukteur, der bereits den Nächststehenden abfertigte. „Ich werd' mich bei der Abrechnung gerade noch mit dem Gelumpfe da rumplagen; raus, raus, raus, hier gib's weiter nichts!"

Ohne ein Wort weiter zu sagen, rutschte das etwa zwölf Jahre alte Mädchen von der Bank herab, gehorsam wie die Kinder der Armut in den großen Städten sind, resignierend, weil sie kein Recht zu haben glauben, furchtsam, weil Not feige macht. Der Vorfall war im Wagen nicht unbeachtet geblieben, und mancher schüttelte mißbilligend den Kopf, aber niemand sagte etwas; wer wird sich

eines Bettelmädchens wegen aufregen? Und vielleicht brauchte der Kondukteur die Pfennige wirklich nicht zu nehmen. Mander machte auch eine Bewegung, aber es war kalt, man sah so warm, erst aussprechen, Pelz oder Paletot öffnen, das Portemonnaie ziehen, während der Zeit war das Kind längst ausgehoben. So dachten alle, und jeder drehte sich weg und sah vor sich nieder. Nur einer nicht, der Herr, der mit dem Kinde gleichzeitig eingestiegen war. Er hatte die Kleine zuerst gar nicht beachtet, erst nach der Anrede des Schaffners bemerkte er überhaupt das Mädchen. Jetzt hielt er sie, da sie gehen wollte, am Arm fest und sagte leise:

„Seh dich wieder hin und gib mir deine zehn Kupferpfennige!“ Dabei reichte er ihr ein Zehnspfennigstück aus Nidel. Mit einem glücklichen Lächeln schüttelte das Kind die zehn einzelnen Pfennige dem Helfer in die Hand und nahm stolz seinen Platz wieder ein. Der Schaffner, dem der Vorgang entfallen war, schritt während der Zeit von einem der Fahrgäste zum andern; als er zu dem Herrn gelangte, zählte ihm dieser langsam und umständlich die zehn einzelnen Pfennige in die Hand. Ohne eine Miene zu verziehen, steckte der Kondukteur das Geld in seine Ledertasche und verabschiedete dem Herrn seinen Fahrschein. In den Gesichtern der Umstehenden glänzte Freude und Spott. —

Donnernd rollte der Wagen weiter. Fortwährend wechselten die Fahrgäste, nur der Herr und das kleine Mädchen blieben sitzen; erst an der Ecke der Mantelstraße erhob sich das Kind. Auch der Herr stieg aus.

„Und bis hierher hättest du laufen müssen, armes Ding?“ fragte der Herr, als er vom Trittbrett stieg. „Wohnt du hier?“

Sie gingen nebeneinander die Straße entlang. „Nein!“ antwortete das Kind, „ich wohne Friedrichsgracht 16, hier soll ich nur die Blumen abliefern.“

„Ach so, ich glaubte, die solltest du verkaufen.“

„Nein, das duldet die Mutter nicht, auf der Straße darf ich nichts anbieten, die Jungen sind so ungezogen, die nehmen einem immer die Sachen weg.“

„Wie aber willst du denn nach Hause kommen?“ forschte der Herr weiter. „Du hattest ja nur zehn Pfennige!“

„Ich bring' doch die Blumen,“ erwiderte das Mädchen atflug, „ich hab' doch vier Mark zu bekommen, und wenn mir Herr Kurz auch nicht alles gibt, eine Mark gibt er mir schon, da kann ich zurückfahren, und Mutter kann die sechzig Pfennige bezahlen, die sie im Grünkrampeller schuldig ist. Aber wenn ich alles bekomme, kauft sie heute Abend Kartoffelpflinsen, und ich kann mir die Schuhe vom Schuhmacher holen, wo der Kniefer draufgesetzt worden ist, denn es ist heute doch Weihnachten!“

Mit mitleidigem Lächeln hörte der Herr dem Geplauder des Kindes zu, aber der Gedanke, zu helfen, saßen ihm nicht zu kommen; dem gereiften Manne war wohl schon Not und Elend in allen Arten begegnet.

„Wie heißt du denn, mein Kind?“ fragte er plötzlich.

„Gretchen Lehmann, Friedrichsgracht 16,“ antwortete das Mädchen, die als Großstadtkind gewöhnt war, die Adresse als zum Namen gehörig zu betrachten. „Aber hier wohnt Herr Kurz,“ fuhr sie fort, „ich danke auch!“ und mit einem leichten Knick war sie in einem Hausflur verschwunden. Der Herr mochte den plötzlichen Ausbruch nicht erwartet haben, er machte eine Bewegung, als wollte er dem Kinde nachsehen, während er zugleich den Pelz öffnete und

in die Tasche faßte. Aber er hielt plötzlich überlegend inne. „Nein,“ murmelte er vor sich hin, „Geld geben ist nur in sehr seltenen Fällen gut, ich werde der Frau Arbeit verschaffen — die Adresse habe ich ja.“ Den Kopf nachdenklich gesenkt, schritt er weiter. Seltsam, er konnte das Bild der Kleinen nicht loswerden. Er ärgerte sich über sich selbst; was ging ihn das Kind an, viel tausend Kinder hungerten und froren heute, konnte er's ändern? Er schritt schneller vorwärts, aber seine Gedanken blieben zurück bei dem Mädchen, er wußte wohl, warum, aber er wollte es sich nicht eingestehen; ihre Augen erinnerten ihn an ein Augenpaar, das einst in seinem Leben geleuchtet wie das Licht der Sonne. Er seufzte tief auf.

„Sie hat einen andern genommen. — Ich war draußen in Kampf und Sieg —“

In Kampf und Sieg, jawohl, im friedlichen Kampfe zwar, um soviel zu erwerben, sie heimführen zu können, aber doch immer im harten Kampf und als er heimkam, da hatte sie „den andern genommen,“ den reichen, man hatte ihm gesagt, die Eltern hätten sie dazu gezwungen — Unfinn, er wußte es besser, wahre Liebe läßt sich nicht zwingen, das Geld hatte sie gelockt! Er aber hatte den Staub

von seinen Füßen geschüttelt, der Heimat den Rücken gekehrt und alles hinter sich gelassen, er hatte sie weder wiedergesehen noch nach Namen gefragt, sondern war fortgezogen in die weite Welt. Heute, nach langen Jahren verlebte er den Weihnachtsabend das erste Mal auf deutschem Boden, was Wunder, wenn sich ihm da die alten Gedanken aufdrängten, besonders nach der Erinnerung, die diese Kinder-Augen geweckt. — Er seufzte tief. Wie glücklich könnten wir sein, sie und er, wenn sie nur ein wenig Geduld gehabt hätte, ein wenig Vertrauen! Das Geld hatte sie jenem in die Arme getrieben. Bitte sie gewartet! Wie vermögend ihr Mann auch sein mochte, er hielt sich doch für reich. — Nicht daran denken! Nicht daran denken! Gab es denn nicht auch jetzt genug, womit er seine Gedanken beschäftigen konnte? Die Kleine zum Beispiel, sie war so nett, so zutraulich gewesen, und trotz ihrer grenzenlosen Armut

hatte sie nicht gebettelt; er hätte ihr sicher gegeben, einen Taler, wohl auch noch mehr. Das ist der Lohn der Bescheidenheit, daß sie gefällt, aber stets leer ausgeht, während die Zubringlichkeit beleidigt, aber stets profitiert.

Und wie töricht er war — allen konnte er freilich nicht helfen, aber einzelnen konnte doch geholfen werden; sollte er bei seinem Freund, von dem er zur Weihnachtsfeier eingeladen war, an der reichen Tafel sich wälgen, während dort ein armes kleines Mädchen als einzige Weihnachtsfreude ein paar Flicken auf die Schuhe erhielt? Er winkte einem Wagen und sprang hinein. „Ede Mantelstraße.“ Er suchte das Haus, in dem die Kleine verschwunden, und er fand es auch; ja, er hatte Glück; eben als er das Haus betreten wollte, trat das Mädchen über die Schwelle; sie kam langsam und niedergesunken, und helle Tränen liefen ihr über die blassen Wangen, als sie schluchzend erzählte, Herr Kurz habe ihr nur fünfzig Pfennige gegeben, da er zu Weihnachten selbst Geld gebrauche. Der fremde Mann hörte mit wehmütiger Freude den Bericht, wie eine Gnade erschien es ihm, daß er diese Tränen zu trodnen berufen, daß er das süße Kindergesicht aus einem weinenden in ein glücklich lächelndes verwandeln konnte. Er nahm sie sanft bei der Hand.

Mißverständnis.

Der Weihnachtsmann hatte Schlittschuh gebracht.
Nun möchte Max auf die Eisbahn gehn,
Doch sagte der Vater mit Bedacht:
— Denn das Wetter war noch warm und schön —

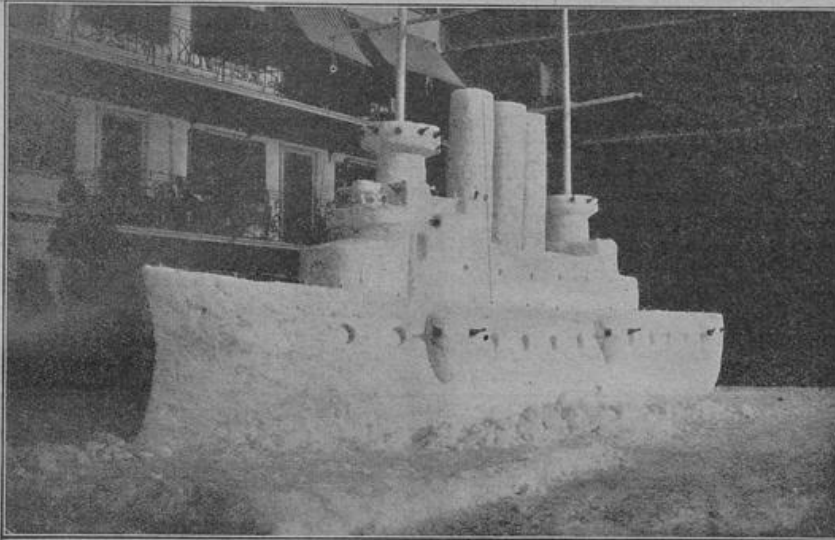
„Solange fünf Grad unter Null nicht sind,
Friert auch der Teich nicht zu, mein Kind!“ —
Das Thermometer kennt Mäxchen noch nicht,
Drum machte er ein verduhtes Gesicht.

Doch abends, als er zu Bett gegangen,
Fiel ihm des Vaters Antwort ein;
Er faltet die Hände mit heißen Wangen:
„Laß', lieber Gott, fünf g'rade sein!“ W. B.

„Wer ist dein Vater, mein liebes Kind?“

„Mein Vater ist tot,“ entgegnete das Mädchen, „schon lange tot.“ — „Willst du mich zu deiner Mutter führen?“ fragte er sanft weiter und fügte auf den verwunderten Blick des Kindes hinzu: „Ich kann deiner Mutter Arbeit verschaffen, bessere Arbeit als Blumenmachen.“

„Ach ja,“ rief die Kleine, „kommen Sie, ich führe Sie zur Mutter! — Hier — hier drin soll ich fahren?“ rief sie mit glücklichem Lachen, als er sie zu der wartenden Droschke führte. Er nicht nur, eine tiefe Rührung hatte ihn überkommen, wie leicht war doch das Glückmachen, und wie selten wurde es geübt! Still lehnte er in der Ecke des Wagens und hörte dem fröhlichen Gepolter des Kindes zu. Als aber der Wagen in jene Gegenden kam, wo die Läden wieder an der Straße erglänzen, kam Leben in den

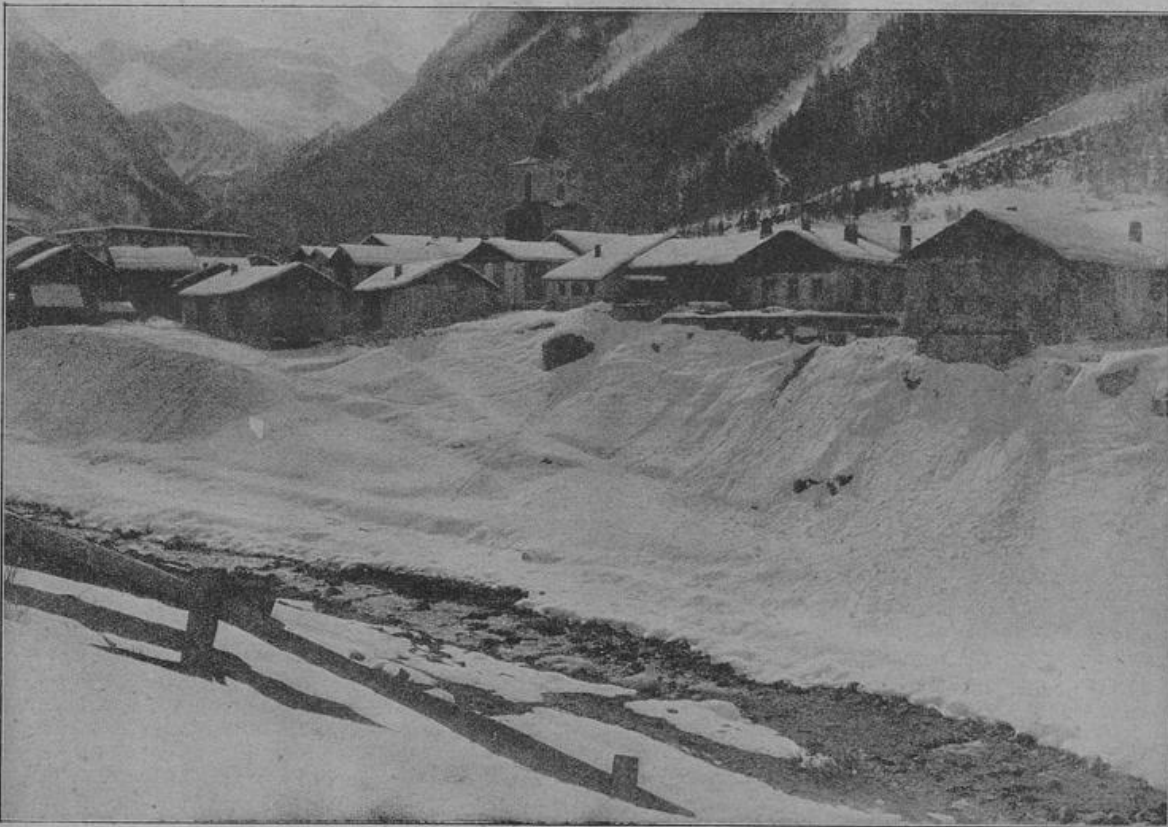


Ein Kriegsschiff aus Schnee in dem bekannten Schweizer Wintersportplatz Davos.
H. Wied, Davos-Platz (Schweiz).

es wußte seinen Dank nicht in Worte zu kleiden und schweigend genommen. Erst als sie den Fremden die entsetzlich steile, wacklige Treppe des Hauses Friedrichsgracht 16 hinaufführte, ein Haus war der Bau kaum noch zu nennen, Baracke war die richtigere Bezeichnung, kam Leben in sie, löste sich die Freude in den Jubelruf: „Was wird Mutter sagen!“ Und hastig stieß sie die wacklige Tür des einzigen auf dem Treppenslur befindlichen Zimmers auf.

Mann; wohl zehnmal mußte der Wagen halten, überall kaufte er ein, einen Mantel für die kleine, Hut, Muff, Stiefel, ja, eine Pelzboa. Für die Mutter auch einen Mantel, eine ganze Wäsche-Ausstattung für das Kind, alles wanderte in die Droschke, die sich bald in ein Magazin verwandelt hatte.

Das Kind war still geworden, die Freigebigkeit des fremden Mannes schüch-



Weihnachtsstimmung in Samaden, dem Hauptort des Ober-Engadins, 1700 m hoch gelegen.

Dort stand eine bleiche, schwarz gelleidete Frau an einem Tisch und war bemüht, einen kleinen Christbaum anzuzünden. Ja, wirklich, einen Christbaum. Es war zwar nur ein fußhoher Tannenzweig, der in einem Blumentopf steckte, es brannten zwar nur fünf sadendünne Lichter darauf, aber Mutterliebe hatte ihn aufgestellt, und die dünnen Kerzen strahlten heller als die elektrischen Lichter des Thronsaales, und unter dem ärmlichen Zweig lagen ein paar warme Handschuhe, ein Apfel und ein Pfefferkuchen. Trotz ihrer grenzenlosen Armut, die aus allen Ecken starrte, hatte die arme Mutter es ermöglicht, dem Liebling eine Freude zu machen.

Der Fremde, der, mit den gekauften Sachen beladen, der Kleinen folgte, ließ beschämt die Pakete fallen. Was

sagte sie am Arm und versuchte sie herumzudrehen; sie sträubte sich, allein einen Augenblick wendete sie ihm doch ihr Antlitz zu, das war ihm genug.

„Helene!“ schrie er auf. Kraftlos sank sie in dem Stuhl zusammen, der neben dem Fenster stand. „Du, Helene?“ fuhr er fort. „Und hier finde ich dich und so —“

Sie stand auf. „Ja,“ sagte sie hart, „es sei dir eine Genugtuung, und ich kann es dir nicht verdenken, daß es dich freut. Nun aber geh', wenn ich nicht glauben soll, du willst dich an unserm Unglück weiden; deine Sachen nimm wieder mit, ich nehme von niemand etwas an, von dir am wenigsten!“ Sie schweig.

Er stand ratlos in der Mitte der Stube, das Kind kam und brachte den Mantel, den es schon angehabt.



Lustiger Weihnachtsabend in einem Düsseldorfer Maleratelier.

wog der ganze Kram gegen die Gabe der Mutter! Er zog den Hut und trat ein.

„Verzeihen Sie, wenn ich mir erlaubt habe, Ihrem Töchterchen eine Weihnachtsfreude zu bereiten —“

Weiter sollte er jedoch nicht kommen; schon bei seinen ersten Worten hatte die bleiche Frau erschrocken aufgeblickt, dann war sie zum Fenster gewandt, und, in die Dunkelheit hinausblickend, sagte sie über die Schulter zurück: „Ich danke Ihnen, mein Herr, aber es ist unnötig, wir sind nicht reich, aber wir betteln nicht! Meine Tochter mußte Ihnen das sagen, aber sie ist ein Kind, verzeihen Sie!“ Der Fremde stand betroffen.

„Ich hab's gut gemeint,“ stammelte er — aber plötzlich war es, als ob ein Gedanke in ihm aufstieg — er trat zu der Frau,

„Ich danke auch schön,“ sagte es leise, „hier ist er wieder, weil Mama nicht will!“ Ein Schluchzen unterbrach ihre Worte.

„Helene,“ sagte der Fremde sanft, „um des Kindes willen, — warum zürnst du mir?“

„Ich dir zürnen?“ Klang es zurück. „Du — du mußt mich verachten — aber glaube mir, ich tat es nicht meinetwegen, es galt, den Vater vor dem Ruin zu retten. Doch es war zu spät. Er riß nur meinen Mann mit hinein. Wir sind verarmt; ach, wenn er lebte, so brauchte mein Kind wenigstens nicht zu hungern. Du bist gerächt, Heinrich, du brauchst mich nicht mehr zu hassen.“

„Ich habe dich nie gehaßt und werde dich nie hassen,“ sagte er leise. Er war neben sie getreten und hatte ihre Hand ergriffen. Es war ganz still in dem düstern Zimmer, und die Kleine schluchzte

leise, und von fern her trug der Wind die leisen Klänge des irgendwo gesungenen Weihnachtsliedes:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich künd' euch eine Wundermär—“

„Helene,“ fuhr er fort, „ich will dir eine alte Mär verkünden, kennst du sie? Die Liebe ist stärker als der Tod, und die Liebe hört nimmer auf, ich — ich habe stets an dich gedacht.“ —

„Im Haß!“

„Im Schmerz — und du?“

„Frage nicht; wenn du mich je geliebt hast, geh, ich kann es nicht ertragen, daß du mich so siehst, mein Stolz empört sich, und ich müßte den hassen, der mich so tief, so tief gedemütigt.“

Da richtete sich der Mann hoch auf, ein verächtlicher Zug umspielte seine Mundwinkel, ohne ein Wort zu sagen, schritt er zur Tür. Aber er sollte nicht hinauskommen, die Kleine stand dort, und ihm das magere Händchen hinstreckend, flüsterte sie:

„Adieu, Sie lieber Herr, und nicht böse sein auf Mutter, sie weint schon so viel!“ Er hob das Mädchen auf und schloß es in die



Weihnachtsabend auf der Post.

Int. Ill. Co.

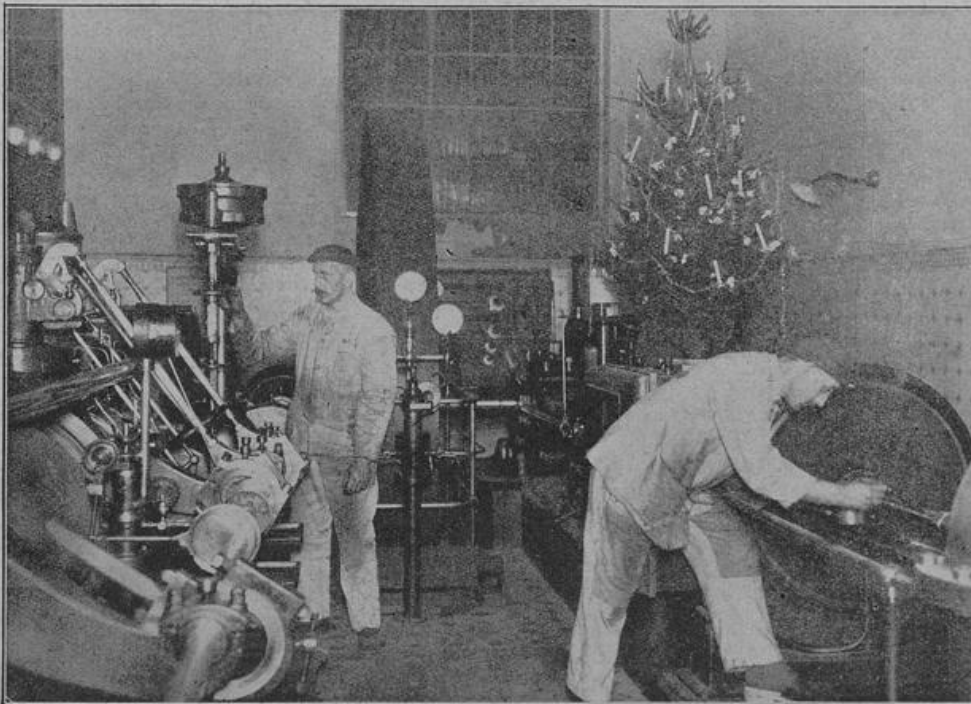
Arme. „Gott nehme dich in seinen Schutz, mein Kind,“ rief er in schmerzlichem Tone, „da deine Mutter zu stolz ist, ihren Hochmut deinem und ihrem Glück zu beugen.“

Zögernd setzte er das Kind auf die Erde — Totenstille herrschte in dem kleinen Raum — er lauschte, kein Laut; schon wollte er den Fuß zum Gehen heben, da klang's unter krampfverhaltenem Schluchzen leise und zitternd: „Heinrich“

Er wandte sie und bemerkte den Seelenkampf der stillen Dulderin.

Im nächsten Augenblick hielten sie sich umschlungen.

Die Kleine schlich auf die Seite, sie lächelte froh und glücklich, aber sie fühlte, daß sie jetzt ihrem Jubel keine Worte leihen durfte; sie trat ans Fenster, und als sie die Musik aus der nahen Kirche vernahm, öffnete sie leise das Fenster, und wie eine Verheißung klang's in brausenden Tönen: Das ist der Tag, den Gott gemacht, — sein werd' in aller Welt gedacht; — ihn preise, was durch Jesum Christ — im Himmel und auf Erden ist!



Weihnachtsabend im Kesselhaus eines Elektrizitätswerkes.

Int. Ill. Co.

1110

Kolumbus.

Eine Begegnung. Von Fritz Müller, Zürich.

Der „Cyclop“ machte seine Jungfernfahrt. Der „Cyclop“ war das größte Schiff der Welt. Es gab schon viele größte Schiffe. Und dann kam immer noch ein größeres. Aber der „Cyclop“ bedeutet das Ende der Entwicklungskurve. Jener heißen Kurve, die das Meer mit immer größeren Kolossen peitschte. Die Ingenieure sagten, der „Cyclop“ bedeute jene Grenze, wo der Widerstand des Wassers alle Dampfstraß der Maschine fresse.

Der „Cyclop“ trug fünfzigtausend Menschen auf der Jungfernfahrt. Ich war einer von der Fünfzigtausend. Ein Fünfzigtausendstel der Lebensfracht des Schiffes also und ein Milliardstel von der toten. Das Schiff war alles und ich war ein Nichts. Eines der verirrten hunderttausend Bitterkringel, welche die Sonne durch den Laubwald wirft. Immerhin — Lichtkringel haben was gesehen. Lichtkringel können was erzählen. — So darf ich's auch tun.

Ich huschte dahin, dorthin auf dem Schiffe. Seine Länge maß ich ab mit Meterstritten. Der „Cyclop“ war etwa tausend Meter lang. Es schwamm ein Kilometer auf den Wellen. Der Kilometer hatte eine Breite, eine Tiefe. Die Breite konnte ich nicht messen mittels meiner Schritte. Zuviel Leben wimmelte mir über meine Füße. In die Tiefe sah ich von der Brüstung: ich stand auf einem Kirchturm.

Hinab zu den Maschinen stieg ich. Wie in einem Krater ging es. Es rollte und stampfte. So bebte in Krämpfen ein Vulkan. Die Feuerweiler — fraßen drei Millionen Kilogramm an Kohle Tag für Tag. Eine Eisenwelle ging durchs Schiff wie eine Achse durch die Erde und glänzte stumm in rasend schneller Drehung. Die Schraube sah daran — ein Riesenvogel aus der Vorwelt.

Aufwärts fleg ich wieder zu den Passagieren. Durcheinander sah ich diese branden wie die Menschenwellen einer Großstadt. Sie gingen, standen, liefen in den Straßen dieses Schiffes. Kellnertrüde wechelten. Kapellen spielten. Der Vorhang eines schwimmenden Theaters rollte auf. Schwimmbäder plätscherten im Leib des Schiffes. Tennisbälle flogen. Rennfahrer stüßten über eine Bahn.

Jede Stunde flattert die Atlantik-Zeitung aus der Presse. Männer und Frauen lesen sie in den Liegestühlen. Unaufhörlich knistern Funkenapparate. Bündelweise kommt der Strom der Telegramme durch die Lüfte.

Auf der Kommandobrücke steht ein Mann und spielt auf Klavaturen — das Hirn des Schiffes.

Ich trat an das Geländer. Es ging gegen Abend. Der Ozean flammte. Die Lüfte sangen. Eine leuchtende Stadt brauste durch

das Weltmeer. Wohin? Ostwärts? Und mit dem Lauf des Schiffes rollte diese Erde um sich selber. Ein Wettlauf.

Und mit dem Schiffe flog die Erde um die Sonne. Und im Weltraum selbst die Sonne...?

Mir schwindelte.

Oh was — war da vorn am Bug des Schiffes?

Gespensisch kam es angezogen mit geblähten Segeln. Ganz Klein sah's aus von meiner Höhe. Und sonderbar, so sonderbar.

Ein Fischerkahn? Ein Lottenboot? Nein, nein, ein Segelschiff aus alten Zeiten.

Hölzerne Geländer, Säulendreihen liefen zierlich um den Umfang. Der Mastkorb hing so unbehilflich hinterm Segel wie eine umgestülpte Glode.

Ein Mensch sah darin, ein lebender Mensch mit einer sonderbaren Tracht. Im Museum hab' ich sie gesehen und auf Silberbogen. Spanisch war sie — richtig spanisch.

Ruhig sah der Mann an den „Cyclop“ hinauf. Wie man an einem Berg hiauffhaut.

Ein Kreuz sah ich am Segel, ein spanisch Kreuz.

Und vorn am Bug sah ich etnen andern Menschen. Hochgewachsen. Das gebogene Knie auf einem Bündel Laue. Die flache Hand am Auge, zu mir aufwärtssehend.

Ich riß das Fernglas aus der Tasche. Es nützte nichts. Es war zu dunkel.

Da ging ein Blitzen über'n Himmel. Und nun sah ich das Gesicht des Mannes in einem kurzen Leuchten.

Es was Kolumbus.

Ich wollte rufen — ich wollte zu dem Kapitän — ich wollte halten lassen — ich wollte — ein Duzend Dinge wollte ich in einem Augenblick.

Und als der Mund sich wölbte zu dem Mufe, war die schlanke Brigg verschwunden. Schludte die Vergangenheit den Helden vierhundert Jahre rückwärts wieder ein.

Der Buggischt brauste aufwärts. Es sprühte leicht herauf zu mir. Drei Tropfen fielen vom Geländer:

„A —“ klatschte eine helle Siegesflut in die Tiefe, „lum — bus“ fielen Tropfen Bleies hinunter in das Wasser.

Der Mann verschwand — das Werk stand auf.

„Sag an, Kolumbus, welches war die Größe deines Werkes? Sag an, Kolumbus, was hast du empfunden, als du unsern Riesenvogel neben deinem Brigglein pflügen sahst?“

Ich fragte in die Ferne — aus mir selber stieg die Antwort: Die Tat des Mannes auf dem schemenhaften Schifflein wuchs. Wuchs und wuchs ins Riesenhafte. Wuchs aus den Wassern aufwärts, wuchs herauf zu mir. Schwoll über mich hinauf zu der



Brand eines Warenhauses in Hamborn.

Am 12. Dezember, mittags kurz nach 12 Uhr, brach in dem Warenhause Louis Klein Nachfolger ein Großfeuer aus, das binnen zwei Stunden die Warenvorräte des ersten Stadtwerks und das Mobiliar der darüberliegenden Wohnräume vernichtete.

Kommandobrücke. —
Überstarrte den
Kapitän und seine
Lafeten, auf denen
er die Melodie des
Niesenschiffes spielte.
Kletterte hinauf zum
Schornstein. Rette
unbekümmert sich
durch Qualm und
Luten. Und schoß hin-
auf in Sternenhöhe.

Weit ließ sie
unser Schiff zurück.
Und von der Spitze
seiner Lat sah jener
Mann mit dem ge-
beugten Knie auf
uns herunter, wie
ich selber vorhin auf
die Brigg.

Da erkannte ich's:
Kolumbus Ausfahrt
— ein Sprung ins
Dunkle — die un-
berechenbare Natur-
kraft ward zum

Zweikampf aufgefodert. Des „Cyclop“ Ausfahrt, unseres größten
Schiffes mit den Wunderweifen — eine vorgeschobene Route —
berechnete, ertastete Gewalt, sauber auf Papier ausgeklügelt
— freilich Niesenwerte schaffend, aber...

Die Technik blies unsere Dinge auf und machte uns selber hoch.
Lüster sind wir und Berechner, keine Helden mehr, wie du, Kolumbus.

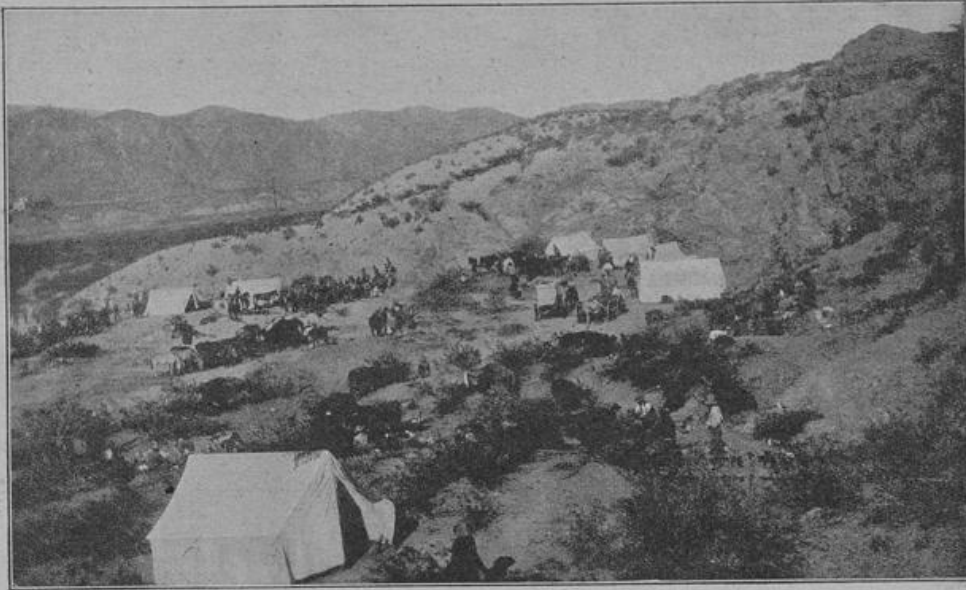
„So sind denn unsere Zeiten heldenlos geworden — sag' an, Ko-
lumbus?“ Er wies mit ausgestreckter Hand zurück ans Land. Nebel
sah ich wallen. Türen sprangen auf. Denker sah ich und Gelehrte.

Kühne Geistesblitze schossen aus der Denker Stirnen. Wie ein
Wetterleuchten luchten sie den Horizont der Menschheit ab.

In Retorten sah ich die Gelehrten. Aber Mikroskope sah ich
sie gebückt. Ihr Leben sah ich sie in Schweigen an ein Tröpfchen
hängen. In die Schanze schlugen sie ihr Herz und Leben für einen
Spatenstich am Schachte der Erkenntnis.

Da ward ich wieder froh.

Nein, deine Brüder sind nicht ausgestorben, Held Kolumbus.
Nur die Gewänder sind vertauscht.



Vom Bürgerkrieg in Mexiko: Lager bei Juarez.

Graham Bain.



Vom Bürgerkrieg in Mexiko: Angriff der Rebellen auf die Stadt Juarez.

Charles Crampus, Paris.

Rechnen.

Von Ignaz Bauer, Wien.

Jedes Kind, auf dessen geistigem Horizonte sich eben der das ABC umgebende, geheimnisvolle Schleier ein wenig zu lüften beginnt, wird mit dem Brusttone einer Überzeugung, die durch nichts erschüttert werden kann, bestärkt, daß das Rechnen eine Kunst ist, die höchst unangenehme Eigenschaften besitzt. Schon, daß diese Kunst gelernt werden muß, ist außerordentlich belästigend, da sie dadurch die freie Zeit, die mit Drachensteinen und Gräberscheiben weit angenehmer zugebracht werden kann, äußerst störend unterbricht. Dazu kommt noch der Hauptübelstand, daß jede Rechnung auch richtig sein muß, was deren rasche Erledigung außerordentlich verzögert.

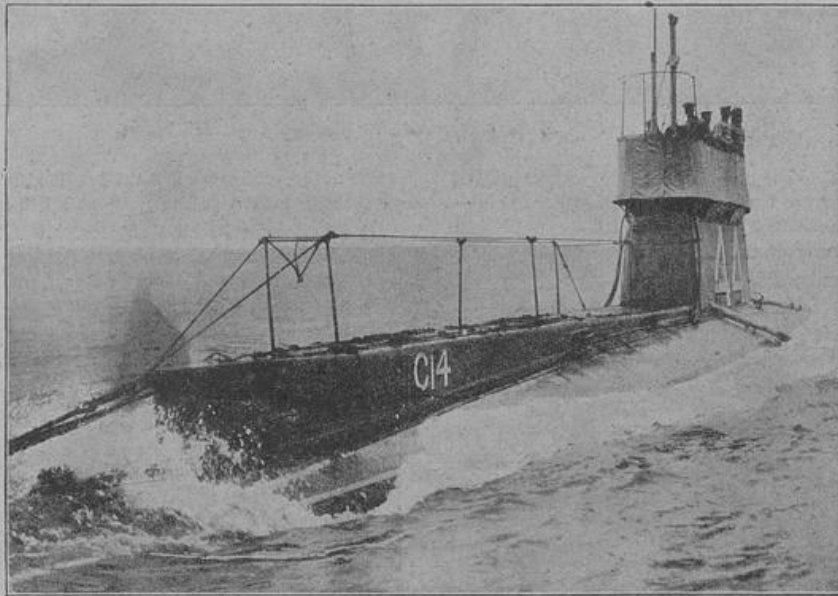
Diese Schattenseiten würden allein schon hinreichen, das Rechnen total unpopulär zu machen, wenn nicht die eine Hälfte der Menschheit erkannt hätte, daß diese Kunst zur Betadelung der andern Hälfte von eminentester Bedeutung ist. Der Weise versteht es eben, allen Unannehmlichkeiten des Lebens eine vorteilhafte Seite abzugewinnen, und so versucht er dies auch mit dem Rechnen, indem er sich das Geld seiner Nebenmenschen entweder als Börsenaner, durch sogenannte glückliche Spekulationen, oder als Zahlkassener im Verrechnungswege zu erwerben sucht. Freilich bedingen beide Fälle schon eine größere Biffengewandtheit, wo diese aber fehlt, da genügt die Gründung einer Räuberbande oder sonst eines Spar- und Vorschußvereines, um den gleichen Zweck zu erreichen. In solchen Zeiten erstickt jedoch mit der Zeit jede bessere Regierung, sie werden zu reinen Zahlenmenschen, die von nichts ergriffen werden, höchstens hie und da von der Polizei.

Die andere Hälfte der Menschen, und zwar diejenigen, die nie in ihrem Leben rechnen lernen, betrachten eine solche mißbräuchliche Anwendung ihrer Kunst als mit der Moral nicht vereinbar. Aber was ist für den wahrhaft Gebildeten die Moral? Er braucht sie nicht so notwendig wie ein Taschentuch. Wenn er den Schnupfen hat, kann er sich nicht mit der Moral die Nase rufen.

Vor der Erfindung des Geldes war das Rechnen ganz harmlos. Die Zahlenkenntnisse Adams und Evas erstreckten sich nur bis zwei, denn das erste Paar hatte es in seiner Ehe noch nicht nötig, auch noch einen Dritten in Kombination zu ziehen. Auch als sich später die Menschen leider Gottes vermehrten und dann schon mit immer größeren Ziffern gerechnet werden mußte, war das noch nicht immer kein Unglück. Ein solches wurde es erst, als das Geld auf die Welt kam.— Seit dieser Zeit dreht sich fast alles Rechnen der Menschheit um den sogenannten „schönen Wammon“ und trübt dadurch alle Genüsse, die uns das Leben bietet. Schon das gewiß harmlose Vergnügen, über die Erfolge eines guten Freundes zu schimpfen, wird uns verbittert durch die Möglichkeit drohender Geldstrafen.

Ein Mensch, der über eine höhere Bildung verfügt, wird sich ohnehin nie so weit vergessen, einem seiner Zeitgenossen Grobheiten ins Gesicht zu sagen, das ist unanständig und auch gefährlich, wenn der andere stärker ist; er wird immer, wie es der gute Ton verlangt, sein bedrücktes Gemüt hinter dem Rücken des Betreffenden erleichtern. Aber selbst dabei muß er mit dem Gelbe rechnen, das ihm die Behörde, der er doch gar nichts getan hat, zur Sühne abverlangt; hat er kein Geld, wird er noch eingekerkert.— Ist das ein Vergnügen?

Wie schwer wird nicht der ärgste Genuß, den das Leben zu bieten vermag, die Liebe, durch das leidige Rechnen nachteilig beeinflusst. Der von Körper- und Geisteschwäche strogende, unerfahrene Leibesjüngling mit den beiden Knidebeinen und der blonden Glape, der sich die uneigennützigste Liebe eines unschuldigen Ballettmädchens zugezogen hat, muß mit seinen Gläubigern rechnen, um seinen Gefühlen durch ein Armband oder sonst ein Kleidungsstück Ausdruck geben zu können.— Der Kavallerist, dem das Fechten zum Berufe geworden, er rechnet angstschweißtriefend mit dem ihm von seiner nahrhaften Geliebten am Sonntag nachmittags im Gasthause zugesteckten, ehrlich verdienten Schmutzgroßchen,



Das im Sund von Plymouth untergegangene englische Unterseeboot C 14.
Erich Benninghoven, Berlin.

und kommt zu dem furchtbaren Erkenntniß, daß der Betrag nur dann zur Bezahlung der Besche ausreichen könnte, wenn er um sechzehn Semmel weniger anlagen würde. Dazu aber ist er viel zu sehr Kavaller, und als solcher gibt er der schmorkundigen Jungfrau die heller gefüllte Börse wieder zurück, und ergreift in einem unbewachten Momente tapfer die Flucht, die üppige Maid aus den tartoffelgelegneten Gefilden Böhmens eifersüchtlos einem Schicksale überlassend,

das ihr die süßbeträufelnden Kameraden zu einem freundschaftlichen Gestalten sich sicherlich bemühen werden. Hoffen wir das Beste!

Der Librettist, der mit mehreren unfreiwilligen Mitarbeitern ein Textbuch zusammengestellt hat, wobei er ängstlich alles vermied, was dem Werke irgendwelche literarische Bedeutung verleihen könnte, nur um die Einnahme nicht zu schmälern, er rechnet auf einen Riesenerfolg, auf zahllose Hervorrufe und kolossale Tantiemen. Aber von allen diesen Erwartungen sind es bei der Premiere nur die Hervorrufe gewesen, die sich wirklich eingestellt hatten, und diesen wagte er nicht Folge zu geben, da er dabei für seine körperliche Sicherheit zu fürchten gehabt hätte.

So zeigt es sich allenthalben, daß das Rechnen durch das belagerten Vorhandensein des Geldes zu einem sehr bedauerlichen Uebelstande herangewachsen ist. Es wäre demnach die gänzliche Beseitigung des Geldes ein höchst erstrebenswertes Ziel, dem man in modernen Staaten durch wiederholte Valutaregulierungen schon bedeutend näher gerückt ist. Aber auch das noch immer vorrätige Geld ist noch vielzuviel, besonders deshalb, weil es meistens andern gehört, was man die soziale Frage nennt, die vielleicht erst dann richtig gelöst sein wird, wenn sogar die Königin eines Eitelballes im nächsten Jahrhundert nicht einmal eine Krone besitzt.

Rechnen.

Von Ignaz Pauer, Wien.

Jedes Kind, auf dessen geistigem Horizonte sich eben der das ABC umgebende, geheimnisvolle Schleier ein wenig zu lüften beginnt, wird mit dem Bruststone einer Überzeugung, die durch nichts erschüttert werden kann, befüllt, daß das Rechnen eine Kunst ist, die höchst unangenehme Eigenschaften besitzt. Schon daß diese Kunst gelernt werden muß, ist auf da sie dadurch die freie Zeit, die mit D Gräberscheiben weit angenehmer zugebracht störend unterbricht. Dazu kommt noch der S Rechnung auch richtig sein muß, was deren rden sich verzögert.

Diese Schattenseiten würden allein schon total unpopulär zu machen, wenn nicht die e heit erkannt hätte, d diese Kunst zur Betade von eminentester Bedeutung ist. Der Weise Unannehmlichkeiten des Lebens eine vorte gewinnen, und so versucht er dies auch mit dem Rechnen, indem er sich das Geld seiner Nebenmenschen entweber als Börseaner, durch sogenannte glückliche Spekulationen, oder als Zahlsteller im Berechnungswege zu erwerben sucht.

Freilich bedingen beide Fälle schon eine größere Zifferngewandtheit, wo diese aber fehlt, da genügt die Gründung einer Räuberbande oder sonst eines Spar- und Vorschußvereines, um den gleichen Zweck zu erreichen. In solchen Zeiten erstirbt jedoch mit der Zeit sie werden zu reinen Zahlenmenschen, die werden, höchstens hier und da von der Poli Die andere Hälfte der Menschen, und z in ihrem Leben rechnen lernen, betrachten ein Anwendung ihrer Kunst als mit der Moral was ist für den wahrhaft Gebildeten die Moral so notwendig wie ein Taschentuch. Wenn kann er sich nicht mit der Moral die Nase Vor der Erfindung des Geldes war das Die Zahlenkenntnisse Adams und Evas erste denn das erste Paar hatte es in seiner Ehe noch einen Dritten in Kombination zu ziehen die Menschen leider Gottes vermehrten und größeren Ziffern gerechnet werden mußte, war das noch nicht immer kein Unglück. Ein solches wurde es erst, als das Geld auf die Welt kam.— Seit dieser Zeit dreht sich fast alles Rechnen der Menschheit um den sogenannten „schönen Mammon“ und trübt dadurch alle Genüsse, die uns das Leben bietet. Schon das gewiß harmlose Vergnügen, über die Erfolge eines guten Freundes zu schimpfen, wird uns verbittert durch die Möglichkeit drohender Geldstrafen.



Das im Sund

Ein Mensch, der über eine höhere Bildung verfügt, wird sich ohnehin nie so weit vergessen, einem seiner Zeitgenossen Grobheiten ins Gesicht zu sagen, das ist unanständig und auch gefährlich, wenn der andere härter ist; er wird immer, wie es der gute Ton verlangt, sein bedrücktes Gemüt hinter dem Rücken des Betroffenen erleichtern. Aber selbst dabei muß er mit dem Gelde rechnen, das ihm die Behörde, der er doch gar nichts get hat, zur Sühne abverlangt; hat er sein Geld nicht er noch einget. — Ist das ein Vergnügen? Ist das nicht der ärgste Genuß, den das Leben zu Liebe, durch das leidige Rechnen nachteilig n Körper- und Geisteschwäche strogende, unerig mit den beiden Kniebeinen und der blonden uneigennütige Liebe eines unschuldigen Ballett n hat, muß mit seinen Kläubigern rechnen, n durch ein Armband oder sonst ein Kleidungs zu können. — Der Kavallerist, dem das Fechten then, er rechnet angstschweißtriefend mit dem ahrrhaften Geliebten am Sonntag nachmittags efspekten, ehrlich verdienten Schmutzgroßchen, und kommt zu dem furchtbaren Erkenntnisse, daß der Betrag nur dann zur Bezahlung der Besche ausreichen könnte, wenn er um sechzehn Semmel weniger anlagen würde. Dazu aber ist er viel zu sehr Kavaliere, und als solcher gibt er der schmerzlundigen Jungfrau die hellergefüllte Börse wieder zurück, und ergreift in einem unbewachten Momente tapfer die Flucht, die üppige Maid aus den Kartoffelgesegneten Gefilden Böhmens eiferjuchlos einem Schicksale überlassend,



Unterseeboot C 14.

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN Gray Scale

A 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

R G B R G B W G K C Y M

spielenden Kameraden zu einem freundlichen zu lich bemühen werden. Hoffen wir das Beste! der mit mehreren unfreiwilligen Mitarbeitern mengest—elt hat, wobei er ängstlich alles verete irgendwelche literarische Bedeutung verleihen Einnahme nicht zu schmälern, er rechnet auf einen zahllose Hervorrufe und kolossale Tantiemen. sen Erwartungen sind es bei der Premiere nur esen, die sich wirklich eingestellt hatten, und diesen he zu geben, da er dabei für seine körperliche ten gehabt hätte. ch allenthalben, daß das Rechnen durch das beanden sein des Geldes zu einem sehr bedauererangewachsen ist. Es wäre demnach die gänzlche Vereitigung des Geldes ein höchst erstrebenswertes Ziel, dem man in modernen Staaten durch wiederholte Valutaregulierungen schon bedeutend näher gerückt ist. Aber auch das noch immer vorrätige Geld ist noch vielzuviel, besonders deshalb, weil es meistens andern gehört, was man die soziale Frage nennt, die vielleicht erst dann richtig gelöst sein wird, wenn sogar die Königin eines Eliteballes im nächsten Jahrhundert nicht einmal eine Krone besitzt.